



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

IVAR
HERMES

Digitized by Google

S e r m e s

oder

Kritisches Jahrbuch der Literatur.

Zweites Stück

für

das Jahr 1823.

Nr. XVIII der ganzen Folge.

Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 10 Thlr. und eines
einzelnen Stücks 5 Thlr.

Leipzig:
J. A. Brodhaus.

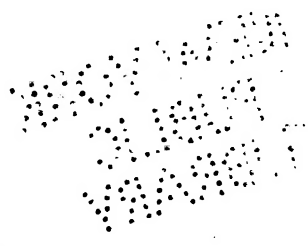
1823.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

1911

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO



I n h a l t.

	Seite
I. Valentini, Abhandlung über den Krieg, in Beziehung auf große Operationen, mit Rücksicht auf die neuern Kriege.	1
II. v. Hoff's, Cuvier's, Link's und Krüger's Schriften über die Umwelt. Erste Abtheilung.	88
III. Friedrich Schlegel's Werke. Erster und zweiter Theil: Geschichte der alten und neuen Literatur.	146
IV. Neue Criminalgesetzgebung in dem nordamerikanischen Staate Louisiana.	188
V. Aedes Althorpianae; or an account of the mansion, books and pictures at Althorp, the residence of George John Earl Spencer, K. G. To which is added a supplement to the bibliotheca Spenceriana. By the rev. Thomas Frognall Dibdin.	242
VI. Gries und Streckfuß Uebersetzungen von Lasso's befreitem Jerusalem. Von Wilhelm Müller.	261
VII. Englische Colonial-Politik, besonders in Ansehung der westindischen Zucker-Inseln.	301

	Seite
VIII. Neueste Schriften über Nachdruck und Verlagsrecht. Von J. F. Fries.	321
IX. Ueber die französische Tragödie. Mit besonderer Rücksicht auf das „Classische Theater der Franzosen;“ übersetzt von Deu- cer.	345
X. Quintessenz über die Wunderversuche des Fürsten von Ho- henlohe.	365
XI. Politische Herzensergießungen eines Laien, veranlaßt durch des Freiherrn H. C. C. von Gagern	
1. Die Resultate der Sittengeschichte: 1) Die Fürsten. 1808. 2) Die Fürnehmen oder Aristokratie. 1812. 3) Demokratie. 1816. 4) Politik oder der Staaten Verfassungen. 5 und 6) Freundschaft und Liebe. 1822.	
2. Der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staats- recht und Politik. 1 und 2. 1822.	377

S e r m e s.

Zweites Stück von 1823.

Nr. XVIII

der ganzen Folge.

I.

Abhandlung über den Krieg, in Beziehung auf große Operationen, mit Rücksicht auf die neuern Kriege. Erster Band, von dem Generalmajor Freiherrn von Valentini. Mit vier und zwanzig Planen. Berlin, im Verlage bei J. B. Boldt. 1821. XXIV. u. 440 S. gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Es ist in unsern schreibelustigen Tagen nachgerade Gebrauch geworden, daß über militairische Wissenschaften fast mehr von Männern herausgegeben wird, welche nie Soldaten gewesen, als von Männern vom Fache. Wenn über Jurisprudenz, Arzneikunde u. s. w. ein Laie schreibe, man würde ob der Anmaßung erstaunen; allein über Kriegswissenschaft, da ist es gleichsam an der Tagesordnung, und selbst Theologen verschmähen es nicht, die Geheimnisse der Schlachtfelder dem Publicum zu offenbaren. Der Grund dieser Reckheit ist allein in der Stellung zu suchen, welche die Militairwissenschaft — eigentlich hier die Kriegsgeschichte — in der öffentlichen Welt einnimmt. Jedermann nimmt Theil an den großen Welthändeln, liest Zeitungen und interessirt sich demnach mittelbar für Politik und Kriegswesen; denn das sind ja die zwei Hauptquellen, aus denen jene bestehen und diese schöpfen. Nun fehlt es nicht, daß dieser und jener Lernbegierige denken mag: „wer lehrt, lernt,“ und auf diese Weise manches militairische wie politische Werk entsteht. Ausgebreiteter aber, als in den Grenzen der Lehre, tummeln sich solche Schriftsteller auf dem Felde der Kriegsgeschichte. Einige Bulletins, Schlachtberichte und Angabe der Hauptquartiere sind ihrem Geiste, unterstützt von etlichen Landkarten, genug, diese oder jene Geschichte des Kriegs zu componiren. Wir sind geneigt, diese Gattung von Schriften mit den gewöhnlichsten Romanen in Eine Kategorie zu stellen; denn wenn sie auch die Phantasie angenehm beschäftigen, so ist doch schon die Zeit zu bedauern, welche

man bei ihrer Lesung geradezu verliere. Zum Licht der Erkenntniß und der Wissenschaft wird man durch dieselben nicht geführt, aber immer hinter dasselbe. Deshalb ist es mit vollem Rechte dem wirklich denkenden Freunde des Soldatenstandes, wie dem Militär selbst, eine erfreuliche Erscheinung, wenn einmal ein Werk über seine so problematische Wissenschaft an das Licht tritt, das ein Mann schrieb, der dazu, als Praktiker wie als Theoretiker, die volle Competenz hat. Dies ist ohne Frage mit dem gegenwärtigen der Fall. Der Gen. von Valentini hat, mit Ausnahme des gegen Rußland, alle Feldzüge seit dem Jahre 1806 mitgemacht. In gedachter Zeit war er schon als Hauptmann im Generalstabe bei dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, befand sich 1809 im Gefolge des Erzherzogs Karl von Oestreich, focht, so viel wir wissen, darauf als russischer Volontair gegen die Türken und bekleidete in dem letzten Freiheitskriege die ausgezeichnete Stelle eines Chefs vom Generalstabe bei dem ruhmvoll bekannten Grafen Bülow von Dennewitz. Aber eben so versucht finden wir ihn als Kriegsschriftsteller. Von ihm ist die viermal aufgelegte, zuerst 1799 erschienene „Lehre vom kleinen Krieg,“ ein Buch, das Epoche gemacht hat und sich billig in den Händen aller jüngern Officiere befinden sollte, die mit Liebe an ihrer kriegerischen Ausbildung arbeiten. Er hat ferner den bekannten „Versuch einer Geschichte des Feldzugs 1809 an der Donau“ geschrieben, der, mit Sachkenntniß und Gründlichkeit abgefaßt, ein nicht unwichtiger Beitrag zur Aufklärung jener merkwürdigen Kriegsergebnisse ist. — Wir glauben unsern Lesern hierdurch den Beweis für die oben erklärte Competenz des Generals geliefert zu haben. Dennoch müssen wir bemerken, daß das bisher auf dem Fesle der Theorie Geleistete immer nur entweder Lehre eines Zweiges, oder Unterabtheilung von der Kriegsführung, oder Beschreibung und Erläuterung geschehener Dinge war, und das Größere, der wahre Grund-, ja besser Schlussstein, noch fehlte. Jetzt und im vorliegenden Werke, das auch noch den Titel führt: „Die Lehre vom Kriege. Zweiter Theil. Der Krieg im Großen. Erster Band.“ ist diese Lieferung versucht worden; denn wir erkennen als das Erste und Letzte, als das, worauf alles ankommt, woraus es entsteht und wohin es zurückgeführt wird, die Lehre von der Kunst, den Krieg selbst zu führen. Es versteht sich, daß eine solche nicht in das Einzelne jedes Zweiges gehen und z. B. daran, wenn der Festungskrieg berührt wird, gezeigt werden kann, wie man Festungen regelmäßig angreift und vertheidigt (denn das ist eine Subdivision und zur Fortification gehörig), sondern daß sie nur die Umrisse des gewaltigen Ganzen darstellt und unmittelbar aufführt, was der Oberfeldherr wissen muß. Hören wir daher zuvörderst, von welchem Standpunkte der Verfasser sein Werk betrachtet, um daraus entneh-

men zu können, was und wie wir es zu erwarten haben. „Sie soll (diese Lehre) nicht durch Raisonnement, sondern aus der Erfahrung verschiedener Zeiten beweisen, daß nicht eben ein Menschenalter, noch tiefes Studium, noch fortwährende Uebung nöthig sind, um Feldherr zu seyn, sondern gesunde Vernunft, in der freien Natur geschärfter Blick und Kenntniß des praktischen Lebens ausreichen, um Kriegsvolk (mit Erfolg) gegen den Feind zu führen.“ Gen. v. Valentini setzt also das Wesen des Feldherrn in reine Vernunft, guten Terrainblick und Lebenserfahrung, wozu wohl ganz besonders mit Menschenkenntniß gehört. Die Geschichte aller Zeiten belegt, daß er Recht hat. Seine Schrift macht nach dem eben Angeführten also durchaus nicht auf System Anspruch; denn wo z. B. gäbe es ein System des praktischen Lebens? Gerade im Gegentheil scheint sie der sogenannten wissenschaftlichen Kriegsbildung, die so oft in Ver- und Ueberschrobenheit ausartet, entgegenzuarbeiten und zu zeigen, daß es im Kriege mehr noch auf das Können, als auf das Wissen, ankommt, und letzteres, soll es Frucht bringen, so mit der Thatkraft verwebt seyn muß, daß ein gewisser glücklicher Tact, der wahre Genius großer Heerführer, auch der Regel nicht gedenkend, das Richtige zu thun, daraus hervorgeht. Auch in dieser Behauptung steht die Erfahrung von Jahrhunderten dem Verfasser zur Seite, denn von Julius Cäsar bis auf Gustav Adolph und von diesem bis auf Blücher und Wellington war es die Thatkraft und nicht die Wissenschaft, welche Schlachten gewann. Man würde falsch verstehen wollen, wenn daraus der Schluß gezogen werden sollte, daß Kenntniß und Wissenschaft der Sache schaden; und eben so wäre es unrichtig, zu sagen: Julius Cäsar, Napoleon waren wissenschaftliche Männer, also haben sie durch die Wissenschaft gesiegt. Es soll vielmehr darunter verstanden werden, daß Heerführer ohne Genie niemals durch die Wissenschaft, wohl aber Heerführer ohne Wissenschaft mit Genie siegen werden. Dies Genie aber, im Kriegssinne genommen, ist nichts andres, als jener Verein der oben angezeigten drei Eigenschaften. Von diesen darf keine fehlen, und in je größerer Potenz sie sich vorfinden, desto gewaltiger wird der Kriegsfürst seyn. Die Vernunft wird unsern Feldherrn richtig urtheilen und schließen, also des Feindes Absicht errathen und dagegen die eignen Maaßregeln nehmen lassen; der Blick wird ihm das günstige Schlachtfeld für sich und des Gegners Schwäche zeigen; die Kenntniß des praktischen Lebens ihn seine Gehülfen glücklich wählen und jedem besonders die Stelle, an welcher er am tauglichsten ist, anweisen lassen. Man glaube doch ja nicht, daß sich viele Soldaten und überhaupt selbst Menschen finden, welche die erwähnten Vorzüge zusammen besitzen. Den einen oder andern wohl oft, aber vereinigt gewiß höchst selten, und auch dann, wenn

es wäre; wörd ihnen das Glück noch seltener so leuchten, daß sie gerade zu der obersten Heerführerstelle gelangen. Und wer soll vor abgelegter Probe, also im Kriege, entscheiden, ob der Gewählte auch wirklich der Wahl entspricht? Was sind alle Uebungen im Frieden, alle Manoeuvres, alle Paraden, so geradlinig und gepußt sie dargestellt und ausgeführt werden mögen, gegen ein einziges Ernstgefecht? Der Krieg ist nur im Kriege darzustellen und das, was den Krieg ausmacht, ist nur in ihm zu zeigen und zu begreifen. Alle größere Friedensübungen können bloß dienen, den Soldaten marsch- und lagergeübt zu machen und Bataillons- und Regimentsführern in Handhabung ihrer Truppe Gewandtheit zu geben; sonst wird dabei, mit schweren Kosten, nichts Reelles geleistet, dagegen aber viele schädliche, unrichtige, verkehrte und pedantische Ideen bei Jung und Alt in Umlauf gebracht. So, um nur ein Beispiel von hunderten zu erwähnen, wird bei einem Manoeuvre festgesetzt, daß beim Zusammentreffen zweier gegenseitiger Parteien die schwächere — und wäre sie nur zehn Mann weniger — weichen muß. Dies ist natürlich, denn bei der Uebung kann nicht der Muth entscheiden und eine Norm muß doch angenommen werden. Aber ist dies ein Bild des Krieges? Gibt ein solcher Grundsatz nicht wenigstens dem gemeinen und noch unerfahrenen Soldaten die schädliche Ueberzeugung, daß er bei der Mehrzahl dieser allemal weichen und sie keineswegs durch Entschlossenheit und persönliche Tapferkeit aufwiegen, ja oft übertreffen könne? — — Doch wir kehren zu unserm Gegenstande zurück, und indem wir die Lehre des Kriegs im Großen, wie sie der Gen. v. B. aufstellt, jetzt in möglichster Kürze, dem Werke folgend, darlegen wollen, nehmen wir uns zugleich vor, da die Sache selbst spricht, nur dann unsre eigne Meinung zu äußern und sie dabei zu belegen, wo diese von der des Verfassers abweichend seyn sollte. Wir werden uns, indem wir referiren, mehrentheils der Worte des Autors bedienen, nur dem dormaligen Zwecke angemessen, gebrängter, manchmal in anderer Folgereihe und bloß des Hauptsächlichsten gedenkend, unbeschadet des Sinnes, auf den es doch vorzüglich ankommt. Dabei sey die Bitte geäußert, nicht zu vergessen, daß hier immer nur vom Kriege im Großen die Rede ist und daß daher nichts erwähnt werden kann, was nicht unmittelbar für die Kenntniß oder Berücksichtigung des Oberfeldherrn gehört. Ist die Wissenschaft, als solche, diesem sehr entbehrlich, so ist dies in manchem Zweige bei den andern Generalen nicht derselbe Fall, und es würde, um es kurz auszudrücken, ein General der Artillerie ohne Geschüßwissenschaft so unbrauchbar in seinem Posten seyn, als ein Chef des Generalstabs es, der nicht deutlich sprechen, schreiben und schnell topographische Charten — um den Ausdruck zu gebrauchen — lesen könnte.

Das Werk enthält außer der Einleitung vier Hauptabschnitte. Der I. Erklärungen und Beschreibungen vom Kriege, faßt drei Unterabtheilungen, als: 1) vom Kriege überhaupt; 2) Operationslinie und Basis; 3) von der Armee und Schlachordnung, in sich. II. Stellungen und Vertheidigungslinien. Hierunter: 1) Erklärungen und Regeln; 2) Stellungen- oder Lagerkunst (Castrametation); 3) Ursprung des Cordonsystems und Periode desselben; 4) Stellungen in den neuern Kriegen; 5) Läger und Quartiere; 6) Uebergang über Ströme und Flüsse. III. Von Märschen und Operationen. 1) Allgemeine Regeln; 2) Märsche vorwärts; 3) Rückzüge; 4) Pflichten der Avant- oder Arriergarde bei dem Marsche und den Operationen einer Armee; 5) Seiten- oder Flankenmärsche; 6) Fälle, wo man nur in einer Colonne marschiren kann; 7) Marschläger; 8) Marschquartiere; 9) Verpflegung auf dem Marsche; 10) Marsch der Convoys; 11) Märsche und Operationen nach Raum und Zeit. IV. Von Schlachten und Operationen. 1) Frühere Periode, Friedrich der Große; 2) der Revolutionskrieg und Napoleon Buonaparte; 3) Blücher und Wellington; 4) Resultate; 5) Schlachten und Operationen nach ihrem Zweck. Diese kleinern Abschnitte sind wieder in durch das Buch fortlaufende Paragraphen getheilt, welche genau unter einander zusammenhängen, und deren näheren Nachweis das Inhaltsverzeichnis gibt. Die 24 Pläne sind am Ende hinzugefügt und dienen dazu, das Gesagte näher zu erläutern. Daher sind es oft eben sowohl bloße elementar-taktische Figuren, als auch wieder Darstellungen großer Schlachten oder strategischer Bewegungen. Wo es möglich war, hat der Verfasser Gegenstände aus der Wirklichkeit und mehrertheils vom siebenjährigen und den letzten Kriegen entlehnt. Diese Pläne machen auf keine Schönheit Anspruch, sie erfüllen aber durch Deutlichkeit ihren Zweck vollkommen.

In der Einleitung wird die allerdings unrichtige, aber sehr allgemeine Ansicht bekämpft, daß man aus den Feldzügen großer Heerführer ein System der Kriegskunde ableiten könne, welches der Kriegsführung eine gewisse Zuverlässigkeit gebe. Diese Ansicht, sagt G. v. B., kam zuerst durch die sogenannten gelehrten Feldzüge eines Condé, Turenne, Luxemburg u. s. w. auf, sie befestigte sich aber erst recht nach den Erfolgen, die Friedrich II. im siebenjährigen Kriege gehabt, und verleitete die Franzosen, in den taktischen Exerciergrundsätzen des Generals Saldern, die ihnen ein preussischer Fähnrich überbrachte, das Arcanum zu erblicken, durch welches man Schlachten gewinne. Noth und Klugheit brachten im Revolutionskriege ein gerade entgegengesetztes Verfahren hervor; das Cordonsystem entstand, das übertriebene Werthlegen auf Terrainbeschaffenheit, und schon erzeugte sich der Glaube, daß Schlachten im großen Styl

nicht mehr geliefert würden, sondern die echte Kunst in bloßen Vorpostengefechten und strategischen Bewegungen liege. Der Erzherzog Karl zeigte zuerst wieder, daß getheilte Macht nicht gegen vereinte aushält und große Erfolge nur durch große Maaßregeln zu erreichen sind. Buonaparte's colossale und schlagtenreiche Feldzüge bestätigten auf eine ungeheure Weise diese Wahrheit und gaben wieder einem andern, dem neuesten System sein Entstehen, einem System, das General Jomini in dem *Traité des grandes opérations militaires* besonders bekennt, und in welchem er gleichfalls, wie alle Frühere, endlich feste Regeln für die Zukunft aufgestellt zu haben vermeint. Aber gerade dies stete Aendern aller Grundsätze beweist am offenbarsten und eindringlichsten, daß es ein System des Kriegsführens nicht gibt und nach der Natur der Sache nicht geben kann. Damit soll jedoch keineswegs gesagt seyn, daß es nicht gewisse Regeln gebe, deren Vernachlässigung oder Unkenntniß sich schwer rächen würde; allein in ein folgerichtiges System lassen sie sich nicht zwingen, sie modificiren sich jeden Augenblick anders und können, wenn ihre Anwendung gestern heilbringend gewesen, schon heute verberblich seyn. Die gesunde Vernunft kann deren Zulässigkeit und die Art ihrer Anwendung einzig bestimmen, und sie ist es auch, die selbige im Nothfall schon von sich selbst findet. Warum aber dennoch in allen Kriegen so oft sich Fehler ereignen? Weil das Befolgen oder die Modification der Regel richtige Beurtheilung aller Umstände voraussetzt, man jedoch nur selten alle Prämissen weiß, um daraus einen gewissen Schluß zu bilden; weil zum Ueberlegen wenig Zeit ist und der Drang der Verhältnisse oft Sinne und Geisteskraft befängt und abhält, gleich schnellen wie richtigen Entschluß zu fassen. Wir hätten hier noch den Zusatz gewünscht: weil der Oberfeldherr nicht zugleich überall seyn kann, und durch Fehler und Mißverständnisse der untergeordneten Heerführer der nöthige Einklang oft leidet. Indem nun in dieser „Lehre vom Kriege“ auf die gesunde Vernunft verwiesen wird, so muß auch dieser ein Stoff gegeben werden, an welchem sie sich äußern kann. Es ist derselbe die Erfahrung. Mit den glänzendsten Geistesgaben, doch ohne Kenntniß des Erbbodens, der Waffen und der Menschen, auf und durch die man wirken soll; ohne Bekanntschaft mit alle dem Großen und Kleinen, das auf die Menge Einfluß hat und zu ihrer Erhaltung und Belebung gehört, wird man, in den Krieg versetzt, sich in einer fremden Region befinden und mit einem falschen Maaßstabe messen. Jene Kenntniß nun, wie sie im Kriege selbst erworben wird; eröffnet, als erstes Hauptstück, das Werk. Durch sie führt uns der Verfasser zu den allgemeinen Regeln der Taktik und Strategie, in den Stellungen, Vertheidigungslinien, Marschen und Operationen bis auf das Schlachtfeld, wo

der Knoten aller Operationen und Combinationen gelöst oder zerhauen wird. Wir wollen diesen Weg nunmehr antreten.

I. Erklärungen und Beschreibungen vom Kriege. Der Gen. v. Val. hatte die Absicht, diesem Capitel den Titel zu geben: „wie es im Kriege zugeht,“ wenn er nicht gefürchtet hätte, der Ausdruck möchte zu trivial erscheinen. Zuerst kommt der Zweck des Krieges in Betrachtung. Er ist entweder Eroberung von Seiten unserer, oder Behauptung des inne habenden Landes. Hiernach zerfällt er in den Angriffs- oder Vertheidigungs-Krieg. Der Feldherr, welcher den ersten Krieg führt, überschreitet die Landesgrenze, sucht die Armee des Gegners auf feindlichem Gebiete auf, um ihr eine Schlacht zu liefern, oder zwingt sie zum Rückzuge vor derselben durch Bewegungen gegen ihre Flanke und Rücken. Kann er sie vor oder durch die gewonnene Schlacht von ihren Hülfquellen abschneiden, so ist sein Sieg entscheidend. Hierin lag Napoleons Stärke. In dem auf diese Weise eroberten Landstriche setzt er sich fest durch gewählte Stellungen, Befestigungen und Einrichtungen, welche ihm die Gemeinschaft mit dem eignen Lande sichern und das Volk im feindlichen im Zaume halten. Seine Armee ernährt er von den Mitteln und dem Ertrage des Landes und bereitet die Verpflegung und Ergänzung der Kriegsbedürfnisse aus anzulegenden Magazinen vor, um ihr das Nothwendige dahin nachzuführen, wo das Requisitionssystem nicht ausreichen sollte. Bei gewissem entscheidenden Uebergewicht an Streitkraft oder Güte der Truppen dürfte der angreifende Feldherr mit Kraft und festem Willen, auf das vorgesteckte Ziel loszugehen, und mit gesundem Sinne und Kampfluft ausreichen. Dem Vertheidiger dagegen muß Schlaueit zu Gebote stehen: er muß Löwe und Fuchs zugleich seyn. Nur von der Zeit ist Verbesserung seiner Lage zu erwarten. Hülf von Verbündeten oder Fortschritte, die ein anderer Theil unserer Kriegsmacht in andern Gegenden machte, Theilung der feindlichen Kräfte u. s. w. führen ein Gleichgewicht herbei und setzen in den Stand, mehr oder weniger die Offensive zu ergreifen. Wie die strengere Jahreszeit durch ihr Herannahen oft Hindernisse, zumal bei Einnahme von Festungen, hervorbringt und den Eingekengten so ohne sein Zuthun befreit, so hilft der einbrechende Abend zu Zeiten ein unglückliches Gefecht, das wir liefern, beendigen, ohne den Nachtheil, den fortbauern des Tageslicht darüber verbreiten würde, und wir sehen in diesem vergleichenden Belspiele, wie das Kleine sich im Großen im Kriege wiederholt. Zeit zu gewinnen, das ist die Hauptregel für den vertheidigenden Feldherrn; durch feste Stellungen, durch blasse Postengefechte, durch Seitenbewegungen, durch Schnelligkeit der Märsche muß er seine fehlende Anzahl zu vermehren und des Gegners voller Kraft auszuweichen, sie abzuleiten wissen. Aus dem

Gesagten ergibt sich, daß, wie S. 11. der Verfasser sich ausdrückt, es wohl schwerer seyn möchte, einen Fabius, Lurenne (Wellington doch auch?), als Attila und Buonaparte, in ihrer Glücksperiode, zu erreichen. Dennoch hat der Letztere auch Beweise des Talents, mit schwachen Kräften den Vertheidigungskrieg zu führen, im Feldzuge 1814, vorzüglich zwischen der Seine und Marne, an den Tag gelegt. Als ein Muster geschickter Defensivführung v. B. die des Vicekönigs von Italien im Jahre 1813 auf. Obgleich er an Streitkräften eben nicht schwächer seyn möchte, als die vereinigten Corps von Wittgenstein und York, vor denen er sich über die Elbe bei Wittenberg und Magdeburg hatte ziehen müssen, so nöthigten ihn doch die Umstände und die Zusammensetzung seiner aus theils unerfahrenen, theils vom Winterrückzug noch nicht völlig hergestellten Truppen, jedes entscheidende Gefecht bis zu Napoleons wiederkehrender Offensive zu vermeiden und bis dahin die Verbündeten an der Elbe zu beschäftigen. Als diese im Begriff waren, bei Dessau den Strom zu überschreiten, ging der Vicekönig von Magdeburg aus vor, eine Offensive auf Berlin vorzuspiegeln, wodurch die Corps von Wittgenstein und York in der ihrigen unterbrochen und veranlaßt wurden, mit Bülow vereinigt, sich auf dem rechten Elbufer gegen Magdeburg hin dem Vicekönig entgegenzuwerfen, der bei Möckern und Danigko, wo die Straßen von Berlin und Wittenberg sich einander nähern, in einer durch Bäche und Moräste gesicherten Stellung ein Gefecht annahm, sich aber zu rechter Zeit, ehe es zu großer Entscheidung führte, auf Magdeburg wieder über die Elbe zurückzog. Einige Tage kostbarer Zeit hatte er durch die Demonstration und das nicht entscheidende Gefecht gewonnen, welches doch geeignet war, seine Truppen mit demselben bekannt zu machen. Als die Verbündeten endlich wirklich bei Dessau über die Elbe gingen, setzte sich der Vicekönig hinter der Saale. Bernburg und Kalbe hatte er besetzt, ein Corps bei Aschersleben etablirt, und sich dadurch den Rückzug nach dem Harz gesichert. So konnte seine Verbindung mit der Hauptmacht Napoleons, die vom Rhein und Main auf Thüringen in Anmarsch war, von den Verbündeten nicht leicht abgeschnitten werden; denn er würde, wenn diese mit Macht über Aschersleben oder weiter oberhalb vorgebrungen wären, die untere Saale, längs welcher sein linker Flügel sich ausdehnte, ohne Zweifel zu rechter Zeit verlassen und sich nach der Richtung seines rechten zurückgezogen haben. Durch geschickte Benützung mehrerer Posten am Saalufer, in denen die leichte Cavallerie der Verbündeten seinen Conscripten nichts anhaben konnte, wußte er diese mit der Gefahr bekannt zu machen. Punkte, die ihm gefährlich werden konnten, z. B. den Saalübergang bei Aschersleben, ließ er nicht in den Händen der Verbündeten und wandte da zu rechter Zeit Uebermacht an. In-

dem er bald dort, bald zu Wettin, bald vorwärts Bernburg überlegene Streitkräfte zeigte, hielt er seine Gegner stets in der Erwartung, angegriffen zu werden, und veranlaßte sie, ihre Macht auf den drei Hauptpunkten Cöthen, Jörbzig und Dessau zu concentriren.

Nach diesem Beispiele geht der Verf. zu der Operationslinie und Basis über. Der Entwurf, die Anordnung zu dem allgemeinen Zweck des Krieges oder Feldzuges heißt der Operationsplan; die Richtung, nach welcher die Armee, jenem gegebenen Zweck gemäß, sich bewegt, heißt die Operationslinie, oder, nach Maafsgabe der verschiedenen Verhältnisse, auch Zufuhr- oder Rückzugslinie. Es ist unmöglich, daß eine Armee im Felde alle ihre Bedürfnisse mit sich führe, dazu würde ein ungeheurer Zug von Wagen erforderlich seyn. Und gesetzt auch, es wäre möglich, diese zu haben und zu unterhalten, so würde dieser Train jeder Bewegung der Kriegsmacht hinderlich seyn, Unordnung verbreiten und über lang oder kurz vom Feinde angegriffen und ganz oder nach und nach theilweise aufgerieben werden. Dennoch aber kann die Armee nicht ausschließlich vom Lande versorgt werden, weil der Feind dagegen Hindernisse machen wird und übrigens auch die Mittel nicht für die Dauer ausreichen. Daher ist es nöthig, gewisse Plätze — Waffenplätze genannt — anzulegen, wo Munition, Lebensmittel, Waffen und Ersatzmannschaft aufgehäuft und zu seiner Zeit auf die Operationslinie nachgeführt werden. Zu dergleichen Punkten nimmt man gern Festungen oder doch solche besetzte Orter, daß sie gegen einen Anlauf hinlänglich gesichert sind, weil außerdem diese Magazine, von denen die Operationen abhängig werden, jeder feindlichen Streiferei ausgesetzt seyn würden. Es geht daher jede Operationslinie von einem festen Punkte aus nach einem Objecte, welches bei jeder Operation natürlich vorausgesetzt werden muß und sich für den angreifenden Theil genau bestimmen läßt. Im Vertheidigungskriege muß die Operationslinie von der Armee ab rückwärts nach dem Innern des Landes gedacht werden und sich ebenfalls auf einen festen Platz gründen; sie ist aber nicht so sicher zu bestimmen, weil man hier von den Maafregeln des Gegners abhängig wird. Die Operationslinie des Vertheidigers wird nach der Natur der Sache kürzer, als die des Angreifers, seyn. Wenn nun mehrere große Festungen mit einer gegen das Object gerichteten Operationslinie beinahe rechtwinklich und also neben einander mehr oder weniger weit entfernt liegen, so erleichtert dies die Operationen außerordentlich und sichert selbige. Denn theils kann der Armee das Kriegsbedürfniß, je nachdem sie steht oder die Umstände es erheischen, aus verschiedenen Orten nachgeführt werden, theils kann jene ihre Operationslinie ändern und zu mancher Unternehmung schreiten, die ihr außerdem unausführbar oder doch höchst gefährlich

werden könnte. Eine solche Festungslinie nun nennt man eine Basis. Doch wird auch vom eignen Lande, von dem man bei dem Kriege ausgegangen, gesagt: es ist die Basis, weil es unsere Operationen auch ohne Festungen unterstützt und wir nicht gern von demselben abgeschnitten werden, daher wohl basirt sind, so lange wir noch die freie Communication mit selbigem haben. Bei dieser Gelegenheit zeigt S. 19. Gen. v. B. den Fehlschluß, welchen der bekannte Schriftsteller Bülow im Geiste seines neuern Kriegssystems hinsichtlich des Operationstriangels und der umfassenden Basis gemacht, indem er bei seinen geometrischen Constructionen weder auf Maaß und Entfernung, noch auf die geographische Beschaffenheit Rücksicht genommen. Wenn aber der Verf. es Bülow auch mit zum Vorwurf macht, daß er die natürlichen Folgen der Gefechte nicht berücksichtige, so können wir hierin ihm nicht, sondern müssen Bülow beistimmen, indem bei Aufstellung einer kriegerischen Behauptung auf den Erfolg des Kampfes in der Theorie schon deshalb keine Rücksicht genommen werden kann, weil derselbe niemals voraus zu bestimmen ist. Vielmehr schließen wir uns der darauf weiter folgenden und mit einem Beispiele belegten Rüge an, die sich auf eine jener vermeintlich entscheidenden Dreiecksfügungen bezieht, und finden mit dem General die bisherige Ueberlegenheit der Franzosen in Deutschland nicht in Winkeln und Schenkeln, sondern im Besitze der Festungen des Rheinstroms, der es ihnen erlaubte, so oft es beliebte, mit Sicherheit die Grenzen zu überschreiten und im unglücklichsten Fall ihren Rückzug gedeckt zu sehen. Die Mittel, eine Operationslinie zu sichern, sie bedingten Falles zu verändern, wenn sie vom Feinde durchschnitten wird, mit Beispielen aus den Jahren 1792 und 1814 belegt, die Bestimmung der möglichen Länge einer Operationslinie enthält, von S. 21 — 32, §. 11 — 15.

In den Festungen erkennt der Verf. das trefflichste Mittel zur Unterstützung der Offensive und Sicherung der Vertheidigung. Sobald für den Gegner hierdurch die Nothwendigkeit erzeugt wird, sich auf Belagerungen einzulassen, erhält der Krieg einen ganz andern Charakter. Zwischen den wohlversesehenen Festungen sich bewegend, immer in dem Verpflegungskreise von irgend einer, kann der vertheidigende Feldherr des belästigenden Troffes entbehren und unbesorgt um seine Operationslinie, gegen die feindliche agiren, oder eine Schlacht wagen, versichert, im unglücklichen Falle unter den Kanonen der nächsten Festung Schutz, Erholung und Gelegenheit zu finden, verwendeten Schieß- und andern Bedarf zu ergänzen. So kann auch eine schwache Macht den Krieg in die Länge ziehen, bis größere Mächte, durch das wachsende Uebergewicht des Eroberers gefährdet, zu ihrem Schutze herbeikommen, oder bis die Zeit die Verhältnisse günstiger gestaltet. Auf diese Verwandniß

gründete sich durch Jahrhunderte die Existenz kleinerer Staaten in Europa, und sie war es vorzüglich, welche Ludwigs XIV. Annahmungen Grenzen setzte, ihm selbst aber bei verändertem Waffenglücke zu statten kam, die größtentheils schon eingebaßten Eroberungen wieder zu erwerben. Haben auch gleich die allerletzten Kriege mit Frankreich gezeigt, daß der dreifache Gürtel von Festungen, welcher seine Grenzen deckt, unzureichend war, die Verbündeten auf- und abzuhalten, so ist dies doch nur in dem ganz außerordentlichen Bündnisse zu suchen, welches, selbst eine Ausnahme von der Regel, eine solche hervorbrachte. Die große Heermacht, die, weit überlegen dem Feinde, in Frankreich eindrang, erlaubte bedeutende Detaschirungen zur Belagerung, Blockirung und Beobachtung jener Reichsbollwerke, ohne deshalb die Hauptarmee unverhältnißmäßig zu schwächen und dadurch zu hindern, fortdauernd in das Innere einzudringen. Trotz dem aber leisteten noch immer die Festungen und befestigten Plätze Buonaparte große Vortheile, und er würde den Krieg gewiß in ein Gleichgewicht zu setzen gewußt haben, wäre er nicht durch politische Ursachen genöthigt worden, Paris zu decken und dadurch die Verbindung mit den Festungen aufzugeben. Und dennoch wird man sich erinnern, wie Napoleon 1814, auf seine Moselfestungen noch basirt, behauptete: „er sey näher an Wien, als die Verbündeten an Paris.“ Im Geiste sah er schon, wenn die verbündete Armee den Rückzug beschloß — was sie vor dem kühnen und echt genialen Vordringen auf Paris wirklich im Sinne hatte — sie, von allen Seiten desselben bedrängt, bei Basel mit Mühe den Rhein erreichen, indeß die seinige bei Straßburg debouchirte und auf der kürzern Linie an der Donau zuvorkam. Hieraus geht hervor, daß, wenn auch in den neuern Kriegen die Festungen etwas von ihrer Wichtigkeit verloren haben, ihr großer Einfluß auf die Operationen darum doch nicht aufhört, und vor allem entscheidend ist, wenn eine Reihe derselben uns auf einen bedeutenden Strom basirt. Deutschland würde niemals von Frankreich mehr zu fürchten haben, hätte man zu dem Besiz von Wesel, Köln, Coblenz, Mainz, Mannheim und Germersheim (als Brückenkopf von Philippsburg anzulegen), noch Straßburg hinzugefügt. — Der Vortheil der Basirung an einem Flusse ist demnach in's Auge springend. Wird aber der Fall betrachtet, daß sich die Operationslinie längs einem schiffbaren Strome oder parallel demselben hinzöge, so wird dies noch den Vortheil gewähren, auf leichte Art der Armee alles Material nachzuschaffen und, in Hinsicht der Operationen, unter dem Schutze der besitzenden festen Punkte, wie es die Absicht, bald auf das eine oder andere Ufer zu debouchiren. Der ganze Feldzug 1809 würde für die Oestreicher noch eine günstigere Wendung genommen haben, wenn sie oberhalb Wien (bei Enns oder Krems) eine Festung oder

einen Brückenkopf auf beiden Ufern gehabt hätten. Napoleon konnte dann nicht wagen, nach Wien zu gehen, oder wenigstens sich darin nicht festsetzen, so lange es eine Armee in ihrer Gewalt hatte, in seinem Rücken hervorkommen. Den Vereinigungspunct zweier bedeutender Flüsse, wie z. B. für Rhein und Main Mainz, für Rhein und Mosel Coblenz, für Rhein und Neckar Mannheim, in seiner Gewalt zu haben, ist nach allem Gesagten vorzüglich einflussreich bei einem in solchen Ländern zu führenden Kriege; denn die Armee hat dadurch gleichsam den Schlüssel der daseibst zusammenlaufenden Land- und Wasser-Communicationen in ihrer Hand; es ist natürlich, daß durch den Handelsverkehr, auch außer der Schifffahrt, die bedeutendsten Landstraßen und Wege aus den anliegenden Thälern und Gauen auf solche Puncte geleitet sind. Sehr schwierig ist es für den Feind, sie einzuschließen und zu belagern, weil das Belagerungscorps durch die verschiedenen, von den Flüssen gebildeten Terrainabschnitte wenigstens in drei Theile geschieden ist, die nur durch mehrere, oft schwer zu schlagende Brücken in Verbindung gesetzt und von einer starken Besatzung einzeln angegriffen und überwältigt werden können. Nach diesen gründlichen Betrachtungen über das fortificatorisch-strategische System wird zu der wichtigen Frage übergegangen: ob große Festungen besser als kleine seyen, und ob man bei Anlage der neuen schon vorhandene Plätze befestigen, oder besondere, rein militairische Plätze erbauen solle. Die Entscheidung wird für größere Festungen und schon vorhandene Städte dazu abgegeben. Eine kleine Festung ist durch ein geringes Bataillon-Corps entweder unschädlich gemacht, oder wird durch einige Mörser ausgebrannt; sie hat daher keinen selbst handelnden, sondern nur den leidenden, aber wohl oft wichtigen Nutzen, irgend einen Gemeinschaftspunct zu sichern. Dagegen gewährt die große Festung alle Vortheile, die dieser abgehen; und ist sie kein in sich abgeschlossenes bloßes Militärlager, sondern eine volkreiche und daher wohlhabende Stadt, so wird sie uns in fast allem Nöthigen unterstützen. Sollen wir die großen Städte unsers Landes unbefestigt lassen, so werden sie bei einer feindlichen Invasion sofort besetzt und ausgeplündert werden, oder der Feind wird ihre Kräfte methodisch — wie Napoleon — anspannen, uns selbst damit zu schaden. Da in ihnen der Sitz von Landes-Collegien, die Wohnungen reicher Privatmänner, die Niederlagen wohlhabender Kaufleute sind, so wird mit ihrer Wegnahme, die so ohne Wagstuck auszuführen ist, zugleich der Nerv der ganzen Provinz in der Wurzel für uns abgeschnitten seyn; statt daß, wenn dieselben Befestigungen erhalten, alles dies nicht der Fall seyn und dagegen der Platz uns zu einem kräftigen Unterstützungsort reichen kann, aus welchem wir physisch und moralisch auf unsere Armee und die Umgegend

wirken können. „Eine nicht erfreuliche Erscheinung war es aber,“ sagt am Schlusse dieses §. 23. der Gen. v. B., „daß deutsche Bürger so sehr sich beeilten, die Mauern und Wälle ihrer Städte — Denkmale der Mannhaftigkeit ihrer Vorfahren — niederzureißen und sich jeder feindlichen Streifpartie Preis zu geben. Es steht dies in schneidendem Widerspruch mit der Annahme, durch freiwillige Volkskraft allein die Unabhängigkeit des Vaterlandes behaupten zu wollen.“ —

Nachdem auf die vorstehende Weise die Basis einer Operation und ihre vortheilhafteste Gestaltung dargelegt worden, geht der Verf. zu den Operationslinien über und erläutert, was äußere und innere Operationslinien sind, auf welche besonders General Jomini Werth legt, durch folgendes Beispiel. Wenn die Franzosen mit einer Armee bei Düsseldorf und mit einer zweiten bei Straßburg oder Hünningen über den Rhein gingen und beide gegen die Donau vorgehen ließen, bestimmt, sich im Herzen Oesterreichs die Hand zu reichen; die Oesterreicher dagegen ihre Hauptmacht an der Donau (angenommen, in der Gegend von Regensburg) versammelten und den Vortheil wahrnahmen, irgend einer der feindlichen Armeen, wenn sie näher gerückt, mit vereinter Macht einen Streich zu versetzen, dann umzukehren und zu gleichem Zweck sich gegen die andere zu wenden (d. h. nach dem alten Ausdruck: den Feind en detail zu schlagen), so waren die Operationslinien der Franzosen äußere, die der Oesterreicher innere. Dieser hier anschaulich erläuterte Grundsatz, auf welchen Jominis System gestützt ist, ward schon von Friedrich II. angewendet und ausgesprochen, indem er seinen Generalen die vereinte Macht empfiehlt und gegen alles Detachiren warnt, sobald man schlagen will. Es liegt derselbe auch dem einfachen Verstande sehr nahe; denn indem man sich auf der innern Operationslinie befindet, steht man zwischen zwei feindlichen Corps oder Armeen mitten inne, und da wir also, auf die eine zuellend, die andere wohl um das Doppelte des Weges, der zwischen uns und der anzugreifenden liegt, entfernt wissen, so wird es unserer Uebermacht gelingen, die eine eher geschlagen zu haben, als die andere so nahe herankommen kann, um uns zwischen zwei Feuer zu nehmen. Der große Friedrich hatte jedoch Heere, die oft nicht stärker waren, als unsere heutigen Armeecorps, welche nur Theile eines großen Ganzen ausmachen, daher er nur tactisch jenen Grundsatz ausführen konnte. Die strategische Anwendung, d. h., schon zu Anfange des Kriegs oder Feldzuges die einzelnen Corps, die oft über ganze Provinzen verbreitet waren, so zu dirigiren, daß sie in schnellen, vorgeschriebenen Märschen sich auf einen zweckmäßigsten Punct vereinigten und den Gegner über diesen so lange in Ungewißheit hielten, bis ihn der entscheidende Schlag schon traf (Jena,

Um u. s. w.) — war Napoleon vorbehalten. Allein die Ausführung ist schwerer, als die Sache hier klingt, und viele Feldherren, die ihm hierin nachahmen wollten, stürzte dies in's Verderben, bis in ganz neuester Zeit die Geschicklichkeit seiner Gegner und der Enthusiasmus dieser Truppen jene Methode unschädlicher machte oder sie selbst eben so glücklich ausführte (Lützen, Bautzen, Leipzig u. s. w.). Friedrich II. operirte mehrentheils auf innern Linien, welches aus seiner gedrängten Lage noch mehr als daraus hervorging, daß sie ihm überall die unumgänglich nothwendigsten geschienen; denn er wurde von allen Seiten (Oestreich, Rußland, Frankreich, dem römischen Reiche) angegriffen. Da nun nicht alle diese Feinde in jedem Feldzuge gleichzeitig auftraten, im Gegentheil die Russen fast in der Regel erst im hohen Sommer die Oder erreichten; so hätte der König, meint Gen. v. D., namentlich in den Jahren 1758, 59 und 60, die Zeit nutzen und mit ganzer Macht den Oestreichern eine Hauptschlacht liefern können. Glückte diese, so konnte er wieder mit seiner ganzen Macht die Russen auffuchen. General Jomini gehet aber noch viel weiter. Er verlangt, daß Friedrich schon 1757 sich nicht mit der Schlacht von Prag hätte aufhalten, sondern, die östreichische Hauptmacht in Böhmen links umgehend, durch Mähren gerade nach Wien gehen und dort den Frieden dictiren sollen. Hiergegen nimmt unser Verfasser auf eine eben so gründliche als lichtvolle Weise den großen Feldherrn in Schutz. Napoleon, sagt er, würde mit den revolutionnären Ansichten und Mitteln, die ihm vorgearbeitet hatten und zu Gebote standen; allerdings so operirt haben. Friedrich aber entbehrte der beiden mächtigen Hülfquellen: Requisition und Conseription — Kinder der französischen Umwälzung. — Wie ohne erstere Magazinverpflegung, Bäckerei und Wagenzüge nothwendig werden, ist bekannt; leuchtet aber noch deutlicher ein, wenn man sich Kroaten und Kosaken in den preisgegebenen Provinzen haufend, jeden Transport unterbrechend oder wegnehmend denkt, und dabei den König im Feldlager bei Wien, immer doch nicht sicher vor Feinden aus Ungarn und dem innern Oestreich. Was aber den Ersatz des durch Schlachten, Märsche und damals noch durch Desertion sich mindernden Heeres betrifft — was waren Cantonverfassung, Rekrutenaushebung und Werbung in den eroberten Reichsländern gegen das mächtige Gesetz, das alle Jünglinge und Männer zu den Waffen ruft? — Es kommt bei der Würdigung König Friedrichs, als Feldherrn, ganz besonders der damalige Geist der Zeit in Betrachtung, und wenn Friedrich demselben wohl um ein Jahrhundert vorausgeritt war, so stieß er doch deshalb gerade am meisten und empfindlichsten auf unüberwindliche Hindernisse. Ohne Requisitions- und Conseriptions-System war es unmöglich, auf zu langen Operationslinien gegen so zahlreiche Feinde

zu agiren, und mit jenem würde er den Haß und die Zusammenrottirung der Landleute in allen Provinzen, durch dieses sein eignes Volk gegen sich aufgebracht und so sich die allermüchtigsten und nicht zu schlagenden Feinde erschaffen haben. Zu wichtig für den Forscher in der Kriegsgeschichte ist es aber, um eben dem König gleichsam in sein Inneres als Krieger zu blicken, zu wissen, ob wohl eine solche Idee, als Jomini ausgeführt verlangt, in seiner Seele aufgeblüht habe. Berenhorst hat hierüber (er war bekanntlich im Gefolge Friedrichs und seines Bruders Heinrich, und wir wissen, daß er ein geistvoller Soldat gewesen) dem Gen. v. B. Folgendes mitgetheilt, das wir hier in der Ueberzeugung wiedergeben, daß es dem Leser von großem Interesse seyn dürfte.

„Daß in den Jahren 1741 und 42 und auch 44 in der ganzen preussischen Armee kein Stenhalter vorhanden gewesen (den Friedrichs nicht ausgenommen), in dem die revolutionsgebürtige Idee einer Operationslinie, von dem Schloßplatze zu Berlin bis zum Burgplatze in Wien reichend, nur gedämmert hätte, dafür wollte ich allenfalls Gewähr leisten; in dem Grade strategisch zu rasen, war damals nicht leicht jemand toll genug. In dem Jahre 1757 aber hat jene Möglichkeit dem Feldmarschall Keith aufgeleuchtet; Beweis genug von der Schärfe seines Blickes, ist aber in der Armee weder sehr bekannt und discutirt, noch von Friedrich geschmeckt worden. Ich meines Theils glaube, daß er daran nicht unrecht gethan. Man bedenke doch die Geographie des damaligen preussischen Staats! In die Länge gestreckt und von allen Seiten offen, Rußland und Frankreich bereit, in den Rücken und in die Flanke zu fallen! Zu der Substruction (nicht bloß Basis in gewöhnlicher Annahme) der Operationen Napoleons von den Jahren 1805, 6, 9 und 12 gehört ein Staat, wie das alte Frankreich, der einer mit schroffen Felsen umschlossenen Insel ohne Landungsplatz gleicht, von einem Volke bewohnt, in dessen Kopfe das Griechische und Römern unbekannte vielfarbige Phantasma honneur (bien souvent moralement sali de tout autre côté que de celui du courage) fix geworden und spuket, bis es ausgespuket haben wird.“

„Das preussische Heer im J. 1758 glich dem vorjährigen, womit der König zu Felde ging, gar zu wenig mehr, um ihn schlachtenlustig zu machen. Es bestand zu zwei Drittheilen aus betrübten Bauerburschen, die, wie bekannt, Jahre bei uns brauchen, um Soldaten zu werden. Die Reiter hatten sich größtentheils auf rohe Remontepferde werfen müssen, um nicht zurückzubleiben; ein großer Theil der niedern Officiere waren Junker von 16 bis 17 Jahren; die ganze Armee war des Marschirens und Todtschießens müde, was Friedrich wußte; auch hatte die Volksmenge des österreichischen Staates eine viel kraftvollere und zahlreichere Ergänzung des Heers er-

laube, Er hingegen hatte die Russen zu befürchten.“ Aus diesen Mittheilungen eines Veteranen sehen wir zuerst ein, wie ein Zug nach Wien 1757 unmöglich, und dann, wie das Nichtversuchen eines zweiten Leuthe 1758 erklärlich zu rechtfertigen ist.

Da über Basis und Operationslinien die Grundsätze des Verfassers dargelegt sind, so müssen wir nun das Subject kennen lernen, welches auf jenen sich bewegen soll. Dies ist kein anderes, als die Armee, und in natürlicher Folge wird daher zu der Armee und Schlachtordnung übergegangen. Das Verhältniß der verschiedenen Waffengattungen unter einander richtet sich nach der Stärke der Hauptwaffe, der Infanterie, welches diese deshalb ist, weil sie auf jedem Terrain fechten kann. Soll im Kriege aber etwas Entscheidendes bewirkt werden, so muß zu ihr noch Artillerie und Cavallerie hinzugefügt werden. Auf diesem Grundsätze beruht die Schlachtordnung. Wenn die Infanterie nach Bataillonen, die Cavallerie nach Schwadronen (Escadrons), die Artillerie nach Batterien gezählt wird, so ergibt sich aus der Zusammensetzung die erste kriegerische Einheit, die wir gewöhnlich Brigade oder Division nennen. Mehrere solcher Brigaden (Divisionen) bilden ein Armeecorps, und mehrere Corps die Armee. Ist daher die Brigade gehörig zusammengesetzt, so ist es auch jeder größere Armeetheil, bis auf das Zukommen des Parks, der Officiere vom Genie und Generalstabe u. s. w., die sich bei dem Felbherrn befinden. Es fragt sich nun: welches ist das richtige Verhältniß der Zahl dabei? — Dies wird niemals ganz genau gegeben werden können, indem es sich eigentlich nach der Oberfläche des Landes richtet, in dem man Krieg führen will, und daher z. B. in einem flachen Reiche mehr Cavallerie, als in einem gebirgigen, nöthig ist. Allein im Durchschnitt betrachtet, wird, bei der jetzigen Einrichtung der europäischen Staaten, die Cavallerie sich zur Infanterie wie $\frac{1}{4} : \frac{2}{3}$ verhalten, und 12 Batterien, das sind 96 Geschütze, der Bedarf eines aus 4 Divisionen bestehenden Armeecorps seyn, das = 36,000 Mann ist. General v. B. nimmt, um im vorliegenden Werke damit zu operiren, das Normal-Armeecorps zu 4 Divisionen mit 36 Bataillonen, 36 Escadronen und 12 Batterien an. Zu letztern zählt er 4 zwölfpfündige, 3 reitende, 4 gewöhnliche sechspfündige und 1 Haubitz-Batterie. Dem Corps gibt er eine Division zur Avantgarde und theilt derselben, außer einer zwölfpfünder Batterie und 2 Escadrons, die jeder Division zukommen, noch 4 Escadrons (ein Regiment) besonders und eine reitende Batterie zu. Hiernach bleiben zur Reserve-Cavallerie 24 Escadrons und eine reitende Batterie, denn die dritte ist für die Reserve-Artillerie, wo sich außerdem noch die Haubitz-, eine zwölfs- und 3 sechspfünder Batterien aufhalten. Zwei andere Divisionen haben jede eine zwölfpfünder Batterie, die vierte Division aber, die

zur Reserve gebraucht wird, bekommt eine sechspfünder. Mit Besacht ist der Avantgarde eine zwölfpfündige Batterie zugegeben worden, weil sie mehr, als ein anderer Truppentheil, Gefechte zu bestehen hat, in denen sie sich den Feind gern entfernt hält und schon von weitem zerstörend auf ihn wirkt. Eben so hat die Reserve-Division eine sechspfündige Batterie deshalb bekommen, weil sie gewöhnlich zuletzt zum Gefecht herangezogen wird, wo schon sämtliche Artillerie der Linie in Arbeit ist. Bei den 36 Escadrons, welches 9 Regimenter sind, wird noch angenommen, daß bei jedem derselben sich eine Schwadron Freiwilliger (wie dies in den letzten Feldzügen der Fall war) befindet, wodurch das Verhältniß von $\frac{1}{2}$ zu $\frac{1}{2}$, die Escadron zu 200 Pferden, das Bataillon zu 800 Mann, beobachtet worden.

In dem Hauptquartiere der Armee sind mehrere Zweige der Führung und Verwaltung derselben vereinigt. Die Hauptzweige derselben sind: das Artillerie-, Verpflegungs- und Genie-Wesen (Ingenieure), und das Auge und die Hand des Feldherrn, der Generalstab, der vom Oberbefehlshaber ab durch alle selbstständige Theile in dem Ganzen vertheilt ist. Das Verpflegungswesen steht unter einem Intendanten, und jeder Abtheilung ist eine Train-Compagne zugetheilt, die nicht mehr Wagen hat, als durchaus nöthig sind. Der polizeilichen Verwaltung steht ebenfalls ein Chef vor. So ausgestattet, sagt S. 81. der Verfasser, wird die (durch mehrere solche Corps gebildete) Armee im Stande seyn, irgend eine große Operation, nach unserm Begriffe vom Eroberungszweck, auszuführen. Jedoch wird sie noch eines Belagerungstrains bedürfen, welcher in irgend einer der basirenden Festungen sich formirt und der Armee folgt, sobald der Feind aus dem Felde geschlagen und die Festung eingeschlossen ist. Ein Pontontrain, der sich gleich mit dem Heere in Bewegung setzt, gehört ebenfalls zu den Bedürfnissen desselben. — Um eine so gewaltige Masse, als eine Armee in unsern Zeiten ist, mit Leichtigkeit, ohne Zeitverlust und Verwirrung regieren und bewegen zu können, ist ein Mechanismus nothwendig, der sich auf die zweckmäßige Eintheilung und den einfach praktischen Geschäftsgang gründet. Das Verhältniß des Oberfeldherrn zu den Befehlshabern der Armeecorps, und dieser wiederum zu denen der Divisionen ist eine Art Hierarchie. Der Wille von oben herab wird kurz und einfach ausgesprochen, und die Anordnung nur im Großen getroffen. Je weiter nach unten, je mehr haben die Führer der Abtheilungen sich mit dem Detail zu befassen, auf welches der Oberbefehlshaber wenigstens nicht in dem Grade ein Auge haben darf, um die Kraft zum Hauptgeschäft darüber einzubüßen. Der selbstständige Feldherr thut wohl, seine Entwürfe in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen und seine Unterfeld-

herren an unbedingte Befolgung seiner Befehle zu gewöhnen. Doch muß er sie nicht ganz zu Maschinen machen wollen, daß sie, unbekannt mit dem Geist des Befehls, genöthigt sind, sich an den Buchstaben zu halten. Sowohl diejenigen, die zu wenig, als die zu viel denken, sind in solchem Verhältniß Mißgriffen und dem Ungemach ausgesetzt, mit der besten Absicht dem Zwecke entgegen zu handeln. Man muß das Stück kennen, wenn man eine Rolle darin gut spielen soll. (So einnehmend und schön dies gesagt ist, so hat es doch in der Ausführung große Schwierigkeiten, und ist immer der Grund zu gar vielen Unglücksfällen im Kriege gewesen. Denn wenn, wie ganz richtig der G. v. B. verlangt, der Oberfeldherr sein Geheimniß nicht enthüllen soll, so können die Unterfeldherren auch das Stück nicht kennen, sie wissen davon gerade nur den Buchstaben und nicht den Geist. Wir glauben daher, den Sinn obiger Worte dahin auslegen zu dürfen: Zwar darf der Oberbefehlshaber den ganzen Operationsplan seinen Untercheeführern nicht enthüllen, und er muß sie zur strengsten Befolgung seiner Befehle im Allgemeinen anhalten; allein er muß doch gerade so viel von dem Geheimniß ihnen stückweis zu der Zeit mittheilen, daß sie in den Stand gesetzt werden, im Geist des Ganzen in der Zeit ihr beschiedenes Theil auszuführen, und nicht genöthigt sind, ohne alles Verständniß, nur als Maschinen handelnd, durch die bloß buchstäbliche Erfüllung jenen wohl gar zu tödten.)

Nachdem wir so in I. gesehen, „wie es im Kriege zugeht,“ wenden wir uns zu:

II. Stellungen und Vertheidigungslinien, auf welche dieser Ausdruck zwar auch anwendbar seyn dürfte, insofern sie aus dem praktischen Leben des Kriegs genommen und entwickelt worden sind; allein dies Hauptstück beschäftigt sich dennoch mehr, so wie auch die folgenden andern, unmittelbar mit der Sache selbst nach der Natur derselben. Die Einleitung hierzu gibt allgemeine Regeln und Erklärungen, welche sich auf die Begriffe von einem Posten, einer Stellung (Position) und einer Vertheidigungslinie beziehen. Von letzterer ist die Rede, wenn wir angegriffen werden. Dann kann der Feind auf verschiedenen Wegen (Operationslinien) in unser Land dringen, und auf jedem derselben wird es von der Natur oder der Kunst hervorgebrachte Punkte geben, wo wir ihm mit Vortheil begegnen können. Diese Punkte bilden die Vertheidigungslinie. Wollte der diesseitige Feldherr seine Armee zertheilen und alle ausersiehene Stellungen zu gleicher Zeit besetzen, so befände er sich auf dem Irrwege des nicht genug zu verurtheilenden Cordonsystems. Wer alles decken will, der deckt gemeinlich nichts! Vielmehr wird er seine Armee dergestalt versammeln, daß er auf jede Operationslinie, auf welcher der Feind vor-

hält, seine Hauptmacht hinwerfen kann. Die detachirten Corps, welche er auf mehreren Seiten vorschickt, sind seine Fühlhener, sie sind ihm nur Mittel, die Bewegungen, die Absichten des Gegners zu erspähnen und hiernach seine Gegenoperationen zu combiniren. Der Zweck derselben wird immer seyn: sich in irgend einer der im voraus erschienenen Stellungen dem Feinde mit vereinter Macht entgegen zu stellen, wenn es ihm nicht gar schon zuvor gelingt — in Weise der innern Operationslinie — sich auf ein Corps schnell zu werfen und nach dem Siege gegen das andere zu wenden. Bei den Stellungen — und von ihnen ist hier allein die Rede — muß man aber darauf sehen, daß sie nicht bloß mit der einzigen Rücksicht gewählt sind, einen Angriff darin passiv abzuwarten, sondern vielmehr die Freiheit gewähren, sich nach allen Richtungen und auf einem kürzern und bequemern Wege, als der Feind, leicht bewegen zu können. Dies wird erstens durch eine günstige Gestalt der Vertheidigungslinie erreicht; denn wenn selbige conver gegen den Feind ist, so wird man immer auf einem kürzern Bogen, der Sehne, marschiren und ihm überall beim Angriff zuvorkommen können. Zweitens, daß man sich im Besitz des hohen Landrückens vom Operationsbezirk zu erhalten sucht, wodurch nach allen Richtungen hin eine freie und leichte Gemeinschaft erlangt wird. Es streicht nämlich über jede Landstrecke zwischen den Strömen und Flüssen ein solcher Rücken hin, der nicht zu schwer aus dem nach mehreren verschiedenen Gegenden hin abfließenden Wasser zu erkennen ist. Diesen nun zu behaupten, sich nie von ihm abschneiden zu lassen (wenn man auch nicht gerade sich auf ihn hinstellen kann), ist wesentlich. Es ist der Schlüssel zu allen Vertheidigungslinien, welche der Wasserzug zwischen den Hauptflüssen bildet, und von ihm aus können sie alle umgangen werden. Schlüssel aber ist in der Kriegssprache der Punkt, von dem der Besitz einer Operationslinie abhängt. Die Geschichte aller Kriege, sagt der Verf. weiter, macht uns auf solche strategische *) Punkte aufmerksam, die man im Angriffskriege zu erreichen, im Vertheidigungskriege zu behaupten trachtete, und die durch Schlachten in verschiedenen Zeitaltern berühmt geworden sind. So Leipzig, Kaiserslautern, St. Dizier, Landshut u. a. m. — Vier Dinge sind es, die zu einer künftige-

*) Was Gen. v. B. unter Taktik und Strategie verstehe, darüber bezieht er sich auf den ersten Theil der Lehre vom kleinen Krieg, S. 54. Anmerkung. Dasselbst können wir die Definition aber nicht finden. Wir geben daher folgende, die, wenn sich auch manches dagegen sagen läßt, doch für den, der verstehen will, klar und auf jeden Fall die kürzeste von allen ist. Taktisch ist jede Bewegung innerhalb der Kanonenschußweite, strategisch außerhalb derselben.

rechten Defensiv-Stellung gehören: hohes Terrain und freie Aussicht darauf; gehörige Tiefe und freie Ausgänge rückwärts, ungehinderte Gemeinschaft in sich selbst. Der Verf. urtheilt nun in dieser Hinsicht über die Aufstellungen bei Sanbrecht, Wigny und Waterloo, wobei er über letztere äußert, daß es ihm nie habe einleuchten wollen, warum einige Kritiker den Wald von Soigné im Rücken der Stellung für gefährlich gehalten. Ihm erscheint ein solcher Wald, der nur wenig Passagen liefert und nicht umgangen werden kann, recht geeignet, den Rückzug nach einer verlorenen Schlacht zu begünstigen. Wiewohl der General seine Behauptung besonders mit folgenden Gründen unterstützt, „daß selbst bei völliger Deroute eine gut placirte Batterie und eine Tirailleurlinie am Eingange des Waldes dem Verfolgen des Siegers, dem seine ganze Cavalerie unnütz wird, Grenzen setzt, die Flüchtlinge auf der Waldstraße in Bataillons sammelt, zu Soutiens dienen, das besetzte Brüssel die Colonnen aufnehmen konnte, und Wavres und Löwen von der preussischen Armee gedeckt waren;“ so will uns dies dennoch immer ungenügend vorkommen. Wir sind zwar mit dem Verf. einig, den Wald im Rücken der Stellung für einen Vortheil derselben zu halten; also nicht in dem Walde, wohl aber darin, daß von der ganzen Frontalaufstellung der englisch-belgischen Armee nur eine Rückzugslinie — die große Straße, die von Waterloo nach Brüssel durch den Soignéer Wald geht — führt, auf der diese à cheval stand (was immer noch das Beste gegen das Abdrängen war), liegt das Gefährliche. Befanden sich zwei Straßen dort, so daß auf der einen und früher der Train zurückgehen konnte, während auf den beiden dann die Armee abzog, so war die Retraite bequem und gesichert; so aber, bei nur einer Straße, war vorauszusehen, daß sich diese bei Zeiten durch die fliehende Bagage stopfen würde. Es ist auch wirklich factisch, daß dieselbe gegen Ende der Schlacht, von Waterloo aus bis Brüssel, durch Pulverkarren, Munitionswagen, demonirte Kanonen und ander Fuhrwerk so versperrt gewesen ist, daß kaum einzelne Infanterie mühsam hätte durchkommen können. Man denke sich nun den Rückzug auf dieser Straße. Die fliehende Armee wirft sich nach ihr hin und stopft sich von Minute zu Minute dichter; an Formirung, von Bataillons, als Soutiens, ist gar nicht zu denken, sondern unmöglich, ein einziges Bataillon bei diesem Drängen und Treiben zusammenzuhalten. Was daher nicht niedergetreten, gestampft und erquetscht wird, das erhält sich entweder als festgeproppte Masse auf der Straße, oder wird von ihr hinaß in den dichten Wald gedrängt. Indes dieser Zustand eintritt, kehren wir auf's Schlachtfeld zurück. Hier folgt, von Buonaparte beschwungen, die französische Armee ihren Todfeinden und wirft die am Soignéer Walde etwa aufgestellte Tirailleurlinie im Nu in das

Holz. Die dort etablirte Batterie aber wird im ersten Anlauf auch mit genommen, oder doch gewiß durch zwei, drei dagegen aufgeführt in einigen Minuten demontirt und zu jenem Anduel hinein geworfen. Daß dies nicht bloß leere Annahmen sind, sondern daß es wahrscheinlich so geschehen seyn würde, kann man schon daraus abnehmen, weil es noch heftiger zunging, als die Preußen und Engländer den Sieg, und zwar auf freiem Felde, erfochten. Ueberhaupt, wenn erst eine Armee im vollen Rückzuge ist, dann geschieht von dem tüchtigen Sieger allemal das, was man im gemeinen Leben „die Hülfe geben“ nennt. Jetzt wendet sich das feindliche Feuer gegen das Chaos auf der Waldstraße und lichter es von Secunde zu Secunde. Was noch dem Tode, der sich hier in allen Gestalten zeigt, entkommt, das gesellt sich zu den Flüchtlingen in das Dickicht des Waldes, und die Mauern von Brüssel würden einen nur unbedeutenden Theil der Armee haben aufnehmen können.

Unbegreiflich ist es uns aus diesen Ursachen (der wir der Schlacht zwar nicht beigewohnt, aber das Schlachtfeld und jene Straße bereiset haben), daß ein sonst so vorsichtiger Feldherr, als Wellington, nicht etwa die Schlacht dort angenommen — nein, daß er nicht, als er nach der geschehenen Besprechung mit Blücher dazu entschlossen war, an dem Ausgange der Landstraße einen großen Brückenkopf angelegt hat, dessen verlängerte beide Flügel ins Holz hineingingen und dort durch einen Verhaß gedeckt wurden. Sobald nun der Rückzug anzutreten war, fuhr schweres Geschütz in die Vertungen, etliche Divisionen Infanterie nahmen in der Schanze ihre Aufstellung, schottische Hochländer und andere tüchtige Schützen lagen in den Verhaueu. Jetzt zog man ab und hinter der Verschanzung, von ihr gedeckt, weg. Nun konnte der Drang auf der Straße nicht bedeutend werden, denn man hatte einige Stunden Zeit, die Hindernisse wegzuschaffen, während der Brückenkopf die Verfolgung hemmte; und wenn dies geschehen war, mußte die Artillerie in der Schanze, und die Truppen sodann durch eine starke Artiergarde abgelöst werden, die den fernern Rückzug deckte. Auf solche Weise erscheint uns die Retraite bis Brüssel gesichert, und die ganze Sache kostete 24 Stunden Arbeit, wozu Zeit und Leute dazwären.

Die Forderungen, welche im Allgemeinen an eine kunstgerechte Defensivstellung gemacht werden, sind: 1) hohes Terrain und freie Aussicht. Es soll unter 3000 Schritt Abstand von der Front und auf den Flanken keine andere, oder wenigstens keine dominirende Höhe, noch irgend eine andere Terrainbeschaffenheit sich befinden, die des Feindes Annäherung bedecken, auf irgend eine Art begünstigen und die Wirkung unsers Geschosses vermindern könnte! Aufsteigendes Terrain hinter der Front ist dagegen, vorthellhaft, weil

es bei einem Rückzuge neue überhöhende Stellungen gegen den nachfolgenden Feind voraussetzen läßt. 2) Front- und Flanken-deckung durch unzugängliche oder wenigstens hindernde Terraingegenstände. Ist die Front überall zugänglich, so läuft man Gefahr, von einem kräftigen oder zahlreichen Feinde über den Haufen geworfen zu werden. Sind die Flanken nicht verwahrt, so wird der Feind gegen sie seinen Angriff richten, und, selbst den vortheilhaftesten Fall angenommen, nur eine schwache Front zu überwältigen haben, wenn wir durch eine schnelle Veränderung unserer Aufstellung ihm auch eine darbieten können. Berge und Anhöhen, wenn sie nach allen Seiten abfallen, eben so umgebende Gründe und Wasserzüge, wenn sie in einen Fluß oder ein größeres Wasser, über dessen Thal wir Herr sind, auslaufen, gewähren den Vorthell, daß man durch eine leichte Bewegung dem umgehenden Feinde überall eine starke Front darbieten kann; und hier tritt in taktischer Beziehung derselbe Fall ein, als in strategischer bei Besitz des hohen Landrückens erwähnt wurde. 3) Gehörige Tiefe und freie Ausgänge rückwärts. Man muß beim Rückzug nicht nahe hinterliegende Desfilées zu passiren haben, noch von seiner Operationslinie abgedrängt oder abgeschnitten werden können. 4) Freie Gemeinschaft in sich selbst. Weder zwischen den Flügeln, noch zwischen den Treffen dürfen sich hindernde Terraingegenstände finden, welche der innern Bewegung und wechselseitigen Unterstützung der verschiedenen Truppentheile im Wege sind. — Die Operationslinie oder Basis muß mit der Vertheidigungslinie in steter Beziehung stehen, und diese Beziehung ist es (die Anpassung der taktischen Regeln auf das Terrain und die Rücksicht dabei auf Erhaltung und Wohlfeyn der Truppen), welche das Wesen der sogenannten Lagerkunst (Castrametation) ausmacht, die wieder in die höhere und niedere zerfällt. Letztere beschäftigt sich mit den mechanischen Anordnungen auf dem Lagerplatze, erstere geht in die strategischen Verhältnisse des Ganzen über; denn die Vertheidigungslinien, welche vorzugsweise durch den Wasserzug gebildet werden sollen, lassen sich unter folgende Berücksichtigungen bringen. 1) Man steht hinter einem Strom, Fluß, Bach oder andern gleich zu achtenden Terrainhinderniß. 2) Man steht auf dem Scheidungsgründen zwischen mehreren nach verschiedenen Richtungen abfließenden Gewässern, die sich in größere ergießen. 3) Man steht zwischen zwei Flüssen oder kleinen Gewässern, die von einem Gebirge oder einem Landrücken parallel abfließen und sich später vereinigen oder in einen größern Fluß ergießen, und hat die Front nach mehreren Seiten zu machen, indem der Feind sowohl gegen jene Gewässer, als gegen das hohe Terrain, wo sie entspringen, seine Operationen richten kann. In allen drei Fällen

sind auch die Stellungen auf besondere Art zu nehmen, und wie sie in jedem derselben am vorzüglichsten sind, damit beschäftigen sich von S. 95 — 118. die §§. 41 — 53., in welchen die hierzu gegebenen Lehren durch Beispiele aus dem siebenjährigen Kriege und dem Feldzuge von 1813 erläutert und durch mehrere Pläne anschaulich gemacht werden. Hierauf zeigt der Gen. v. B. von S. 118 — 125 den Ursprung des Cordonsystems und dessen Perioden, so wie das Verwerfliche, welches dieses System hat. Auf den falschen Grundsatz, alles decken zu wollen, basiert, zersplittert es die vereinigten Kräfte und führt zu einer erschöpfenden Unthätigkeit, welche immer unglücklich endiget. Statt aus einer genommenen vortheilhaften Stellung vorwärts zum Angriff zu rücken, oder sich rückwärts in eine ähnliche andere zu ziehen, wurde von jeher in dem Cordon ruhmlos gezaubert, bis die Uebermacht des Feindes herankam und das dünne Gespinnst einer eingebildeten deckenden Position sprengte. In dem Schlusse des Abschnittes bekämpft der General die irrige Meinung eines deutschen Gelehrten, der die Memoiren des Marschalls Crequi, des Generals Bouillé u. a. zusammengetragen, in einer Zeitschrift an's Licht gestellt hat, indem derselbe glaubte, hierin das Arcanum gefunden zu haben, wie man sich in allen vor kommenden Kriegsbereignissen zu benehmen habe. Für den Mann vom Fache, selbst für den denkenden, unbefangenen Laien sind die angeführten, aus der Erfahrung entnommenen Gründe so klar und zureichend, daß wir hierüber nichts weiter zu bemerken wissen.

Wir gelangen nunmehr zu einem sehr wichtigen Abschnitte, den Stellungen in den neuern Kriegen, der eben so sehr unsre Aufmerksamkeit beschäftigt, als er von dem größten Interesse seyn muß, da er ausschließlich von den Vorfällen und Erfahrungen der letzten Feldzüge handelt. Ehe der Feldherr sich für irgend eine zu nehmende Stellung bestimmen darf, muß er sich erst die strategischen Fragen: wohin? und wie weit? beantwortet haben. Hierzu reichen Charten und geographisch-topographische Kenntnisse hin, die ihm über den Wasserzug, Zusammenhang der Höhen, die Art, wie die Wege über Berg und Thal sich ziehen, und den Charakter des Terrains überhaupt, Auskunft geben. So z. B. ist Laon ein für Freund und Feind entscheidender Punct, und daß man sich in seinem Bereiche stellen und schlagen kann, wird aus einer gewöhnlichen Fluß- und Wegecharte zu entnehmen seyn, wenn wir auch nicht wüßten, daß die Stadt groß und haltbar, auf einem steilen Berge gelegen, schon an sich selbst ein festes Lager ist. Der zufällige Vorthell wiegt aber die strategische Wichtigkeit noch auf. Mehrere Straßen von der Nord- und Ostgrenze Frankreichs durchkreuzen sich hier und laufen in einem Hauptwege nach Paris. Wir wissen überdies und sehen es auf der Charte aus dem Wasserzuge,

daß zwischen der Oise und Aisne ein hoher Landrücken streicht, von dem Laon ein Hauptpunct und der Schlüssel einer solchen Vertheidigungslinie ist, welche oben der dritte Punct der Lagerkunst enthält. Eine französische Armee, die sich dort behauptet, deckt die Hauptstadt auf mehrfache Weise: unmittelbar, weil sie mehrere Straßen aus den Niederlanden sperrt; mittelbar, weil der Feind, der über Chalons von der Ostseite, oder über Peronne von der Nordseite auf Paris marschiren wollte, sich die Armee von Laon nicht im Rücken lassen kann. Sie würde mit zwei Märschen, über Rheims nahe der Marne, und mit einem Marsche über Compiègne an der Oise stehen können und ihm seine Gemeinschaft abschneiden. Er ist also genöthiget, sie anzugreifen, oder durch ein Beobachtungscorps festzuhalten, welches den Vertheidiger schon in Vortheil setzt. Eine für Frankreich feindliche Armee, wenn sie sich bei Laon festsetzt, kann dagegen, auch wenn Soissons ihr nicht die Thore geöffnet hätte, immer irgend anderswo die Aisne oder auch rechts die Oise überschreiten, was ihr auf der Flanke steht, über den Haufen werfen und dann weiter auf Paris operiren, versichert, im Falle des Nichtgelingens, immer den Convergenzpunkt ihrer Rückzugswege wieder zu erreichen, welchen wegen seiner vortheilhaften Localität durch eine tüchtige Besatzung festhalten und zu einem Depot für Kriegs- und Mundbedürfnisse machen zu können, ein zu beachtender Nebenvortheil ist. Der Feldherr also, welcher seinem Gegner auf diesem strategischen Puncte zuvorkommen kann, wird nicht erst nöthig haben, zu besichtigen oder Detailnachrichten über das Terrain einzuziehen. Was davon zu wissen nöthig ist, erfährt man unterwegs. — Eben so ist es, wenn man angriffsweise gegen eine Stellung, die der Feind bezogen hat oder beziehen könnte, vorrücken will. Mehrere Augenzeugen, die den in der Negative höchst lehrreichen Krieg von 1806 beschrieben, erzählen, daß der Herzog von Braunschweig am 5. October zu Erfurt einen Kriegsrath gehalten, um seine Generale zu befragen, ob die Bewegung über den thüringer Wald auf Coburg, welche die Armee schon im Begriff war auszuführen, noch zweckmäßig sey, da nach entfernten Nachrichten und Vermuthungen der Feind in einer unangreifbaren Stellung an der fränkischen Saale stehe und den Angriff erwarten werde; und ob es nicht nothwendig sey, diese unbekannte Stellung vorher kennen zu lernen, bevor man gegen sie anrücke. Man hätte, statt dem Allerdings, womit die um Rath Befragten den letztern Theil der Rede beantworteten, dem Herzog entgegen können, daß, bevor man gegenüber dieser muthmaßlichen Stellung anlange, mehrere Tage vergehen würden, in welchen man, da man der Gegend näher komme, schon Gelegenheit haben werde, Genaueres zu erfahren, und daß es hauptsächlich darauf an-

komme, das Gebirge zurückzulegen und die Armee auf einem Punkte zu vereinigen. Von Coburg aus gingen die Wege aus einander, mittelst welcher man der feindlichen Stellung angriffsweise geradezu, oder durch strategische Umgehung von weitem her beikommen könne; es sey also rathsam, die Bewegung der Armee nicht zu stören und nur Coburg zu erreichen, wo man (stehe der Feind wirklich in der geglaubten unangreifbaren Stellung) ihm ja schon eine Hauptgemeinschaft abgeschnitten, auf keine Weise aber etwas von ihm zu befürchten habe, da er (wie man überzeugt zu seyn glaubte) den Angriff erwarte.

Hierauf kommen die untergeordneten Localitäten in Betrachtung, welche an Ort und Stelle zu benutzen, zu vermeiden, zu überschreiten, das militairische Augenmaß (also der in freier Natur geschärfte Blick) entscheidet. Um zu beurtheilen, ob eine Stellung wirklich im Ganzen gut sey, thut man wohl, dieselbe aus einem entfernten Standpuncte von vorn zu betrachten, weil da die Terrainabschnitte, die Höhenzüge u. s. w. sich uns als Gesamtmasse darstellen und die Einzelheiten unsern Blick nicht verwirren werden, was auf der Stellung selbst oftmals der Fall ist. Aus diesem Grunde zeigen sich vortheilhafte Positionen am leichtesten bei Rückzügen. Kommt man in den Fall, eine Stellung zu decken, für welche wir eigentlich nicht Truppen genug haben, so leisten Verschanzungen auf vortheilhaften Puncten, und in ihnen Batterien aufgefahren, großen Nutzen. Liegen diese Schanzen so, daß ihr Feuer das dazwischen befindliche Terrain deckt, so wird man dort keine Aufstellung in Linie nöthig haben, es ist hinreichend, rückwärts Infanterie, und wenn die Gegend flach, Cavalerie zu placiren, welche, wenn auch etwas vom Feinde durchbräche, über dieses herfällt, und man kann von seinen Truppen, ohne für Folgen zu fürchten, detaschiren. Es versteht sich, daß diese Regel ihre Grenzen hat; aber es können in einem Werke, wie das vorliegende, auch nur die Grundlinien des Verfahrens vorgezeichnet werden. Der VII. Plan macht die Meinung des Verf. zur Genüge deutlich. Welche große Vortheile die eben bemerkte Anlegung von Schanzen, deren Batterien einen großen Raum kreuzend bestreichen, für eine Armee hat, welcher Stärke nach der Lage des Terrains nicht ganz hinlänglich ist, beweist der General durch Beispiele aus der Schlacht von Nauzen. Hier hielt das bis zu einer mäßigen Division geschnitzene Vorliche Corps auf den Ebenen zwischen Litten und Baschütz, den Feind von seinem Lieblingsmanoeuvre — Durchbrechung des Centrums — bloß durch einige wohlgestellte Batterien auf, welche der zahlreichen feindlichen Artillerie einzig deshalb widerstanden, weil sie in einigen, noch dazu sehr unvollkommenen, Verschanzungen aufgestellt waren. Ueber die ganze Aufstellung zu gedachter Schlacht

spricht sich der General sehr deutlich und belehrend aus. Diefelbe zweckte nur dahin ab, Zeit zu gewinnen, und man erwartete von ihr nicht mehr, als den Stoß zu pariren. Es war sehr schmerzhaft gewesen, nach der verlorenen Schlacht von Groß-Görschen auch die Elbe verlassen zu müssen, und wären Torgau und Wittenberg nicht in des Feindes Händen gewesen, so würden die verbündeten Armeen zweckmäßiger die feste Stellung hinter dem plauenschen Grunde bezogen und Dresden zu einem verschanzten Lager gemacht haben. Allein wie die Sache damals war, mußte an die Gemeinschaft mit Schlessien und der Mark Brandenburg vorzüglich gedacht werden, und die Vertheidigungslinie an der Spree war die natürlichste, die sich dazu darbot. Baugen, eine ansehnliche Stadt mit tüchtigen Mauern und leicht herzustellender Befestigung, auf dem steilen rechten Spreeufer gelegen, fiel als vortheilhafter Centralpunct in die Augen, und nach Plotho's Bericht wurde schon am 11. Mai (zwei Tage früher, als die Stellung im Rückzuge bezogen ward) der russische General Graf Sievers zu Verschanzung der Stadt und nächsten Umgegend beauftragt, und eine Anzahl von einigen tausend Arbeitern in Bewegung gesetzt. Hätte man ohne Verzug die Hand ans Werk gelegt, um der Stadt nur den Grad von Festigkeit zu geben, einen Sturm abschlagen zu können; hätte man einige tüchtige geschlossene Werke weiter oberhalb, auf dem Galgenberge und andern Puncten, innerhalb des concaven Bogens, den die Spree hier macht, angelegt, so konnte diese concentrirte Stellung, in welcher man am 12. Mai die ganze Armee aufstellen wollte, gar füglich von den Avantgarden (den Corps von Miloradowitsch und Kleist) behauptet werden. Gegen ein Umgehen dieser starken Front hätten die weiter zurückzustellenden Hauptcorps hinlänglich geschügt. Der rechte Flügel (die Corps von Blücher und von York) würde auf die Höhen zwischen Kretwitz und Döberschütz gestellt worden seyn, in Bereitschaft, alles vom Feinde über die Spree zurückzuwerfen, was unterhalb Baugen irgendwo hindübergekommen wäre. Der linke Flügel (die russische Armee, mit Ausnahme einer tüchtigen Reserve) würde auf dem linken Ufer der kleinen Spree, in dem kleinen Waldgebirge bei Weißig, zweckmäßig gestanden und gleichfalls eine offensive Bestimmung gegen das Spreeufer oberhalb Baugen erhalten haben. Die Garden, das Corps von Barclay und die große Cavalerie-Reserve hätten auf der Ebene von Burschwitz hinter dem Centro in Verleithschaft bleiben können, sowohl um nach vorn Hülfe zu leisten, als jedem Seitenstoß zu begegnen. Gewiß scheint, setzt der General hinzu, daß bei dem Angriff, wie ihn der Feind am 21. Mai wirklich machte, er mittelst dieser Anordnung von beiden Flügeln der verbündeten Armee hätte in die Seiten gefaßt werden können, und Barclay stark genug gewesen wäre, den wichtigen Po-

sten von Gleina und Gottaschba auf der rechten Flanke kraftvoll zu besetzen und festzuhalten. — Wir können dieser hier dargelegten Anordnung zu der Schlacht von Baugen, wie sie hätte angenommen werden sollen, unsere Bewunderung nicht versagen und glauben mit Zuversicht, daß auch unsere Leser diesem beistimmen werden, sobald sie auf einem nur mittelmäßigen topographischen Plane der Stadt und Gegend diese betrachten. In der ganzen hier vorgeschlagenen Benutzung des Terrains erkennen wir den Scharfblick eines vielversuchten Kriegers, und in der Einfachheit der Aufstellung, in der nahen und klaren Bestimmung jedes einzelnen Corps für seine Rolle in dem großen tragischen Schauspiel den wirklichen Feldherren. Die Basis, auf welche der Verf. seine Vertheidigung gründet, ist die Offensive. Dies mag dem Nichtkenner wundersam klingen: die Vertheidigung im Angriff zu finden; aber es ist die beste und zweckmäßigste, und soll heißen, „sich so aufzustellen, daß man bei jeder falschen oder uns vortheilhaften Bewegung des Feindes auf diesen eindringen und jenes Fehler benutzen kann, wodurch, wenn auch der eine oder andere Theil hart bedrängt und in der Defensivè erhalten wird, er doch durch die Manoeuvres irgend eines weniger gedrückten wieder Luft erhält, und sich das Ganze, ohne sein Terrain zu verlieren, in seiner Position behauptet.“ Wer bloß wieder schießen will und still und ruhig auf der gefaßten Stelle auszuharren gedenkt, der gleicht dem starken Stier; welchem der schwächere aber klügere Fleischer erst an allen Füßen Fesseln anlegt, ehe er ihn vor die Stien schlägt.

Allein die starken Verschanzungen in der Umgegend von Baugen waren von dem russischen General Sievers nicht angelegt worden; ohne sie aber konnten jene Höhen nicht von einem abgesonderten Corps behauptet werden. Mit der Hauptmacht bezogen, gaben sie dem Feinde die erwünschte Wunde in der linken Flanke, und ging er oberhalb über die Spree, so konnte er die Stellung von hinten nehmen, sich des vorerwähnten Waldgebirges bemächtigen und die Rückzugslinien nach Lobau und Görlich gewinnen. Hiernach war denn die weiter rückwärts gewählte Stellung, mit dem linken Flügel hinter der kleinen Spree bei Baschlag und mit dem rechten auf den freckwitzer Spitzbergen, zwischen der großen und kleinen Spree, vorzuziehen. Die von dem rechten Flügel besetzten Höhen waren dieselben, auf denen Friedrich II., nach der verlorenen hochfliecher Schlacht, seinen Feinden acht Tage lang die Spitze bot, und sie gewähren eine sehr vortheilhafte Front gegen Baugen. Mehrere kleine Hügel auf dieser Höhengruppe sind ganz geeignet, um Batterien, durch leichte Einschnitte gedeckt, darauf zu placiren und Truppen in Sicherheit dahinter zu stellen. Der ganze flache Abhang gegen Buzg hin wird durch die Artilleriefener rasirt, und wenn die

Dörfer auf den beiden Flanken behauptet werden, ist dieser Stellung nicht beizukommen. Sie wurde dem blücher'schen Corps (mit dessen Avantgarde Kleist Burg und die Umgegend wacker hielt) auch nur durch die Fortschritte entziffen, welche der Feind, über Malchowitz und Rür her, gegen die Rückzugslinie durch Umgehung des äußersten rechten Flügels machte. Die ganze Stellung hatte drei Hauptfehler, welche freilich nicht zu vermeiden waren, da Dörfer nicht befestigt worden, und man aus politisch-militairisch-strategischen Gründen sich hier einmal schlagen mußte. Erstens war die Stellung über eine deutsche Meile lang, also zu ausgedehnt. Zweitens waren beide Flügel in ihrer nöthigen unmittelbaren Verbindung durch die kleine Spree getrennt und hatten dadurch abgesonderte Stellungen. Drittens trat die Nothwendigkeit ein, weil der linke Flügel walddiges und zugleich dominirendes Terrain vor seiner Front hatte, sich vor der Front der eigentlichen Stellung zu schlagen. Allein trotz dem leistete sie, zur Defensiv-Schlacht benutzt, wesentliche Dienste; man trat mit Ordnung und ohne Verluste noch zu rechter Zeit den Rückzug an, hatte die kostbare Zeit gewonnen und so wenig als möglich Land aufgegeben. Nur erst als die Verbündeten sich für die Behauptung einer festen Stellung entschieden, als sie der Rückzugslinie gegen die Oder entsagten und sich der halb hergestellten Festung Schweidnitz näherten, ging ihre Absicht dahin — seitwärts der von den Franzosen gewählten Operationslinie auf Breslau, diesen ein zweites Kaluga entgegenzustellen. Man fiel zu dem Zwecke auf das durch Friedrich den Großen berühmte Lager bei Bunzelwitz; aber so ändert ein kurzer Zeitraum selbst die Oberfläche der Erde, daß man dasselbe nicht mehr brauchbar fand, weil die es umfließenden Bäche minder morastig und die dichten Wälder bedeutend gelichtet waren. Die Höhen von Pulzen, hinter dem Pelebach, die mit dem bölschner Berge und durch diesen mit dem Zobtenberge in Verbindung stehen und von Schweidnitz her eine starke Front zeigen, wurden nach geschehener Anschauung eines russischen Ingenieur-Generals zur Stellung empfohlen. Jedoch, politische Ursachen, wegen des schon halb abgeschlossenen Waffenstillstandes und der noch nicht laut erklärten Allianz mit Oestreich, gebieten, jetzt es nicht zur Schlacht kommen zu lassen und lieber den Rückzug hinter die Lohe anzutreten, wo die Operationslinie von Neiße, und links die Gemeinschaft mit Glatz und den östreichischen Landen, rechts aber mit der obern Oder festgehalten wurde.

Von diesen mit fester Hand gezeichneten Grundrissen über die Stellung einer Armee in den neuern Kriegen, geht der Verf. in die vorzüglichsten Einzelheiten derselben da ein, wo solche von dem ältern Ansichten abweichen, und klärt das Angeführte jedesmal durch Beispiele auf. Das Charakteristische der in den neuern Kriegen

durch Gefechte bekannt gewordenen Stellungen, sagt er S. 139, 360., liegt aber hauptsächlich in der Benützung der bewohnten Dörfer zu einer hartnäckigen Vertheidigung. Wenn auch in den spätern Kriegen in den Niederlanden und im südlichen Deutschland dergleichen vorgekommen, so hat sich doch nie ein Kampf so anhaltend in Dörfern und Meierhöfen fixirt, und nie hat so bestimmt die Entscheidung einer Schlacht an dem Besitz so eines Punktes gehangen, als man dies vorzüglich in den letzten Feldzügen gesehen hat. Für die Kunst der Vertheidigung ist dies auf alle Fälle als ein Fortschritt anzusehen, der nur durch die zweckmäßigere Ausbildung der Infanterie zum Einzelgefecht und die kriegerische Vervollkommnung des gemeinen Soldaten möglich wurde. Ein gewisses Axiom, das in das Verderben des Gegners seinen höchsten Zweck setzt, oder ein vom Pflichtgefühl belebter Raufsim, vermöge dessen man sich gut schlägt, wenn man auch nicht getrieben oder beobachtet ist, gehört immer dazu, um das zu hartnäckiger Vertheidigung eines bewohnten Ortes wesentlich erforderliche Einmischen in den Häusern und das Feuern aus denselben auf eigne Gefahr zu bestehen, und eben so gegentheils beim Angriff eine Anzahl Feinde aus so einem Neste zu jagen. Gemüthete oder gezwungene Soldaten, denen der Ausgang gleichgültig ist, werden dazu nicht geeignet seyn. Den Franzosen muß es eingeräumt werden, daß sie sich hinter Hecken und Mauern, wie in Häusern und Gassen, geschickter benehmen, als der Deutsche, welcher — und der nordische Soldat überhaupt mehr — die Neigung hat, sich regelmäßig an seine Fahne zu schließen; und in gleichem Sinne mag auch der Befehlshaber nicht gern den größern Theil seines Bataillons vereinzeln und aus der Hand lassen, obgleich die Nothwendigkeit davon in der Natur des Dorfgefechtes liegt. Daß indeß der Deutsche auch hierin etwas durch die Erfahrung gelernt hat, beweist die den ganzen Tag (16. Juni 1815) bestandene Schlacht in Ligny und St. Amand und die Besetzung von Compiègne am 27., wo der preussische General von Jagow mit Tirailleuren von seiner Division, die in den Häusern zu beiden Seiten der Brücke über die Dife sich einmischten, das ganze feindliche Corps von Wandamme von diesem Uebergangspuncte abhielt und nöthigte, einen andern Rückzugsweg auf Paris einzuschlagen. — Wie Dörfer und Städte besetzt werden müssen, um einen vorübergehenden Widerstand zu leisten, darüber verweist der General auf seine Lehre vom kleinen Krieg, fügt aber doch noch manche aus seiner ungemein praktischen Kriegskennntniß geschöpfte Erinnerung für das Allgemeine hinzu, wovon wir nur folgende ausheben: In allen Ländern, wo Weinbau getrieben wird, oder wo, bei großer Bevölkerung, der Feldbau sich dem Gartenbau nähert, sind die Dörfer gemeiniglich mit festen Zäunen, Hecken oder

Gräben umschlossen, und ihre Häuser massiv, daher eben so leicht zu vertheidigen, als schwer zu umgehen. Wo auch die Felder der Landleute mit solchen Hecken umschlossen sind, wie in den französischen Provinzen an der Loire, und auch den nördlichen, die an die eben so durchschnittenen Niederlande grenzen, oder wie in einigen sehr angebauten Küstenländern des nördlichen Deutschlands, da kann man dem Feind das Terrain Schritt vor Schritt streitig machen. In einer solchen Gegend ist ein Dorf gemeinhin der Knoten des Labyrinth von Wegen, das zwischen den verzaunten Feldern sich hindurchzieht, und in dem nur der Einheimische sich zurechtfindet; und so kann solch ein Dorf gar wohl der Centralpunct der ganzen Vertheidigung, durch unterstütztes Trailleurgesetz, und der Schlüssel eines Schlachtfeldes seyn. In den weniger angebauten Ebenen östlicher Länder dagegen, wo die Häuser mehrentheils von Holz und andern leichten Material aufgeführt sind, wo nur Weidenbusch oder leichtes Flechtwerk die Gärten umschließt, wo man den Kornbau im Graßen auf frei liegenden Aeckern betreibt, und Fuchs und Hase über das Brachfeld geheht werden, ist es jederzeit des Angreifenden eigne Schuld, wenn er im mörderischen Dorfgesetz Zeit und Kräfte vergeudet. — Den Vertheidigungsanstalten von Paris durch Buonaparte im J. 1815 läßt der Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren. Terrain und Anbau waren zweckmäßig dabei benutzt, die Befestigungen aber erst auf der Nordseite vollendet, indem die durch den Tag von la belle Alliance (Waterloo) blüßschnell eintretenden Fortschritte der Preußen und Engländer sie hinderten. Die Höhe vom Montmartre mit ihrem stellen, terrassenförmigen Abhange war wohl verschanzt und mit schwerem Geschütz besetzt. Der vorliegende geschlossene Flecken St. Denis, von morastigem Gewässer und der Seine umgeben, war zu einem starken Posten gemacht und hing, mittelst eines Canals, der auf Paris führt, sich mit dem Durcquanal vereinigend, auf gewisse Weise mit dem Posten vom Montmartre zusammen. Hinter diesem Canal lief ein Damm, in welchen Schießscharten für schweres Geschütz eingeschnitten waren. Das einen kleinen Flintenschuß vorliegende Dorf Aubervilliers (auch les Vertus genannt) war besetzt und diente zum Avantposten dieser natürlichen Verschanzung. Von hier aus dehnte sich die französische Stellung über die Höhen von Belleville bis an den Anlehnungspunct Vincennes und die Marne. Das Detail derselben übergeht unser Verf., um sich dagegen mit den Operationen der Preußen zu beschäftigen, welche in Hinsicht auf Stellung und Gesezt in Dörfern und Häusern lehrreich erscheinen. Wir folgen ihm hier nicht, weil, außer daß dazu eine topographische Charte gehörte, um die Menge der kleinen Orte aufzusuchen, es dem Leser doch sehr schwer fallen dürfte, besondere allgemeine Resultate daraus zu entnehmen;

vielmehr ist die Auffuchung dieser Operationen nur als Beleg zu dem vorher Gesagten, gleichsam als Probe für das Exempel, zu betrachten.

Bis hieher gebrauchte der Verf. die Ausdrücke Stellung und Lager ziemlich gleichbedeutend; jetzt, wo er unter dem Titel „Lager und Quartiere“ eine Unterabtheilung des zweiten Hauptstücks über Stellungen und Vertheidigungslinien abhandelt, bestimmt er jenen Unterschied dahin: daß das Lager, wie es die ältern Schriftsteller über Kriegskunst verstehen, der Platz war, wo die Hütten und Zelte aufgeschlagen wurden, die Stellung aber derjenige vor jenes Front, und meistens nur 300 Schritte davon, wo man das Gefecht anzunehmen die Absicht hatte. Das Princip der neuern Kriegskunst, Beweglichkeit, hat aber jene Regel umgestoßen, und nur in verschanzten Lagern werden die alten Gebräuche noch in Anwendung kommen, indem die lagernden Truppen, wenn der angreifende Feind in die Wirkung des Kartätschenfeuers tritt, in die vorliegenden Verschanzungen rücken oder in Reserve sich dahinter formiren. Im freien Felde dagegen ist der Platz, wo geschlagen wird, gemeiniglich so weit entfernt von dem der Lagerungen, daß nach jenem die Bewegung in Marsch-Colonnen geschieht, für letztern aber keine andere Rücksicht, als die des nöthigen Raums, der Bequemlichkeit und der Bedürfnisse zu nehmen ist. Es gibt in neuern Zeiten demungeachtet zwei Arten zu lagern, nämlich: en ordre de bataille, d. h. so wie die Truppen in der Schlachtorordnung stehen, die Hütten oder Zelte dicht bei einander, parallel hinter der Frontlinie und in zwei, höchstens drei Reihen hinter einander; oder en parade. Hier stehen die Zelte in Gassen perpendicular auf der Frontlinie rückwärts. Jede Compagnie oder Escadron bildet eine Gasse von der Breite ihrer Front, die Ausgänge der Hütten beider Reihen einander gegenüber. Für Cavalerie ist diese, für Infanterie jene Art zweckmäßiger. Das Lagern en ordre de bataille ist erst von Friedrich II. im siebenjährigen Kriege eingeführt und jetzt fast bei allen Armeen in Gebrauch. Da nun aber, wie erwähnt worden, nicht mehr, wie ehemals, in vollen Linien aus dem Lager in die dicht vorliegende Stellung zum Gefecht gerückt wird, so ist es auch nicht mehr nöthig, die ganze Kriegermasse, oder auch nur ein Corps derselben in Ein Lager zusammenzupressen. Im Gegentheil wird es für die Bequemlichkeit, für das Manoeuvre und für die Verbergung unserer Absichten oft vorthellhafter, in verschiedenen Abtheilungen weiter auseinander zu campiren, wenn nur ganz in der Nähe der ausgewählten Stellung hinlängliche Truppen und Geschütz sich befinden, damit die Stellung nicht vom Feinde eher genommen werden kann, als wir heranrücken, sie zu besetzen. Dieses Lagern in getrennten Haufen macht den Uebergang zur Dislocation und Cantonnirung, wovon die

erstere eine vorübergehende, gedrängtere und daher nicht so berücksichtigende Quartierung, als das Cantonnement, ist, womit man den Begriff von mehrerer Ordnung und Bequemlichkeit verbindet. Wir bringen die Truppen in bewohnte Dörfer unter, nicht immer, weil eben die strenge Jahreszeit es erfordert, sondern nach einem unter alten Soldaten gebräuchlichen Sprichworte: „die schlechteste Bauerhütte ist besser, als das schönste Zelt.“ Zudem sind die immer nothwendigen Bedürfnisse von Holz und Stroh so schwer auf den Lagerplatz zu schaffen, und Lieferung oder Erpressung derselben ist für das Land so drückend, daß wir gern so lange als möglich Häuser, Ställe und Scheunen zu Lagerstellen benutzen und zum Aufbau der Hütten nur im Nothfalle schreiten. Zelte aber sind durch Napoleon, mit Ausnahme der Engländer, ganz außer den Gebrauch gekommen, wiewohl sie gar nicht zu verwerfen sind und in unangebauten Ländern oder in heißen Klimaten gegen Witterung, Sonnenstich und schädlichen Thau schützen, auch die wenigen Packpferde oder leichte Karren, die sie führen, den Train nur unbedeutend gegen den gewährenden Nutzen vermehren, und es nur von

- Unkunde oder Oberflächlichkeit zeugt, ihrer Mitführung das Unglück früherer Kriege zuzuschreiben. Vorzüglich aber muß die Cavalerie bei dem Cantonnement zuerst berücksichtigt werden, indem sie bei anhaltendem Campiren allemal zu Grunde geht.

Ist weitaufziger das Cantonnement ist, je weiter müssen die Quartiere der Vorposten und der Avantgarde von den Quartieren des Hauptcorps vorgeschoben seyn, damit keine Ueberrumpelung vorgehen kann. Dies muß vorzüglich bei förmlichen Winterquartieren der Fall seyn. Dennoch dürfen diese nicht so eng bezogen werden, als es die gemäßigte Jahreszeit erlaubt, weil sonst, wo in heißen Bauerstuben eine Menge Menschen zusammengedrängt sind, contagiöse Krankheiten entstehen, die Pferde aber, die nur dann zum geringsten Theil in Ställen und Schuppen unterzubringen sind, halb erfrieren und ganz untauglich werden. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß die unbedingte Nothwendigkeit hierzu nur kurze Zeit vor Ausführung eines Hauptschlages eintreten kann, und da entstehen auch jene üblen Folgen nicht. Bequeme Quartiere zweier feindlichen, nahe an einander stehenden Armeen werden daher nur statt finden, wenn der Hauptschlag geschehen ist, und beide ermattete Theile der Ruhe bedürfen. So nach der Schlacht bei Eylau im Februar 1807. Napoleon, zufrieden, daß sein Gegner ihm das Schlachtfeld überlassen, hatte weder Lust noch Kraft, die Sache weiter zu treiben, und dachte nur daran, Danzig und Graudenz eng einzuschließen und, sobald die Jahreszeit es gestatten würde, zu belagern. Eben so waren auch die Russen und Preußen erschöpft und bedurften Erholung und Verstärkung, ehe sie Neues beginnen

konnten. Beide Theile bezogen hiernach bequeme Quartiere, zu denen der strenge Winter aufforderte. Nur die Passarge, die Alle und der Dmulyt (Flüsse, wie die Unstrut) trennten die beiden Heere und bildeten einen ziemlich zusammenhängenden Terrainabschnitt bis an die Narew bei Ostrolenka. Hier stand ein russisches Corps unter dem General Essen, das französische fünfte ihm gegenüber in Quartieren zwischen dem Dmulyt und der Narew. Bei Elbing und Preussisch-Holland, gegen die Passarge, cantonnirte Marschall Bernadotte mit dem ersten, rechts neben ihm, bei Rohrunen und Liebstadt, Soult mit dem vierten, und vor diesem, bei Deppen und gegen Guttstadt, Marschall Ney mit dem sechsten Corps. Zwischen Allenstein und Hohenstein waren die Quartiere des dritten Armee-corps unter Davoust, und Osterode, als der Centralpunct und der Schlüssel der ganzen Vertheidigungslinie, war das Hauptquartier Napoleons. Ein polnisches Corps lag bei Reidenburg à portée, und ein bairisches bei Pultusk am Narew und Bug. So war die Belagerung von Danzig und die Einschließung von Graudenz auf meisterhafte Weise gedeckt und nichts vergessen, da Brücken über die Weichselarme bei Marienburg und Dirschau geschlagen worden. Diesen Quartieren gegenüber bezog die russisch-preussische Armee, nachdem sie sich bei Königsberg etwas erholt hatte, die ihrigen an der Passarge und Alle. Heilsberg war zum Sammelplatz der Hauptarmee bestimmt, deren Quartiere sich vom Haff an bis gegen Bischofsburg und Seeburg (eine Front von 10 Meilen) erstreckte. Die Uebergänge über die Passarge, von Braunsberg bis hinauf nach Wormditt, waren von der Avantgarde des l'Estocq'schen Corps besetzt, dessen Gros um Hellingenbeil herum cantonnirte. In der Gegend von Arensdorf (zwischen der Passarge und der Alle) stand die russische Avantgarde und hatte Guttstadt und die obern Uebergänge über die Alle besetzt. So weit war auch an dieser Stellung wenig zu tadeln, allein die Russen begingen den Fehler, Braunsberg nicht zu besetzen, das ihnen, wenn sie es sogleich thaten und sich darin festsetzten, als ein fester Punct mitten in der Stellung, ähnlich Göttingen im siebenjährigen Kriege den Franzosen, nützlich werden mußte; denn die Besatzung konnte von Zeit zu Zeit abgelöst werden, sie konnte die feindlichen Quartiere durch Diverfionen fortwährend beunruhigen und jede feindliche Unternehmung gegen die Quartiere oberhalb mit Uebermacht in den Rücken nehmen. Napoleon erkannte die Wichtigkeit dieses Postens alsbald. Den 26. Februar schickte er ein Corps von 10,000 Mann gegen die russische Division vor, die, ohne begründete Vertheidigungsanstalten des nächsten Umfangs, vor dem Orte sich festsetzen wollte. Sie ward mit Uebermacht über den Haufen geworfen, der Feind, mit eindringend, bemächtigte sich der Stadt, die er sogleich besetzte und nun

seinerseits den erwähnten Nutzen zog, seine Quartiere zu sichern, die des Gegners zu beunruhigen. Das l'Escaq'sche Corps mußte seine Linie weiter gegen Kreuzburg zurückziehen und verlor an Terrain, Verpflegung und Bequemlichkeit.

Indem wir mit dem Verfasser uns zu dem Uebergang über Ströme und Flüsse wenden, sey uns auszusprechen erlaubt, daß wir den verlassenen Abschnitt lieber in Verbindung mit der Castrametation, als durch die Abhandlung über Cordonsysteme und Stellungen in neuern Kriegen davon getrennt, erblickt hätten. Wenn auch der General, bei der Lebendigkeit und dem innern Zusammenhange, welchen er seinen Lehren zu geben versteht, diese Trennung im Lesen unmerklich macht, so ist doch bei einem Lehrbuche dieselbe nicht wünschenswerth, weil sie die Aufmerksamkeit mehr zersplittert, statt sie mit zusammenfassender Abhandlung des Gegenstandes ganz zu erfüllen. Doch zurück von dieser nur beiläufigen Bemerkung zu der letzten Abtheilung des zweiten Haupttheils, welche diesen so interessant als belehrend schließt. — Für den des Kriegs nicht recht Kundigen ist es immer eine Art Räthsel, wie eine ganze Armee im Angesicht eines entgegenstehenden tapfern Feindes den Uebergang über einen breiten Strom erzwingen kann. Der Laie, er mag die Sache überlegen, wie er will, zieht immer daraus ein ungünstiges Resultat für diejenigen, welche dies nicht verhindern, und erklärt sich das Unbegreifliche entweder durch die Unwachsamkeit oder den geringern Muth der Vertheidiger. Denn, sagt er, wie ist es nur denkbar, gegenüber einem starken, aufmerksamen und tapfern Feinde, eine oder mehrere Brücken zusammenzuschlagen, sie quer über den Strom zu bringen und am andern Ufer zu befestigen? Und wenn auch dies noch möglich wäre, wie ganz unmöglich ist es, wenn der Gegner seine Schuldigkeit erfüllt, über diese Brücken in dichten Colonnen zu rücken, wodurch die Front mit ihrer ungeheuren Tiefe, und beide unabsehbare Flanken dem verheerendsten Feuer Preis gegeben werden? Sollte aber auch, wie durch ein Wunder, wirklich noch eine bedeutende Macht der Vernichtung entgangen seyn, wie ist es möglich, daß dieselbe drüben zur Entwicklung kommen und noch mit Kraft den auf sie augenblicklich Losstürmenden begegnen kann? — Auf welche Weise nun der Uebergang bewirkt wird, ohne in die hier bemerkten Gefahren viel mehr, als bei andern ernstlichen Vorfällen zu gerathen, dies ist der Zweck des Abschnittes, der mit Klarheit ohne unnöthige Weitschweifigkeit die Mittel hierzu angibt. Zwei Fälle sind möglich, wenn der Feind hinter einem Fluß oder Strom in einer Stellung steht, die das Brückenschlagen verhindern kann, um diese Absicht zu erreichen: entweder List und, was ihr gleich ist, Ueberrumpelung, oder offenbare Gewalt. Zu ersterein

führen gemeinhin Geheimniß, Schnelligkeit, ein geschicktes Benehmen und alles, was von einer guten Recognoscirung, der Artillerie und dem Geniewesen abhängt. Da aber dabei immer eine gewisse Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit des Gegners zum Grunde liegen muß, so ist diese Art des Uebergangs allerdings nicht die, von der wir eben sprachen. Vielmehr ist es der durch offene Gewalt. Zuerst wollen wir die Lage des Feindes dabei in Erwägung ziehen. Für ihn ist es keine leichte Aufgabe, eine große Strecke des Flusses hinlänglich zu bewachen; denn wenn er auch gleich überzeugt ist, daß unserer Seits der Uebergang beabsichtigt wird, so bleibt er doch in steter Ungewißheit, wo derselbe geschehen wird. Die vertheilte Armee ist daher genöthigt, nach Maassgabe ihrer Stärke eine mehr oder minder ausgedehnte Centralposition zu beziehen und den übrigen Theil vom Laufe des Flusses nur durch schwache Corps beobachten zu lassen, um dann demjenigen mit aller Macht zu Hülfe zu eilen, in dessen Nähe der Uebergang versucht wird. Dagegen ist die angreifende Armee frei und ungehindert in ihren Bewegungen. Sie breitet sich aus und zieht sich nach Willkür zusammen. Sie kann durch Scheinbewegungen dem Feinde Besorgnisse auf mehreren Punkten geben, um von dem wirklich erscheinenden Punkte seine Kraft abzuziehen. Dieser Uebergangspunct muß dann so gewählt seyn, daß der Feind, wenn er die wahre Absicht entdeckt, nicht mehr Zeit hat, mit seiner Armee gegen denselben anzulangen, bevor man nicht eine hinlängliche Truppenzahl übergesetzt hat, um ihm vorerst die Spitze zu bieten und während dem hinter diesem mit immer mehr Massen das andere Ufer zu erreichen. Die Operation läuft also darauf hinaus, mit einer Armee einen gewaltsamen Uebergang einem schwächeren, gemeiniglich 2 bis 3000 Mann starken Corps gegenüber auszuführen. Was nun den Uebergang selbst betrifft, so ist es unerläßlich, eine ihn begünstigende Stelle auszusuchen, d. h. einen Ort zu wählen, der unserm Artilleriesfeuer und der Schlagung der Brücke Vortheile gewährt. Zu erstem ist es gut, einen Platz zu erwählen, wo der Fluß einen Bogen bildet, dessen Oeffnung nach dem Feind zugekehrt ist, indem dann die zu beiden Seiten des Uebergangspunctes placirten Batterien ein Kreuzfeuer eröffnen und so den Feind nöthigen, sich hinter die Sehne des Bogens zurückzuziehen. Hierdurch gewinnen wir den jenseitigen freien Raum, sowohl zur Schlagung der Brücke, als zum Debouchiren der Truppen und, wenn es das Verhältniß erfordert, zur Anlegung eines Brückenkopfes. Auch ist das Ufer auf der äußern Seite des Bogens, der Natur des Terrains nach, gewöhnlich dominirend, was den Uebergang begünstigt. Wenn wir nun durch die Uebergangslinie unserer auf diesem Punct schon vorbereitend versammelten und fest und gesichert aufgestellten Artillerie das feindliche Feuer zum Schweigen

gen gebracht, und selbst wenn Reservebatterien dem Gegner zur Unterstützung auffahren, diese schon beim Abproben demontirt haben, so sind die weitem Hindernisse so groß nicht. Ist das feindliche Ufer vom nächsten Feuer befreit, so beginnt das Brückenschlagen von beiden Ufern nach der Strommitte zugleich; oder wenn ein anderer Fluß auf dem diesseitigen Ufer einfällt, haben wir schon in diesem die Brücke ungesehen theilweis vollendet und führen sie nun in den Strom; oder sie ist an unserm Ufer unter Begünstigung der Nacht gefertigt und wird jetzt hinüber geschwenkt. Sollte jedoch das feindliche Feuer nicht ganz gewältigt werden und die hier zuletzt angeführten Vortheile gehen uns auch ab, so bleibt nichts übrig, als trotz dieses Feuers vom diesseitigen Ufer die Brücke zu schlagen, wobei uns denn allerdings wohl einige Pontons in den Grund geschossen werden können. Allein diese werden gleich durch andere ersetzt, und unser stetes heftiges Artilleriefeuer, auf seine störenden Batterien gerichtet, wird diese wenigstens gewiß hindern, unsere Arbeit zwecklos zu machen. Inseln in einem Flusse (die Lobauinsel 1809, die Pfalzburg 1814) erleichtern das Brückenschlagen, indem sie die Arbeit verkürzen, einen festen Halt gewähren und oft auch, auf sich, Anlegung von Batterien gestatten. Soll nun bloß ein einzelnes Corps übergehen, so ist eine Brücke genug; soll aber eine ganze Armee übergehen, besonders auf dem Rückzuge, so sind drei Brücken am wünschenswerthesten, wovon eine für Infanterie, eine für Cavalerie und Artillerie und die dritte für das Fuhrwesen bestimmt ist. Jede Brücke kann nur eine angemessene Last tragen und also eine für Infanterie sehr brauchbar seyn, welche es keineswegs für Cavalerie oder gar für Artillerie ist. Auf den gewöhnlichen Pontonbrücken kann schweres Feldgeschütz ohne Bedenken passiren, Belagerungsgeschütz nur mit Vorsicht und einzeln hinübergeführt werden. Ist es anwendbar, besonders wenn der Feind den Uebergang nicht verhindert, so läßt man die großen Rähne und Schiffe, die sonst den Strom befahren, sammt den Schiffen zusammenbringen, und unter Leitung und Hülfe müssen sie mit diesen Fahrzeugen die Brücke schlagen. (So war die Brücke über die Werra 1812 beim Einmarsch gefertigt.)

Nachdem so im Allgemeinen das Räthsel des Uebergangs im Angesicht des Feindes erklärt worden, wenden wir uns zu den besondern Fällen, in denen einem überhaupt sich jedesmal eine Armee befindet, welche einen Fluß passiren will. 1) Die Flußufer können frei von feindlicher Einwirkung seyn. 2) Der umgekehrte Fall kann stattfinden, und die Armee muß mit Gewalt sich auf dem feindlichen Ufer festsetzen. 3) Die Bewegung der Armee kann in einem Rückzuge bestehen, und man muß in Gegenwart des verfolgenden Feindes über den Fluß gehen. Im ersten Falle sind die

über den Fluß geschlagenen Brücken nicht bloß für den Moment des Uebergangs nöthig. Man muß vielmehr, wegen der ferneren Operationen, auf ihre Erhaltung bedacht seyn und sie gegen die Unternehmungen feindlicher Detachements sichern. Dies geschieht durch Anlegung eines Brückenkopfes (*tête de pont*), d. h. einer Verschanzung, welche einen Raum auf dem feindlichen Ufer umschließt und zugleich die Brücken deckt. Um einen Brückenkopf kräftig zu vertheidigen, muß vorzüglich die Artillerie angewendet werden, von der ein Theil in Verschanzungen dicht am diesseitigen Ufer placirt wird, dergestalt, daß sie den Flanken des *tête de pont* eine Seitenvertheidigung gewährt. Der zweite Fall ist bereits betrachtet worden. Der Verf. meint, daß auch hier ein Brückenkopf nöthig sey. Wir gestehen ihm dies zwar gänzlich zu, bemerken aber doch, daß oft dazu die Zeit wegen Herbeieilen der feindlichen Hauptmacht fehlen kann, was im ersten Falle niemals und im letzten nur bei ungünstigen Maaßregeln möglich ist. Sind wir auf dem Rückzuge begriffen, so muß, wenn der Brückenkopf nebst der Brücke noch nicht vorhanden ist, und wir vor dem Feinde nicht einen solchen Vorsprung gewonnen, daß wir den Fluß passiert haben, ehe er erscheint, Brückenkopf und Brücke von der Avantgarde erbaut werden. Verschanzungskunst und Artillerie muß dann kräftig wirken und der *tête de pont* selbst von größerem Umfange für den zweiten und dritten Fall seyn, damit nach den Umständen selbst ein Theil der Armee in ihm Raum finde.

Hat der commandirende General den Uebergang auf einem bestimmten Punkte beschossen, so geht ein großes Detachement aus-erlesener Infanterie, leichter Infanterie, leichter und schwerer Artillerie mit den Ingenieursofficieren und Schanzarbeitern, nebst dem Brückengeräth und allem Zubehör, alles unter Anführung eines Befehlshabers, der die Localität wohl kennt, mit Anbruch des Tages oder der Nacht ab nach jenem Punkte. Man errichtet schnell einige Batterien auf dem diesseitigen Ufer, um den Feind entfernt zu halten, und sogleich läßt man, entweder in Schiffen oder schwimmend, oder durch Furthen so viel Truppen übergehen, daß man damit den Feind lebhaft angreifen und auf dem feindlichen Ufer festen Fuß fassen kann. Die Ingenieure und Schanzarbeiter gehen auch so schnell als möglich hinüber, um nöthigenfalls die Werke zu Deckung des Brückenkopfs zu traciren und aufzuwerfen. Bei der Ankunft des Fuhrwesens wird mit dem Schlagen der Brücken sogleich angefangen, und wenn es möglich gewesen ist, sich des feindlichen Ufers zu bemächtigen, so wird das Brückentaub sogleich auf demselben befestiget und die Arbeit eröffnet. Ueber Flüsse von gewöhnlicher Breite kann die Brücke in zwei bis drei Stunden geschlagen seyn, worauf sich die Truppen völlig des nächsten feindlichen Terrains bemächtigen.

Der wesentliche Theil des Brückenkopfes muß schnell mit einer halben Tagesarbeit vollendet seyn. Man wählt für die Absteckung der ersten Anlage ein einfaches Neban, dessen Capitale 100 — 200 Schritt lang ist, und in dessen Kehle die Brücke liegt. Einige Crochets neben dem Hauptwerke, und die auf dem diesseitigen Ufer angelegten Batterien geben den gegen den Feind vorgerückten Truppen einen sichern Zufluchtsort für den Fall, daß sie bei ankommender feindlicher Uebermacht gedrängt würden. Die ganze Armee muß durch einen nächtlichen oder verborgenen Marsch bei dem Uebergangspunkte anlangen, die Avantgarde über die Brücke defiliren und dem Feind, wenn er den Brückenkopf angriffe oder eingeengt hätte, so gleich auf den Leib gehen und ihn zurückdrängen. Während die ersten Truppen defiliren, wird nöthigenfalls eine zweite Brücke geschlagen und mit einem Neban als Brückenkopf versehen. Nach und nach, so wie man Zeit gewinnt, werden diese ersten Anlagen zu einem Ganzen verbunden und vervollkommenet, indem man nämlich eine Communicationslinie zwischen den ausspringenden Winkeln und innerhalb derselben; und dicht vor den Brücken Reduits anlegt. Beispiel aus der neuern Kriegsgeschichte von einem gewaltsamen Strom-Uebergange ist das des Yorkschen Corps bei Wartenburg den 3. October 1813. Die schwedische Armee hatte schon den 14. September (nach der Schlacht von Dennewitz) die Höhen von Kosiaw im Besiz, und der Feind konnte den gegenseitigen Uferrand nicht halten. Daher stand dem Schlagen einer Brücke und dem Bau eines Brückenkopfes nichts im Wege. Beides ward auch sofort ausgeführt. So auch bei Alen, zwei Meilen unterhalb, wo das leicht besetzte Städtchen die Brücke deckte. Indes hielt Marschall Ney noch beide Ufer der Mulde oberhalb Dessau, und die Schweden waren nur im precariren Besiz der Stadt. So war die Lage bis Ende Septembers. Unterdeß hatte Fürst Blücher den bedrängten Napoleon bis gegen Dresden begleitet und schob sich nun nach der untern Elbe, den Uebergang bei dem als günstig erscheinenden Punkte, am Einfluß der Eister, im Auge. Höchst wahrscheinlich würde der Feldmarschall schon bei Mühlberg übergegangen seyn, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß dies zu sehr in Napoleons Nähe sey, und ihn dieser mit voller Macht dabei auf den Hals fallen könne. Ehe er Wartenburg gegenüber anlangte, hatten, vorbereitend, schon einige Truppen von Bülow's Corps, das Wittenberg auf dem rechten Elbufer blockirte, hier Fuß gefaßt, und der Feind konnte das Schlagen einer Brücke gar nicht hindern. Alle früher bemerkten günstigen Localitäten, Inseeln auf dem Hauptströme, einfallendes Wasser auf dem diesseitigen Ufer, Bogen des Flusses, trafen zusammen. Allein wenn auch das letztere für die Brücke und das Einrücken jenseits Vorthelle gewährte, so brachte es dagegen den großen Nach-

theil der Einengung und Hinderung weiterer Fortschritte, da das Terrain durch Bäche, Sumpf und Holz dem Feind die Festhaltung der Sehne erlaubte, und York's Corps würde hier alle seine Kräfte erschöpft haben, wenn der feindliche Feldherr, bei seiner sonst zweckgemäßen Aufstellung, den Schlüssel seiner Position, das Dorf Biebbin, mit dem Zusammenhange der Dämme daselbst, besser festgehalten hätte. Blücher hingegen, als er den Angriff dem General York auftrug, vermuthete auf keinen Fall ein ganzes feindliches Corps, sondern nur ein paar tausend Mann bei Wartenburg. Hätte indes die schlesische und die Nordarmee unter einem gemeinsamen Oberbefehl gestanden, so würde, während erstere gegen Wartenburg vorrückte, die letztere aus ihrem Brückenkopf über Wörlitz und Dranienbaum gedungen seyn, durch welche Diversion der Kampf eine große Erleichterung erhalten mußte, indem schon eine Abtheilung der Nordarmee hinreichend war, die Hauptmacht des Feindes bei Dessau zu beschäftigen. Es war, als Blücher den Uebergang durch York forcirt hatte, seine Absicht, sich dort ein festes Lager zu bereiten, in welchem er, wenn ihn Napoleon drängte, die Annäherung der großen verbündeten Armee ruhig abwarten konnte. Einige starke Schanzen und Batterien auf den Höhen rechts und links von Wartenburg und denen hinter Biebbin hätten die einzig zugängliche Front eines bedeutenden Umfanges, wo nicht unangreifbar, doch unüberwindlich gemacht und würden, durch den großen Styl der projectirten Anordnungen, ein wahres Muster eines Sicherungslagers dargestellt haben. Um aber vor allem die ihm wichtige Verbindung mit dem Kronprinzen von Schweden zu erhalten, gab Blücher diese Idee auf, als er nebst dem Kronprinzen Napoleon von Dresden über Wurzen kommend traf, und, um dem von diesem beabsichtigten Hauptschlage zu entgehen, sich beide bis an die Saale zurückzogen.

III. Von Märschen und Operationen. Ihr Inhalt verbreitet sich über: Allgemeine Regeln dafür; Märsche vorwärts; Rückzüge; Pflichten der Avant- und Arriergarde bei dem Marsche und den Operationen einer Armee; Seiten- oder Flankenmärsche; Fälle, wo man nur in einer Colonne marschiren kann; Marschlager; Marschquartiere; Verpflegung auf dem Marsche; Marsch der Convoys; Märsche und Operationen nach Raum und Zeit (Logistik?) — Der Verf. hebt bei der methodischen Untersuchung seines Gegenstandes mit der Erklärung desselben an, um bestimmt wissen zu lassen, was untersucht werden soll. „Der Marsch einer Armee, definiert er, ist eine schlagfertige Bewegung nach einem gegebenen Object zu einem bestimmten Zweck.“ Hieraus ersieht man sogleich deutlich, weshalb der General in der Ueberschrift die Operationen mit den Märschen in unmittelbare Verbindung setzte. Ist

es schon jedem kleinen Detachement nothwendig, sich in Feindesnähe mit einer schützenden Kette zu umgeben, so bedarf eine Armee dieser sichernden Maaßregel in ungleich größerem Grade. Die Avantgarde eröffnet den Marsch, durchsucht und reinigt Front und Flanken desselben, und unter ihrem Schutze recognosciren die Ingenieure die nothwendigen Colonnenwege für die nachrückende Armee im Detail, lassen vorhandene Hindernisse wegräumen, nöthige Brücken bauen, Vertiefungen ausfüllen, Holz durchhauen, Erdränder abstecken und überhaupt den Weg so bezeichnen, daß man ihn selbst bei Nacht finden kann. Nicht nur das Mißlingen bedeutender Kriegsoperationen ist aus Verabsäumung dieser und ähnlicher Maaßregeln hervorgegangen, sondern auch in den täglich vorkommenden Verhältnissen ist unnütze Beschwerde und Zeitverlust entstanden. Die Marschordnung wird für eine Armee nothwendig, da es unmöglich ist, in Schlachtordnung, also in ausgebreiteter Front zu marschiren. Deshalb marschirt man in Colonnen, und je mehr deren zu bilden die Umstände erlauben, desto leichter und schneller wird marschirt, die neue Stellung eingenommen, und unterwegs ein Gefecht geliefert. In ältern Lehrbüchern ist es eine angelegentliche Sache, zu zeigen, wie man abmarschiren müsse. Rechts, wenn man den Feind auf der linken Seite erwartet, oder auch, wenn man nach der linken Seite der Tête deployiren will; links, wenn es umgekehrt ist. Die jetzige Taktik ist aber an Hülfsmitteln reicher und in ihren Forderungen liberaler geworden. Die jetzige Bewegbarkeit jedes einzelnen Theiles der Masse, als eines in sich geschlossenen Haufens (Bataillon, Regiment), erlaubt mit Leichtigkeit den Aufmarsch nach jeder Seite, ohne eben ängstlich um die Art des Abmarsches bekümmert seyn zu müssen. Auch Inversionen (Verwerfung der Theile in der ursprünglichen Schlachtordnung) werden nicht vermieden, sobald nur der einzelne Theil dabei nicht der Leitung seines Führers entzogen wird. Man marschirt daher gewöhnlich nach dem Flügel ab, der dem einzuschlagenden Wege am nächsten steht. Bei einer dauernden Kriegsoperation, wo mehrere Tage hinter einander marschirt wird, ist es billige Rücksicht, mit dem Abmarsch zu wechseln, heute die Truppen vom rechten, morgen die vom linken Flügel vorangehen zu lassen, weil es in der Natur der Sache gegründet ist, daß der Marsch für die hinten Nachfolgenden verhältnismäßig ermüdender ist. Eine sehr zu beachtende Vorsicht aber ist es, die jeder Colonne zugehörige Bagage später aufbrechen und in so großer Entfernung nachfolgen zu lassen, daß sie in keinem Falle hindere, nirgends die Desfiléen rückwärts verstopfe, wenn ein unvorhergesehener Rückzug nothwendig würde. Der Marsch verschiedener Truppenarten auf einem und demselben Colonnenwege ist unbequem, weil jede ihre eigenthümliche Geschwindigkeit

hat, auch eine mehr als die andere die Wege verdrängt. In frühern Zeiten ließ man die gesammte Artillerie auf dem mittelften Wege, zu welchem denn auch der beste gewählt werden mußte, marschiren; die Infanterie bildete die nächsten Colonnen zur Seite, und die Cavalerie die Flügelcolonnen. Letzteres war noch im siebenjährigen Kriege im Gebrauch und ist in ebenem Terrain noch anwendbar, weil es da niemals Schwierigkeiten hat, die ursprüngliche Schlachtordnung herzustellen. Allein in gebirgiger oder bei viel durchschnittenen Erdoberfläche ist dieser Marsch bedenklich. Die beste Marschordnung ist: immer die Waffe ins Gefecht bringen zu können, welche eben nach Terrain und Umständen mit Vortheil agiren kann. Es ist aber doch nicht rathsam, die Cavalerie und Artillerie, welche den Brigaden oder Divisionen zugetheilt ist, von diesen zu trennen, theils weil die Herstellung der Schlachtordnung durch diese neue Zusammensetzung doch zu verwickelt werden könnte, besonders aber, weil die Infanterie der ihr zugetheilten übrigen Waffen in keinem Augenblicke entbehren soll, damit die Division zu jeder Zeit sich in ein Gefecht selbstständig einlassen könne. Schwieriger, wie schon gesagt, ist die Anordnung der Märsche in bedeckter und durchschnittenen Gegend. Die Regel sagt: daß kein Terrainhinderniß sich zwischen den Colonnen befinden muß, damit sie sich wechselseitig unterstützen können, wenn die eine oder andere angegriffen werden sollte. Allein selten ist diese Ausführung der Vorschrift möglich, und dann muß die Einbildungskraft im voraus die Lage der Armee auf solchem Marsche vergegenwärtigen, um Maßregeln nehmen zu können, welche jedem Unglück vorbeugen. Die Avantgarde muß man so weit vorschieben, daß die Armee die Erdstrecken, welche eine so nachtheilige Trennung veranlassen, überschreiten oder eine vortheilhafte Aufstellung gewinnen könne, bevor sie in ein Gefecht verwickelt wird. Verbindungswege zwischen den Colonnen müssen aufgesucht und die Uebergänge über die trennenden Abschnitte recognoscirt werden. Würde eine Colonne einzeln angegriffen, so werden die Befehlshaber der benachbarten Colonnen sich schnell entschließen, was zweckmäßiger, entweder der bedrängten Colonne unmittelbar auf dem Verbindungswege zu Hülfe zu eilen, oder ihr durch Vordringen auf dem eignen Wege auf mittelbare Weise, durch Bedrohung des Feindes in Flanke und Rücken, Luft zu machen.

Die Avantgarde muß, wenn die Armee ihren Marsch vorwärts antritt, einen halben oder ganzen Marsch, kurz immer so weit voraus seyn, daß der Feldherr freien Spielraum zu einer von ihm vielleicht unerwartet beschlossenen Seitenbewegung erhält. Hat sie den Vorsprung nicht schon ursprünglich, so nimmt sie ihn durch früheres Aufbrechen oder schnellere Bewegung, der sie bei ihrer Zusammensetzung und geringern Truppenmasse fähig ist. Wie sich eine

in entschloßener Offensive befindliche Armee zu benehmen hat, und dem Feinde ein coupirtes und dabei zugleich entscheidendes Terrain abzugewinnen, welches einzunehmen, beide Theile die Absicht haben, macht der G. v. B. in einem Beispiele deutlich, dessen Aufstellung wir zu den deutlichsten und glücklichsten rechnen, die wir über ähnlichen Gegenstand kennen. Da es sich aber auf den beigelegten Plan bezieht, müssen wir es übergehen. Zugleich ist dabei Rücksicht auf eine große Erfahrung aus dem siebenjährigen Kriege in einer Note genommen, welche aus Rehows Charakteristik jener Feldzüge entlehnt worden, einem Werk, das zur Aufklärung der Geschichte des gedachten Krieges, der Denk- und Handlungsweise der darin eine Hauptrolle spielenden Personen dient und sonst auch als sehr unterhaltende Schrift unsern Lesern zu empfehlen ist.

Der Rückzug bringt in Hinsicht der Colonnenbildung ein umgekehrtes Verhältniß hervor. Bagage und alles entbehrliche Fuhrwesen bricht zuerst auf, um schnell zurück und aus dem Wege zu kommen, und die Truppenart würde den Marsch rückwärts eröffnen, die man in dem eben vorliegenden Terrain dem Gefechte am ersten entziehen möchte. Vor allem aber würde die große selbstständige Avantgarde, bei immer gleicher Obliegenheit, die Armee zu decken, in das Verhältniß einer Arriergarde treten, wobei jedoch, wenn frühere Gefechte und Strapazen sie sehr mitgenommen, auf eine Ablösung und Ergänzung der am meisten gelittenen Truppentheile zu denken wäre. Wie früher diese Avantgarde beim Vorrücken von Erdabschnitt zu Erdabschnitt vorgriff und sich feststellte, eben so muß sie beim Rückzug jeden Terrainabschnitt so lange als irgend möglich festhalten, um der Armee Zeit zu verschaffen, damit letztere nie von dem verfolgenden Feinde erreicht werden kann. Schon aus dem Grunde ist eine angemessene Entfernung der Arriergarde von der Armee nothwendig, weil sonst letztere sich bloß ihres Rückzuges wegen schlagen müßte; allein es kommt noch der wichtige Umstand hinzu, daß eben bei Rückzügen der Fall am häufigsten eintritt, daß der Oberfeldherr eine andere Operationslinie seitwärts gewinnen will. Nur dadurch kann oft des Feindes Offensive gehemmt und ein neues günstiges Verhältniß herbeigeführt werden. Solche Seitenbewegung der Armee ist aber nur möglich, wenn sie von der Arriergarde maskirt wird; denn unter fortwährendem Gefecht läßt sich keine strategische Bewegung denken. Ist es irgendwo möglich, daß der Feind durch Umgehung, mittelst forcirten Marsches, oder von einer andern Operationslinie her, auf dem Rückzugswege zuvorkommen könnte, so ist es durchaus nothwendig, ein Corps oder Detachement vor- auszusenden, welches sich dem Feinde auf entscheidenden Puncten entgegenwirft. — Zu den widerwärtigsten Lagen bei einem Rückzuge gehört „das Stopfen der Colonnen in einem engen Wege,

wenn sich zu gleicher Zeit der Kanonendonner der Arriergarde nähert." Deshalb ist bei allen Märschen, ganz vorzüglich aber bei Rückzügen, es nothwendig, folgende Veranstaltungen zu treffen: 1) Alles Fuhrwesen in gutem Stande zu haben und das untaugliche von Haus aus auf die Seite zu werfen. 2) Alles in der Colonne dicht auf gehen, reiten und fahren zu lassen — auf breitem Wege zwei Fuhrwerke nebeneinander — und jede Gelegenheit zu benutzen, den Zug möglichst zu kürzen. 3) Den Durchzug durch Städte, Dörfer und Defilées in möglichst geschwinde Cadenz geschehen, and wenigstens die Infanterie neben der Artillerie und Bagage hergehen zu lassen. 4) In keinem Falle zu gestatten, daß die Truppen, besonders die Cavalerie, aus Bequemlichkeit oder übel angebrachter Eleganz, Pfäßen, schlechte Wegstellen u. durch einzeln Abbrechen vermeiden *). Hierbei nimmt der Verf. die Gelegenheit, die russische Armee, hinsichtlich der Erfordernisse und Anordnungen zu einem dicht geschlossenen Colonnenmarsche, als Muster aufzustellen. Er belegt diese Empfehlung durch den Rückzug des Corps von Miloradowitsch nach der Schlacht von Groß-Görschen und zeigt, daß der eigentliche Grund dieses Vorzuges in der Natur ihres Landes liege, indem sie bei der Größe des Reiches schon in diesem, in Friedenszeiten, weite Märsche mit allem Troß zurücklegen müssen; auch die Güte ihrer Pferde, die Geduld ihrer Krieger und die Lichtigkeit ihrer Wagen das Ihrige dazu beitragen. 5) Das Halten und Ruhen in einem engen Wege aufs höchste zu verpönnen, vielmehr jeden Commandeur anweisen, bei nothwendiger Veranlassung zum Halt sofort, wenn es nur irgend angeht, aus dem Wege zu rücken, damit die Nachkommenden nicht aufgehalten werden. Mit einigen Worten gedenkt Gen. v. B. — nachdem er den Rückzug Friedrichs II. nach Aufhebung der Belagerung von Dlmütz 1758 erwähnt — der Retraite der russisch-preussischen Armee nach der Schlacht bei Groß-Görschen und führt ihn als Beispiel eines geregelten an. Doch bemerkt er unparteiisch im folgenden §. 94., wo von den Pflichten der Avant- und Arriergarde bei dem Marsch und Operationen die Rede ist, daß ein solcher Rückzug, der auf einer bestimmt gegebenen Operationslinie bis in die ebenfalls voraus be-

*) Wie diese Regel auch von großen Feldherren anerkannt wird, davon zeigte sich bei einem großen Manoeuvre in Frankreich, welches Lord Wellington durch die englischen Truppen während der Besetzung des Landes ausführen ließ, folgendes Beispiel. Der Herzog bemerkte, daß Officiere und Gemeine mehrern schlechten Stellen geflissentlich auswichen. Als das Manoeuvre geendiget, mußte das Corps nochmals hefliren, und Wellington dirigitte dasselbe so, daß es jene Uebelstände wieder traf und nun ohne Ausnahme gerade hindurch mußte.

stimmt Vertheiligungslinie geschehe, nicht sowohl tiefe Combinationen, als vielmehr geschickte Benutzung der Localitäten und leichte Beweglichkeit des Heeres erfordere. Schwieriger sey es dagegen, wenn Richtung und Grenze des Rückzuges nicht so fest stehen und ein mögliches zweckmäßiges Ergreifen der Offensive von Umständen abhängt, die im entscheidenden Moment erkannt und benutzt werden müssen. Dies Verhältniß wird eintreten, wenn beide kriegsführende Mächte in mehrern abgesonderten Corps auf verschiedenen Operationslinien agiren, wobei der Theil, welchem die äußeren Linien (s. oben) zu Theil werden, am meisten des richtigen Tacts bedarf, um sich vor Fehlgriffen zu hüten. Zwei gerade einander entgegengesetzte sind es, welche er Gefahr läuft, zu begehen: entweder von einem überlegenen Feinde zur Schlacht gezwungen, oder von einem schwächern, aber durch Täuschung oder unsere Unkunde stärker scheinenden, beschäftigt zu werden, bis die gegenseitige Macht den Hauptstreich anderwärts ausführt. Die Merkmale zur Schätzung der wahren Stärke und Absicht des Gegners erwartet der Obergeneral von dem General der Avantgarde beim Vorgehen, oder von dem der Arriergarde beim Rückzug. Daher muß der Betreffende den Feind stets im Auge behalten und mit ihm, wenigstens durch die Spitzen seiner Truppen, in Berührung stehen. Er muß das Verhältniß zu unterscheiden wissen, wo z. B. es zweckmäßig seyn kann, seine Arriergarde in mehrern Unterstützungen hintereinander aufzustellen, um sich im Rückzuge zu verstärken, oder wo es nothwendig ist, gleich vom Anfang an dem Feind zu imponiren und ihn nöthige Kräfte verwenden zu lassen, uns nur einen Schritt rückwärts zu bringen. Es wird sich durch letzteres zeigen, ob des Feindes Stärke echt, oder ob sie nur vorgespiegelt ist; und läßt er uns dann in Ruhe oder bleibt es bei Vorpostenneckereien, so ist es nöthig, heranzutreten und ihn zum Gefecht, oder doch wenigstens zur Entfaltung seiner vorhandenen Macht zu zwingen. Dies erfuhr Napoleon bei Vitry und St. Dizier, als die Verbündeten ihren Marsch auf Paris durch das vorgeworfene Reitercorps Winzingerode's verschleiert hatten. — Die Aufgabe, des Feindes Absichten zu erspähen und durch schnelle Maasregeln zu vereiteln, diese aber dennoch wieder dem Hauptplan des Feldzuges anzupassen, zeigt der Verf. in des Fürsten Blücher Herbstfeldzuge 1813, auf eine eben so glückliche als glänzende Weise gelöst. Gern würden wir den Leser in das Einzelne dieses rationellen Feldzuges führen, wenn wir ihm die Charten zugleich mit in die Hand geben könnten; allein es sey wenigstens vergönnt, die Grundidee davon aus dem Werke auszuheben, da, wie Gen. v. B. sehr wahr bemerkt, viele Beurtheiler des gedachten Feldzuges diese aus den Augen verloren oder gar nicht genugsam gekannt haben. Sie war die auf die Natur der Sache

und Lage der Dinge gegründete Ueberzeugung, daß Napoleon die Absicht habe, seine Hauptmacht in der Nähe der Elbe zu concentriren, um sich der durch die böhmischen Gebirge in seinen Rücken ziehenden großen verbündeten Armee entgegen zu werfen, oder auch wohl, aus leidenschaftlichen und andern Motiven, einstweilen einen Schlag gegen die verbündete Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden auszuführen. Deshalb sprach die erste und allgemeine Disposition des Feldmarschalls, worauf alle folgende hinwiesen, den Zweck kurz aus: möglichst schnelles Verfolgen mit ganzer Macht. Und in Wahrheit, er ließ dem Feinde keinen Augenblick Ruhe, erkundete jede seiner Bewegungen, lag ihm stets dicht auf dem Rücken und hielt ihn hierdurch ab, seine Kräfte gegen andere Richtungen zu brauchen. Wenn er aber erbittert mit Uebermacht auf Blücher losging, zog sich dieser geschickt hinweg, wich jeder Schlacht aus, bis an der Ratzbach es ihm gelang, einem großen Theil der Macht Napoleons das zu bereiten, was dieser für ihn nebenbei mit bezweckte. Die Schlacht an der Ratzbach, die Gen. v. B. nunmehr beschreibt, steht mit seinen Vorschriften über Märsche und Operationen, als Beispiel, in so enger Verbindung, daß wir es nachsehen müssen, solche hier und nicht unter dem Haupttheil „von Schlachten und Operationen“ zu finden. Wir verweisen den Leser hierüber auf das Buch selbst, weil wir ohne Mittheilung nöthiger specieller Pläne nur Worte machen, aber das Ganze keinesweges veranschaulichen könnten.

Daß nach der Schlacht an der Ratzbach Napoleon dem Marschall Macdonald hülfreich entgegenkommen und durch einen selbst zu leitenden Schlag gegen die schlesische Armee die Scharte wieder auszuweihen suchen würde, war aus dessen Charakter und Lage zu folgern. Die innere Linie und der feste Uebergangspunct Dresden, auf der Elbe, mußte ihn um so mehr zu dem erwünschten Schlage nach Osten einladen, da die erfochtenen Vortheile (bei Dresden), wenn gleich durch Wandammes Niederlage (bei Gölz) gemindert, ihm doch einige Zeit vor der großen Armee Ruhe verschafften. Dies und vielleicht auch die gemachte Erfahrung, daß die wechselnden Vor- und Rückmärsche vor der Schlacht an der Ratzbach sehr angreifend für die Armee gewesen waren (weil bei wiederholtem und unerwartetem Ausbruche an einem und demselben Tage das nothwendige Ruhen und Ruhen Verhinderung erleidet), veranlaßte den Feldmarschall, die drei Avantgarden der verschiedenen Corps (York, Sacken, Langeron) unter die Befehle eines Generals zu vereinigen, dem es nun nach Umständen frei stand, seine Hauptmasse auf einem Wege vorrücken und die parallelen Seitenwege bloß durch Detachements beobachten zu lassen. So lange dem geschlagenen feindlichen Heere noch kein Zuwachs an Kräften geworden, war zu erwarten, daß die Avantgarde

hinreichte, es zu drängen; leistete aber der Feind ernstlichen Widerstand, so war auch auf eine Vereinigung mit Napoleons Macht zu schließen; die Avantgarde aber war stark genug, dem Feind zu imponiren und Zeit zu gewinnen, der Feldherr mochte nun sich zum Angriff oder Rückzuge entschließen. Am 4. September brach die Armee früh von Görlik auf, um nach Baugen zu marschiren. York hielt die Mitte auf der großen Straße, Sacken rechts die Richtung gegen Weissenberg, Langeron links die auf Löbau. Bei Hochkirch, jenseit des löbauer Wassers, stieß die Avantgarde auf den Feind. Der Posten sollte genommen werden und sich vorläufig die Armee bei Radewitz aufstellen. Doch der Feind verstärkte Hochkirch, und der General der Avantgarde ward inne, daß er den Angriff nicht allein bestreiten könne. York einsehend, daß es auf den Augenblick der Unterstützung ankomme, überschritt das löbauer Wasser bei Rostitz und stellte sich bei Stromberg auf. Gefangne, wie Kundschafter berichteten, daß Napoleon mit seinen Garden selbst über Baugen vorrückte. Deshalb war weiteres Vorgehen den Umständen nicht angemessen. Langeron und Sacken gingen nicht über das löbauer Wasser, und die Avantgarde zog sich auf die Höhe von Pietschen, wo sie sogleich vom General York unterstützt werden konnte. Indes rückte Napoleon von Hochkirch her mit Macht gegen den diesseitigen linken Flügel vor, führte viel Artillerie gegen die Avantgarde auf und setzte damit besonders der Cavalerie hart zu. Die Höhe von Pietschen ward aufgegeben, der Feind besetzte sie, während das yorksche Corps auf des Oberfeldherrn Befehl, sich in drei Colonnen auf vorbereiteten Uebergängen über das löbauer Wasser zurückzog und dahinter aufstellte. Es war Abend geworden, der Feind verfolgte nicht. Das Resultat war also gewesen: Erkennung der Vereinigung Macdonalds mit Napoleon und hierdurch bedingtes Ausweichen einer mit schwächern Kräften zu liefernden vom Feind gesuchten Schlacht. Während der Nacht ward der Rückzug bis gegen Görlik fortgesetzt, und eine Stellung am Fuße der Landeskronen genommen; Mittags aber, als der Feind über Reichenbach vorrückte, ward in zwei Colonnen bei Görlik über die Reisse, und in der Nacht und am folgenden Tage bis hinter den Quets bei Naumburg zurückgezogen. Die jetzt Nachzug gewordne Avantgarde aber ging nur bis auf eine Meile von Görlik zurück und ließ ihre Spitzen am Reissufer. — Daß der Feind nicht über Görlik folgte und erst am andern Tage die Brücke herstellte, mehr im Anschein einer Vorspiegelung, als einer ernstlichen Absicht, waren die Zeichen, aus denen abzunehmen, daß Napoleon sich begnüge, die schlesische Armee über die Reisse gedrängt zu haben, und wahrscheinlich nur ein Corps vertheidigungsweise am Fluß aufgestellt habe, sich selbst aber mit der Hauptmacht wieder nach der Elbe begeben.

Dies war Veranlassung zur erneuerten Offensive für den Feldmarschall, die diesmal durch eine Linkschiebung der Corps von Langeron und York nach der obern Reisse bis Ostzig und Gruna bewirkt ward, wo man folgenden Tages den Fluß passirte, die Avantgarde bis an die Plies jetzt vorschob und hierdurch den Feind nöthigte, die Reisse zu verlassen, worauf das Corps von Sacken ihm über Görlitz folgte. Der fernere Marsch der Corps von Langeron und York auf Neusalz und Romburg und über Schluckenau, mit vorgeschobenen Avantgarden über Neustadt gegen Stolpen, war eine große strategische Bewegung in die rechte Flanke des Feindes, die ihn nöthigte, die Gegend von Bautzen schleunig zu verlassen, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden.

Diese aus der Kriegsgeschichte unserer Zeit entlehnten Märsche und Operationen waren, allgemein betrachtet, Bewegungen aus der Front. Allein oftmals veranlassen die Umstände oder auch der eigne Vortheil, geradezu nach der einen Seite, also aus der Flanke, nicht zum Reihemarsch (denn daß dies in jetzigen Zeiten bei solchem immer geschieht, haben wir oben gesehen), sondern wegen der Operation selbst abzumarschiren. Die ältere Schlachtordnung verlangte, daß jedes Treffen eine eigne Marschcolonne bildete, woher der Ausdruck „treffenweiser Abmarsch“ abzuleiten ist. Wenn man sich desselben bedient — Friedrich d. Große that es oft, und änderte namentlich, als er sich bei Leuthen entschloß, die Oesterreicher in der linken Flanke anzugreifen, den frühern flügelweisen Abmarsch in vier Colonnen (d. h. den Abmarsch, wo die Armee in abgebrochener Schlachtordnung gerade vor oder rückwärts rückt, und die hintereinander stehenden Abtheilungen die gemeinschaftliche Marschcolonne bilden) in den treffenweisen; — so hat man den Vortheil, sogleich durch Einschwenken die Schlachtordnung herstellen zu können. Deshalb ist er in Nähe des Feindes, als taktische Bewegung, zu seiner leichtern Umgehung der angemessenste. Eine Avantgarde ist hierbei ebenfalls nöthig, weniger für die Sicherheit der Front, als der Seite, auf welcher sich der Feind befindet. Sollte uns dieser angreifen oder aufhalten wollen, so kommt es auf unsern Zweck an, ob wir, einschwenkend, ihm das Gefecht im Ganzen liefern, oder nur, zumal in durchschnittnem Terrain, einzelne Truppengattungen aus den Spizen der Marschcolonnen oder des Treffens, das sich nach ihm zu befindet, herausziehen, ihn damit beschäftigen, diese von der folgenden Colonne ablösen lassen und ihm dergestalt immer frische Truppen entgegenstellen wollen, während wir mit der Hauptmacht fortwährend uns nach unserm Object bewegen. Dieses war die Art, wie die Marschälle Lannes und Augereau, den 10. Octbr. 1806 das siegreiche Gefecht gegen den Prinzen Ludwig Ferdinand v. Preußen bei Saalfeld gewannen. Augereau's Corps, von Grä-

fenthal kommend, welchem das von Lannes folgte, hatte die Direction gegen Ilmenau erhalten. Ludwig Ferdinand überschritt bei Saalfeld die Saale und griff es in der rechten Marschflanke, da es links abmarschirt war, an, um es zu nöthigen, Stand zu halten und einzuschwenken; weil der Prinz die Nachricht hatte, daß der Herzog v. Braunschweig bei Ilmenau über den Fluß mit der Hauptarmee zu gehn beabsichtige, und also fürchtete, das Eintreffen des Feindes während des Ueberganges könnte sehr nachtheilige Folgen haben. Allein Augereau schwenkte nicht ein, sondern verfuhr ganz so, wie eben zuletzt erwähnt wurde, seinen Zug fortsetzend. Nachmittags traf Lannes ein, und dieser, der über Saalfeld unmittelbar gegen Jena beordert war, warf sich nun mit aller Macht auf die durch den siebenstündigen Kampf in nachtheiligem Terrain schon erschöpfte sächsisch-preussische Avantgarde und rieb sie völlig auf. Ob Ludwig Ferdinand's Nachrichten gründlich waren, und ob überhaupt in jenem Terrain, gegen hohe Berge von einem flachen Feld und Wiese anlaufend, es gehörig war, das Opfer zu bringen, warum er endlich sich nicht noch bei Zeiten hinter die Saale zurückzog, gehört nicht weiter hierher.

Ein großer Fehler würde es seyn, wenn sich bei einem Seitenmarsche zwischen den Colonnen ein fortlaufendes Terrainhinderniß vorfände; vortheilhaft ist dies dagegen, wenn es die Wagencolonne von den Truppen trennt und so das störende und aufhaltende Treffen und Kreuzen mit ihr hindert. — Sind wir mit unserer Armee so nahe an den Feind gerathen, daß kein ruhiges Lagerverhältniß mehr stattfinden kann, indem beide Avantgarben einander gegenüber Vorposten aussetzen, die bald ein Tirailleurfeuer eröffnen, so können wir auch überzeugt seyn, daß dieser gespannte Zustand nicht lange dauern kann. Es muß zur Schlacht kommen, oder der Feldherr, der sie vermeiden will, muß sich zurückziehen. Der Theil aber, der sich zurückzieht, hat es sich zur ersten Pflicht zu machen, jeder Colonne den Weg, den sie zu nehmen hat, auf das genaueste vorzuschreiben. Dies ist auch überhaupt bei jeder combinirten Bewegung durchaus nöthig, weil sich sonst die Colonnen verirren, kreuzen und in einander schieben, woraus verdrüsslicher Aufenthalt, Unmuth der Leute und bei Feindes Nähe oft die gefährlichsten Folgen hervorgehen.

Die regelmäßigen, kunstgerechten Seitenmärsche des großen Friedrich kennt die neuere Kriegsgeschichte nicht. Der Grund davon scheint in der wilden Kriegsmanner zu liegen, die Napoleon angewendet und gelehrt hat, nach der die Armeen immerfort auf geraden Wegen und großen Landstraßen großen Objecten zuellen, und der Knoten der Operationen durch eine Schlacht zerhauen wird, bevor noch ein Theil zu jenen durchdachten und Vorbereitung for-

bernden Bewegungen, Zeit gewinnen kann. Hierunter versteht der Verf. jedoch nur Seitenoperationen in noch ziemlicher Entfernung vom Feinde, denn taktische, besonders während einer Schlacht, sind auch neuerdings, und selbst oft von Napoleon ausgeführt, vorgekommen. Bei Wagram tournirte Davoust den linken Flügel der Oesterreicher, während auf der Front gefochten ward. Auch gegen Ligny erschien Napoleons Angriffscorps fast nach alter Weise trefsenweise rechts abmarschirt, schwenkte dem Dorfe gegenüber ein und formirte sich in Bataillonscolonnen zum Angriff. Dergleichen Bewegungen geschehen auf kurzen Strecken über's Feld, ohne daß man Colonnenwege aussucht. Der preussische Seitenmarsch nach der Schlacht von la belle Alliance, aus der Gegend von Avesnes über St. Quintin auf Compiègne und Senlis, war dagegen eine große strategische Bewegung, um die feindlichen Vertheidigungslinien an der Aisne und Duse zu umgehen und auf der nördlichen Straße Paris zu erreichen. Der Marsch des preussischen Heeres am 1. Juli 1815 hingegen aus seinen Stellungen gegenüber Montmartre, über St. Germain gegen die Südseite von Paris, war ein eigentlicher Seitenmarsch. — Alle Seitenmärsche haben mehr oder weniger den Nachtheil, einen langen Zug zu bilden, der, wenn er unbedeckt vom Terrain unter Feindes Augen vorbeigeht, die Streikkräfte und Absichten zur Schau stellt. Dennoch gewährt die heutige Schlachtorbnung auch hier Vortheile. Marschirt man nämlich so dicht auf, als es ohne Beschwerde für die Truppen möglich ist, so nimmt jedes Bataillon in Colonne etwa hundert Schritt Linie ein, wobei schon auf einigen Raum zwischen den Zügen und Intervalle für die reitenden Stabsofficiere und Adjutanten gerechnet ist. Soll nun eine so marschirende Colonne sich seitwärts gegen den Feind formiren, welches nach alter Weise durch ein Einschwenken der Züge geschehen würde, so haben nach der jetzigen die Têtes aller Bataillone sich in die Aufmarschlinie zu drehen, und sich darin in Bataillonsmassen (in solcher Entfernung von einander, daß nun jedes Bataillon in sich deployiren kann) zu setzen. Die bisherigen Seitenpatrouillen dienen, aufgelöst, als die Basis der Feuerlinie; denn, da sie schon während des Marsches parallel mit dem Feinde standen, so haben sie nichts zu thun, als auf dem Fleck zu halten, wo sie sich befinden, während, durch sie gedeckt, die Bataillone den Aufmarsch in sich, da wo es nöthig ist, beginnen, aber auch, wo kein Artilleriefeuer schädlich wird, in Masse stehen bleiben. Die Batterie der Division begibt sich in die Feuerlinie. Die übrige leichte Infanterie setzt sich auf beide Flanken der Feuerlinie; die Cavalerie, bisher vor der Tête der Division, begibt sich nach den Umständen auf einen oder beide Flügel, oder dient zum Coutien. Wenn nun aber es dem Terrain angemessen ist, daß die beiden

Bataillons aus der Mitte der Division vorrücken und sich entfalten, die übrigen aber als Reserven in Colonnen stehen bleiben, so ist auf ganz einfache Weise die neuere Normal-Schlachtordnung hergestellt. Leicht ist die Anwendung hiervon von einer Division auf eine ganze Armee, da alles nur im Verhältniß größer wird. Durch diese Anordnung verkürzt sich der Zug der Marschcolonnen nicht nur auf erwünschte Weise; sondern es entsteht dadurch noch der große Vortheil, daß die Bände weder ängstlich auf genaue Distanz zu halten nöthig haben, noch die Flügelpuncte derselben ein Aligement während des Marsches, oder Einrichten vor dem Aufmarsche bedürfen. Nichts ist nöthig, als so dicht als möglich aufzumarschiren. Von selbst versteht es sich, daß diese Vorschriften nicht auf dem Reismarsch, sondern nur in großer Nähe des Feindes ihre Anwendung finden.

Aber es gibt auch Fälle, wo man nur in Einer Colonne marschiren kann, wozu die Beschaffenheit des Landes, der Jahreszeit u. nöthigt. Natürlich müssen dann alle zu Gebot stehende Abkürzungen des sonst endlosen Zuges in erhöhtem Maße Gegenstand der Aufmerksamkeit seyn. Als Beweis, wie doch auch hier durch Thätigkeit der Anführer und guten Willen der Truppen die Colonne bedeutend zusammengedrängt werden kann, führt der Gen. v. B. ein Beispiel aus dem Winterfeldzuge 1814 an, wo das schlesische Heer vom Lager bei Sommesous bis Arcis sur Aube in einer einzigen Colonne marschirte, wo Artillerie und Bagage zu zwei Fuhrwerken auf der Chaussee fuhren; Infanterie und Cavalerie aber rechter und linker Hand daneben ging und ritt. In der dort völlig ebenen Gegend, fährt der Verf. fort, war diese Anordnung höchst zweckmäßig, aber sie erfüllt auch nur in solcher die Erwartung. Denn, wo der Weg von Terrainhindernissen durchschnitten ist, die auf Brücken und Engwegen passirt werden müssen, da geht Zeitgewinn und Raumverkürzung durch oft wiederkehrendes Defiliren verloren, und die Truppen werden über die Gebühr ermüdet.

Marschläger oder Bivouaks sind eigentlich als Stationen oder Ruhepunkte auf dem Marsche zu betrachten. Diese Ansicht beweist schon hinlänglich, was für ein Mißgriff es in frühern Zeiten war, die ersten Regeln der Stellungen- und Lagerkunst hier anwenden zu wollen. Kein Lager, am wenigsten ein Marschlager, wird in der Absicht genommen, sich darin zu schlagen. Die Hauptbetrachtung bei der Wahl eines Marschlagers ist: sich möglichst dadurch dem Operationsobject zu nähern, den Weg dahin zu öffnen, auf keine Weise im Marsch nach demselben gehindert zu werden, und dort Ruhe, Bequemlichkeit, Verpflegung der Truppen zu finden. Die Sicherheit in selbigem muß durch die Avant- oder Arriere-

garde begründet seyn. Für diese Corps wird es oft nothwendig, sich in der Breite auszudehnen und ihre Stellungen in Feindes Nähe, mit Berücksichtigung eines möglichen Gefechts, zu nehmen. — Die meisten Wege ziehen sich längs Thälern. Diese sind von einem Bache oder Flusse bewässert. Findet sich nun in einem solchen Thale eine geräumige Stelle, eine trockene Wiese oder ein ebenes Ackerfeld zwischen dem Bache und der Thalhöhe, und ist dieser Platz ungefähr in der Gegend, wo, dem Operationszweck gemäß, die Armee den Tagesmarsch beendigen soll, so ist hier das zweckmäßigste Marschlager. Die Tête der Colonne macht Halt und marschirt in so breiter Front, als das Terrain zuläßt, auf einer Seite oder beiden Seiten des Weges auf. Doch wünscht der Verf. hierbei keine größere Front, als zu drei Bataillons, und keine kleinere, als zu einem, damit, ohne die Tiefe des Lagers über Verhältniß zu vergrößern, angemessene Zwischenräume zwischen den Abtheilungen bleiben können. Hat man deren zu 100 Schritt, so kann jede Abtheilung vor ihrer Lagerfront kochen. Nahe zur Seite findet sie das dringendste Lagerbedürfniß, Wasser. Die dem Wasser zugekehrte Seite muß reinlich gehalten werden. So steht denn eigentlich die Colonne in eben der Ordnung, wie sie marschirte, und setzt beim Wiederaufbruch mit eben so wenig Beschwerde und Zeitverlust, als das Lagern erforderte, sich wieder in Bewegung. Wäre das Terrain so schmal, daß nicht ein Bataillon aufmarschiren könnte, so geschehe es compagnienweise, wobei die Zwischenräume zwischen diesen sich auf 25 Schritt reduciren, zwischen jedem Bataillon aber etwas größer genommen werden. Bei einem Lager von so schmaler Front werden die Kochlöcher auf der Seite, und zwar nach dem Wasser hin, gemacht werden müssen. Seitdem die Armeen keine Zelte (mit Ausnahme der Engländer) mit sich führen, ist es doppelte Nothwendigkeit, die Lager möglichst in der Nähe von Dörfern zu wählen, wo die dringenden Bedürfnisse von Holz und Stroh zum Hütten bauen und Lagern in Masse sich beisammen befinden, und regelmäßig durch einige Commandirte von jeder Compagnie empfangen werden können. Bei dem heutigen Verpflegungssystem ist diese Rücksicht schon wegen der Lebensmittel nothwendig, da man so viel möglich vom Lande lebt. Damit aber das Fouragiren der Dörfer mit Ordnung geschehe, ist nöthig, daß jede Division, Brigade oder kleinere Abtheilung gewisse Dörfer angewiesen bekomme; jedoch ist in Feindes Nähe und bei schnell zu erwartendem Ausbruche Vorsicht nöthig, damit die Armee sich nicht fouragirend zertheilet habe, während man ihrer bedarf. Um die Grundsätze, nach denen man ein Marschlager einzunehmen müsse, noch klarer und genügender zu entwickeln, theilt der Verf. die Disposition zurnehmung desselben, mit Bezug auf ein gewisses, im Aëroplane gezeichnetes Terrain

mit; zu unserm Zwecke hier scheint aber das Aufgeführte, als die Grundlinien des Ganzen, hinreichend.

Marſch- und Lagerplane exiſtirten in früherer Zeit, als man noch keine ſo genauen militäriſchen Charten beſaß, als dies jezt der Fall iſt. Daher war damals das Aufnehmen und Zeichnen (Croquieren) von Lägern und Colonnenwegen ein unumgängliches Erforderniß; denn man mußte erſt die Wege ſuchen und, um ſie wieder zu finden, aufzeichnen, auch war ein Bild von dem anzutretenden Marſche und zu beziehenden Lager dem Felbherrn nöthig, um Verhältniſſe und Anordnungen mit Einem Blicke zu überſchauen, wie wir dies gegenwärtig ſchon durch unſere vollkommenen topographiſchen Charten vermögen. Selbſt Friedrich II bediente ſich zu Entwerfung ſeiner Marſche des Atlases von St. Julien, einer ſo unvollkommenen Sammlung, daß es ganz natürlich war, daß ſeine Umgebungen ſtets zu Pferde ſeyn mußten, um mit eignem Auge zu ſehen, was die Charten falſch oder gar nicht enthielten. Allein, ſo außerordentliche Fortſchritte in unſern Tagen auch hierin gemacht worden ſind, ſo iſt doch noch ſo manches vom Terrain zu wiſſen nöthig, was in keiner Charte ſteht, und dieſe Unzulänglichkeit, ſelbſt der beſten wurde in den lezten Feldzügen auch an der berühmten Caſſini'ſchen von Frankreich bemerkt. Aus dieſem Grunde wünſcht Gen. v. B. die Erneuerung der alten Gewohnheit, durch Felbingenieure (Ingenieure = Geographen) alles das Terrain, das die Armee durchzogen hat, leicht, aber genau verzeichnen zu laſſen. Wir müſſen uns die Bemerkung erlauben, daß der General hierbei eine große kriegeriſche Autorität, Napoleon, für ſich hat. Dieſer ließ nämlich in ſeinen frühern Feldzügen, wenigſtens und namentlich in Rußland, von jeder Diviſion durch einen dabei befindlichen Generalſtabsofficier den Colonnenweg derſelben in der Art zeichnen, daß darauf der Weg ſelbſt mit ſeinen Biegungen und allem Terrain kurz angedeutet war, ſo weit das Auge bequem links und rechts die Gegenſtände unterſcheiden konnte. Die Entfernung eines Ortes von dem andern, durch welche der Weg ging, wurde, ſo wie die Zahl ſeiner Einwohner und Häuser und ſonſt das Merkwürdigſte, als z. B. ob ein Schloß darin, angegeben. Den folgenden Tag ging dieſer gezeichnete Colonnenweg mit den übrigen Militärberichten an das Corpscommando, und von da ins Hauptquartier. Wo nun Napoleon der Armee folgte, hatte er die dahin gehörigen Colonnenweg = Zeichnungen in der Hand, und wehe dem Zeichner, der eine Brücke, ein Terrainhinderniß, eine Biegung u. vergieſſen. — Zu ſolchen Croquis iſt aber, wie der Verſ. ſehr richtig bemerkt, die Lehmann'ſche Zeichnungsmethode (die die abwechſelnde Erdoberfläche durch ein Verhältniß des Striches zum Zwischenraum darſtellt) zu verwerfen, indem ihre Bezeichnung der Berge zu ſcharf

und genau ist, so daß, wer nur etwas geröthhaft verfährt, es kaum wagen wird, sich ihrer ohne Instrument zu bedienen. Auch deswegen paßt sie für den vorübergehenden Gebrauch nicht, weil sie zu viel gibt, indem sie jede Unebenheit andeutet. Da nun oft aus Mangel an Material oder Geschäftlichkeit der Zeichner nicht deutlich genug das Bedeutende vor dem Unbedeutenden heraushebt, so kann es sich leicht ereignen, daß man auf solchem Plane den Berg vor lauter Bergen nicht sieht, oder aus der Fläche unmittelbar eine Alpe sich erhebt. Ebene, im militairischen Sinne, ist aber das Terrain, worin keine Bewegung Hinderniß, und kein Trupp Gelegenheiten zum Verbergen findet; und sie wird am besten durch weißes Papier angedeutet; denn, daß ebenes Feld keine mathematische Fläche sey, weiß man ohnehin.

Die Marschquartiere, wo man wegen strenger Jahreszeit genöthiget ist, die Truppen während des Marsches unter Dach und Fach zu bringen, zugleich aber auf unerwartete Fälle bereit zu seyn, erfordern ähnliche Rücksichts- und Vorsichtsmaßregeln, als die bereits bei den Marschlagern erwähnten. Vorerst Deckung durch Avantgarde und Seitencorps, dann Rendezvous- und Sammelplätze für jeden Marsch, wenn man unter drei Märschen vom Feinde entfernt ist. Officiere gehen zur Anordnung der Dislocation voraus, und diese muß allen Abtheilungen bekannt gemacht werden. Bis hierher stimmen wir dem Verf. völlig bei; allein wenn derselbe S. 274, nachdem er das Detail der Verpflegungsbesorgung dahin bestimmt, daß für jede Colonne ein Officier des Generalstabes um zwei Tage, und für jede Abtheilung ein Officier um einen Tag vorausgeht, jener auf jeder Marschstation die Behörden aufs Rathhaus versammelt, hier die Dislocation für die Abtheilung der Gegend mittheilt und das Nöthige der Verpflegung bestimmt, dieser, der schon alles vorbereitet findet, nur nöthig hat, den untergeordneten Truppentheilen die sie betreffenden Anweisungen entgegen zu senden, wo solche die Quartiermacher unterwegs, die Truppen aber noch in den alten Quartieren erhalten müssen — wenn, sagen wir, der Verf. diesen Satz mit den Worten schließt: „auf diese Weise ist die große französische Armee 1812 durch ganz Deutschland bis nach Litthauen marschirt,“ so geben wir ihm zwar in dem Factum ganz recht, setzen aber hinzu: „leider ja!“ Denn als diese Armee an den Grenzen Potens ankam, war der Verpflegungsmangel durch die Größe des Heeres und die zu kurzen und wenigen Voranstalten so groß, daß für Mann und Thier nicht mehr gefaßt wurde, sondern man ganze Parteien von den Regimentern ordentlich ausendete, zu nehmen, was, wo und wieviel sie fänden. — Hätte Bonaparte dem Verpflegungswesen mehr Aufmerksamkeit geschenkt, so würde das Unglück für ihn und das Glück für ganz Europa 1812 wahrschein-

lich nicht über ihn und uns gekommen seyn. Allein er behandelte seine Heere, als ob sie keine Mägen hätten; unterjochte er auch alles, diese konnte er nicht bezwingen. Wir müssen daher den Verf. dahin zu berichtigen uns herausnehmen, daß er einen Tag mehr zur Vorherbesorgung zugebe und etliche Officiere mehr zuerst vorausschicke, damit bei großen Massen es den Behörden möglich werde, wenigstens das Nothdürftigste herbeizuschaffen. Generalstabsofficiere brauchen es, sobald sich die Zahl vermehrt, nicht zu seyn, indem jeder andere Officier, der nur einige Gewandtheit und möglichste Kenntniß der Landessprache besitzt, dies Geschäft eben so gut versehen kann, zumal wenn ein Generalstabsofficer das Allgemeine leitet.

Außerdem gehört noch der Armee ein sogenannter eiserner Bestand auf 3 Tage, den dieselbe mit sich führt, der am besten in Reis und Zwieback (doppelt gebackenes, flaches Brod) bestehet und nur im Nothfall angegriffen, dann aber sobald als möglich wieder ersetzt wird. Auch der Cavalerie ist ein dergleichen Fouragebestand für den Hafer nöthig; Heu aber, in lange Binden gesponnen und mantelsackmäßig aufgepackt, worauf die Franzosen — überhaupt schlechte Reiter und Pferdewärter — ganz besonders halten, ist nicht wohlgethan, weil besonders in trockenem Wetter der Staub der Marschcolonne sich hineinsetzt und es ungenießbar macht.

• Das Requisitionssystem der neuen Kriege hat die Convoys, das sind Wagencolonnen mit Bedeckungen, unnöthig gemacht; etwas, wozu sich besonders diese Bedeckung gratuliren kann, welche bei ernstlichem Angriff niemals im Stande war, die Wagen gehörig zu vertheidigen. Der General gibt aber, um in dem Lehrbuche nichts fehlen zu lassen, die beste Art und Weise, mit Beifügung eines Plans, an, wonach der Zweck der Convoy noch am ehesten zu erreichen. Da, wie gesagt, sie in der neuern Kriegsführung nicht vorkommen, (denn man versteht darunter nicht einige, sondern wohl einen Zug von 1000 Wagen, wie in Friedrichs Feldzug 1758 in Mähren) so wollen wir auch ihrer hier nicht weiter erwähnen, sondern zu den:

Märschen und Operationen nach Raum und Zeit uns wenden, welche von S. 284 — 291 unter dem 119 §. diesen Abschnitt beenden. Bei Märschen kommt es hauptsächlich auf die Zeitberechnung an. Wann müssen wir aufbrechen, um den gegebenen Punct zur bestimmten Zeit zu erreichen? Werden die Truppen auch noch bei Kräften seyn, ein Gefecht zu bestehen? Und was dürfen wir ihnen auflegen, um die Operationen glücklich und mit den mindesten Aufopferungen durchzuführen? — Der alten Normalbestimmung, die drei deutsche Meilen zu einem gewöhnlichen Marsche, des vierten Tages Ruhetag, liegt die Forderung zum Grunde, daß die Truppen an jedem Tage früh genug im Quartier anlangen,

um erforderliche Zeit zur Ruhe und Nahrung zu gewinnen, und ihnen dann und wann ein Aufenthalt vergönnt werde, um schadhast gewordenenes Material in Stand zu setzen. Obwohl bei günstigen Verhältnissen von Weg und Wetter, auch wo Beschleunigung nöthig, man viel weiter in einem Tage marschiren kann und der Ruhetag zu entbehren ist; so muß man doch bei dauernden Operationen auch auf ungünstige Verhältnisse rechnen, und wird daher sich nicht zu weit von der alten Norm entfernen dürfen. Viel dabei kommt auf die Truppen, ihre Kriegsgewohnheit und guten Willen an. Merkwürdig ist der Fall, den S. 285 Gen. v. B. mit den Worten anführt: „daß ein für den ganzen Krieg entscheidender Punct einst dem Feinde überlassen wurde, weil die zur Besetzung vorausgesendete Division nicht eine Meile über die Norm marschiren zu können glaubte, hat zu schwere Folgen gehabt, als daß es je vergessen werden könnte.“ Wahrscheinlich ist dieser Fall im Kriege 1805 oder 1806 vorgekommen; denn wir hoffen mit Zuversicht, daß dies Beispiel nicht aus den neuesten Feldzügen geschöpft ist. — Nicht leugnen läßt es sich jedoch, daß Kriegsspartis und richtige Beurtheilung Zeit gewinnen und Beschwerden vermindern lassen. So z. B. das gleichmäßige, nicht zu starke Ausschreiten der Colonnenköpfe, das wenige Halten, wenn auch die Queue etwas auseinander ist, das Zusammennehmen bei Defileen u. s. w. Ein Nachtmarsch macht hiervon Ausnahme; bei ihm ist es sogar nothwendig, darauf zu halten, daß alles dicht beisammen bleibe, weil außerdem das Ganze Gefahr der Auflösung leidet. Deshalb mochte es einem Blücher in seiner Antwort an den Fürst Hohenlohe wohl zu sagen erlaubt seyn: ich fürchte Nachtmärsche mehr, als den Feind! — Forcirte oder Gewaltmärsche, wo im eigentlichen Sinne, ohne Rücksicht auf Tag und Nacht, blos mit den unerläßlichsten Ruhestunden, die Bewegung nach dem Objecte in einem fort geht, kommen mehr, als jemals, in den neuern Kriegen vor, und auch in ihnen hat Napoleon das Möglichste geleistet, indem sein progressiv wachsendes Bataillon, vom Landungsplatz bis Grenoble, 80 franz. Meilen in 6 Tagen und die 240 Meilen bis Paris in 20 Tagen zurücklegte, also einen forcirten Rehemarsch unternahm, wo auf den Tag im Durchschnitt 12 franz. Meilen kamen, das Gedrückte, was hierin die Geschichte aufzuweisen hat. Dagegen kann ein starker Tagmarsch, der die nächtliche Ruhe nicht verkürzt und eine Mittagssrast gestattet, nicht unbedingt für einen Gewaltmarsch gelten. Wenn man im Sommer mit dem Tage aufbricht, bis zum Eintritt der Mittagshitze marschirt, dann ruht und einige Stunden ruht, so wird man ohne Unterlaß noch bis gegen Abend eine Strecke Weges zurücklegen können. Ist für Quartier oder bequemes Lager und Verpflegung gesorgt, und werden die Truppen

nicht durch Sicherheitsmaßregeln oder Selbsteinholen ihrer Bedürfnisse noch außerdem angestrengt; so wird bei leidlichem Wege ein Marsch von 5 Meilen immer erträglich seyn. Man muß überhaupt hierbei bedenken, daß ein Corps- oder gar Armee-colonne nicht so schnell zu marschiren fähig ist, als ein einzelnes Bataillon, indem die Länge der Colonne, ihre Wagen, die verschiedenen Truppengattungen der schnellen Fortbewegung große Schwierigkeiten entgegensetzen. Mit einer Armee konnte Bonaparte das nicht leisten, was er mit einem Bataillon, wiewohl es sich vergrößerte, zwang. Der Zweck solcher starken und Gewaltmärsche ist immer: das Object baldmöglichst zu erreichen; und der Führer muß am besten beurtheilen können, wie Zeit, Raum und Kraftaufwand sich dabei verhalten. — Zu diesen Lehren, deren Richtigkeit unleugbar ist und die im Werke noch ausführlich behandelt sind, hätten wir als Unterabschnitt oder Zugabe einige Vorschriften über Verhältniß von Zeit und Raum bei großen tactischen Bewegungen gewünscht. 3. B. welches Raumes ein entwickeltes Armee-corporps, und welches ein gleiches in Colonne stehend bedarf? in welcher Zeit ein dergleichen Corps deployirt und seine Feldbatterien aufgeführt haben kann? u. dergl. m. Nicht mess-künstlerisch oder abgezirkelt wünschten wir Fragen über ähnliche Gegenstände hier mit beantwortet; sondern so nach dem Leben und mit Voraussetzung verständiger Modificationen dargelegt, als des Herrn Verf. ganzes Werk geschrieben ist. Die verschiedenen Waffen, welche allein schon eine Division bilden, das oft verschiedene Terrain, welches jede derselben in der Schlacht einnimmt, macht es selbst dem Unteranführer sehr nöthig, beim ersten Anblick seinen Platz, das Wieviel und wenig auf demselben zu beurtheilen; es bedarf des Raumes, aber auch der Zeit dazu, die Schlachthaufen zusammenzuziehen, zu entwickeln, die Artillerie zu placiren, die Cavalerie zu postiren. Keine unmittelbare Lehre hierüber mitzutheilen, wollen wir dem General anmuthen, aber um einiges aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung, erläutert mit der vorzüglichen Sicherheit und Klarheit, die ihm eigen ist, bitten wir bei der nicht zu bezweifelnden neuen Auflage des Werks.

Der endliche Zweck des Soldaten, das, weshalb er im Frieden exercirt und tuchirt, im Kriege strapazirt und ambitionirt wird, ist die Schlacht. Die Märsche und Vivouaks, die Stellungen, Unternehmungen, Scharmügel und selbst hartnäckigen Treffen, die während eines Feldzuges geliefert werden, sie alle sind nichts mehr, als Einleitungen zur Schlacht, diese im wahren Sinne des Wortes genant. Sie ist dasjenige große Gefecht zweier feindlichen Armeen, das mit Ueberlegung und Absicht eingeleitet oder angenommen wird, um die Streitkräfte des Gegners im Großen zu vernichten und sich des Bodens, auf dem er herrscht, zu bemächtigen.

Von ihrem Erfolg hängt mehrentheils das Schicksal des Feldzuges, oft des Krieges, und hing in neuester Zeit das ganze mächtigere Reich ab. Sie ist als der krönende Schlussstein eines künstlich verschlungenen, aber in allen seinen Theilen harmonisch und lichtvoll angeordneten Gebäudes zu betrachten, den der Oberfeldherr mit eigener Meisterhand einschlägt. Das, was nach ihrem Gewinn zu thun übrig bleibt, ist in Bezug auf das Gethane eben so leicht, aber auch so unerlässlich, als jene Arbeiten, welche nach Beendigung eines Baues zur innern Einrichtung desselben dienen. — Deshalb hat der Verfasser, indem er

IV. von Schlachten handelt, dieselben zwar als letzten Hauptabschnitt aufgeführt, jedoch durch den Zusatz „und Operationen“ zugleich angedeutet, daß des Kriegers Arbeit mit der Schlacht noch nicht völlig geendigt ist. Wie die Operationen eines Feldzuges durch die Märsche und Stellungen desselben gleichsam durchlaufen, so auch durch die Schlachten; denn nicht eher sind jene als geschlossen zu betrachten, als bis das allgemeine Object des Krieges (in neuester Zeit mehrentheils des Gegners Hauptstadt) erreicht ist. Wenn aber dann nicht Friede gemacht wird, so entsteht auch sogleich — und wäre es auch nur, um das Errungene zu behaupten — ein neues Operationsobject; fortlaufend, wie bei Vermessungen man die Endpunkte der einen wieder zur Basis einer andern annimmt. Der Gen. v. B. spaltet den Abschnitt in 5 Theile: 1) Frühere Periode — Friedrich d. Große. 2) Der Revolutionskrieg und Napoleon Bonaparte. 3) Blücher und Wellington. 4) Resultate. 5) Schlachten und Operationen nach ihrem Zweck. Nach dem ersten Anblick fällt es auf, daß die „Resultate“ nicht am Schlusse stehen, allein sie sind es nicht vom Ganzen, sondern nur von den aus mehreren Schlachten gemachten Beobachtungen. Resultate von Operationen aber können, nach der Natur der Sache, nur in Geschichtsbüchern mitgetheilt werden, weil sie in letzter Instanz die Bedingungen des Friedens sind.

In frühester Zeit waren die Schlachten am mörderischsten, weil in dem Nahgefecht mit der blanken Waffe an kein Entkommen, wenigstens vom Fußvolk, zu denken war. Cäsars Commentarien liefern davon, um nur eins zu nennen, den Beweis. Der Ritter Folard, welcher um die Periode der niederländischen und italienischen Kriege unter Ludwig XIV lebte, sagt in seinen Werken: „daß die Soldaten, die über Feld laufen, nicht todt sind,“ und will damit nicht allein andeuten, daß man sie bei guten Anstalten wieder sammeln und, früher oder später, nochmals gegen den Feind führen kann, sondern noch besonders, daß die Kriege seines Zeitalters unblutiger, als die des Alterthums, seyen. Allein in neuester Zeit, wo das Artilleriefeuer durch die Menge der Stücke und deren Ver-

besserung so verheerend wirkt, wo, wie ein der Ufer entfesselter Strom, sich die Flut der Cavalerie über die Fliehenden ergießt, ist leider im Verhältniß das Morden wohl eben so groß. Die ersten Schlachten Friedrichs zeigen, daß er sich die Alten zum Muster genommen, und ein Zeitgenosse von ihm behauptet, daß Molwitz und Gzaslau so eingeleitet gewesen, als ob jeder Preuße einen Feind erlegen solle. Suwarow hat in neuerer Zeit diese Grundidee noch deutlicher ausgesprochen, und es ist kaum zu leugnen, daß, wo dieser Wille bei allen Soldaten vorherrschend wäre, die fehlerhaftesten Operationen des Feldherrn dadurch oftmals in dem Schlußact günstig ausgeglichen werden würden. Von erfahrenen Beobachtern ist es bemerkt worden, daß ein muthiges Drauflosgehen die Gefahr abkürzt und zu rechter Zeit und an rechtem Orte angebracht, immer (bei den Franzosen gegen Wellington in Spanien doch niemals) zum Siege führt. Allein der Kartätschenbagel, in welchen geschlossene Massen einschreiten, lichtet ihre Reihen und kühlt auch den lebhaftesten Enthusiasmus ab. Diese Erfahrung war es, welche Friedrich lehrte, seine spätern Schlachten durch wirksamen Gebrauch einer zahlreichen Artillerie einzuleiten, welche seinen vorrückenden Grenadiern Bahn machte. Auch suchte er den Flanken des Feindes, als den bekanntlich schwachen Theilen, beizukommen, und so seine Siege menschenwohlfeiler zu erkaufen. Der Mechanismus seiner Armeebewegung war, nach damaliger Weise, trefflich und den beabsichtigten Zwecken völlig entsprechend. Mit einer starken, von vieler Cavalerie unterstützten Avantgarde eröffnete er die Schlacht, überblickte schnell des Feindes Stellung und gab seinen in höchst einfacher Marschordnung nachfolgenden Colonnen die Direction nach dem ersehenen, oder noch im Marsch zu findenden Angriffspuncte. Bis solchem gegenüber ward die Umgehung fortgesetzt, dann eingeschwenkt und vorwärts geschritten. Durch dieses Verfahren brachte der König, wenn er auch bedeutend schwächer, als der Gegner, war, die Ueberzahl der Truppen auf den entscheidenden Punct. Die langen und dünnen Treffen, in denen man damals focht, konnten, einmal in die Flanke genommen, nicht so schnell eine neue Front bilden, und kam nicht das Terrain ihnen zu Hülfe, welches Daun meisterhaft zu benutzen verstand, so war der Sieg schon durch den Aufmarsch entschieden. Mit einer entscheidenden Offensivbewegung, einem Stoß ins Tempo, wußte dieser Feldherr seinem gewandten Gegner nicht zu begegnen, wovon vielleicht auch die geringere Beweglichkeit seines Heeres Ursache war. Wo er also nicht in einer neuen Defensivstellung Stirn bieten konnte, da mußte er sich bei Zeiten auf den Rückzug begeben, in steter Besorgniß, noch im Marsch angegriffen zu werden. So manoeuvrirtend, gelang es dem König, diesen seinen Hauptgegner, oft ohne Schlacht, aus

ganzen Provinzen zu vertreiben. Oft führten Manoeuvres dieser Art bis über die Flanke in des Gegners Rücken, und Verfolgung und Umgehung zugleich lag, vorzüglich gegen Daun, in Friedrichs Verfahrensweise. Bei Marcn jedoch mißglückte es — vielleicht weil es nur eine halbe Maßregel war. Die Russen des siebenjährigen Krieges konnten eher diese Angriffsart vertragen, weil ihre Schlachtordnung gewöhnlich ein großes Viereck bildete, also überall Front bot. Bei Zorndorf griff sie der König auch wirklich auf der Rückseite an; weil aber die Russen nicht wichen, mußte der erschöpfte Gegner ihnen den Rückzugsweg offen lassen und sich mit einem zweideutigen Siege begnügen. Der Angriff bei Cunnersdorf war, strategisch betrachtet, ebenfalls im Rücken; denn die Wege, auf welchen die russische Armee bei Frankfurt angelangt war, wurden durch den fast Rundum-Marsch Friedrichs abgeschnitten. Das Manoeuvre des Königs bei Rosbach ist zwar sehr bekannt, doch aber von vielen Feldherren älterer und neuerer Zeit bei günstiger Gelegenheit verabsäumt worden. Der Fehler der Franzosen war, daß sie bei ihrem Umgehungsproject ohne Avantgarde marschirten. Allein auch mit dieser würde ihnen ihr Marsch, wiewohl nicht so schlimm bekommen, doch nicht gelungen seyn; weil man einem Gegner, der sich- und erreichbar in langen Marschcolonnen um unsere Flanke herum marschirt, fast immer mit Uebermacht auf die Colonnenköpfe fallen kann. Der Triumph der Kriegeskunst des Königs und das Ideal einer Schlacht im großen Styl war Leuthen. Wo es gelingt, den einen Angriff erwartenden Gegner in die Lage zu bringen, in welche die Oesterreicher geriethen, da müssen die glänzendsten Erfolge mit verhältnißmäßig geringem Verlust erlangt werden. Heut zu Tage aber wird dies schwieriger gelingen, weil alle europäische Heere beweglicher und in taktischer Fertigkeit sich ziemlich gleich geworden sind. Auch bildet man die Schlachtordnung durch mehrere selbstständige Haufen hinter einander mehr in die Tiefe. Hierdurch wird es leicht, die bedrohte Flanke in eine schlagfertige Front umzuwandeln. Alle heutige Schlachten laufen in der letztern Periode deshalb auf Frontalgefechte hinaus. — Um diese Behauptung zu beweisen, zeigt der Verf., in den §§. 122 u. 123, wie ein General unserer Zeit sich zu benehmen hätte, um mit einer leicht beweglichen Armee noch dann dem Schlage von Leuthen zu begegnen, wenn bereits seine Flanke in dem überraschenden ersten Angriff über den Haufen geworfen worden wäre. Hieraus geht hervor, daß in der heutigen Taktik dem Vertheidiger gegen Flankenangriffe sowohl, als gegen Durchbrechungen und Abdrängen eines Theils der Front, Hülfsmittel zu Gebot stehen, welche die verderbliche Maßregel auf des Gegners Haupt zurückfallen, oder doch wenigstens die Sache ins Gleichgewicht stellen lassen. Gegen Umgehung nämlich marschirt man

zu rechter Zeit ab und stellt dem Feinde eine Front entgegen, wo er eine Flanke zu finden hoffte, oder man hat eine Reserve hinter dem umgangeenen Flügel, die sich als Haken vorwirft und der Armee Zeit verschafft, dahinter eine neue Front zu bilden. Gegen Durchbrechen und Abdrängen eines Theils unserer Front sind gleichfalls Reserven anzuwenden, die den bedrängten Punct verstärken. Gegen jeden Angriff endlich ist ein Gegenangriff von andern Puncten möglich, d. i. eine active Vertheidigung, als das kräftigste Hülfsmittel von allen. Hier aber zeigt sich das Genie des Feldherrn in schnellem Ueberblicke und Benutzung der günstigsten Umstände. Der mittelmäßige Feldherr bedarf zum Erkennen, Beschließen, Ausführen, eine Zeit, während welcher die Umstände sich ändern und die Gelegenheit ihm entschlüpft. In diesem Verhältniß befanden sich Friedrichs Gegner. Von ihm angegriffen, hielten sie still zu seinen Manipulationen und wußten nur passiv seine Stöße abzuwehren. Im Vortheil, angreifen zu können, verdarben sie mit Recognosciren die Zeit, und der König entschlüpfte ihnen, oder kam ihrem Angriff zuvor, ehe der ihrige zur Reife gedieh. Um den Feind in einer Stellung anzugreifen, muß man allerdings recognosciren, die schwache Seite erspähen und darauf seine Anordnung gründen. Läßt man aber dem Feinde Zeit, so verbessert er die Fehler, auf die eben die Recognoscirung, vorzüglich mit großer Truppenzahl unternommen, (um den Feind zuerst da wegzubringen, von wo es oft nöthig ist, sich umzusehen) ihn aufmerksam gemacht hat, und man findet ihn, bei dem etwa auf den andern Tag aufgeschobenen Angriff in einer veränderten Stellung, auf welche weder unser Marsch, noch unsere Schlachtordnung mehr paßt; dies war Lehrwalds Fall bei Groß-Jägerndorf, Dauns und Laudons bei dem schlecht abgelaufenen Einschließungsproject auf den Höhen von Pfaffendorf, am Raabachufer (Schlacht von Liegnitz). Ist man bestimmt entschlossen, anzugreifen, so muß die Armee gleich nach der ersten flüchtigen Ansicht, welche, von den Vorposten aus, vom Terrain und der Stellung des Feindes genommen werden kann, bei der Hand seyn, der den Angriff eröffnenden Avantgarde nachzurücken. Um den Abmarsch einer Armee zum Angriff anzuordnen, ist es gerade nicht nöthig, alle Details des Terrains und der Stellung des Feindes zu kennen. Ein allgemeines Bild vom Terrain kann man sich durch Charten, durch Erkundigung bei den Landeseinwohnern und durch die erwähnte flüchtige Ansicht verschaffen, welche letztere für den, welcher allgemeines Terrainkenntniß besitzt, hinreichend seyn wird, um eine zweckmäßige Angriffsdisposition zu entwerfen. Denn die Erdoberfläche ist überall nach gewissen Naturgesetzen gebildet, deren Kenntniß uns aus den einzelnen Theilen, die wir unmittelbar erblicken, das Ganze im Geist überschauen läßt. Wer hingegen diese Kenntniß nicht besitzt,

der wird nur Einzelheiten von Höhen, Liefen, Wasser und Landstrecken erblicken und vor lauter Localitäten der allgemeinen nöthigen Ansicht entbehren. Was aber die Stellung des Feindes anbetrifft, so wird man von derselben im Allgemeinen immer hinlänglich unterrichtet seyn, um ein vorläufiges Urtheil auf die schwächste Seite, als Angriffspunct, zu fällen. Die erste Frage ist hierbei: wo müssen wir den Feind angreifen, um ihm am meisten zu schaden, von seinem Lande abzuschneiden, ihn gänzlich zu vernichten? Die zweite: ist diese uns so großen Vortheil gewährende Angriffsseite auch zugänglich? Noch andere Rücksichten auf unsere eigne Gemeinschaft, auf des Feindes Stärke, kommen in Betrachtung. Das Verhältniß unserer Stärke zu der des Gegners wird entscheiden, ob, wenn es auch thunlich, es doch rathsam wäre, ihm den Rückzug ganz abzuschneiden. Hier stehen wir, sagt der Verf. weiter, auf einem Punct, wo Regeln und selbst Erfahrungen unzulänglich sind, weil man doch immer an das richtige Urtheil über Ort, Zeit, Menschen und Verhältnisse appelliren müßte. Wären aber Hindeutungen auf große Ereignisse erlaubt, so scheint es dem Gen. v. B. (und wohl mit vollem Recht besonders im letzten Puncte), daß man bei Sumbornsdorf zu viel und bei Leipzig zu wenig that, um dem Feind nach Möglichkeit den Ausweg zu beschränken.

Die größere Stärke der jetzigen Heere, als die zu Friedrichs Zeit, und das dadurch herbeigeführte Zertheilen in mehrere selbstständige Corps, hat auch ein abgesondertes Agiren auf verschiedenen Marschlinien zu einem gegebenen Zwecke herbeigeführt. Die Bewegungen werden mehr aus der Ferne (strategisch) eingeleitet, und das richtige Zutreffen nach Ort und Zeit, so daß die abgesonderten Corps gemeinschaftlich zur Entscheidung wirken, wird als der Triumph der heutigen Kriegeskunst betrachtet. Ehe es aber dazu kam, änderte schon die Periode des französischen Revolutionskriegs das früher angewandte System. Die ungeübten Republicaner zerstreuten sich, weil sie ohne taktische Beweglichkeit waren, auf dem Schlachtfelde als Tirailleurs, unterstützt von den entfernten Massen, welche immer wieder nachsendeten, um solches Treffen zu unterhalten. Statt nun, daß die deutschen Feldherren Gebrauch von ihrer taktischen Ueberlegenheit hätten machen, gegen die dünne feindliche Feuerlinie ruhig und festen Schrittes mit der eignen anrücken und mit wohlgezieltem Feuer dieser dicht auf den Leib gehen, ihre noch unentwickelten Massen aber folgen lassen sollen, um sie dann gegen des Feindes schwache Seite plötzlich zu bewegen und zu entwickeln, verwendeten sie in dem bloßen Tirailleursgefecht — worin sie nachstandent — zwecklos ihre Kräfte. Man hatte den Moment bei Walmy verabsäumt, den riesenhaften Kriegsgenius Frankreichs in der Geburt zu ersticken, wo, nach Dumouriez's und Louverture's Zeugnisse,

das französische Heer bis hinter die Marne gelaufen wäre, wenn nur die Preußen im regelmäßigen Avanciren hätten bleiben dürfen. Bei Pirmaisens konnten die französischen Colonnen nicht einmal zum Aufmarsch kommen; bei Kaiserslautern stürmten sie drei Tage umsonst gegen die preussische Stellung an — kurz, gegen diese Krieger Resultate zu erhalten, lag wohl einzig an den Feldherren, welche die deutschen Heere führten.

Erst nach dem Jahre 1794, als die Franzosen, neben ihrem ausgebildeten Tirailleursystem, auch Bewegung und Gebrauch concentrirter Massen lernten und sich das Talent ihrer Generale bildete, gelangten sie zu dem Uebergewicht, das nicht der Uebersahl, um zu siegen, bedurfte. Napoleon war es, der die aus dem Revolutionskriege übernommene Schlachtenmethode unregelmäßiger Gefechte auf ganzen Fronten sehr geschickt für sein höheres, strategisches System anzuwenden wußte. Während ein Theil seiner Macht unter irgend einem Unterfeldherren die Hauptmacht des Gegners in Tirailleursgefechten, oft Tage lang, hinhielt, war er mit seiner Hauptmacht unterwegs, anderwärts einen Schlag auszuführen, und im günstigen Momente zurückkehrend, war seine Erscheinung hinreichend, um zu siegen (unter mehreren besonders bei Eckmühl). Das Charakteristische der Schlachten Friedrichs war ein schlagfertiges Zusammenhalten der Armee bis in die Nähe des Feindes, schnelles Anschauen seiner Stellung und regelmäßiger Angriff auf die erspähte schwache Seite. Das der Schlachten Bonaparte's war Vereinigung sämtlicher Corps durch früher genau nach Ort und Zeit berechnete Märsche, oft schon vor der Schlacht den Feind umgehend, bis in seine Nähe; die Eröffnung durch ein ungeheures Tirailleursfeuer, die Mitte, als Kampf in Front, und das Ende von den in Reserve gehaltenen Massen, nach vorheriger Canonade, auf den schwachen Punct im wichtigen Augenblick losgelassen, entschieden. Zur Lieferung solcher Schlachten, welche schon strategisch eingeleitet wurden, gehörten allerdings auch Unterfeldherren, auf die er sich ganz verlassen konnte, deren große Kriegserfahrung, was sie vor sich hatten, richtig beurtheilte, zu zaudern oder schnell drauf los zu gehen, jedes am rechten Orte verstanden. Wie weit es hierin die meisten Generale der höhern Classe unter Bonaparte gebracht, erlauben wir uns mit einem Beispiel zu belegen, dessen Mittheilung wir einem Adjutanten Davousts verdanken. In der Schlacht bei Wagram, wo Davoust am zweiten Tage den Auftrag erhielt, den linken Flügel der Oesterreicher unter Rosenberg zu umgehen — eine Bewegung, welche bekanntlich den Sieg herbeiführte — sendete Napoleon mitten im Gefecht einen Officier mit dem Befehl: „sich nicht aufzuhalten, sondern rasch drauf loszugehen. — „Sagen Sie dem Kaiser, es sey noch nicht Zeit.“ entgegnete Davoust. Der Officier sprengte fort

und erschien nach einer kleinen Stunde wieder mit Napoleons geschärfter Dreie, anzugreifen. „Wohlan, rief Davoust zu Einem seiner Umgebung, bringen Sie Morand (einem seiner Divisionsgenerale, der, dem Feind am nächsten, das Gefecht im Tiraillement nährte) den Befehl, sofort zum geschlossenen Angriff zu schreiten.“ Der Adjutant ritt fort und kam bald mit der Antwort Morands wieder: „daß es noch nicht Zeit sey.“ — „Sehen Sie da, sprach D. zu Napoleons Befehlshabern, daß selbst meine Generale dies fühlen! Sagen Sie dies dem Kaiser und dabei, daß es keine halbe Stunde dauern würde, so trieb' ich die Oesterreicher vor mir her.“ — Wir würden uns enthalten, eine Anekdote mitzutheilen, wenn sie nicht einen Blick in das, Intellectuelle möchten wir es nennen, von Bonaparte's Kriegsführung gewährte. Jedoch gehörte eine so eiserne Hand, als die seinige war, dazu, um bei solchen Feldherren ihrer Meister zu bleiben, und in der Schlacht selbst die Fähigkeit, für sich den richtigen Punkt zu wählen, von welchem er diese übersehen und leiten konnte. Er selbst äußert sich über sein Genie in dieser Hinsicht so: „ich bemerkte, daß es leichter ist, als man glaubt, den Feind zu schlagen, und daß diese große Kunst nur darin besteht, im Handeln nicht ungewiß langsam zu Werke zu gehen und vorzüglich keine andere, als entscheidende Bewegungen zu machen, weil man nur auf diese Weise die Soldaten mit sich fortreißt.“ Friedrich und Bonaparte haben allerdings durch ihren Eigensinn auch einige Schlachten verloren, allein, sagt ein einsichtsvoller Beurtheiler mit voller Wahrheit, er hat ihnen zu einer ungleich größern Anzahl Siege verholffen. Den ersten Sieg ersocht er über die Oesterreicher und Piemontesen bei Montenotte und Millesimo durch bloß entscheidendes Drauflosgehen. — Ist der Feind, sagt der Verf., erschüttert und auf die Inclination des Rückzugs gebracht, so kann man alles wagen, und so ist der kühne Streich Bonaparte's bei Lodi erklärlich, wiewohl er dabei 12000 Mann einbüßte. Als Meisterstück seiner Kriegskunst werden die Schlachten gegen Wurmser betrachtet, wo er an einem Tage die eine Colonne bei Lonato, und am folgenden die andere bei Castiglione schlug. Hätte aber Guosdanowich bei Lonato, wie Davoust bei Regensburg und Dubinot bei Friedland, hinzuhalten verstanden; so würde Wurmser mit der Colonne von Castiglione den Franzosen in den Rücken gekommen seyn, die Schlacht gewonnen, und Mantua für immer befreit haben. Bei Marengo hatten eigentlich die Oesterreicher den Sieg ersochten. Erst am Abend gab ein zu rechter Zeit einhauender Reiterhaufen (also nicht das Erscheinen Desaix's mit seiner Colonne auf dem Schlachtfelde? wie selbst, wiewohl etwas verdeckt, „Berthiers Bericht von der Schlacht bei Marengo u., erläutert durch Pläne u. von Sanson“ eingestekt) dem Glücke eine andere

Wendung, und Melas war geschlagen, weil er glaubte, es zu seyn — und weil der Chef seines Generalstabes, Zach, gefangen war, setzen wir hinzu.

Unter den künftgerechten Schlachten Napoleons setzt Gen. v. B. die Schlacht von Austerlitz oben an, und wir leugnen nicht, daß uns keine bekannt ist, welche diese in der Anlage eben so wie in der Ausführung überträfe. Mit kluger Besonnenheit läßt er den ihm noch fremden Gegner seinen Angriffsplan entwickeln und spiegelt eine beabsichtigte reine Defensive in einer starken Stellung vor. Die entscheidend wichtigen Anhöhen von Prázen, vor seiner Front, ließ er mit Sorgfalt recognosciren und hielt große Massen bereit, sie zu besetzen. Der günstige Moment trat ein, als die russische Armee von diesen Höhen in drei Colonnen links ab gegen den rechten französischen Flügel marschirt war, den sie hinter den Defileen bei den Dörfern Kobelnitz, Sokolnitz und Telnitz angelehnt glaubte. Allein nur 10,000 Mann vorgeworfen, um die Russen aufzuhalten, standen daselbst und eilten, die genannten Dörfer zu vertheidigen, was auch, vom Terrain begünstigt, um so mehr gelang, als die Russen u. Oesterreicher sich in den Unebenheiten verwickelten und nicht auf einmal, sondern nur theilweis angriffen. Indes deren vierte Colonne die prägnanter Höhen besetzen wollte, traf sie mit der Hauptmacht der Franzosen dort zusammen, welche sogleich dahin marschirt waren. Die Russen wurden leicht geworfen, und hierdurch waren beide Flügel ihrer Armee getrennt, wozu noch kam, daß durch das Vorrücken der französischen Cavalerie und anderer Massen auf den noch stehenden rechten Flügel auch dieser vollends geworfen und das Ganze von der natürlichen Rückzugslinie, der Chaussee nach Olmütz, abgeschnitten wurde. Nur mit Verlust alles Geschützes und großer Truppenmassen konnte die geschlagene Armee über Austerlitz und auf gleichlaufenden Nebenwegen die Richtung nach Ungarn erreichen. Wenn große Massen, auf dem rechten Punkte angewendet, die Schlacht entscheiden; so sind die Resultate immer größer, als wo solche mit Tirailleurs enden. Dies ist natürlich, denn hier zieht unter dem Tirailleurschuße sich der Geschlagene zurück und wird nur schwach verfolgt, weil sonst die Feuerlinie bald gesprengt werden würde; dort aber ist das Méléé sogleich mit da, die Verwirrung wird allgemein und der Kampf endigt Mann gegen Mann mit blanker Waffe. Die Schlacht von Austerlitz scheint daher im Kriegssystem der Franzosen Epoche zu machen, weil man daselbst zum ersten Male regelmäßige, tactisch gebildete und geführte, große Angriffscolonnen erblickt, dieselben, durch welche späterhin Napoleon immer den Ausschlag zu geben trachtete. Er selbst hat gegen den österreichischen General v. Stutterheim geäußert, daß er erst im Küstlager von Boulogne seine Armee auf große tactische Bewegungen

eingelübt habe. Jene großen Angriffscolonnen bestanden gemeinhin aus einer Infanteriedivision, d. i. 16 Bataillone dicht aufgeschlossen, also 48 Rotten Tiefe und 200 bis 250 Schritt Front. Wenn man den Zeitpunkt wahrnehmen könnte, einem solchen Klumpen gegenüber schnell eine Batterie in Thätigkeit zu setzen und gleichzeitig dessen schmale Seiten anzufallen, so würde es um ihn geschehen seyn. In der Regel aber kommt er nicht eher zum Vorschein, als bis seine Artillerie schon vor ihm aufgeräumt hat, die *Tirailleurs* ihn mit einer Schieß- und Rauchwolke umhüllen und man nicht recht mehr im Stande ist, eine kräftige Maßregel gegen ihn durchzusetzen. Der Verf. läßt nun ein, nach Berenhorst, gegen diesen Colonnenstoß zu führendes Mittel folgen, das er aber selbst nicht für besonders anwendbar hält, und bei welchem so viele Bedingungen der Erfüllung des Einzelnen vorkommen (z. B. kein Pferd eher als auf Commando zu wenden, wenn es aber stürzt, davon zu laufen; wenn der Feind auf 10 Schritt an die Kanonen heran ist, erst fortzulaufen und diese stehen zu lassen), daß die Sache höchst wahrscheinlich schlimm ablaufen würde.

Die Schlacht von Jena war ein von Napoleon mit Ueberlegenheit an Taktik und Anzahl eingeleitetes Frontalgefecht. Als versäumt worden, den Feind beim Heraufklettern aus dem Saalthal hinabzuwerfen, oder ihn auf dem Landgrafenberge einzuengen — wir setzen „total zu vernichten“ hinzu, — mußte die entwickelte Uebermacht entscheiden. Die jedem Bataillon beigegebenen 40 unbeholfenen und sinn schwachen Schützen vermochten nicht den französischen *Tirailleurs* zu stehen, der Cavalerie fehlten Führer und die richtigen Grundsätze über ihren Gebrauch. Bei der Schlacht von Auerstädt war es zu bedauern, daß die unter Friedrich d. Großen gebildeten Generale nicht maschinenmäßig der erlernten alten Weise folgten: in mehreren Colonnen flügelweise nach der Unstrut zu marschiren. Dann wäre nur der rechte Flügel auf den Feind bei Hassenhausen gestoßen, und der linke über Eckartsberge auf Spillberg, auf einem Hochwege gerade in seine rechte Flanke gekommen. Aus dieser Schlacht ist besonders zu erlernen, wie fehlerhaft es ist, mit der Cavalerie ein Gefecht zu eröffnen, und wie gefährlich, sie in ein Terrain zu führen, das nicht vorher durch Flanqueurs erkundigt und aufgeklärt ist, und wie Nacht und Nebel die ungünstigsten Momente für diese Waffe sind (dennoch gab man dazu ein Seitenstück bei Groß-Görschen).

Jeder Sieg, fährt der Verf. hierauf im 132 §. fort, hat eine gewisse Wirkung. Es muß sich aber ein Moment denken lassen, wo diese aufhört. Dieser Moment tritt ein, wenn der Besiegte einen Standpunct gewinnt, wo er Athem schöpfen kann, der Sieger hingegen im Verfolgen stutzen, etwas Neues unternehmen

muß, um jenen im Rückzug zu erhalten. Dies ist denn der Culminationspunct, wo es dem bisher Unglücklichen gelingen kann, sich durch Gefecht oder entscheidende Bewegung wieder in die Offensive zu setzen, seinem Geschick eine andere Wendung zu geben. Eine Vertheidigungslinie hinter einem Fluß, oder eine feste Stellung, welche die retirirende Armee gewinnt, pflegt solch vortheilhaftes Verhältniß herbeizuführen. Friedrich d. Gr. nach seinen verlorenen Schlachten, fand bald den günstigen Zeitpunkt, seine Lage besser zu gestalten, indem er sich nicht leicht weiter als eine halbe Meile vom Schlachtfeld zurückzog und seinem Gegner Ehrfurcht einzufloßen wußte. Im Unterricht an seine Generale stellt er diesen kurzen Rückzug als Regel auf, die zwar oft schwer auszuüben, doch auf praktische Menschenkenntniß sich gründet; denn es ist nicht zu leugnen, daß eine Armee durch lange fortbauernden Rückzug demoralisirt wird. Die ungewöhnlich unglücklichen Folgen der Schlacht von Jena sind zum Theil hieraus zu erklären; der auch auffallende weite Rückzug nach der Schlacht von Groß-Görschen aber hatte diese Folgen durchaus nicht, vermuthlich weil die Armeen schon siegreich gewesen und kriegsgewohnt waren.

Die Schlacht von Eylau scheint dem Gen. v. B. ein Act der Leidenschaft und Ueberreißung von Napoleon zu seyn. Hartnäckigen und mit Kraft versuchten Widerstandes ungewohnt, mag ihn dieser erbittert und dahin gebracht haben, seine Schlachthaufen, wie sie angekommen, ohne vielen Plan mit Gewalt auf die Stellung anzuwenden zu lassen. Den 7. Februar Abends standen beide Armeen einander parallel gegenüber. Der auf Kanonenschuß vor der russischen Front gelegene Flecken Preussisch-Eylau war von den Franzosen genommen, und von dem in seinem Centrum liegenden hohen Kirchhof überschaute am folgenden, dem Schlachttage, Napoleon das Ganze. Davoust mit dem dritten Corps sollte den Russen in die linke Flanke und Rücken kommen, und da lag auch unstreitig der Punct der Entscheidung. Statt Davoust abzuwarten und zu verstärken, rückte Napoleon aus seinem Centrum vor. Seine Massen wurden von den großen russisch-preussischen Batterien gegenüber niedergeschmettert. Ein Terrainabschnitt von einem Bach mit Reichen lag zwischen beiden Armeen. Frost und Schnee hatten zwar dies Hinderniß dem andern Terrain gleich gemacht, doch bildeten der Flecken Eylau und die anliegenden Unebenheiten des Bodens immer ein *De bouch é*, aus welchem die französischen Angriffscolonnen vorschreiten mußten und mit jedem Angriff abgeschlagen wurden. Soll dieser Frontalangriff eine Beschäftigung der Front gewesen seyn, so war sie theuer bezahlt. Indes war Davoust auf der linken Flanke der Russen angekommen. Die tiefe Stellung derselben durch mehrere Treffen und Reserven war hier nützlich und

setzte einen passiven Widerstand entgegen. Marschall Ney, von Allenstein abgesendet, um Lestocq von der Passarge abzuschneiden, war bei Liebstadt auf dies sich zurückziehende Corps gestoßen. Ein Gefecht mit einer vorgeworfenen Abtheilung desselben hielt ihn hier auf, während der preussische Feldherr durch einen forcirten Marsch Braunsberg gewann und am entscheidenden Tage dem Schlachtfeld zuwies. Im günstigen Augenblick, als die Russen ihre Kräfte fast erschöpft hatten, und ihr linker Flügel schon Feld hatte räumen müssen, langte er an und warf sich, hinter der russischen Front wegmarschirend, Davoust entgegen, der auf der entgegengesetzten Seite den Rücken bedrohte. Dadurch kam die Schlacht zum Stillstand und der Abend heran. Lestocq behauptete indeß die Höhen von Anklappen mit dem vorliegenden Gehölz, und nicht unwahrscheinlich ist die Meinung, daß Napoleon schon die Schlacht aufgegeben und den Rückzug nach der Weichsel angeordnet hatte, als der nächtliche Abzug der Verbündeten ihm das Feld überließ. Bis Mansfeld schickte er ihnen Cavalerie unter Murat nach. Der russische Feldherr, mit seines Gegners Zustand nicht bekannt und in Anschlag bringend, daß diesem die Corps von Ney und Bernadotte als frische Truppen zu Gebot standen, hatte unstreitig geglaubt, die Schlacht noch auf den andern Tag fortsetzen zu müssen, und dazu gebracht es ihm an Kräften; Grund genug für ihn, sich auf Königsberg zurückzuziehen. Um die Schlacht zu gewinnen, hätte Lestocq unterstützt werden müssen, um eine Offensive aus der linken Flanke gegen Davoust zu unternehmen. Zu solchem Zweck war in jener Zeit das russische Heer noch nicht beweglich genug. — Die letzte Schlacht in jenem unglücklichen Kriege von 1806 u. 1807 war die bei Friedland. Nach einer fehlgeschlagenen Offensive an der Passarge und obern Alle, zog sich die russische Armee in ihre Centralstellung bei Heilsberg zurück. Napoleon manoeuvrte mit seinen acht Armeecorps auf dem linken Ufer der Alle, und betascherte zwei Corps und seine Cavalerie gegen Königsberg. Er selbst mit seinen Gardes folgte bis Preussisch-Eylau, und vier Corps, wobei das von Dubinot als Avantgarde, zogen auf Friedland, wohin sich die Russen längs dem rechten Ufer der Alle gezogen hatten. Friedland liegt in einem eingehenden Bogen der Alle auf dem linken Ufer und bildet einen natürlichen Brückenkopf. Die Russen, im Besiz dieses vortheilhaften Postens, wollten von ihm aus sich wieder in die Offensive setzen und passirten die Alle, wo sie auf das Corps Dubinots stießen. Dieser General hatte (was ihm später eben nicht mehr zum Vorzug zu rechnen ist) sein schwaches Corps geschickt aufgestellt und die Vortheile des Terrains benutzt, so daß die Russen wohl glauben konnten, die ganze feindliche Armee vor sich zu haben. So ward ihre größere Macht, die sich in eine Parallelfel-

lung an der Aile entwickelt hatte, vom frühen Morgen (den 14. Juni) bis Nachmittag in einem hartnäckigen Gefecht mit dem schwächeren Feinde verwickelt und consumirte ihre Kräfte, ohne vorwärts zu kommen. Hier machte die Ueberlegenheit im Tirailleurgefecht ihre Vortheile geltend. Wären die Anstrengungen der tapfer fechtenden Russen von Hause aus nach ihrem Uebergange über die Aile nach einer entscheidenden Richtung, sey es gegen Mitte oder einen Flügel des Feindes, geleitet worden, so ist kaum ein Zweifel, daß das Corps von Dubinot über den Haufen geworfen wurde, und die Offensive gegen die übrigen, vielleicht noch von einander getrennten Corps mit Vortheil fortgesetzt werden konnte. Allein so kam Napoleon Nachmittags um 3 Uhr mit diesen an, ließ vom rechten Flügel vorrücken und brach aus dem Centro gegen Friedland vor, mit einer Batterie von 40 Kanonen auf den entscheidenden Punkt. Friedland ward genommen, die russische Armee genöthigt sich andere Wege durch die Aile zu suchen, und das lestorische Corps, bedroht von der Memel abgeschnitten zu werden, hatte Königsberg aufgeben müssen; wo nunmehr die Franzosen den Pregel überschritten, und dieser Fluß den Verblindeten keinen Halt punct mehr geben konnte.

In der Kriegsgeschichte Napoleons folgt nun die Schlacht von Aspern; denn die Gefechte von Regensburg, Eckmühl, Abensberg sind nur Treffen gegen den Begriff von einer Schlacht zu nennen, wie ihn oben der Verf. entwickelt hat. Eigentlich war dieselbe nur ein Anfang zu nennen, denn Napoleon schlug sich lediglich um den Aufmarsch, zu welchem er, wegen der ihm vor dem Debouché entgegentretenden, einengenden Angriffe der Oesterreicher, nicht gelangen konnte. Seine Meinung war, der Erzherzog Carl würde in der Stellung am Bisamberge stehen bleiben, wo er dann das gethan hätte, was ihm später bei Wagram gelang. In dieser letztern Schlacht, einer der regelmässigsten der neuern Zeit, war der Angriff gleich vom Beginn so geleitet, um den Gegner von dem Boden, auf dem er noch herrschte, zu verdrängen und ihn von seiner natürlichen Rückzugslinie — hier Ungarn und Mähren — abzuschneiden. Allein am ersten Tage widerstanden die Oesterreicher nicht nur in der Front, sondern errungen noch einige Vortheile, welche am zweiten Tage ihr rechter Flügel verfolgte. Napoleon, vorsichtig durch Aspern gemacht, wollte hier nichts dem Zufalle überlassen. Beruhigt über die anfängliche Niederlage seines linken Flügels durch die großen Reserven, welche er im Centro bei Raschdorf noch immer außer dem Feuer gehalten, versuchte er die Mitte der Feinde bei Aderklaa zu durchbrechen, weil deren Schlachtordnung sich, vermöge der erlangten Vortheile ihres rechten Flügels, ausgedehnt hatte. Obwohl hier eine Batterie von 100 Kanonen, unter Lauriston, das Centrum erschütterte, das sodann Macdonalds Corps durchbrechen

sollte, so ließ er doch immer noch nicht das Ganze ins Gesicht. Auch konnte Macdonald seinen Zweck nicht erreichen, weil der Erzherzog, durch ein sehr geschicktes Manoeuvre jener Angriffscolonne sich theilend, auswich und sie zwischen zwei Feuer brachte. Die Uebermacht der Franzosen entschied nun, und zwar auf ihrem rechten Flügel dadurch, daß Davoust betaschirt wurde, Rosenberg auf dem österreichischen linken Flügel umfassen und so ihre letzte Rückzugslinie bedrohen konnte, worauf der Erzherzog natürlich die Retraite antreten mußte. Daß hier der Verf. durchaus nicht erwähnt, wie es wohl geendigt haben würde, wenn der Erzherzog Johann, wie er sollte, eingetroffen wäre und wieder Davoust in den Rücken genommen hätte, thut uns leid. — Der nun folgenden Schlachten des Feldzuges in Rußland gedenkt der General nicht, auch sind, unseres Erachtens, nur zwei vorgefallen: die von Smolensk und die von Borodino; denn die spätern wurden von französischer Seite unter solchen Verhältnissen geschlagen, daß sie, als gar zu besondere Ausnahmen von der Regel, hier nicht mit aufgeführt werden können. In der ersten entschied Napoleon wieder durch Bedrohung der Rückzugslinien der Russen, indem er oberhalb der Stadt — während er einen Theil derselben stürmen ließ — ein Corps über den Dnieper schickte, um die Straße auf Moskwa zu besetzen. Hätte der Marschall Junot, der es führte, seine Pflicht erfüllt, so war es höchst wahrscheinlich, daß die ganze russische Armee, von Moskwa und den südlichen Provinzen abgeschnitten, sich nördlich auf Petersburg wenden mußte. In der Schlacht von Borodino gelang es Napoleon nicht, so viele Versuche er auch machte, die Russen umgehen zu können; er warf daher seine Massen gegen das Centrum, wo die sächsischen Hülfstruppen (und, auffallend genug, Cavalerie) durch Wegnahme einer großen Redoute den Sieg entschieden.

Der Gen. v. B. führt uns zu der glücklichen Periode, wo die Kriegeskunst der Verbündeten ihr Haupt erhob. Doch findet er, daß man bei Groß-Görschen noch weit von dem wahren Geheimniß der Kriegeskunst, keine andern, als entscheidende Bewegungen zu machen, entfernt war. Viele Bewegungen wurden dort gemacht, aber keine entscheidenden. Doch zeugten Anfang und Anfang der Schlacht von guten Grundsätzen. Der Uebergang bei Pegau über die Elster und den Floßgraben, und die Marschrichtung auf Lützen in Flanke und Rücken des auf Leipzig marschirenden Feindes, gehören zu den schönsten Combinationen. Die feindliche Division des Nachzuges, die man bei Groß-Görschen fand, sollte, der Disposition nach, wirklich bloß beschäftigt, und die Hauptmacht mit der ganzen zahlreichen Cavalerie dahinterweg gegen den rechten Flügel des Feindes geschoben werden, der auf alle Fälle auf der Straße von Weissenfels nach Leipzig, und wahrscheinlich

hinter Lügen zu suchen war. Allein bei der Ausführung verlor man diese Grundidee aus dem Auge, indem es noch an dem Zutrauen fehlte, welches von oben herab zur Lieferung einer Schlacht mit so entschieden offensiver Haltung nothwendig gehört. Die Erinnerung an früher erlittene Unfälle gab zu großer Vorsicht und dadurch ungewissen Schritten Raum, wozu besonders der General den zu frühen Aufmarsch und die zweckwidrige Unterstützung der Dorfgefechte rechnet. Durch jenen wurden die Abtheilungen von Röder und Berg und Yorks ganzes Corps unnützerweise in ihrer Bewegung nach dem Hauptobjecte (des Feindes rechtem Flügel) aufgehalten, auch konnte die entwickelte Schlachtordnung nicht so gut auf den bestimmten Punct hin dirigirt werden; durch diese ging der bestimmte, klar gedachte Zweck und die Leitung von oben in dem Streben des Einzelnen, sich tapfer zu schlagen, unter. Der nächtliche Cavalerieangriff gegen des Feindes rechten Flügel, der, wie der Verf. glaubt, eine Nachahmung von Marengo seyn sollte, mißlang gänzlich; denn obgleich das Terrain das trefflichste für das Agiren einer Cavalerie bei Tage war, so mußte doch bei Nacht auch das geringste Hinderniß Unordnung und Schaden hervorbringen; wie es auch geschah, daß in einem sonst nicht tiefen Hohlweg ein großer Theil der Reuterlinie hinabstürzte. Erschöpfung der Kräfte und Mangel an Munition von Seiten der Verbündeten (daß letzterer eintrat, möchte schwerlich zu entschuldigen seyn) rechtfertigten den Rückzug mit geretteten Streitkräften. — Kunstgerechter sehen wir dieselben in der Schlacht von Baugen auftreten. Die Stellung zu dieser Schlacht (der wir früher ausführlicher gedacht haben) war eine Position im alten Styl, zwar ausgedehnt und in den Flanken nicht vollständig gesichert, doch mit kluger Benutzung des Terrains gewählt, indem Reserven im Centrum zwischen vorliegenden festen Hauptpuncten disponible blieben. Mit der vorgeschobenen Avantgarde bei Baugen und dem bis auf die Höhen von Burg nachgeschobnen Kleist'schen Corps ward der von der Schlacht bei Gylau abzuleitenden Lieblingsmaxime gehuldigt, sich hinter einen Ort zu stellen, aus dem der Feind debouchiren muß. Die Wegnahme von Baugen und der als Außenposten wirklich starken Höhen von Burg kostete auch dem Feinde viel Blut, und diese Einleitung am 20. Mai Nachmittags war schon wirkliche Schlacht zu nennen. Die Angriffe gegen den preussisch-russischen linken Flügel waren nur Scheinangriffe, doch stark genug, um die Reserven dort fest zu halten, bis klar wurde, daß der Feind die eigentliche schwache Seite der Stellung, den rechten Flügel, richtig ins Auge gefaßt hatte. Dahin schob er immer mehr Truppen, und als er das Corps von Barclay de Tolly von den Höhen von Gleina zurückgedrängt und das Dorf Preititz genommen hatte, war er der Chaussee nach

Weissenberg und Görlitz, als der Verbündeten Rückzugslinie, viel näher, als deren Centrum und linkem Flügel. Preiſitz mußte durch die Reserve — um den Rückzug zu begünstigen — wieder genommen werden; die vorthellhaften Höhen von Kretſitz waren vom blücher'schen Corps nicht länger zu halten. Die Schlacht ward nun abgebrochen, d. h. die Preußen und Russen zogen sich, ehe sie noch geschlagen waren, zurück. Wäre zu jener Zeit die Allianz mit Oesterreich schon erklärt gewesen, so daß den Verbündeten Böhmen als Basis, und die Straßen nach Rumburg und Bittau als Rückzugslinien hätten dienen können, so konnte, nach der Ansicht des Verf., die Schlacht durch einen Angriff mit dem Centrum und linken Flügel wohl gewonnen werden. Blücher und York mußten die Höhen vor Baugen nehmen, wo Napoleon mit seinen Reserven in großen Quarrés — man weiß nicht recht, zu welchem Zwecke — stand. Dann mußte die Cavalerie aus dem Centrum losgelassen und über Bieschitz und Kuritz gegen Denkwitz dirigirt werden, wo die Straße auf Bittau gewonnen, und in dem ziemlich ebenen Terrain, alles, was man vom Feinde antraf, bis an das steile Spreeufer aufgerollt wurde. Des Feindes rechter Flügel, der in dem Gehölz bei Weißig mit dem linken der Allirten engagirt war, wäre abgeschnitten gewesen, und die Armee hätte, selbst wenn Baugen nicht genommen und also die Schlacht nicht vollständig gewonnen werden konnte, eine Stellung auf der Bittauer Straße genommen und die Gemeinschaft des Feindes mit Dresden bedroht. Während der Offensive des linken Flügels mußte das Corps von Barclay de Tolly bei Preiſitz und Klein-Baugen den feindlichen linken beschäftigen, und dieser konnte in keinem Falle, selbst von dort errungenen Vortheilen, Nutzen ziehen.

Ueber die Anlage zur Schlacht an der Raxbach ist der Fürst Blücher getadelt und von ihm verlangt worden, mit der ganzen schlesischen Armee den Gebirgsweg von Jauer über Seichau auf Goldberg, gegen des Feindes rechte Flanke, als Operationslinie zu nehmen, um diesen von Sachsen abzuschneiden und sich selbst die Gemeinschaft mit der Hauptarmee in Böhmen durch das Gebirge zu sichern. Allein bei diesem Verlangen wird vergessen, daß diese Schlacht keine mit Vorbedacht und Muße eingeleitete war, sondern durch schnelle Benützung des Augenblicks herbeigeführt wurde. Auch ist es einleuchtend, daß das Zusammenschieben der drei Corps, welche Blücher hatte, in einen einzigen Colonnenweg sehr ungewöhnlich gewesen seyn, und Zeitverlust und Unordnung herbeigeführt haben würde. Zudem stand Niemand dafür, daß Lauriston in der seiner Kraft angemessenen Front bei Prausnitz oder Seichau kräftigen Widerstand leistete, und während hier ein Postengefecht entstand, Macdonald mit seinem linken Flügel über Jauer dieser einen Colonne in den Rücken kam.

Wir gelangen nun zu den Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz, welche viel Aehnlichkeit mit denen des siebenjährigen Krieges in taktischer Hinsicht haben. Die vereinigte russisch-, schwedisch-preussische Armee stand zwischen Gütergos und Heinersdorf, in der Front eine Meile Raum einnehmend. Graf Lauenzen war bei Blankenfelde wie ein vom linken Flügel vorgeschobenes Echelon zu betrachten. In drei Colonnen, auf einer Front vom fast 2½ Meilen rückt der Feind heran und trifft zuerst Lauenzen, den er sogleich durch Bertrand angreift; dieser aber schlägt alle Bewegungen und Stürme vom ersten Augenblick an bis zum letzten zurück. Bülow, mit zwei Divisionen in der Front und einer in Reserve, hat sein erstes Treffen in Linie entwickelt, 60 Kanonen vor dieser Linie, das zweite Treffen in Bataillonscolonnen, die Reservécavalerie in großen Massen hinter den Flügeln. In dieser kraftgeäußerten Normalordnung stürzt er sich auf das bis Groß-Beeren vorgeschobene feindliche Centrum (7tes Corps), jedoch anfänglich seinen rechten Flügel versagend (refüsirt), um, wie es scheint, erst Groß-Beeren von dem linken wegnehmen zu lassen, ehe er sich in voller Linie in ein Frontalgefecht einlasse. Die 60 Kanonen vor der Front erlaubten auch dieses Versagen und General Borstell griff im glücklichsten Moment zum Sprengen des Centrums dadurch ein, daß er, das Dorf links umgebend, in des Feindes rechter Flanke erschien und sie über den Haufen warf.

Zur Schlacht von Dennewitz würde es nicht gekommen seyn, wenn man den Feind bei Groß-Beeren kräftiger verfolgt und ihn dadurch vielleicht über die Elbe gedrängt hätte. Indes scheint der Kronprinz von Schweden sich nicht zu weit von der Vertheidigungslinie haben entfernen zu wollen, welche die Brücke und Ueberschwemmungen der Nuthe- und Notteflüsse bilden, weil er ein Vorrücken der Hauptmacht Bonaparte's von Dresden her vermuthete, das auch, ohne Kulm, erfolgt seyn würde. Die französische Armee unter dem Marschall Ney befand sich auf dem Marsche nach Dahme, um sich mit dem Theile von Napoleons Heer, der nun wirklich auf Berlin operiren sollte, zu vereinigen. Bei Jüterbock vereitelte wiederum Graf Lauenzen diese Absicht, indem er durch die standhafteste Gegenwehr die feindliche Uebermacht aufhieß. General Bülow, der nochmals den linken Flügel der vereinigten Nordarmee bildete, welche auf der Operationslinie vor Wittenberg stand, eilte zur Unterstützung herbei und griff den im Gefecht mit Lauenzen befangenen Feind in der linken Flanke an. Die Nähe dieses Corps war dem Feinde unbekannt geblieben und deshalb überraschend. Dennoch war sein Widerstand hartnäckig und der fortgesetzte Angriff auf Lauenzen lebhaft. Bülow hatte sein Vorgehen wieder en echelon vom linken Flügel eingeleitet, eine um so zweckmäßigere An-

ordnung, als er dadurch links das taurinische Corps erreichte und rechts Verbindung mit der langsam nachrückenden Hauptmacht unterhielt. Guten Grundsätzen getreu, hatte er seine Artillerie nicht zersplittert, sondern in großen Massen auf der Front und den Flanken vertheilt. General von Borstell erschien nochmals zum entscheidenden Moment in des Feindes linker Flanke und entschied den Sieg. Zu seiner Linken, auf gleicher Höhe mit ihm, rückte eine vom Kronprinzen von Schweden rasch vorgeschickte Abtheilung russisch-schwedischer Cavalerie und Artillerie vor, welcher dieser Feldherr selbst mit dem Hauptheer in großen Marschcolonnen schlachtfertig folgte und dadurch jeden Widerstand des bereits geworfenen Feindes bis Torgau unmöglich machte. — Ob aber nicht zu der so schnellen Entscheidung dieser Schlacht die Jalousie der französischen Heerführer mit Veranlassung war? — Dies scheint uns allerdings so, wenn man bedenkt, daß den kurz zuvor geschlagenen Dubinot und Regnier von Napoleon in Ney's Person gleichsam ein Meister gesetzt worden war, der ihre Fehler gut machen und ihnen lehren sollte, wie man eine Schlacht gegen Ponte-Corvo gewinnen müsse. Daß beide Generale wohl keinen großen Erieb in sich spüren mochten, durch kräftige Unterstützung Ney's diesen zu erhöhen und sich selbst zu erniedrigen, springt ins Auge und zeigt wenigstens, welchen psychologischen Mißgriff Napoleon that, daß er, als er Ney das Obercommando anvertraute, nicht mindestens Dubinot irgend eine andere Bestimmung gab.

Die Völkerschlacht von Leipzig, mit Recht so genannt, weil fast alle Völker Europa's Theil an ihr nahmen und sie das Schicksal dieses Welttheils entschied, erscheint nun in der Schlachtenreihe. Die Stellung Napoleons war keineswegs unvortheilhaft gewählt, und südlich gegen das Hauptheer der Verbündeten stand er auf dem Schlüssel des Terrains zwischen der Pleiße und Partha so, daß er eine größere Front einnahm, als man ihm entgegensetzen konnte, die Dörfer Liebertwolkwitz, Wachau und Markkleeberg vor derselben. Dabei war es möglich, daß, wenn die Schlacht sich nicht günstig für ihn entschied, er sich am 17ten über Ellenburg auf Torgau, oder über Halle auf Magdeburg durchschlagen und an der Elbe basiren konnte. Allein die Tapferkeit der vereinigten Heere sowohl als das ungewisse Hin- und Herziehen des Marschalls Ney von einem Theile des Schlachtfeldes zum andern ließ des Sieges Schaale für die Verbündeten sinken; wozu das Unbegreifliche — nicht aus militairischen, sondern nur aus politischen, Napoleon jedoch gänzlich täuschenden Ursachen erklärlich — kam, daß er den 17ten völlig ruhig war, während von alliirter Seite noch der Kronprinz von Schweden und Benningsens russisch-polnischer Heerhaufen heranzog. Am 18ten schlug er sich daher, von allen Seiten von überlegener

Macht angegriffen, nur um seinen Rückzug über Lindenau. Man hat es Gölitz zum Vorwurf gemacht, daß er Lindenau nicht fester gehalten und dadurch Napoleon einen stählernen Schlagbaum vorgezogen habe. Jedoch mußte er hierzu durch mehr Massen unterstützt werden, und rathsam würde es nicht gewesen seyn, dem Feinde hier keine goldne Brücke zu bauen; denn eine Armee, welche noch über 100,000 Mann stark ist, läßt sich nicht wohl eingesperrt erhalten und würde im äußersten Falle sich lieber auf der Seite der schlesischen oder der Nordarmee, nach der Elbe zu, Bahn gebrochen haben. Allein so gefährlich es ist, einem starken und entschlossenen Feinde jeden Weg zum Rückzug zu sperren, so rathsam ist es doch, alles so einzuleiten und vorzubereiten, daß man die gebauten Brücken auch wieder zu rechter Zeit zerstören kann. Ist die große Masse erst im Rückzuge, in ihren Theilen getrennt und nicht mehr fähig, einen combinirten Angriff nach einer vorherrschenden Hauptidee zu unternehmen; dann ist es Zeit, über die getrennten Theile herzufallen und zu erndten, was man durch die Schlacht gesät hat. Ist es erst bis zu diesem Puncte gekommen, so ist keine Gefahr mehr für den Sieger, sich zu trennen, um auf schräglaufenden Operationslinien zu vorzukommen und abzuschneiden, während man verfolgend von hinten drängt. Zu letzterem Zwecke ist keine Uebermacht nöthig. Was nunkte, fragt Gen. v. B., den Verbündeten am 19ten ihre ungeheure Macht, die auf den einzigen Punct, Leipzig, drückte? Ohne den Uebertritt der Truppen vom Rheinbunde hätte Leipzig sich noch bis zum 19ten Abends halten können, oder mit einem Daransetzen von Streitkräften, welche der Punct nur nicht mehr werth war, erkaufte werden müssen. Die üblen Folgen jener Versäumniß, das Elsterthal schon am 18ten auf andern Puncten zu überschreiten, (statt Gölitz, was unbegreiflich ist, vom linken Elsterufer abzurufen, hätte man im Gegentheil den größten Theil der Cavalerie vom Hauptheere über Knauthayn, wenn auch erst in der Abenddämmerung, ihm zusenden müssen, um am frühen Morgen des 19ten in die Ebene von Markranstädt und Lützen vorzugehen), wurden schon gleich nach Eroberung der Stadt am 19ten fühlbar. Der Zug der Avantgarde von Kosaken durch Leipzig, geordnet und kampflustig, schien die siegreichen Monarchen neuen Triumphen entgegen zu führen. An der gesprengten Brücke hinter Leipzig wurden sie aber mit Kanonenschiffen empfangen, und die Operationen des größten Theils der Verbündeten machten auf fast zwei Tage lang Stillstand. Napoleon schrieb das Ende seines Glücks in Leipzig vorzüglich der Ueberreilung eines Sappeurs zu, der die Brücke über die Elster zu früh gesprengt habe. Doch mochte es eigentlich vortheilhafter für ihn seyn, daß es zu früh, als zu spät geschah; denn gelangten die Allirten im Nachdruck des Verfolgens

nur dazu, aus den Defileen von Lindenau zu debouchiren, so wurden Weißenfels und Naumburg noch in der Nacht, wenigstens von den Kosaken, erreicht, und mit einigen Armeecorps schnell folgend, hätte man am folgenden Tage ganz gewiß das geschlagene Heer an der Unstrut festgehalten, das nun bis an den Rhein nicht wieder wäre losgelassen worden. Dann konnte auch das verbündete österreichisch-bayerische Heer, in Einklang mit dem Ganzen, auf zweckmäßigerem Punkte, als dem bei Hanau — vielleicht bei Selnhausen — dem Feinde in den Weg treten und ihn in die unwirthbaren Gegenden des Vogelsberges treiben, während York, der schon am 18ten auf Halle marschirt war, auf der geraden Linie über Quedlinburg und Langensalza auf Eisenach voreilend, ihm immer in den Fersen gelegen hätte. So aber endete die unmittelbare Wirkung des Sieges von Leipzig schon am 21ten an der Unstrut, wo York und Giulay zwar bei Freiburg und Naumburg Vortheile über den Nachzug des Feindes hatten, dieser aber durch diese hartnäckigen Gefechte Zeit für den Rückzug seiner Hauptarmee gewann, die schon am 25ten bei Gotha auf den Höhen von Seeburg sich in einem ziemlich schlagfertigen Zustande befand. Man hatte auf gewisse Weise die Klinge des Gegners verlassen, was durch die Schlacht von Hanau sichtbar wurde.

Von den Schlachten auf französischem Boden erwähnt der Gen. v. B. nur die von Laon, weil sich dieselbe durch ein Nachtgefecht besonders ausgezeichnet hat. Die vereinigte Armee des Fürsten Blücher, aus drei russischen und drei preussischen Corps bestehend, stand bei Laon, die Front gegen Süden. Der hoch gelegene, haltbare Ort war von Bülow besetzt, rechts demselben und von ihm flankirt, standen Langeron, Sacken und Winkingerode; links von Laon, Kleist und York, kein Hinderniß vor ihrer Front, den linken Flügel dabei unvollkommen, durch einen senkrecht vor ihrer Stellung sich hinziehenden, überall gangbaren Grund gedeckt, in welchem nach feindlicher Seite hin das lange Dorf Athis lag. Mit Tagesanbruch (den 9. März) griff Napoleon, von Soissons kommend, den starken rechten Flügel vergeblich an. Das Gefecht, obgleich hartnäckig, war um 2 Uhr noch unentschieden, als zwei feindliche Armeecorps unter Marmont, von Rheims gekommen, dem linken Flügel gegenüber anlangten, und man glauben mußte, es gelte diesem. Auf dem rechten hatte man Truppen übrig; das Corps von Sacken ward daher zuerst und später auch Langeron mit seinem größten Theile dem linken zu Hülfe gesendet und hinten in Reserve gestellt. General Zieten mit der preussischen Cavalerie ging über den Grund, in der Verlängerung des linken Flügels, gegen das Gehölz von Salmoucy vor. — Die Gehölze des nördlichen Frankreichs sind nicht dicht, wie die unserigen, sondern gleichen mit ihren Kreuzwegen

und breiten Alleen mehr einem Park. — Die preussischen Generale behaupteten ihre Stellung, und gegen Abend schlug man sich noch, jedoch nicht lebhaft, im Dorfe Athis, das, in Brand gerathen, von den preussischen Füsilieren, die nur die letzten Häuser noch hielten, eben verlassen werden sollte. Da befahl York den Angriff. Die Division vom linken Flügel, unter Prinz Wilhelm, rückte in das noch brennende Dorf und längs solchem zu beiden Seiten vor gegen den dahinter stehenden rechten Flügel des Feindes; die andern Divisionen und General Kleist folgten als Echellons weiter rechts, General Bieten mit der Cavalerie warf den äußersten rechten Flügel des Feindes und kam seinem abziehenden Geschütz und allen Flüchtlingen auf der Straße nach Rheims in den Rücken. Die Flammen von Athis leuchteten zu der vollständigen Niederlage des Feindes und wiesen den vortrückenden Bataillonsmassen den nächtlichen Pfad. Ohne Yorks mannhafte Entschluß hätte Napoleon unzweifelst am andern Tage die Schlacht fortgesetzt und seine Hauptmacht gegen die erkannte schwache Seite gewendet. — Daß aber nicht immer nächtliche Angriffe so gelingen, haben wir bereits früher gesehen; jedoch war derselbe hier aus folgenden Ursachen völlig am richtigen Plage: die Schlacht war nicht verloren, sondern der anbrechende Abend hatte sie nur geendigt; also befand sich auch bei den tapfern Truppen keine Entmuthigung. Der nächtliche Angriff, selbst wenn er mißlang, war ungesährdet, indem in der Reserve auf jenem Flügel sich Langeron und Sacken befanden, welche die Zurückgeworfenen aufnehmen konnten. Der Cavalerieangriff wurde von Infanterie unterstützt, und das brennende Athis gewährte so viel Licht, um sich doch im Allgemeinen zurecht zu finden. Endlich überhob das Gelingen einen zweiten und höchstglaublich ungünstigen Schlachttag. — Wer aber bei Nacht angegriffen wird, mag sich das Resultat hieraus entnehmen, daß Stehenbleiben und Abwarten des Aeußersten besser, als Flucht ist; besonders wenn man sich in Massen zusammenstellt und das Geschütz in die Zwischenräume nimmt, so daß die Angreifenden, von welcher Seite sie auch kommen, ein Hagel Blei empfängt, der sie stuzen und abprallen läßt. Steht dann noch eine Reserve frischer Truppen hinter der Front zu Gebot, die dann nach dem Punkte eilt, wo es am schlimmsten hergeht, so wird sich der Ueberfall für uns wenig schädlich zeigen.

Die Beurtheilung, welche man, unter der Ueberschrift „Blücher und Wellington“ von S. 363 bis 383, von dem Verf. über diese beiden Helden erwartet, könnte füglich der Titel: die Schlacht von la belle Alliance, führen. Consequenz und Charakterstärke, verbunden mit der unüberwindlichen Begierde, stets mit dem Feinde zu kämpfen — der Sinn des berühmten Vorwärts — waren die Haupteigenschaften, denen Fürst Blücher seine Siege und

seine Größe verdankte, und sie haben von jeher in allen großen Erscheinungen der Welt stets mehr, als Systeme, gegolten. Will man indeß, bemerkt der General, die Verfahrungsweise des Herzogs von Wellington, die Ereignisse ruhig abzuwarten, regelmäßig vorzuschreiten, und in Benutzung erhaltener Vortheile nichts auf's Spiel zu setzen, mit dem Namen eines Systems belegen; so muß der, welcher es befolgen will, sich die Selbstständigkeit, die Ruhe und den unerschütterlichen Muth des erhabenen Meisters zu eigen machen, um gleiche Resultate hervorzubringen. Die Armee, welche der Lord sich in den spanischen Feldzügen gebildet, war vorzugsweise zu Schlachten, aber weniger zum kleinen oder Detaschementskrieg geeignet, was sich zum Theil mit auf die Sitte und den Charakter des englischen Volkes, auf ihr Werbungssystem, auf ihre Verpflegung u. s. w. gründet. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, dürfte die Ruhe im Hauptquartier zu Brüssel und in den englisch-niederländischen Cantonnementsquartieren zu Anfang des Feldzuges ganz consequent erscheinen, indem die Armee gegen Ueberrumpfung durch das bis Nivelles vorgeschobene Corps und die Detaschements bei Mons vollkommen gesichert war und den zweckmäßigen Centralpunct, vorwärts Brüssel, mit aller Ruhe erreichen konnte. Daß der Fürst Blücher den Vereinigungspunct seiner Armee-corps bei Sombref fast auf den äußersten Vorposten, und wie sich General Gourgaud ausdrückt, gewissermaßen auf der Position des Feindes bestimmte, ist zwar von der einen Seite als zu Kühn zu tadeln, findet aber doch seine gerechte Vertheidigung darin, daß gerade hier der richtigste Punct war (vermöge der sich mit der Römerstraße kreuzenden Chaussee, die von Namur über Nivelles und Quatre Bras nach Brüssel führt), um bei der Hand zu seyn, den H. v. Wellington zu unterstützen, ohne die der preussischen Armee unentbehrliche Gemeinschaft mit Rhein und Maas aufzugeben. Stand Blücher bei Sombref vereint und schlagfertig, so konnte Bonaparte gar nicht mit Nacht auf Brüssel marschiren, ohne ein Beobachtungscorps an der Sambre zurückzulassen, das man überwältiget und dann die französische Armee in den Rücken genommen hätte. Mit der vereinten Nacht konnte man aber auch die Schlacht annehmen und Wellington die Zeit gewinnen lassen, zusammen zu kommen und vorzurücken, wenn Bonaparte, wie er gethan, nach richtiger Beurtheilung der Charaktere seiner Gegner, den Fürsten Blücher zuerst aufsuchte. — Ohne die Rücksichten auf die Schonung des Landes (welche nicht hätten stattfinden sollen) würde ein engeres Cantonnement möglich gewesen seyn, wodurch das rückwärts gegen Lüttich verlegte vierte Armee-corps gegen Namur herangezogen werden konnte; das erste aber, das die Avantgarde war, mußte dann in eng concentrirtem, stets schlagfertigem Zustande bei Fleurus stehen, die Sambre von Cavauleriesposten beobachtet. Auf diese Weise konnte sich das erste Armees-

corps ohne den Verlust, den es erlitt, zurück in die erwähnte Stellung von Ligny ziehen, und zugleich wären die drei andern Corps bei Sombref und le Point du jour angelangt. Wenn dann Bonaparte, wie er gethan, sich in die hartnäckigen Dorfsgefechte einließ, oder, wie er begann, den rechten Flügel bei St. Amand angriff; so konnte von Sombref aus mit einer überlegenen Offensive gerade auf den entscheidenden Punct, Fleurus, losgeschritten werden, wodurch der Feind seine Gemeinschaft mit der Sambre verlor und den Engländern in die Hände geworfen wurde. Ein solches entscheidendes Manoeuvre soll, nach der Meinung des Gen. v. B., der Fürst ohne Zweifel im Sinne gehabt haben, als er Nachmittags am 16ten auf der Höhe bey Bry, das nach dem Plateau von Artille dirigirte vierte Armeecorps mit Sehnsucht erwartete. Allein dieses konnte nicht kommen, weil es — durch verschiedene Irrthümer, welche der Verf. von Seiten des Gen. v. Bülow, als Führers, in einer Note entschuldigt — noch acht deutsche Meilen vom Schlachtfeld in ruhigen Quartieren zerstreut lag, und so verlor Blücher die Schlacht, indem Napoleon das Dorf Ligny rechts umging und die freien, nur schwach besetzten Höhen zwischen Bry und Sombref wegnahm, wodurch er das preussische Centrum durchbrach. Wäre Bonaparte um ein Armeecorps stärker gewesen, um damit die preussische Front vor St. Amand und Ligny festhalten zu können, so würde er jene entscheidende Bewegung vielleicht früher gemacht haben. Nach der verlorenen Schlacht mußte die preussische Armee ihre natürliche Operationslinie von Lüttich über Namur aufgeben, denn ein Rückzug auf derselben würde sie von Wellington gänzlich getrennt haben, von dessen noch ungeschwächter Kraft doch nur allein Wiebergutmachung zu hoffen war. Der Rückzug der zwei ersten Corps über Tilly auf Wavres geschah noch in der Nacht, so daß der Feind davon die Spur verlor. Das vierte Corps aber blieb bis Mittag in seinem Lager auf der Römerstraße; das dritte zog am Morgen früh durch Comblour, und mit dem vierten in der Richtung über Corbair und Dion le Mont auf Wavres. Es war also Zeit gewonnen, die Munitions- und Wagencolumnen mit allem Material der Armee aus Namur und Lüttich von der dem Feinde Preis gegebenen Operationslinie ab und auf die neue zu führen, welche, als von Mastricht ausgehend, angenehm war. Für die Bagage und Nachzügler bestimmte man die Stadt Löwen als Sammelplatz. Napoleon dagegen war nicht mehr ganz der alte! Die völlige Ruhe, die der Feind dem dritten und vierten preussischen Armeecorps ließ, und die erst gegen Abend angefangene Kanonade gegen die englische Arrieregarde bei Quatre Bras bestätigen die Schilderung, welche Grouchy am 17ten von ihm macht, so wie, was uns einer seiner Adjutanten erzählt, daß man Noth gehabt, ihm an

diesem Tage früh um 9 Uhr aus dem Hauptquartiere heraus und aufs Pferd zu bringen. Um so glänzender erscheint dagegen Blücher, der mit der geschlagenen Armee zu einer neuen Schlacht marschirt, solche nicht bloß anzunehmen, sondern den etwa zögernden Sieger selbst anzugreifen beabsichtigt; eine That, welche ohne Beispiel in der Geschichte ist! Des Herzogs Beharren dagegen, den Punct Brüssel zu decken und zu solchem Zweck das Glück einer Schlacht zu versuchen, ist sowohl seinem Charakter als der vernünftigen Beurtheilung der Verhältnisse angemessen, und nur französische Arroganz, im Verein mit ihrer Oberflächlichkeit im Urtheil, kann es zu tadeln finden, daß Wellington nicht — den Wünschen ihrer Partei gemäß — die Hauptstadt verließ und den Rückzug über die Maas antrat. Eben so müssen wir hier noch einem Vorwurfe begegnen, welcher oft dem Herzoge gemacht wird und so grundlos, als der eben erwähnte, ist. Wenn, sagen nämlich diese militairischen Kritiker, Blücher nicht noch bei la belle Alliance erschien, so verlor Wellington doch die Schlacht und also — ist eigentlich Napoleon nur durch die Uebermacht geschlagen worden und hätte allein Wellington wohl besiegt. — Bei diesem vorschnellen Urtheil vergessen aber diese Herren, daß W. nur unter der Blücher gemachten Bedingung die Schlacht annahm, daß derselbe ihn mit zwei Armeecorps unterstützte. Das vierte und das erste preussische Armeecorps waren es aber auch, welche die Schlacht entschieden, und bei frühem Eintreffen (was jedoch nicht an den Truppen und Führern, sondern an dem schwierigen Terrain lag) wäre dieselbe auch früher gewonnen gewesen. Gerade was jene an W. am unbedachtsamsten tadeln, zeigt seine Größe, nämlich das Aushalten so wüthender Angriffe, mit Uebermacht unternommen, ohne zu wanken, und so lange, bis die erwartete zugesagte Hülfe erscheint. Napoleon dagegen ist in dieser Schlacht mit Recht der Vorwurf zu machen, daß er das Desfilee von St. Lambert in seiner rechten Flanke versäumte zu beobachten. Wäre dies geschehen, eine einzige Division hätte in dem hohen Walbe, den morastigen Lasne-Bach vor der Front, die ganze preussische Armee vier Stunden lang aufhalten können, und würde vielleicht nur durch Vorrücken des zweiten Corps bis Marankart und Abtei Aiviers, und des ersten bis Dhain (welches bekanntlich erst mit neigendem Tage geschehen konnte) dahin gelangt seyn, den Feind dort zu vertreiben. Bonaparte hätte also zu seinem beliebigen Angriffsproject gegen das Centrum der Engländer hinlänglich Zeit, und seine Garden, die er erst später den Preußen entgegenwerfen mußte, zur Disposition gehabt. Dann würde er, dies ist unleugbar, wie die Sache kurz vor dem Angriffe des Generals von Bülow stand, die Schlacht gewonnen haben, aber immer wäre Wellington ohne Vorwurf gewesen; denn es war nicht seine, son-

bern des preussischen Feldherrn Sache, die zugesagten zwei Armeecorps auch in seine Linien noch zu rechter Zeit zu führen. Vielleicht ging Napoleon von Hause aus sicherer, wenn er der flüchtigen Idee folgte, die Bourgaud ihm unterlegt, und bei Einleitung der Schlacht seine Operationslinie auf die Straße von Nivelles verlegte, d. h. den rechten Flügel der Engländer angriff, wozu ihn die gegen Braine la Leud laufenden sanften Höhen, welche zu einem verdeckten Marsche Gelegenheit gaben, gewissermaßen einluden. Hierdurch hätte er seinen rechten Flügel den Einwirkungen Blüchers entzogen, und der Rückzug nach Brüssel wäre dem Herzog durch eine Schlacht auf diese Weise wahrscheinlich abgeschnitten worden, wenn ihn nicht das vorsichtig bei Hal aufgestellte Corps des Prinzen Friedrich vielleicht gesichert hätte. Vereinigung des Herzogs mit dem Fürsten an der Dyle wäre erste, wahrscheinliche Maßregel gewesen; Vereinigung zweier Armeen, nachdem beide geschlagen worden, wird unter manchen Umständen nicht viel vortheilhafter für sie, als Trennung, seyn. Wie in dieser Schlacht das kräftige, durch nichts zu erschütternde Ausharren Wellingtons ein immer grünes Blatt in seinem dichten Lorbeerfranze ist; so ein gleiches Blüchers vorgreifende Tendenz (als ihm die Meldung des ungleichen Kampfes bei Wavres ward), „daß, was zwei Stunden von ihm entfernt vorgehe, gleichgültig sey, wenn der Punct der Entscheidung vor Augen liege.“ Wie der endliche Sieg, so war auch die von Sneysenau geleitete Verfolgung; so daß von vollständigerer Benutzung desselben schwerlich in der Geschichte ein Beispiel aufzufinden seyn dürfte.

Weniger mit Regeln, als mit der Anwendung des Bekannten und Natürlichen sich beschäftigend, theilt unser kriegserfahrener Verf. jetzt aus der Reihe der geschilderten Schlachten die Züge als Resultate mit, die unabhängig vom Zufälligen, den Sieg, wo nicht erwarben, doch streitig machten und zur Norm für jede Schlacht dienen können. Es sind folgende:

Leichte Truppen, in zerstreuter Ordnung fechtend, zu Fuß und Pferd, begegnen dem Feinde zuerst, es sey bei der Vertheidigung oder bei dem Angriffe. Um ihren Platz zu behaupten, oder den Feind zu drängen, unterstützt man sie möglichst mit Truppen von gleicher Art.

Unter dem Schießgefecht ersieht man die Puncte, die, als entscheidend für das Schlachtfeld, mit Artillerie zu besetzen sind. Sie sind, als Bastionen zu betrachten, in der ersten Periode der Schlacht die Hauptsache, und von den Truppen der Linie, die wie Courtinen dem Gefecht entzogen werden, nur, wo es nöthig, zu unterstützen.

Placirt der commandirende General seine Batterien nicht selbst;

so ist der General der Artillerie eine hochwichtige Person; seinen Anordnungen müssen sich die übrigen fügen.

Es ist besser, wenige große, als viele kleine Batterien zu haben. Vermehrt man auch durch Vertheilung und Auseinanderziehen den Verlust zu vermindern, so ist doch der Nachtheil größer, wenn Einheit der Leitung und entscheidende Wirkung verloren gehen.

Das Vorrücken der Artillerie muß von Einem geleitet werden, damit, wenn der eine Theil unterwegs ist, der andere im Feuern bleibe. Eben so im Rückzuge, wo eine Feuerlinie die andere aufnimmt.

Die schweren Kaliber sind am besten zu Anfang der Schlacht und auf Puncten zu gebrauchen, auf denen sie lange stillstehend agiren können; die leichten werden angewendet, wo schnelles Gewinnen gewisser Puncte, nahe an dem Feind, nothwendig wird; mehrentheils daher in späterer Periode der Schlacht.

Eine starke Reserve von Artillerie muß für den letzten entscheidenden Schlag in ungetrennter Masse bereit gehalten werden, am besten in Verbindung mit der allgemeinen Reserve.

Sind Linientruppen als Courtinen für die Batterien betrachtet worden, so müssen die leichten Truppen als die Außenwerke anzusehen seyn. Sie müssen verhindern, daß jenen Hauptpuncten nichts Unerwartetes begegne, beim Vorrücken ihnen den Weg bahnen und die einzunehmende Stelle sichern.

Hält der Feind einen Punct fest, will er ihn auf bloßes Schießgefecht nicht loslassen, dann die Bataillonsmassen bei den Batterien vorbei und mit Sturm auf denselben los! Im Nothfall das zweite Treffen heran und unterdeß stetes, frisches Feuern der Trailleurlinien auf den Seiten! Ist der Feind geworfen, dann rasch die Trailleurs hinterher und Cavalerie, wenn sie bei der Hand ist! Vor allem aber, zurückgebliebene Artillerie zu rechter Zeit mit Feuern inne gehalten! schnell aufgeproßt! hin nach dem gewonnenen Puncte und Feuer! daselbst. Im unglücklichen Falle, wenn der Sturm abgewiesen würde und der Feind mit Uebermacht vordrückte, dann das zweite Treffen halt, das erste hindurch, die Batterie zwischen zwei Bataillonsmassen genommen! Kartätschen! Das erste Treffen gleich wieder formirt zwischen den Intervallen des zweiten; so, festgehalten auf der Stelle, bis Unterstützung von hinten kommt! Ist Cavalerie da, diese losgelassen auf den Feind, sobald er die Salve in naher Distanz bekommen! Nur wenn man sehr stark an Cavalerie ist, mag es auch eher geschehen. Dann aber die Infanterie wieder schnell vor, die Massen, die der Feind hat bilden müssen, mit Bataillonfeuer anzuschließen. Kein Cavalerieangriff, jedoch ohne vorherige Einleitung, oder bereitgehaltne Nachhülfe, durch Feuer.

Die Waffen in dieser Weise auf vorkommenden Plätzen nach Umständen gebrauchen, ist Sache des Divisions - Generals, der zu besorgen hat, was gerade vor ihm liegt. Wo aber, nach dem großen Gange der Schlacht, an einem Orte bloß zu halten; wo Nachdruck zu geben; wo ertheilte Richtung absichtgemäß zu verändern: da greift die Wirkung des Commandirenden ein, zu der er soviel Truppen, als nur möglich, und auf alle Fälle den größten Theil der Cavalerie in Reserve behalten muß. — Ueber schon bestehende Truppen zu verfügen, ist schwer und der Versuch oft nachtheilig. Nur über das noch nicht Losgelassene ist man Herr.

Ueber den Moment, wann die Reserve zum ersehenen Hauptschlage oder zu Abwendung eines Unglücks in Bewegung zu setzen ist, kann keine Regel gegeben werden. Hier ist Beurtheilung nöthig. Nur werde die Reserve nie anders, als im Ganzen, oder doch in großen Massen und zu bestimmten Zwecken, aber nicht zerbröckelt, zum Lücken zustopfen, oder zu nur halben Maßregeln verwendet.

Der entscheidende Schlag auf dem ersehenen Angriffspuncte geschehe kühn und schnell. Die Artillerie muß so nahe, als möglich, an den Feind heranrücken und mit lebhaftem, wirksamem Feuer den eindringenden Massen Bahn machen. Durch Seitwärtsstellen der Artillerie kann oft bewirkt werden, daß der Anlauf begünstigt vom Feuer geschehe, ohne es zu hindern.

Wo die Artillerie ein Loch gemacht hat, oder ein Wanken beim Feinde entsteht, da winkt der großen Reservécavalerie eine reiche Erndte, wenn sie zu rechter Zeit und mit Entschlossenheit anreitet. Bis zu diesem Moment muß sie aus dem Feuer gehalten und nicht durch unnütze Bewegung ermüdet werden. Ein Falkenblick aber ist ihrem Führer nöthig, und wohin sein Auge nicht reicht, da müssen vorausspähende Reuter Zeit, Gelegenheit und Erdboden erkundigen, damit nicht ein unerwartetes Hinderniß den Anlauf hemme.

Dorf- und Waldgefecht, wie Festsetzen in jedem durchschnittenen Boden ist mehr für die Vertheidigung, als für den Angriff günstig, unter allen Umständen aber vorthellhaft, wenn man dadurch mit wenig Truppen feindliche Uebermacht beschäftigen und Streitkräfte erübrigen kann, um auf einem anderen Theile des Schlachtfeldes offensiv zu verfahren.

Bei Bestimmung, wie eine Schlacht anzuordnen, ist auch die Eigenthümlichkeit des Heeres nicht außer Acht zu lassen. Ist es minder bewegungsfähig und kriegsgeübt, als der Gegner, so gehe es, selbst im Angriffskriege, im Moment der Schlacht zur defensiven Haltung über. Die ganze Macht sey beisammen gehalten; man stelle sich auf mit gesicherten Flanken und starken Reser-

ven im Rückhalt, welche nachstoßen, wenn die festhaltende Front den Stoß parirt hat, und ermüde so den Gegner, ohne sich bloß zu geben."

Auffallen muß es dem Unkundigen, setzt der Verf. zum Schlusse dieser hier auszugsweise mitgetheilten Resultate hinzu, wie die Folgen einer verlorenen Schlacht so gewaltig groß sind. Wenn von 80,000 Menschen der vierte Theil, welches doch schon viel ist, todt oder außer Gefecht gesetzt ist; so ist doch zu verwundern, daß die übrigen 60,000 so gar wenig leisten, und ohne frische Truppen oder einen Haltpunct und Ruhe man gar nicht daran denken mag, auf's neue sein Glück zu versuchen. Verlust an Material (Geschütz und Munition) erklärt nicht immer diese Erscheinung. Im Moralischen ist sie gegründet, und in der Zerrüttung des innern Zusammenhanges der geschlagenen Armee zu suchen. Jenes ist für den Augenblick verborben, oder mindestens erschüttert; dieser durch die unvermeidliche Unordnung, des Rückzug und die Unmöglichkeit, beim Nachbringen des Feindes auf die getrennten Theile einzuwirken, gestört. Es muß irgend etwas geschehen, oder ein Ruhepunct gewonnen werden, um die Gemüther wieder aufzurichten und die Ordnung herzustellen. Dann erst kann Größeres begonnen werden.

— — Wir gelangen nun zu des vierten und letzten Hauptabschnittes letzter Unterabtheilung, den „Schlachten und Operationen nach ihrem Zwecke," und beginnen ihn mit dem Anfange der aus Friedrichs des Großen Unterricht an seine Generale mitgetheilten, weisheitsvollen Worte: „Ein vernünftiger Mann muß niemals eine Demarche thun, ohne einen guten Bewegungsgrund dazu zu haben, noch viel weniger muß der General von einer Armee Bataille liefern, ohne daß er einen importanten Zweck dadurch suche. — Wird er vom Feinde dazu gezwungen, so geschieht solches allemal deshalb, weil er einige Fautes begangen hat, die ihn zwingen, daß er von seinem Feinde das stolze Gefeß einer Schlacht annehmen muß."

Mit seiner Seelengröße gibt hierauf der König sich selbst Preis, um durch Geständniß seiner begangenen Fehler seine Generale vor ähnlichen zu bewahren. Er zeigt, wie er genöthigt war, die Schlacht von Molwitz zu liefern, weil er sich von den Despotenreichern die Gemeinschaft mit Orlau hatte nehmen lassen, wo sein Artilleriepark und seine Lebensmittel sich befanden. Bei Soor, am Schlusse eines siegreichen Feldzugs, mußte er sich den Weg nach Trautman zu seinem Lande öffnen, den Prinz Carl durch eine geschickte Operation ihm verlegt hatte. Diese Schlachten, in denen Tapferkeit und taktische Ueberlegenheit die begangenen strategischen Fehler wieder gut machten, brachten durch den Sieg auch nur

diesen negativen Vorthell, wogegen die nach Plan und Absicht eingeleiteten Schlachten von Gaspau, Hohenfriedberg und Kesselsdorf den Frieden oder Provinzen erwarben.

So sehr ein Feldherr, der nur nach den Umständen handelt, die er sichtbar vor Augen hat, von dem Ideale desselben entfernt ist, so ist es doch auf der andern Seite ein großes Unglück, wenn man, so zu sagen, zu klug ist. Dann sieht man vor dem Entfernten und Vorauscombinierten das Nahe und Natürliche nicht, und der Kopf schwindelt, wenn man an alle die Möglichkeiten bei einem Operationsplane denkt. Jene Weisheit, die nichts vom Zufalle erwarten und alle Folgen genau voraussehen will, ist recht geeignet, den Unternehmungsgeist zu lähmen und kleine Vorthelle, die sich darbieten, zu verschmähen. Vor der Kanonade von Valmy war eine Gelegenheit, um ein entfernteres Beispiel anzuführen, den General Kellermann zu schlagen, bevor er sich mit Dumouriez vereinigt hatte. Man that es nicht, um größeren Gewinn zu haben, wenn man nach der Vereinigung beide zusammen angreifen und schlagen könnte! — Wir unternehmen es nicht, in letzterer Angabe getadelt dem Verf. zu widersprechen; können aber doch nicht unterlassen zu bemerken, was wir, irren wir nicht gänzlich, in „Massetenbachs Memoiren“ gelesen: daß eine Art Aberglaube des Herzogs von Braunschweig an der traurigen Unthätigkeit bei Valmy schuld war. Als nämlich der Herzog jene Stellung zum beabsichtigten Angriff recognoscirte, erschienen ihm die Höhen auffallend ähnlich denen von Johannisberg, wo er im siebenjährigen Kriege geschlagen worden. Sofort gab er den Angriff auf und begnügte sich mit der fruchtlosen Kanonade. — Oft wird auch Nützliches und Ausführes auszuführen versäumt, weil man dem Gegner zu große Weisheit zutrauet. Man unterläßt es, vorliegenden Vorthell zu benutzen, weil man das sieht, was er schon darauf zu thun in Absicht haben könnte, sich dem Streiche zu entziehen oder ihn auf uns selbst zurückzuführen. Hierbei vergißt man, daß nicht so bestimmt anzunehmen ist, er werde gerade das Beste thun, vorzüglich wenn ein nachtheiliges Gefecht oder ein schneller Rückzug ihn aus der ruhigen Haltung und sein Heer, das auf keine Weise als ein Schachstein zu betrachten ist, aus der Ordnung gebracht hat. Es ist weiter oben der geschickten Defensiv des Kurfürsten von Italien zu Anfang des Feldzuges 1813 gedacht worden. Die vereinigten Corps der Verbündeten wären so schwach, daß die Offensive über die Elbe kühn genannt werden kann. Doch machten sowohl politische als moralische Gründe sie nöthig. Man mußte mit den schwachen Kräften es in einer Schlacht versuchen. Zu Anfang April sollte der Uebergang des Corps von Blücher bei Dresden, und der von Wittgenstein und York bei Dessau geschehen, alle

Corps sich dann gegen die Saale hin vereinigen und den Vicekönig angreifen. Nach einfacher Berechnung konnte dies vor der Mitte Aprils ausgeführt seyn. Napoleons Hauptmacht zog zu jener Zeit erst vom Rheine herbei, und was davon auch schon die Raingegenden erreicht hatte, konnte unmöglich so schnell herbeikommen, um den beschlossenen Schlag zu verhindern. Dennoch unterblieb er. — Man hatte genauer überlegt, der Feind werde den Angriff an der untern Saale gar nicht abwarten, sondern sich nach dem Harz in eine berühmte Stellung auf der Teufelsmauer zurückziehen. Da könne man ihm nichts anhaben, und unterdeß werde Marschall Ney die obern Elbgegenden, uns im Rücken, gewinnen. Allein es fragte sich, ob dieser Calcul richtig, und wenn er es war, deshalb so gefährlich ausfallen konnte, als man annahm. Zuvörderst mußte man dem Feind auf den Leib rücken. Hielt er, wie gefürchtet, an der Saale nicht Stand, so folgte man seinem Rückzuge, unmittelbar und würde manchen Geschütz- und Wagenzug ihm abgenommen, manches Bataillon Conscriptirter auseinander gesprengt haben. Die berühmte Teufelsmauer hätte man wenigstens angesehen und vielleicht nicht so gar furchtbar gefunden. Auf alle Fälle hätte man dem Feind, der im Harz wohl der Lebensmittel nicht im Ueberflusse fand, im Rücken fouragirt und den Gutgesinnten im nördlichen Deutschland Muth gegeben; des Feindes Streitmittel also vermindert und die seinigen vermehrt. Kam nun unterdeß auch Ney oder Napoleon selbst etwa bis Gotha, so kehrte man mit starken Märschen auf Leipzig zurück, wo man ja ohnehin eine große Schlacht zu liefern wünschte, bei welcher man nun mindestens den Vortheil hatte, daß der Vicekönig nicht zur Last fiel. Denn stand er fest auf seiner Mauer, so hatte man etwas ihm gegenüber gelassen, das ihm möglichst zu schaffen machte. War er aber keck in die Ebene hinabgekommen, um Napoleons große Schlacht nicht zu versäumen, so war auch erwünschte Gelegenheit, ihm den zugebachten Schlag vorher beizubringen. Mit dem bestimmten Willen also und dem ungerechterweise gering geachteten Talent, das richtig zu beurtheilen, was eben vor Augen liegt, würde man bei dieser Operation ausgereicht haben. — Aber auch zum Entwurf war, wie wir gesehen, nur eine einfache Verknüpfung der natürlich wahrscheinlichen Umstände, keineswegs tiefe strategische Weisheit nöthig. Unstreitig ging jene erstere in der Seele der Feldherren vor, als sie den kühnsten Offensivschritt über die Elbe beschloßen. Der Stand der französischen Armeen am Rhein und Main, und daß sie sich Thüringen nähern würden, war zu jenem Zeitpunkt nicht minder, als zu dem der gefundenen Bedenklichkeit bekannt. Warum trat solche aber erst hinterher ein und hemmte die Schritte zum wahrscheinlichen Siege? — Weil das, was der natürliche Verstand beim

ersten Blicke findet, gewöhnlich das Richtige ist, und die verklärte Betrachtung später, wie durch ein Mikroskop, Infusionstheile zeigt, über die das natürliche Auge gern hinwegsieht. Im Kriege mag überhaupt lebhaftere Phantasie (wenn sie nur nicht über das Wirkliche hinausschwefelt) mehr, als speculirende Vernunft gelten. Eben deswegen ist zu bezweifeln, daß ein großer Mathematiker auch ein großer General seyn werde. —

Das Bedenken der Ausführung einer kriegerischen Operation besteht aber im Erwägen der zu dem Unternehmen erforderlichen Zeit, des Raums, d. i. des Schauplazes, worauf sie ausgeführt werden soll, der Mittel, die vorhanden sind, und der wahrscheinlichen Maßregeln des Feindes. Letztere aber gründen sich auf die große, oft übersehene Haupttricksicht: den Charakter des Gegners. Darum bleibt für alle Zeiten der Wahlspruch des alten Feldhauptmanns Montecuculi (der auch hier, das Werk beschließend; aufgeführt ist) eine goldne Regel für jeden großen Feldherrn: „Man überlege reiflich, handle mit Kraft und überlasse etwas dem Glück!“

Und so läge denn jetzt, wir glauben es mit Zuversicht behaupten zu können, der Inhalt des ganzen Werkes vor dem Auge und Urtheile unserer Leser. In möglichster Kürze haben wir gesucht, den Faden des Ganzen mit Genauigkeit bis in die einzelnen Theile desselben zu verfolgen. Nur das minder Wichtige ist übergangen, manches anders zusammengestellt und einiges eingeschaltet worden; so wie es für den vorliegenden Zweck uns am geeignetsten schien. Wenige, aber doch einige Zusätze haben wir geliefert, nicht in der anmaßlichen Absicht, den gelehrten Verf. ergänzen oder berichtigen zu wollen, und eben so wenig, um Anekdoten zu erzählen; sondern deshalb, um mit wenigen Strichen das zu bezeichnen, was in dem Buche über den Gegenstand wohl höchst klar gesagt, aber für unsere Mittheilung zu voluminös geworden wäre. Besondere Rücksicht ist von uns darauf verwendet worden, alle Kriegsbereignisse, in denen sich der Verf. auf die angefügten Pläne bezieht, so darzustellen, daß der Leser dieser gar nicht, und in wenigen Fällen höchstens einer mittelmäßigen Generalcharte des Landes bedarf. Jener Pläne, es sind vier und zwanzig, ist oben bereits oberflächlich gedacht worden; es liegt uns ob, denselben noch mit einigen Worten zu erwähnen: Pl. I. Die Skizze des Kriegeschauplazes von Deutschland gegen die Westgrenze. Die Gebirge und Hauptflüsse sind darauf namentlich verzeichnet, die Festungen, Hauptstädte und Orte aber, auf welche sich das Werk bezieht, nur mit den Anfangsbuchstaben. Die erste Figur erläutert die Lehre von der Basis und dem Einfluß der Festungen auf Operationen. Die zweite bezieht sich auf die Operationsstrategie nach Bälows Lehre

davon. Die dritte, Vertheilung einer Armee auf einer Operationslinie. Die vierte, Festung am Zusammenfluß zweier Flüsse. Die fünfte, kleine Festung als Kern eines festen Lagers. Pl. II. Uebergang des york'schen Corps über die Elbe bei Wartenburg den 3. October 1813. Pl. III. Lehre von den Märschen. No. 1, Marsch einer Armee aus der Front ihrer Schlachtordnung in drei Colonnen nach einer neuen Stellung. No. 2, Bildung der Marschcolonnen nach den verschiedenen Waffen. No. 3, die Formation der preussischen Armee zur Schlacht von Leuthen. Pl. IV. Märsche und Stellungen in hohem, durchschnittenem Terrain. Pl. V. Wie eine Armee von Terrainabschnitt zu Terrainabschnitt vorrückt. Pl. VI. Eine Armee im Rückzuge über einen Terrainabschnitt. Pl. VII. Ein Seitenmarsch. Pl. VIII. Detailordnung beim Seitenmarsch in der Nähe des Feindes und zum Angriff. Pl. IX. Marsch der Wagenzüge (Convoy's). Fig. 1. Deckung des Wagenzuges. Fig. 2. Verfkürzung der Wagencolonnen. Pl. X. Stellungen, Märsche und Gefechte bei Paris im Feldzuge 1815. Pl. XI. Supponirte Bewegung der österreichischen Armee in der Schlacht von Leuthen gegen den Flankenangriff des Königs. Pl. XII. Schlacht von Austerlitz, den 2. December 1805. Pl. XIII. Schlacht von Jena, den 14. October 1806. Pl. XIV. Schlacht von Auerstädt, am 14. October 1806. Pl. XV. Schlacht von Preussisch-Eylau, den 8. Februar 1807. Pl. XVI. Schlacht von Friedland, den 14. Juni 1807. Pl. XVII. Schlacht von Groß-Görschen, den 2. Mai 1813. Pl. XVIII. Schlacht von Bautzen, den 20. und 21. Mai 1813. Pl. XIX. Schlacht an der Katsbach, den 26. August 1813. Pl. XX. Schlacht von Groß-Beeren. Pl. XXI. Schlacht von Dennewitz, den 6. September 1813. Pl. XXII. Schlacht von Leipzig, vom 16. bis 19. October 1813. Pl. XXIII. Schlacht von Laon, den 9. März 1814. Pl. XXIV. Fig. 1. Charte zur Uebersicht der Schlachten und Gefechte von Ligny, Quatre Bras und la belle Alliance, den 16. und 18. Juni 1815. Fig. 2. Profil des Schlachtfeldes vom 18. Juni, nach der Linie vom Gehölz bei Frischermant nach dem Hause la belle Alliance. — Sammtliche Pläne machen keinen Anspruch auf Schönheit oder ausnehmende Zierlichkeit, sie sind aber zur Erklärung des Textes nicht allein vollkommen hinreichend, sondern der Gen. v. B. hat dabei zu gleicher Zeit denen, die sein Werk besitzen, auf eine wohlfeile und dafür genügende Weise, unter den Plänen XII, XV. XVI. XVII. XVIII. XX. XXI. XXII und XXIII. recht

instructive Anschauungen in die Hand gegeben. Dem XXIV. Plane wünschten wir ein größeres Format, das zur Deutlichkeit gewiß mehr beigetragen haben würde, und manchem Plane besseres Papier; wogegen das Werk selbst eben so schön als richtig gedruckt ist, und sich wohl kaum drei Druckfehler eingeschlichen haben. Der Styl ist leicht, ungezwungen und immer geistreich. Oftmals hätte der Verf. jedoch sich mehr des deutschen Ausdrucks, ohne deshalb Purist werden zu sollen, beileisigen können. Immer aber sind wir geneigt, auch jenes mehr, als das Gegentheil, in Schutz zu nehmen; denn nichts ist für den Lernenden in einem Lehrbuche unangenehmer und dem Zweck entgegenstrebender, als jene tolle Sucht, alle Wörter deutsch geben zu wollen und dadurch in einem Buche, das belehren soll, von Grund aus gleich ein Mittel zu erschaffen, welches dies bedeutend hindert. Wer die Lust dazu nicht überwinden kann, der hüthe sie doch lieber und passender in einem eigens dazu gefertigten Tractate. Schließlich können wir dieses Lehrbuch, das in seiner Art einzig und eben so tief gedacht als gründlich entwickelt ist, nicht besser, als mit dem alten, aber hier ganz wahren Ausdrucke empfehlen: „das Werk lobt den Meister!“

19.

II.

- 1) Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Versuch von Carl Ernst Adolf von Hoff, Ritter des weißen Falkenordens und herz. sächs. goth. geheimen Assistentenrath. Erster Theil. Eine von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Mit einer Charte von Helgoland. Gotha bei Justus Perthes, 1822.
- 2) Cuvier's Ansichten von der Urwelt, nach der zweiten Original-Ausgabe verdeutsch und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Jacob Röggerath, königl. preuß. Oberberggrathe, ord. Professor der Mineralogie und Mittdirector der naturhistorischen Sammlungen bei der Rheinuniversität, auch verschiedener gelehrten Gesellschaften correspondirendem, ordentlichem und Ehren-Mitgliede. Bonn, bei Eduard Weber, 1822.
- 3) Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde, von F. F. Link, Professor der Arzneikunde zu Berlin, Director des botanischen Gartens und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften daselbst, wie auch anderer gelehrten Gesellschaften. Zweiter Theil. Berlin, bei Ferdinand Dümmler, 1822.

- 4) Geschichte der Urwelt. In Umrissen entworfen von J. F. Krüger, Landbaumeister und Domaineninspector. Erster Theil. Quecklinburg und Leipzig, bei Gottfried Wasse, 1822.

Erste Abtheilung.

Für den Freund der Naturwissenschaft ist es eine höchst erfreuliche Erscheinung, daß die Forschung über einen der wichtigsten Gegenstände derselben, über die Geschichte der Erde, jetzt eine so allgemeine Theilnahme gewinnt. Freilich möchte der Umstand, daß man anfängt, diese schwierige Untersuchung als einen Modeartikel zu behandeln, der Wissenschaft selbst wenig Vortheil gewähren, wenn nicht zugleich dadurch wahre, tief eindringende Forscher gereizt würden, ihren Fleiß und ihren Scharfsinn dem einmal aufgestellten Problem zu widmen, wie die Namen der Verfasser der oben genannten Werke beweisen.

Wir fassen hier vier Schriften über diesen Gegenstand zusammen, welche jede für sich die Aufmerksamkeit der Naturforscher im hohen Grade verdient. Von Hoff und Cuvier hatten sich mehr an die Erfahrung und suchen mehr die Materialien zu dem Gebäude auszumitteln, als selbst den Bau zu versuchen; der erstere hält sich dabei mehr an Geschichte und Ueberlieferung, als an Naturbeobachtung; der andere umgekehrt, mehr an Naturbeobachtung, als an Geschichte; Linné nimmt mit den Beobachtungen, sowohl geschichtlichen als naturhistorischen, eine scharfsinnige Sichtung vor, und baut einige kühne Schlüsse darauf, den Grundriß des Gebäudes selbst betreffend; Krüger verschmilzt die Beobachtungen in einer historischen Ansicht überhaupt und wagt es, nach dieser selbst „eine Geschichte der Urwelt“ aufzustellen. Eine Vergleichung dieser vier Schriften unter einander, eine nähere Entwicklung der Gründe, von welchen ihre Verf. ausgehen, der Schlüsse, die sie daraus herleiten, und folglich der Richtigkeit ihrer Resultate — kann nicht anders als anziehend seyn.

Der Gegenstand von No. 1 macht es nothwendig, daß wir uns zuerst allein damit beschäftigen, um einige wichtige Resultate fest zu stellen und sie auf den Inhalt der folgenden Schriften anwenden zu können.

Der vorliegende erste Theil des im Ganzen trefflichen Werks enthält, wie der Titel schon sagt, eine von der kbn. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Der Gegenstand der Preisfrage, welche der Verf. beantwortete, war so bestimmt:

„Die gründlichste und umfassendste Untersuchung über die Veränderungen der Erdoberfläche, welche in der Geschichte sich nachweisen lassen, und die Anwendung, welche man von ihrer Kunde bei Erforschung der Erdrevolutionen, die außer dem Gebiete der Geschichte liegen, machen kann (S. XIV).“

Diese Aufgabe zerfällt in zwei Theile: 1) in die Untersuchung der Veränderungen der Erdoberfläche selbst, welche geschichtlich sich nachweisen lassen; und 2) in die Anwendung der dadurch erworbenen Kenntnisse auf die Erforschung der Erdrevolutionen, welche die Beobachtung zwar darbietet, die aber außer dem Bereich der Geschichte liegen. Wir wollen sehen, wie der Verf. diesen Forderungen genügt; und wenn wir sein Werk dabei einer strengen Prüfung unterwerfen, so fordert uns dazu die große Wichtigkeit des Gegenstandes für die Naturwissenschaft überhaupt auf; denn mit Grund sieht die Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen in einer umfassenden und gründlichen Auflösung ihrer Frage den sichersten Weg, in der Geognosie wahre Fortschritte zu machen. Der Verf. betritt dabei eine noch wenig betretene Bahn und sagt: in der Einleitung — mit einer Bescheidenheit, welche immer die Begleiterin wahrer Verdienste ist: — „Daß es uns gelungen seyn sollte, mit unserer Arbeit etwas Vollständiges zu leisten, diese stolze Einbildung hegen wir nicht. Wir sind vielmehr überzeugt, daß bei der großen Menge der Notizen, welche uns zu unserem Zwecke gleichsam zufließen, auch noch eine Menge derselben uns verborgen geblieben sind (S. 19).“ Wir dürfen daher wohl nicht fürchten, daß dem würdigen Verf. eine Prüfung unangenehm seyn könnte, die keinen andern Zweck hat, als die Wissenschaft zu fördern.

Nach der Vorrede, oder, der Form nach, Dedication, in welcher der Verf. sein Werk Blumenbach und Jacobs als seinen Lehrern widmet, und dem Abdruck der göttlinger Preisfrage nebst der Inhaltsanzeige (XX S.), folgt die Einleitung (von S. 1 — 20), in welcher der Verf. die Gegenstände seiner Schrift und die Grundsätze und Ansichten, denen er bei der Ausarbeitung folgte, genauer angibt. Wir können dabei den Wunsch nicht unterdrücken: der Verf. möchte hier seinen Gegenstand etwas schärfer bestimmt und etwas kürzer gefaßt haben. Die Gegenstände, welche die Preisfrage vorschreibt, werden dadurch, was wir sehr billigen, erweitert, daß auch die Veränderungen der Erdoberfläche mit aufgenommen werden, die „durch eine bloße Sage aus der Fabelzeit“ sich an die wirkliche Geschichte anreihen. Der Verf. theilt dann den ganzen zu bearbeitenden Stoff in drei Bücher: 1) Veränderungen in dem Verhältnisse zwischen Land und Meer; 2) Veränderungen, welche den festen Theil des Landes betroffen haben, und 3) Veränderungen in der Beschaffenheit des Meeres. Das erste Buch, welches wir von uns

haben, zerfällt wieder in fünf Hauptstücke: 1) Vergrößerung der Meeresfläche; 2) große Durchbrüche aus einem Meere in das andere; 3) vom vermutheten Untergange ganzer Länder oder Inseln im Meere; 4) Vergrößerung der Oberfläche des Landes und 5) über die Frage: ob ein allgemeines Steigen oder Sinken des Spiegels der Meere seit der historischen Zeit wahrgenommen wird?

Wielten wir nun bei dem ersten, vorliegenden Buche stehen, so ist klar, daß die fünf hier aufgestellten Untersuchungspuncte den aufgegebenen Gegenstand, so wie das erste Buch ihn beschränkt, erschöpft; jedoch nur in Bezug auf den historischen oder ersten Theil der Aufgabe; ob aber auch auf den zweiten, wird sich bald ergeben.

Bei der Ausarbeitung selbst standen dem Verf. zwei Wege offen. Entweder er ging von den in den fünf Hauptstücken aufgestellten Ansichten, oder den der Untersuchung vorliegenden Hauptbegriffen aus, und ließ nun vor ihnen alle bekannten Meere und Küsten die Musterung passiren; oder umgekehrt: er faßte die bekannten Meere einzeln ins Auge, und umfaßte in der Untersuchung die Küsten derselben nach den fünf aufgestellten Rücksichten. Der Verf. wählte den ersten Weg; wir wollen untersuchen, ob er der zweckmäßigste war.

Im ersten Hauptstück untersucht der Verf.: ob sich der Spiegel des Meeres vergrößert habe; und faßt dabei die Frage so einseitig scharf auf, daß ganz allein die horizontale Dimension in Betracht kommt, und zwar dergestalt, daß die Unveränderlichkeit der absoluten Höhe des Meerespiegels dabei vorausgesetzt wird. Dann so sagt er S. 26: „Da das Meer an einzelnen Stellen dauerhaft sich nicht erheben kann, sondern seine Oberfläche auf der ganzen Erde eine durch die Gesetze der allgemeinen Schwere bestimmte Wölbung behalten muß; so können durch örtliche Erhebung des Meerwassers dauerhafte Umwandlungen nicht hervorgebracht werden. Wo sie aber wirklich statifinden, da muß entweder das Land schon eine tiefere Lage gehabt haben, als die Oberfläche des Meeres, und dieses letztere muß nur einen vorliegenden Damm zerstoßt oder durchbrochen haben; oder das höhere Land muß von seiner Höhe so viel verloren haben, daß seine Oberfläche niedriger geworden ist, als die des Meeres.“ Man sieht, daß hier der Fall des Ereignisses der allgemeinen Wölbung des Meeres von den möglichen Ursachen der Erscheinung ausgeschlossen, folglich am Schluß der dritte Fall: oder das Meer muß an absoluter Höhe zugenommen haben, übergangen, und daher von der Untersuchung ausgeschlossen ist. In Bezug auf die Hauptfrage des fünften Hauptstücks ist diese erste Untersuchung also so gut als gar nicht da. Der Verf. sammelt nun mit großer Belesenheit

alle historischen Nothzen, wo das Meer an den Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres, den Küsten des atlantischen Oceans und deutschen Meers, des baltischen Meers, des nordischen Oceans, an den Küsten von ganz Asien, Afrika, Amerika und Australien, in horizontaler Richtung um sich gegriffen habe.

Es fällt dabei in die Augen, daß manche Erscheinung, die in der Natur nur ein Ganzes ausmacht, durch dieses Festhalten an einem Begriff, der auf sie nur einseitig angewendet wird, zerrissen werden muß und zu keiner deutlichen Ansicht gebracht werden kann. Der Verf. fühlt dies selbst, wenn er S. 56 von den wichtigen Küsten des deutschen Meeres von Boulogne bis zur Elbe sagt: „Da dort die Wirkungen der Zerstörung durch das Meer in der genauesten Verbindung mit den entgegengesetzten Wirkungen, dem Ansehen von Land durch Meer und Flüsse, stehen, und die Darstellung des ersteren sich besser mit dem letztern verbunden geben läßt; so werden wir im vierten Hauptstück von beiden zugleich handeln.“ Warum wählte der Verf. aber einen Plan, in dem theils solche Ausnahmen, theils Wiederholungen notwendig wurden? Beim zweiten Hauptstück der großen Durchbrüche einzelner Meere — sagt der Verf. selbst: daß dieser Gegenstand von dem im Vorhergehenden dargestellten „nur wie das Größere vom Kleinern verschieden sey“ (S. 102). Bei dieser Anerkennung fällt es auf, daß der Verf. den innigen Zusammenhang zwischen dem horizontalen Umsichgreifen oder Zurückziehen des Meeres mit dem absoluten Steigen oder Fallen desselben überseh, da in diesem Abschnitt das letztere als Ursach, das erstere aber als Folge erscheint. Das dritte Hauptstück — von muthmaßlich verschwundenen Ländern. — scheint uns hier an der unrichtigen Stelle zu stehen, da der eigentliche Faden der Untersuchung dadurch nur unterbrochen wird. Im vierten Hauptstück wird nun die Vergrößerung des Landes — mit wenigen Ausnahmen — eben so einseitig dargestellt; als im ersten die Vergrößerung des Meeres, und die Küsten aller Welttheile werden in derselben Ordnung umgangen. Da nun die wichtige Frage des fünften Hauptstücks in den frühern Untersuchungen gar nicht in Betracht gezogen worden — denn selbst im zweiten Hauptstück ist nur von einzelnen Fällen die Rede, ohne dabei auf den Stand des Meeres überhaupt Rücksicht zu nehmen — so ergibt sich aus allem auch keine neue Thatfache für die Entscheidung, und der Verf. hat es bloß mit der Prüfung dessen zu thun, was früher von Andern darüber gesagt worden ist.

Die hier angeedeuteten Mängel, die in der Folge unserer Bemerkungen sich noch deutlicher entwickeln werden, fließen, zum Theil wenigstens, aus dem befolgten Plane her, wo der Verf. den Zusammenhang der Erscheinungen der logischen Sonderung der Be-

griffe aufopferte. Wie anders würden sich die Resultate der Untersuchung gestaltet haben, hätte der Verf. den zweiten, oben angegebenen Weg betreten! Hätte er — was sich von selbst darbietet — mit dem schwarzen Meere begonnen und die Erscheinungen an seinen Küsten nach allen den Rücksichten untersucht, die er getrennt verfolgt; so würde er von selbst auf den Durchbruch in der Meerenge von Constantinopel geleitet worden seyn; hätte er dann das mittelländische Meer nach der Gesamtheit der Erscheinungen seiner Küsten eben so untersucht, so würde er wahrscheinlich zu einem andern Resultat über den Durchbruch bei Gibraltar gekommen seyn, als jetzt der Fall ist; wären dann die europäischen Küsten des atlantischen und nordischen Oceans, und die Küsten des baltischen Binnenmeeres untersucht worden, so wäre zusammengefaßt, wo wir eigentlich nur historische Ueberlieferungen erwarten können, und wo die Beobachtung hinreicht, darüber zu entscheiden. Die Küsten der übrigen Welttheile — außer dem schwarzen und mittelländischen Meere — hätten dann einen eignen Abschnitt ausgemacht, und das zweite Hauptstück hätte als Anhang folgen können. Doch — nehmen wir die immer sehr verdienstliche Arbeit des Verfs.; wie sie nun einmal ist.

Das erste Buch wird noch mit einem besondern Vorwort (von S. 23. — 25) eröffnet und der Gegenstand desselben genauer bestimmt. Der Verf. vermischt dabei zwei an sich wesentlich verschiedene Begriffe, und wird durch diese Vermischung oder Verwechslung eben zu der einseitigen Bestimmung des horizontalen Umfanges des Meeres verleitet.

„Eine Veränderung in dem Mengenverhältnisse zwischen Land und Meer, heißt es, an sich oder im Ganzen mit geschichtlichen Beweisen darzuthun, oder wegzuleugnen, ist beides sehr schwer, eigentlich in jegiger Zeit (wir glauben, in aller) unmöglich. Man kennt bis jetzt einen großen Theil der Erdoberfläche um beide Pole noch gar nicht, selbst große Strecken in andern Gegenden des Weltmeeres noch nicht; und doch müßte man das Ganze schon wenigstens seit mehreren Jahrhunderten kennen und das Verhältniß desselben zum Lande in verschiedenen Zeiten beobachtet, ja berechnet haben; wenn man sich ein Urtheil über allgemeine Veränderung dieses Verhältnisses erlauben wollte. Dertliche Erscheinungen: das von deuten nur auf örtliche Ursachen und auf beziehungsweise stattfindende Veränderungen in demselben, und Schlüsse von solchen auf das Allgemeine arten leicht in Trümmern aus.“

Der Begriff des Mengenverhältnisses zwischen Meer und Land, oder deutlicher, die Frage: ob die Masse des Wassers auf der Erde sich vermehre oder vermindere — wird mit der Frage: ob sich das Meer horizontal ausdehne oder zurückziehe;

aber ob es — was dabei jedoch nur dunkel gedacht seyn kann — senkrecht steige oder falle: völlig zusammengeschmolzen. Wenn wir auch alles das wüßten und seit Jahrhunderten berechnen könnten, was der Verf. oben für nöthig und hinreichend hält, um über die Vermehrung oder Verminderung des Wassers entscheiden zu können; würden wir doch noch weit vom Ziele seyn. Das Gesammte der Erfahrungen, welche der Verf. fordert, reicht nur hin, die Frage zu entscheiden: ob die absolute Höhe des Meers steige oder falle. Wollte man von dieser Entscheidung auf eine Veränderung in dem quantitativen Verhältniß des Wassers überhaupt schließen, so gehörte noch eine genaue Kenntniß des gesammten Meergrundes und der Veränderungen, die dort vorgehen, dazu. Große Theile des Grundes können sinken, oder durch Spalten sich vertiefen (wie der Verf. beim caspischen Meere selbst anzunehmen scheint) — dann sinkt auch die Fläche des Meeres; oder der Grund kann sich erhöhen, — dann steigt auch die Meeresfläche; und doch könnte „das Mengenverhältniß zwischen Land und Meer“ ganz dasselbe bleiben.

Wenn der Verf. ferner sagt: „Örtliche Erscheinungen davon“, d. i. von einer Veränderung des Mengenverhältnisses (?) „deuten auf örtliche Ursachen“ u. s. w., so müssen wir dabei bemerken, daß alle unsere Beobachtungen über diesen Gegenstand, der Natur der Sache nach, doch nur örtliche seyn können, und es weit mehr auf die Beschaffenheit der Beobachtungen ankomme, als auf die Zahl derselben, um die Erscheinungen aus allgemeinen oder örtlichen Ursachen zu erklären. Daß nun ferner alle diese Erscheinungen hier auf ein Umsichgreifen des Meeres, oder ein Vordrängen des Landes beschränkt werden, haben wir schon oben bemerkt.

Indem der Verf. nun zu einer Untersuchung der historischen Ueberlieferungen, ja „der Sagen aus der Fabelzeit“ (S. 2) übergeht, wissen wir nicht, warum er eine Ueberlieferung ganz mit Stillschweigen übergeht, welcher das Prädicat des Geschichtlichen in höherem Grade zukommt, als mancher hier aufgenommenen Sage. Wir meinen die Ueberlieferung von jener großen Fluth, welche in den hebräischen, indischen und sinesischen Urkunden als Thatsache aufgestellt wird, und von der ein Theil der Geologen — selbst Cuvier — noch jetzt als der letzten großen Revolution der Erde, ausgehen. Eine kritische Vergleichung dieser Ueberlieferungen unter einander und mit den der Beobachtung vorliegenden Spuren von den Wirkungen großer Fluthen hätte nicht allein für den Geognosten fruchtbar werden können, sondern scheint uns auch ganz in diese Untersuchung zu gehören. Die Hauptfrage, auf welche es hier angekommen wäre, besteht darin: ob jene Ueberlieferungen sich auf eine allgemeine Fluth, oder auf mehrere Localfluthen beziehen; und die Antwort hätte jetzt ziemlich genügend gegeben werden können.

Zuerst wird nun vom mittelländischen und schwarzen Meere gehandelt. Der Verf. zeigt hier einen großen Schatz von Belesenheit, und seine mit Umsicht und Kritik zusammengereichten Thatfachen sind für den Geographen von großem Werth. Einige Lücken dürften noch auszufüllen seyn; so finden wir die gesammten Küsten des adriatischen Meeres hier gar nicht erwähnt, die doch so manches hierher Gehörige — vorzüglich an der Ostseite — darbieten. Auch bei der Berührung des merkwürdigen Einbruchs des Meeres bei Carthago (S. 44) ist der Verf. ein wenig zu kurz, da des Umstandes, der unter dem Wasser noch unverleht stehenden Häuser, gar nicht gedacht wird.

Es folgen dann die europäischen Küsten des atlantischen Oceans und des deutschen Meers — des wichtigsten Theils für den Zweck dieser Untersuchung. Bei dem großen Einbruch des Meers in Bretagne (S. 49), bedauert man, daß der Verf. bloß die horizontale Ausbreitung des Meeres ins Auge faßt und ein mögliches, ja wahrscheinlich daraus abzuleitendes Steigen desselben gar nicht berücksichtigt. Bei den Küsten Großbritanniens hält sich der Verf. vorzüglich an *Stevenson*, auf dessen Untersuchungen wir hernach zurückkommen werden. Von Helgoland wird eine Charte mitgetheilt, welche, nach *Clarke*, auf dieser Insel gefunden und im achten Jahrhundert entworfen seyn soll. Es sind auf derselben die Grenzen angegeben, bis wohin in jedem Jahrhundert das Meer die ehemals größere Insel verschlang. Wenn die Charte, wie es uns wahrscheinlich ist, auch nur nach alten Sagen von der ehemaligen Größe der Insel, von verschlungenen Orten, Tempeln u. s. w. entworfen, und folglich von weniger Bedeutung ist; so ist doch gewiß, daß diese Insel, seit wir genauere Kunde von ihr haben, außerordentlich an Umfange verloren hat; und wenn irgend ein Punct geeignet scheint, über das absolute Steigen oder Sinken der Meeresfläche genaue Beobachtungen anzustellen, so wäre es hier. Die Küsten der Niederlande bis zur Elbe werden — wie schon oben bemerkt worden — übergangen, dann die Veränderungen an der jütländischen Halbinsel dargestellt, und so gelangt der Verf. zum baltischen Meere. Die Südküste desselben bis zum curischen Haff wird sehr ausführlich behandelt. Wenn der Verf. S. 73 nun sagt: „Je weiter wir in der Betrachtung der Meere und ihrer Ufer gegen Norden fortschreiten, desto kürzer wird der Zeitraum, aus welchem uns die Geschichte Nachrichten über den Zustand der Gegenden aufbehalten hat“ — so ist dies im Allgemeinen zwar richtig; aber mehr hätte sich doch über diese geologisch so höchstmerkwürdige Gegend sagen lassen, als unser Verf. für gut findet. Er fährt unmittelbar nach obigen Worten fort: „und desto spärlicher finden sich Thatfachen, die uns über Veränderungen in ihrer Ge-

kalt Aufschluß, ja auch nur Vermuthung geben können. So bieten sich uns über die Küsten vom curischen Bass an bis in den finnischen Meerbusen fast keine derselben dar; und doch findet sich in dem ganzen nördlichen Europa für den Geognosten keine merkwürdigere, an wichtigen Thatsachen reichere Gegend, als eben diese! Wenn es nun noch weiter heißt: „Man glaubt zwar bei Reval und Narva beobachtet zu haben, wie dort die felsigen Küsten vom Meere unterwaschen worden seyen, da sich an Stellen daseibst auf überhangenden Felsen große Menschenwerke, z. B. der Dom von Reval, angelegt finden, welche man an diesen Stellen wohl schwerlich errichtet haben werde, wenn schon vor ihrer Gründung das Unterwaschen durch das Meer so weit eingedrungen gewesen wäre (dabei wird auf das neue hamburger Magazin B. 19 S. 396 hingewiesen). Allein auf Beobachtungen solcher Art beschränken sich auch diese Notizen“ — so beruht das alles auf Unkunde der Gegend, der Geschichte, die daran geknüpft ist, und selbst der ältern darüber vorhandenen Werke, z. B. Fischers Naturgeschichte von Est- und Liefland u. s. w.

Der Dornberg bei Reval hat einen ziemlich bedeutenden Umfang und besteht aus horizontalen Schichten von Kalk und Sandstein, wie alle Küstenländer jener Gegend, und ist offenbar in der Urzeit durch das Meer von dem Festlande getrennt worden. Aber seit länger denn siebenhundert Jahren liegt er etwa $\frac{1}{4}$ Meile vom Meere entfernt, das nie seinen Fuß erreicht. Im Jahr 1118 landete Waldemar II von Dänemark hier und erbaute auf dem sichern Berge, der oben eine vollkommene Ebne darbietet und zu dem nur ein schmaler Weg hinaufführt, ein Schloß, und stiftete zugleich das Bisthum Reval. Schon früher hatte sein Bruder Canut VI auf demselben Berge eine kleine Burg erbaut. Zwischen dem Berge und dem Meere wurde die Stadt Reval erbaut, und das Meer ist seit jener Zeit hier gewiß nicht zurückgewichen, wenn auch nicht behauptet werden kann, es sey gestiegen. Wir müssen es uns vorbehalten, über die Ufer des finnischen Meerbusens bei einer andern Gelegenheit mehr zu sagen.

Es folgen nun die Küsten des nordischen Oceans und des stillen Meers. Wenn der Verf. S. 75—76 die Bogen der Ostküste Asiens, in welchen das Land sich um Binnen-Meere herschwingt, sehr merkwürdig findet, so wird ihm jeder Geolog darin beistimmen; wenn er aber glaubt: „daß vor ihm noch Niemand darauf aufmerksam gemacht habe,“ so ist ihm entgangen, was früher darüber in den wiener Jahrbüchern der Literatur, B. II, (1820) S. 210 u. s. w. gesagt worden ist.

An den indischen Küsten verweilt der Verf. lange bei den berühmten Ruinen von Mahabalipur auf der Küste von Coromandel

und bringt historisch alles bei, was bisher davon bekannt geworden ist. Auf Heyne's absprechendes Urtheil legt der Verf. mit Recht wenig Werth, da er so viele und achtbare Zeugen gegen sich hat. Nehmen wir aber auch nur auf das Rücksicht, worin alle Beschreibungen übereinstimmen, so behalten wir noch Folgendes: 1) auf einem felsigen Grunde steht ein aus dem lebendigen Felsen gehauenes Gebäude, so nahe am Meere, daß bei der Fluth die Wellen an seinen Fuß schlagen. 2) Im Meere, nahe an der Küste, findet man noch ähnliche Gebäude, oder wenigstens die Reste derselben, welche jetzt das Meer bedeckt. 3) Der Felsgrund, auf dem das sich noch auf dem Trocknen befindende Gebäude steht, läuft flach unter dem Meere hin. Um diese Erscheinung nun begreiflich zu finden, muß man annehmen: entweder der Boden der Gebäude ist hier unter das Meer herabgesunken, oder das Meer ist über den Boden emporgestiegen. Einer Untersuchung über diese Frage weicht der Verf. durch folgende Bemerkung aus: „Bei alle dem Dunkel, das über der Geschichte dieser Stadt und ihres Unterganges schwebt, scheinen doch die Spuren von Erdbeben, die man an ihren Trümmern wahrnimmt, die Beschaffenheit der Küste. — u. s. w. — auf eine physische Revolution in ihrer Gegend hinzudeuten.“ (S. 84.). Daß eine solche Revolution hier Statt fand, beweisen die zerrißnen Felsen, deren Trümmer umherliegen; aber zugleich ist auch klar, daß diese Revolution älter ist, als die Anlegung der Stadt, indem man dabei diese Trümmer zum Theil schon benutzte, sie mit dem Meißel bearbeitete, in Elephanten u. s. w. umschuf. Die umherliegenden großen Bausteine deuten mehr auf das Unvollendetsseyn der Arbeiten, als auf ein Umherstreuen derselben durch Erdbeben.

Nimmt man nun ein Herabsinken des Bodens an, so muß man auch annehmen, daß derselbe gegen das Meer hin tiefer herabsank, als gegen die Gebirge hin; denn sonst müßten die noch auf dem Trocknen stehenden Gebäude gleichfalls vom Meere bedeckt seyn. In diesem Falle aber könnten die noch sichtbaren Gebäude nicht lothrecht stehen; sie müßten mit dem Horizont denselben Winkel machen, den die unter das Meer sich senkende Fläche des Bodens mit der Fläche des Meeres macht. Sollte diese auffallende Erscheinung den Besuchern entgangen seyn? Wohl eben so wenig, als wenn der Felsgrund am Ufer Stufen oder plötzliche Abfälle bildete. Der Zweck dieser Bemerkungen ist nur: die Aufmerksamkeit mehr auf diese merkwürdige Gegend zu lenken, wo ein Steigen des Meeres allerdings wahrscheinlich wird.

Der Verf. geht nun noch die übrigen Küsten Asiens, Africa's, America's und Südindiens durch, und stellt hier viele interessante Beobachtungen zusammen. S. 99 folgen dann in den Schlussbemerkungen einige Resultate der Untersuchungen dieses Abschnitts in Be-

zug auf Geologie. Da den Untersuchungen selbst nur der einseitig aufgefaßte Begriff des horizontalen Umsichgreifens des Meeres zum Grunde liegt, können die Resultate sich auch nur darauf beziehen, sind jedoch in dieser engen Sphäre erschöpfend und gründlich.

Das zweite Hauptstück handelt von den Durchbrüchen eines Meers in das andere. Die Durchbrüche, welche hier näher betrachtet werden, sind die des schwarzen Meers bei Constantinopel, des Mittelmeers bei Gibraltar, und des rothen Meers in den indischen Ocean. Ob wirklich der Durchbruch der Ostsee durch den Sund und die Belte hier auszuschließen war, darüber hernach.

Die Untersuchung über den Durchbruch des schwarzen Meers beginnt mit der Ueberlieferung, welche Strabo und andere Alte aufbewahrt haben: das schwarze Meer, sagen sie, habe einst mit dem caspischen Meere zusammengehungen, sey durch eine Landenge, in der Gegend des Bosphorus, vom mittelländischen Meere getrennt gewesen, habe in Folge des Durchbruchs einen Theil seiner Gewässer verloren und sey dadurch von dem caspischen Meere getrennt worden. Nachdem der Verf. alles, was die geschichtliche Ueberlieferung der Alten, so wie die Beobachtungen der Neuern über diesen Gegenstand betrifft, nicht ohne Kritik angeführt und verglichen hat, gelangt er zu folgenden Resultaten:

1) Der Aral, das caspische und schwarze Meer machten in den frühesten Zeiten wirklich nur ein Meer aus.

2) Die Landenge, welche jetzt das caspische Meer von dem schwarzen trennt, war früher nicht so hoch, als jetzt.

3) Dies gemeinschaftliche Meer hatte einen viel größern Umfang, als jetzt diese Meere, zusammengenommen, haben.

4) Diese Abnahme des Wassers überhaupt und die dadurch verursachte Trennung sind durch den Durchbruch der Landenge bei Constantinopel veranlaßt, und

5) das caspische Meer hat für sich durch andere Ursachen noch eine ungeheure Masse Wasser verloren.

Wir stimmen diesen Resultaten gern bei, erlauben uns aber, die vier letztern noch mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Daß die Landenge, welche das caspische Meer vom asowschen trennt, jetzt höher ist, als wie sie war, da das Meer sie noch bedeckte, ist nicht allein wahrscheinlich, sondern die Erhöhung, als nothwendige Folge natürlicher Ursachen, leicht zu erklären. Daß in dieser Gegend, da die Meere noch zusammenhingen, eine Meerenge von zwölf bis zwanzig Meilen Breite Statt fand, geht aus der Gestalt der benachbarten Höhenzüge klar hervor. Der Höhenzug, welcher das rechte Ufer der Wolga begleitet und sich hier gegen die Enge verläuft, und der Höhenzug, welcher ihm vom Caucasus bis an eben diese Enge entgegentritt, hängen unstreitig in der

Tiefe unter dem Sande zusammen und bildeten in der Gegend, wo jetzt der Kamm der Landenge sich befindet, von jeher eine Schwelle zwischen beiden Meeren. Daß aber, wie Keph alides glaubte, diese Bank, da auf beiden Seiten der Felsenreihe der Sand sich anlegen mußte, so hoch hätte steigen können, daß die Meere dadurch von selbst getrennt worden wären, ist nicht wohl möglich. Die ziemlich gerade Straße lag in der Richtung von Osten nach Westen und verband zwei Meere mit einander, die, jedes, nach Osten wie nach Westen, einen Wasserspiegel von wenigstens hundert und fünfzig geogr. Meilen darboten. Mit welcher Gewalt mußten bei Ost- und West-Stürmen die Wogen durch diese Enge gejagt werden! Sie mußten sie erweitern und vertiefen. Anders war es, sobald dieser Strich bloßlag und die Meere sich nach Ost und West zurückzogen. Eben diese Stürme führten nun den leichten Sand, den die Meere auswarfen, fort. Der, den der Ostwind bringt, muß sich nieder senken, sobald er über den Kamm weg ist; so umgekehrt die Last des Westwindes, und so muß nach und nach die Höhe gewinnen.

Von dem Umfange des noch gemeinschaftlichen Meeres sagt der Verf. nach den Angaben der Alten, daß die Größe desselben der Größe des mittelländischen Meers wohl gleich gewesen wäre; auch führt er an, was Pallas über die alten Ufer des caspischen Meers im Nord-West sagt; auch behauptet er bestimmt, daß das schwarze Meer, und vorzüglich das asowsche oder faule Meer, an Größe verloren habe. Der Vf. hat indeß manche bedeutende Lücke gelassen, und eine genauere Bestimmung scheint hier nöthig zu seyn. Gehen wir vom Eingange der Meerenge von Constantino-pel rechter Hand an den Ufern des schwarzen Meers bis zu der Meerenge von Safa herum, so finden wir uns überall in der Nähe hoher Gebirge, die noch jetzt in einer Menge von Vorsprüngen ziemlich steil in das Meer abfallen, dessen Umfang hier nur gering, und auf einige Fluß-Thäler beschränkt, größer seyn konnte, als er jetzt ist. Von der Meerenge von Safa an, längs dem Caucasus hin bis Baku, ist das Meer zwar bedeutend gewichen, doch setzte das hier überall zu nahe Gebirg die Grenze. Dann aber bildete sich rechts ein großer Busen, in welchen der Kur sich ergoß, wo jetzt in Steppenländern der alte Meergrund sich zeigt. Dann tritt der hohe Taurus gegen das Ufer hin, umzieht hier das Hochland Persiens bis gegen Isfcrabad, und das alte Meer konnte hier nicht viel weiter herantreten, als das jetzige. Dann aber folgen große Steppenländer, zwischen dem caspischen Meer und dem Aral, wo die Gebirge gar nicht vorhanden sind, welche einige Charten angeben, und südlich vom Aral und bis hoch in Osten hinauf, wo der Drus und Tazartes sich auf die Ebene ergießen. Die alten Ufer sind hier

noch nicht genau zu bestimmen; aber sicher ist hier viel mehr Seegrund bloßgelegt, als selbst in Norden und Westen. Im Norden finden wir noch bedeutende Steppenländer und Meergrund, doch, wegen des nahen Aufsteigens des Hochlandes von Asien, nicht mit den Steppen in Osten und Westen zu vergleichen. In Nord-Westen hat Pallas die alten Ufer bis zum Don hin bestimmt. Woh hier bis zur Donaumündung ist unser Wf. sehr unbestimmt; doch lassen sich an den mehresten Orten die alten Ufer noch bestimmter ausmitteln, als nördlicher beim caspischen Meer. Nur die südöstlichen Gebirge der Krimm ragten als steile Inseln aus dem Meere hervor; die große nördliche Fläche derselben und die gesammte nogaische Steppe bis zum Fall des Dneppes, unter Ekaterinoslav, ist Meergrund; eben so die besarabischen Steppen bis zur Mündung der Donau. Das Donauthal selbst, das durch die Moldau und Wallachei gegen Ungarn sich hinzieht, ist nicht höher, als diese Steppe, ja selbst die Mitte Ungarns, zwischen der Donau und Theiß, ragt nur ein hundert und einige achtzig Fuß über den jetzigen Spiegel des Meers hervor, und wir werden hernach zeigen, daß das große Meer hier einen tiefen Busen bildete. Vom Donauthale bis gegen Constantinopel sind wir wieder in der Nähe von hohen Gebirgen.

Welch ein ungeheures Binnenmeer! Es breitete sich aus bis in das Herz von Asien und in die Mitte von Europa; die Schiffe konnten auf dem Drus und Jaxartes bis in die Nähe des alten Indiens hinauffahren, auf der Wolga in den hohen Norden und auf der Donau in das Herz Deutschlands gelangen. Wie anders wäre der ganze Welthandel — wie anders die gesellige Bildung der Völker beider Welttheile gestaltet worden, wenn dieses Meer bei Constantinopel seinen Damm nicht durchbrach!

Ohe wir nun auf diesen Durchbruch selbst kommen, müssen wir nothwendig auf die Höhe des Wasserstandes Rücksicht nehmen, den die große Meer früher hatte, weil davon sehr vieles abhängt, sowohl was seine Ausdehnung als die Folgen betrifft, die der Durchbruch haben mußte.

Der Wf. führt aus Pallas an, daß der eigentliche Uferkranz des alten Meeres in Westen, wenigstens 40 Meilen von dem jetzigen Ufer entfernt, 234 Fuß über die Steppe hervorrage. Die Steppe selbst muß hier aber bedeutend höher seyn, als der Spiegel des Meeres, da die Flüsse noch einen so weiten Lauf auf derselben zu machen haben. Er erwähnt ferner S. 112 der bekannten Beobachtung von Toll, Clarke u. s. w., daß, einige hundert Fuß über den jetzigen Meerespiegel erhoben, an den Felsenwänden der südöstlichen Krim, große eiserne Ringe befestigt sind, an welche man, einer alten Tradition zu Folge, die Schiffe band; und wozu

Hätten sie auch anders dienen können? Gleichwohl zieht der Vf. aus diesen Beobachtungen, und vorzüglich der erstgenannten, keine Schlüsse für die Höhe des vormaligen Meerespiegels. Die eisernen Ringe in der Krim würden ihm vielleicht merkwürdiger geworden seyn, wenn ihm nicht eine andere Entdeckung derselben Art entgangen wäre. Der Baron Stürmer erzählt in seiner Reise von Wien nach Constantinopel, daß, als er vom Hämus in das Thal von Pravadi herabstieg, er oben an einer senkrechten Felsenwand mehrere große eiserne Ringe gesehen habe. Kann man wohl einen andern Schluß daraus ziehen, als daß in den ältesten Zeiten das Meer diese Fläche bedeckt und so hoch gestanden haben müsse, daß man an diesen Ringen Schiffe befestigen konnte? Nehmen wir in der That die großen Steppenländer, von welchen das Meer sich zurückzog, die sichtbare Höhe seines alten Uferkranzes und diese Ringe zusammen, so muß man den Stand jenes alten Meeres wenigstens um zwei hundert Fuß höher annehmen, als den jetzigen; dann müßte Ungarn noch von diesem Meere bedeckt seyn; und eine Menge Folgen fließen aus diesem hohen Stande her.

Der Vf. kehrt dann S. 135 noch einmal zu dem caspischen Meere zurück, um das gewaltige Zurücktreten der Gewässer desselben, nach seiner Trennung vom asowschen Meere, zu untersuchen. Der Spiegel dieses Meers steht, nach Engelbrecht und Parrot, jetzt funfzig Toisen unter dem Spiegel des asowschen Meeres. Es sind hier nur zwei Erklärungen möglich: 1) daß dies Meer durch die Verdunstung mehr Wasser verliert, als die Ströme, welche sich in dasselbe ergießen, ihm zuführen; oder 2), daß neben dieser Verdunstung der Boden tiefer geworden, und das Wasser sich in unterirdische, durch Vulkane geöffnete Höhlen verloren habe. Dieses letztern Erklärung treten Engelbrecht und Parrot bei; und obwohl unser Vf. sich nicht bestimmt darüber erklärt, scheint er ihr S. 137 doch den Vorzug zu geben.

Wenn man behauptet, das caspische Meer erleide, seiner geographischen Lage nach, eine so starke Verdunstung, daß seine Zuflüsse den Verlust nicht ersetzen können, so ist damit eigentlich noch nichts gesagt. Nach einem allgemeinen Gesetz der Natur muß da, wo eine stärkere Verdunstung Statt findet, auch ein stärkerer Niederschlag erfolgen; das Verhältniß zwischen beiden ist unabänderlich, die Verdunstung sey stark oder schwach. Soll die Verdunstung überhaupt auf die Verminderung der Wassermasse eines Meeres oder Sees wirken, so muß nothwendig ein herrschender Luftzug angenommen werden, der die aufgestiegenen Dünste dem Gebiete des Sees entführt, ehe sie niedergeschlagen werden können; und wir getrauen uns, aus der Lage des caspischen Meers allerdings darzuthun, daß dieser Fall hier wirklich Statt findet, können uns

hier aber auf den Beweis nicht einlassen. Der zweiten Erklärung kann man die Möglichkeit nicht abstreiten. Der arabische Schriftsteller, Abul Abbas Achmed, aus Kerman, schreibt in seinen Jahrbüchern: daß im Jahr 957 in Persien und Armenien ein so fürchterliches Erdbeben gewüthet habe, daß die Erde in weiten Spalten sich öffnete, die Stadt Telekan und 150 Dörfer verschlang, und Rauch, stinkendes Wasser und Flammen emporstiegen. Was nun in der Nähe dieses Meers geschah, kann auch auf dem Grunde desselben geschehen, und ein Theil seiner Gewässer verschlungen worden seyn. In diesem Falle müßte aber das Herabsinken dieses Meers plötzlich und auf einmal geschehen seyn; oder wenn die Begebenheit sich mehrmals wiederholte, doch in plötzlichen Absätzen. Diesem steht aber die Erfahrung entgegen, nach welcher dies Meer noch jährlich herabsinkt, und zwar so schnell, daß die Verminderung, wie der Vf. selbst anführt, in dem kurzen Zeitraum von zwanzig Jahren schon bemerkt wird. Sieht man dabei auf den langen Zeitraum zurück, in welchem dies Meer abgesondert bestand, so kann die große Abnahme seiner Gewässer nicht mehr auffallen.

Wir kommen nun zu dem Durchbruch selbst. Es konnte dieser auf zweifache Weise geschehen: 1) durch Ueberfüllung des Meeres und allmälige Durchspülung des Dammes, oder 2) durch ein gewaltiges Naturereigniß. Beide Arten sind möglich, doch hat die erste, für welche der Vf. sich zu erklären scheint, vieles gegen sich. Woher sollte die Ueberfüllung kommen? Es würde herabgesunken seyn, wenn nicht das schwarze Meer damals seinen Ueberfluß gegen Osten geschickt und dadurch einen gleichen Stand erhalten hätte, weil der östliche Theil damals, so gut wie jetzt, durch die Verdünnung verfließen mußte. Das Meer könnte, nach dieser Erklärung, auch nur nach und nach gesunken seyn, wie der Vf. S. 127, 128 annimmt; dagegen streiten aber die hohen eisernen Ringe, die man doch wahrscheinlich immer herabgerückt haben würde, um sie brauchbar zu erhalten; ferner die Folgen, welche die Alten diesem Durchbruch zuschreiben, die der Vf. zwar zu bestreiten sucht, aber, wie wir gleich zeigen werden, mit ganz unzureichenden Gründen. Der Durchbruch selbst, als Folge eines gewaltigen Naturereignisses, ist leicht zu erklären; es brauchte — bei der vulkanischen Natur jener Gegend — nur zu geschehen, was wir in unserer Zeit zweimal geschehen sahen: ein Ausbruch des unterirdischen Feuers unter dem Meere selbst. Ein solcher Ausbruch schleuderte die Gewässer des Mittelmeers auf die Küsten von Kalabrien, daß der Stoß fast durch ganz Europa empfunden wurde; ein anderer, im stillen Ocean, schleuderte die Wogen mit einer solchen Wuth gegen das feste Land, daß, wäre dieser Ausbruch der Landenge von Panama gegenüber erfolgt, die Fär-

then hätten herüberstürzen müssen; und hier vielleicht geschehen wäre, was früher bei Constantinopel wirklich geschah.

Die erste Folge dieses Durchbruchs, welche Strabo nach Strato und andern Alten angibt, ist der Durchbruch des mittelländischen Meers in das atlantische bei Gibraltar. Hier tritt der Vf. aber der entgegengesetzten Meinung — die auch Linné annimmt — bei, daß nämlich dieser Durchbruch eine Wirkung des atlantischen Oceans gegen das mittelländische Meer sey. Ehe er seine Gründe für diese Meinung aufstellen konnte, mußten nun die Folgen des ersten Durchbruchs, welche die Alten annahmen, aus dem Wege geräumt werden, und so wird S. 132 der Versuch gemacht, die Höhe des Wasserstandes im schwarzen Meere vor dem Durchbruch desselben zu bestimmen. Der Vf. nimmt dabei auf die oben angeführten Thatfachen nicht die mindeste Rücksicht, sondern baut seine ganze Berechnung auf eine Angabe in Kephallides Hist. maris caspii, p. 236, wo, ohne Angabe der Quelle, behauptet wird: Nicäa liege auf der Wasserscheide zwischen dem schwarzen Meere und der Propontis, und sey nur sechs und dreyßig Fuß über den Spiegel der Propontis erhoben. Da nun, schließt der Vf. mit Kephallides weiter, das schwarze Meer vor dem Durchbruch nur 36 Fuß höher stehen konnte, als das mittelländische, und an Flächeninhalt nur ein Achtel des mittelländischen enthält, so konnte dieses bei dem Durchbruch nur um vier Fuß steigen. Dadurch wären nun freilich alle Sagen der Alten von großen Fluthen im Archipel, über die Landenge von Suez, Niederägypten, Lybien u. s. w. widerlegt — wenn die Sache wirklich so wäre; aber der Vf. hat sich hier in die sonderbarsten Irrthümer verwickelt.

Kephallides schreibt in der angeführten Stelle, wie es scheint, aus dem Gedächtniß und seiner Hypothese zu gefallen, und ist nicht einmal mit sich selbst einig. Wie hätte er sonst behaupten können: das Thal des Sangarius erstrecke sich ununterbrochen vom schwarzen Meere bis auf die Ebene bei Nicäa! Das Gebiet dieses Flusses wird von der Ebene, auf der Nicäa liegt, durch einen, freilich nicht hohen, Bergzug getrennt. Kinneir, der diese Berge von Nicäa aus überstieg, mußte zehn engl. Meilen bergan reiten, und zwar in einem engen Thale; dann ging's abermals zehn engl. Meilen über eine Bergreihe, und nun stieg er in ein Thal herab, in welchem ein Fluß sich fand, der in den Gallus, einen Arm des tiefer fließenden und weit von Osten herkommenden Sangarius, fällt. Die Wasserscheidung zwischen der Propontis und dem schwarzen Meere läuft nun eben mit jenen Bergreihen; und wenn diese auch niedrig sind, so ist doch klar, daß dabei weder von 36 noch 200 Fuß die Rede seyn kann.

Ferner nimmt der Vf. früher selbst an, daß vor dem Durchbruch das schwarze, das caspische Meer und der Aral zusammengehangen hätten. Es leuchtet ein, daß dies bei einem nur 36 Fuß höhern Wasserstande gar nicht möglich gewesen wäre. Der Vf. weicht diesem Einwurf dadurch aus, daß er, freilich im Widerspruch mit sich selbst, das schwarze Meer vor dem Durchbruch nur so groß annimmt, wie es jetzt ist, nämlich $\frac{1}{4}$ des mittelländischen Meers, um dieses nur um 4 Fuß steigen zu lassen, da es doch, dem Resultate seiner eignen Untersuchung zu Folge, bei gleicher Größe des noch vereinigten Meeres um 36 Fuß hätte steigen müssen. Nehmen wir aber den höhern Stand dieses Meers vor dem Durchbruch, den oben angeführten Thatsachen zu Folge, zu 200 Fuß an, so mußten die Folgen des Durchbruchs gerade so seyn, wie die Uebersieferung sie aufbewahrt hat, und eine Menge Thatsachen sie beweisen, z. B. die Sandbänke an beiden Seiten des Apennins durch ganz Italien, mit neueren Conchylien, welche Cuvier nicht zu erklären weiß u. s. w.

Sehen wir nun die eigentlichen Gründe an, auf welche der Verfasser die Meinung, der Durchbruch bei Gibraltar sey vom atlantischen Meere her geschehen, stützt, so sind es folgende:

1) Der atlantische Ocean übt eine zerstörende Gewalt auf die europäischen und africanischen Küsten aus und muß diese, auch in dem großen Bufen zwischen Europa und Africa, gegen die Straße hin, ausüben.

Wir gestehen dies unbedingt zu.

2) Der Vf. schließt nun S. 153 daraus weiter: der trichterförmige Vorhof der Straße, dessen weiteste Oeffnung vom Cap St. Vincent bis zum weißen Vorgebirge in Marokko reicht, ist ohne Zweifel eine Vertiefung, die sich der Ocean in seine Oestküsten gewählt hat; seine Gestalt spricht schon dafür, daß er auf diese Weise entstanden seyn muß, da die weitere Oeffnung dem atlantischen Meere zugewendet ist u. s. w.

Kein Geognost wird dem Vf. diese Behauptung zugeben; er wird ihm zuerst das Resultat seiner eignen Untersuchung entgegensetzen, das er S. 99 so ausdrückt: „die Veränderungen, welche auf diese Weise (durch Zerstörung der Ufer durch das Meer) entstehen, sind, nach Maßgabe des Zeitraums von einigen tausend Jahren, durch welchen wir ihre Geschichte allenfalls verfolgen können, klein und fast unbedeutend im Verhältnisse zu dem großen Ganzen der Gestalt der größern Erdtheile.“ Hier läßt aber der Vf. über tausend Quadrat-Meilen Land zerstören, um zwei Erdtheile zu trennen. Wollte der Vf. einwenden, daß hier von keiner historischen Zeit die Rede sey, und man die Jahrtausende nach Gefallen vermehren könne, so steht der Behauptung noch ein entscheidender

Grund entgegen: wo irgend das Meer durch Bernagen Länder ver-
schlungen hat, ist das Wasser seicht, der Grund hoch — hier fin-
det, wie der Vf. selbst in der Folge anführt, das Gegentheil Statt,
und der Busen erhält schon unmittelbar an der Straße eine au-
ßerordentliche Tiefe. Sollte die Gestalt des Busens, daß die größere
Weite gegen das atlantische Meer gerichtet ist, etwas beweisen, so
müßten fast alle Meerbusen auf ähnliche Weise entstanden seyn,
z. B. der biscayische Busen, selbst der des mittelländischen Meers,
welcher in der Straße sich endet. Alle diese Busen haben aber
umstreitig ihr Daseyn der ursprünglichen Gestaltung der Länder
selbst zu danken.

Die Frage wäre also nur noch: ob nicht das atlantische Meer,
wenn der Busen schon da war, durch Vergrößerung desselben den
Durchbruch bewirkte. Man würde dies annehmen können — stän-
den nicht noch andere Gründe entgegen — wenn der Felsenkranz,
der hier eigentlich durchbrochen ist, das atlantische Meer umbordete,
wie er wirklich das mittelländische Meer umbordet. So aber lag
zwischen dem Hauptgebirge, das durchbrochen werden mußte, und
dem Ufer des Busens noch ein Strich Landes, den jetzt die Straße
von der sogenannten Schwelle an durchschneidet. Wie kam's nun,
daß das Meer nur diesen schmalen Strich der Straße angriff, um
am Ende derselben das Hauptgebirge zu durchbrechen, während die
übrigen Ufer des Busens rechts und links verschont blieben? Denn
deutlich ist die alte Uferlinie an der europäischen Küste bis Cap
Trafalgar, und an der africanischen bis E. Spartel, d. i. bis zum
Anfange der Straße, zu erkennen. Der Vf. fühlte diesen wichtigen
Einwurf und sucht ihm zu begegnen; es könnte, meint er, hier ein
Fluß oder Bach in den Busen gefallen seyn, dessen Mündung das
Meer ergriff; oder — die Meinung des Vfs. ist nicht ganz klar —
aus einem Binnensee hätte ein Fluß sich in das mittelländische
Meer münden können; oder: ein entstandener schmaler Spalt sey
von dem Meere durchfluthet worden u. s. w. Aber was können so
durchaus willkürliche Hypothesen beweisen?

Der Vf. sagt S. 152 weiter: „Alle physischen Erscheinungen
an Land und Meer bei der Straße reden dem Einbruche des Oceans
das Wort; und wenn das Meer sich diesen Durchgang gebahnt hat;
so ist es gewiß nicht von der Seite des mittelländischen her ge-
schehen u. s. w.“ Wir müssen dieser Behauptung einen geraden
Widerspruch entgegensetzen. Alles, was bei der Straße von Was-
ser und Land in Betracht kommen kann, ist folgendes:

1) Die Straße ist gegen das mittelländische Meer hin schma-
ler und erweitert sich gegen das atlantische Meer bei allen großen
Durchbrüchen des Wassers; selbst bei Deichen und Dämmen ist es
immer der Fall, daß die Oeffnung da am schmalsten ist, wo das

Wasser herkommt, und immer breiter wird, je weiter das Wasser fließt. Die Gründe, warum dies eben so und nicht anders seyn kann, sind leicht zu finden.

2) Das mittelländische Meer ist gegen die Straße hin nicht tief, wird immer seichter, je näher es der Schwelle kommt, wo eigentlich der Durchbruch geschah; dann nimmt die Tiefe schnell und gegen das atlantische Meer hin außerordentlich zu. Bei jedem Durchbruch höhlt das Wasser den Grund da nicht aus, wo es an den Bruch gelangt; wohl aber wühlt es durch seine Schwere und die Kraft des Sturzes da tief in den Boden, wo es hinfällt. Alles spricht also hier für den Durchbruch von Osten her.

Dem Vf. bietet indeß für seine Meinung (S. 154.) „noch eine merkwürdige Erscheinung Gründe dar.“ Er sagt: „Es ist bekannt, daß aus dem Ocean ein immerwährender Strom durch die Straße in das mittelländische Meer hineingeht. Dieses leugnet Niemand; dagegen aber hat sich unter den Erdbeschreibern eine andere Sage fortgepflanzt, zu Folge welcher ein anderer Strom aus dem mittelländischen Meere durch die Straße in den Ocean hinausgehen soll, und zwar unsichtbar in der Tiefe des Meeres, unter dem von West nach Ost gerichteten sichtbaren Strome. Mit Hülfe der Annahme eines solchen Stromes hat man sich von der Besorgniß, daß der Ocean das Mittelmeer überfüllen könne, zu befreien gesucht; und diese Sage ist unzählige Male nachgesprochen und nachgeschrieben worden, aber ohne allen Grund, ohne alle sichere Gewährung.“

Die Erscheinung selbst wird dann genau beschrieben, wie die Beobachtung sie gibt; in der Mitte der Straße findet ein beständiger Strom von Westen gegen Osten Statt, der an der schmalsten Stelle der Straße eine halbe Meile breit ist; an beiden Seiten desselben finden zwei, $\frac{1}{2}$ Meile breite Wechselströme Statt, wodurch Ebbe und Fluth sich auszugleichen scheinen. Dann wird die bekannte Begebenheit mit dem in Grund gebohrten Schiffe erzählt, wodurch der in der Tiefe von Ost gegen West gehende Strom erkannt wurde. Darüber sagt der Vf. S. 157: „Die Thatsache ist unbezweifel, und wir hegen auch nicht den leisesten Zweifel gegen das Daseyn dieses submarinischen Gegenstroms.“ Man sieht nun, daß der Vf. sich in den oben angeführten Worten nur unrichtig ausgedrückt hat; es ist nicht das Daseyn des Gegenstroms selbst, das er bestreitet, sondern nur die bis jetzt angenommene Ursach und der Anfang des Stroms. Wir waren bisher der Ueberzeugung, daß die Ursach dieses Stroms in der größern Schwere des Wassers des Mittelmeers liege, und er also auch aus diesem Meere seinen Ursprung habe. Das nennt

der Vf. S. 157 eine Sage, „die fast genug erfonnen und über hundert Jahre — (und wie es oben hieß): ohne allen Grund und ohne alle sichere Gewährung — nachgeschrieben worden.“ Der Vf. gibt nun dagegen als Ursach bloß die Bewegung des obern Stroms von Westen gegen Osten an, wodurch mehr Wasser in Bewegung gesetzt werde, als über die Schwelle kommen könne, und so unten zurückkehre und den Gegenstrom bilde. Der Vf. kann es uns, bei seiner „kecken“ Herausforderung, nicht verargen, wenn wir seine Meinung streng prüfen, was ohnehin die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert.

Die angegebne Ursach des untern Gegenstroms ist dem Vf. die Bewegung des obern Stroms, welche nie unterbrochen wird. Diese Bewegung setzt aber eine andere, gleichfalls beständige Ursach voraus. Als solche nimmt der Vf. nun an: das Mittelmeer verliere mehr Wasser durch Verdunstung, als seine Zuströme ersetzen, und bedürfe daher dieses beständigen Stromes, um das Gleichgewicht zu erhalten.

Diese Annahme erscheint hier aber als bloße Voraussetzung ohne allen Beweis. Wie war dies möglich, wenn der Vf. mit dem Standpuncte der Untersuchung dieses Gegenstandes bekannt war? Aus Kants physischer Geographie hätte er schon sehen können, daß man die jährliche Verdunstung des Mittelmeers auf 30 Zolle berechnet; daß dasselbe aber nach einer Schätzung der Wassermasse, die es allein durch den Nil und den Strom durch die Straße — alle übrigen Ströme Griechenlands, Dalmatiens, Italiens, Frankreichs und Spaniens nicht einmal gerechnet — erhält, jährlich um 27 Fuß steigen müßte; woraus Kant — der doch wohl nicht zu den Nachschreibern gehört — die untere Gegenströmung als nothwendig folgert. Wollte der Vf. diesen Berechnungen keinen Glauben schenken (und wir wollen sie selbst nicht ganz verbürgen); so mußte er ihnen Gründe entgegenstellen, nicht aber thun, als ob sie nicht vorhanden wären.

Aus den Beobachtungen der gesammten Strömungen in der Straße, wie der Vf. sie selbst aufstellt, geht aber ferner der unüberlegliche Beweis hervor: daß der mittlere Stand des atlantischen Meeres und des Mittelmeeres völlig gleich sey und immer im Gleichgewicht sich befinde. Dies beweisen die breiten Wechselströmungen an beiden Seiten des mittlern Oststroms. Bei der Fluth drängt sich neben und mit dem Oststrome eine Menge Wasser durch die Straße in das Mittelmeer, wodurch die Fläche desselben in der Nähe der Straße erhöht wird. Wäre der mittlere Stand dieses Meeres nun niedriger, so müßte dies Wasser sich auf der ganzen Fläche desselben vertheilen und könnte nicht wieder zurückfließen, wie es bei der Ebbe wirklich thut. Ist der mittlere Stand beider Meere

aber gleich, so könnte der Oststrom gar nicht, oder nur dann und wann, wenn jenes gleiche Verhältniß eine Störung erlitt, Statt finden, wenn ihm nicht eine Ursach zum Grunde läge, die von diesem Verhältniß unabhängig wäre.

Diese Ursache liegt nun in dem verschiedenen Gewicht des Wassers beider Meere. Es ist ein nothwendiges Gesetz der Hydrodynamik, daß, wenn zwei Meere, deren Gewässer ein verschiedenes Gewicht haben, durch einen engen Kanal verbunden sind, das schwerere Wasser unten in das Becken des leichtern Wassers abfließt; während das leichtere Wasser oben in das Becken des schwereren zurückströmt, um das Gleichgewicht herzustellen. Nun ist allen Versuchen zu Folge das Wasser des Mittelmeers um etwas schwerer, d. i., enthält etwas mehr Salz, als das Wasser des atlantischen Meers — versteht sich, in dem Busen, der an die Straße grenzt —; es muß also zwischen beiden Meeren eine Doppelströmung Statt finden, wie sie wirklich beobachtet ist.

Diese Theorie der Doppelströmungen und ihre auf Erfahrung gegründete Anwendung auf die Straße bei Gibraltar scheint dem Vf. nicht einmal bekannt gewesen zu seyn; er hätte sonst, um sie anzugreifen, damit den Anfang machen müssen, zu beweisen: daß das Wasser des Mittelmeers nicht schwerer sey, d. i. nicht mehr Salz enthalte, als das Wasser in dem Busen des atlantischen Meers. Statt dessen beschuldigt er die Geographen, einen solchen Gegenstrom angenommen zu haben, „um sich von der Besorgniß zu befreien, daß der Ocean das Mittelmeer — durch den obern Strom — überfüllen könne.“ Welcher denkende Geograph hätte wohl je den Gegenstrom aus diesem Grunde angenommen? Oder wie ließe sich eine Ueberfüllung dieses Meers überall nur denken? Wäre sein mittlerer Stand niedriger, wie der des Oceans, so muß der Strom hineinfallen, bis das Gleichgewicht hergestellt ist; ist dies aber geschehen, so muß der Strom aus demselben Grunde von selbst aufhören.

Wenn aus diesen Bemerkungen nun hervorgeht, daß der Vf. die eigentliche Theorie der Doppelströmung gar nicht berührt hat, so wollen wir nun die Hypothese prüfen, die er „keck genug“ an die Stelle zu setzen sucht. Folgendes ist seine Hypothese: Beim Eingange der Straße, vom Mittelmeer her, findet sich bekanntlich eine Erhöhung des Bodens quer durch die Straße, welche den Namen der Schwelle führt. Der beständige Strom, von Westen gegen Osten, sagt der Vf. nun, ist so tief, daß er hier auf der Sohle, oder genau über die Schwelle hin fließt. Die Bewegung dieses Stroms setzt nun in dem tiefern atlantischen Meere viel mehr Wasser von Westen gegen Osten in Bewegung, als über diese Schwelle hinfließen kann, und dieses

Wasser kehrt nun unterhalb, vielleicht mit einiger Seitenbewegung, zurück, und bildet so den Gegenstrom in der Tiefe.

Hier stoßen wir nun gleich wieder auf eine Voraussetzung, die durch nichts erwiesen ist: daß nämlich der Oststrom die ganze Tiefe bis auf die Schwelle einnehme. Wollte der Vf. hier vielleicht anführen, was er S. 157 sagt: daß nur westlich von dieser Schwelle jener untere Strom wahrgenommen sey, und daß „östlich von diesen Punkten (der Schwelle) Niemand etwas von einer submarinischen Strömung wisse,“ so wird er doch auch zugestehen müssen, daß noch Niemand in dieser Gegend Beobachtungen darüber angestellt hat, und der Schluß: weil man an einem Orte nichts fand, wo man nichts suchte, so sey daselbst auch nichts vorhanden — nicht zu den bündigen gehört. Wir wollen dem Vf. nicht mit der Frage beschwerlich fallen: warum das zu viele in Bewegung gesetzte Wasser sich nicht, was doch weit natürlicher wäre, zur Seite drängte und den Strom breiter machte, sondern die Hypothese nehmen, wie sie nun einmal ist.

Nach den Gesetzen der Hydrodynamik läßt sich klar darthun, daß diese Hypothese an sich unmöglich ist. Das Wasser wird von der Oberfläche nach dem Grunde zu nicht allein in eben dem Verhältniß schwerer, als das obere Wasser auf das untere drückt, sondern im Meere nimmt auch der Salzgehalt (und das Salz ist bekanntlich die Ursache der größern Schwere des Meerwassers überhaupt) in der Tiefe bedeutend zu. Daher kommt es eben, was der Vf. bemerkt, daß die Bewegung des Oststroms oben geschwin- der ist, nach unten hin langsamer wird. Geriethe nun eine größere Masse Wasser in Bewegung, als über die Schwelle fortgehen kann, so hinge die Erscheinung, die dadurch hervorgebracht wird, von der Geschwindigkeit der Bewegung des untern Wassers ab, welche wieder durch den Winkel bestimmt wird, welchen die Falllinie des Wassers mit dem Horizonte macht. Ist dieser Winkel groß, die Bewegung folglich schnell, so daß die dadurch gewonnene Kraft des untern Stroms das Gewicht des obern Wassers übersteigt, so wird dies in die Höhe gehoben, und der ganze Strom muß wie eine große Welle über die Schwelle hinweghüpfen. Ist der Fallwinkel aber kleiner, die Bewegung folglich schwächer und das Gewicht des Wassers überwiegend, so kann der Strom sich nicht heben, und das etwa mehr in Bewegung gerathene Wasser wird an den Seiten des Stroms sich kreisförmig zurückbewegen, indem es das obere, leichtere Wasser zurückdrängt; auf keinen Fall aber kann es das untere, schwerere Wasser aus seiner Stelle drängen und zurückstoßen. Ist der Fallwinkel aber unbedeutend, die Bewegung also noch schwächer, wie es in unserer Straße offenbar der Fall ist, da der Strom nur zur Erhaltung des Gleichgewichts dient, so muß

die Bewegung in der Tiefe sehr schwach seyn; die dadurch dem Wasser mitgetheilte Kraft kann der eigenen Schwere nicht gleich kommen, und die Bewegung muß aufhören, wo sie einen Widerstand findet, das Wasser muß stillstehen. Aus diesen Gründen halten wir die Hypothese des Vf. für einen verunglückten Versuch, eine Erscheinung erklären zu wollen, deren wahre Ursachen er übersah.

Wenn der Vf. ferner S. 159 sagt: „der Grund unserer Erklärungsweise beruht nicht auf bloßer Hypothese, sondern der angenommenen Unterschied im Niveau des Bodens beider Meere ist Thatsache, für welche wir Beweise haben — — die erhöhte Schwelle ist wirklich vorhanden“ — so verwechselt er die wirklich vorhandene Gestaltung des Bodens mit dem Grunde seiner Hypothese, die er daran knüpft, indem jener keineswegs in dieser Gestaltung, sondern in seiner Vorstellung von der Bewegung des Wassers liegt. Auffallend ist noch, daß der Vf. seine Erklärung an die Gestaltung des Bodens knüpft, und doch zugleich auf die Strömung im Bosporus anzuwenden will, wo die Gestaltung des Bodens wohl Hindernisse entgegenzusetzen möchte, ja der Doppelströmungen im Sunde und den Belten, wo sie bekanntlich durch Beobachtungen außer Zweifel gesetzt sind, gar nicht erwähnt.

Der Vf. geht nun, nachdem er noch etwas über den Durchbruch bei der Straße Bab el Mandeb gesagt hat, zum dritten Hauptstück, von dem vermutheten Untergange ganzer Länder und Inseln im Meere, über. Zuerst von der Atlantis. Die Sage der Alten und manche Meinungen der Neuern werden angeführt, endlich die ganze Ueberlieferung als „Dichtung“ verworfen. Die treffliche Abhandlung von Buache über diesen Gegenstand scheint dem Vf. entgangen zu seyn. Dann von der Insel Friesland, wo die zenon'sche Nachricht einer strengen und gründlichen Kritik unterworfen wird. Dann folgen von S. 205 bis 210 Schlußbemerkungen, in welchen die Resultate der Untersuchungen des zweiten und dritten Hauptstücks aufgestellt werden. Die Sagen von der Atlantis und Friesland werden als Dichtungen verworfen; die Sagen von den Durchbrüchen der Meerenge bei Constantinopel und Gibraltar gehören zwar der fabelhaften Urzeit an, haben aber physische Wahrscheinlichkeit. Hier scheint uns nun der Vf. den zweiten Theil seiner Aufgabe vernachlässigt zu haben. Dieser verlangt die Anwendung der gefundenen Resultate auch auf Veränderungen, die vor der geschichtlichen Zeit liegen, also hier auch auf die wahrscheinlichen Durchbrüche andrer Meere, z. B. im Sunde, den beiden Belten u. s. w., wobei es dem Vf. möglich gewesen wäre, sich einen Weg zur Erklärung vieler bedeutender Veränderungen der Erdoberfläche zu bahnen. So bietet sich von selbst die Beobachtung dar: daß einige vom Lande früher umschlossene

Meere oder große Seen bei der Durchbrechung ihrer Dämme und dem Ausfluß der Gewässer in das große Meer nur kleiner wurden und einen Theil ihres Grundes bloßlegten, wie das schwamze Meer, die Ostsee u. s. w., andere aber bei dem Durchbruch ganz verschwanden, ihren Boden ganz oder doch größtentheils bloßlegten und nur noch Flußgebiete bilden — so der See, der Baiern bedeckte, ehe oberhalb Linz der Felsenkranz durchbrochen wurde; so Böhmen, ehe das Gebirge beim Königsstein zerriß.

Statt diesen Weg einzuschlagen, bemerkt der Vf., daß das, was von den Durchbrüchen des Bosporus, der Straße bei Gibraltar u. s. w. gilt, daß nämlich physische Gründe für diese Ereignisse sprechen — auch von dem Abreißen Englands von Frankreich, Ceylons von der Halbinsel diesseits des Ganges, des Sundes, des Hellespontes, der Behringsstraße, der Meerengen zwischen den Inselketten in Westindien, in Ostindien, bei Ostasien, im Südmeer u. s. w. gelten könne. (S. 205—6.) Der Vf. wirft hier vieles zusammen, was wesentlich zu unterscheiden ist. Meerengen im Allgemeinen zerfallen in zwei, in Bezug auf ihren Ursprung, sehr verschiedene Arten. Erstens in solche, die durch die ursprüngliche Gestaltung des Landes selbst entstanden, wenn Theile desselben niedriger, als die absolute Höhe der Meeresfläche, waren. Zu diesen, von denen hier gar nicht die Rede seyn kann, gehört aber der unweit größere Theil der Engen, welche oben der Vf. umfaßt. Zweitens solche Engen, welche durch die Gewalt des Wassers entstanden, eigentliche Durchbrüche, wodurch die ursprüngliche Gestaltung des Landes verändert ward — von diesen allein konnte hier die Rede seyn.

Ferner bringt den Vf. das Umsichgreifen des Meeres gegen das Land, und das Wachsen des Landes gegen das Meer — was im künftigen Hauptstück aber erst untersucht werden soll — auf die Idee des nothwendigen Wanderns des Meeresbeckens (Buffons Meinung); diese muß aber äußerst langsam erfolgen, wie die geringen Fortschritte, die sie seit 4—5000 Jahren gemacht hat, zeigen. Dies leitet den Vf. auf die — freilich durch alles Vorhergehende nicht vorbereitete — Frage: wie der ehemalige, jetzt trockne Meeresboden zu der Höhe über den Spiegel des Meers, wie dieser sich jetzt zeigt, hat erhoben werden können. Die Antwort wird aufgeschoben. Hätte der Vf. die oben von uns aufgestellte Idee von den Folgen der Durchbrüche der Binnengewässer aufgefaßt, so würde ein großer Theil der aufgeworfenen Frage schon beantwortet seyn. Die hochliegenden, aus Seeboden bestehenden Länder waren schwerlich jemals von dem allgemeinen Meere, sondern von Binnenmeeren und Seen bedeckt, die sich bei Durchbrechung ihrer Randgebirge in den Ocean ausleerten. Wenn der

Wf. weiter die Frage aufwirft: „ob man wohl annehmen dürfe, daß die hier angeführten physisch-chemischen und mechanischen Wirkungen, wenn man sich solche während großer Zeiträume fortbauend denkt, allein hinreichend gewesen seyn könnten, um die Zerreißungen der Länder und die Bildungen der Meerengen und innern Meere, welche jetzt da sind, hervorzubringen; oder ob man nöthig habe, dazu noch andere Ursachen zu Hülfe zu nehmen, welche in kürzerer Zeit dasselbe ganz oder zum Theile bewirkt hätten; als z. B. Erdbeben, vulkanische Eruptionen, Bersten des festen Landes, Einstürzen innerer Höhlen, Erhebungen und dergleichen, und zwar alle im größten Maßstabe.“ so scheint diese Frage hier viel zu früh aufgeworfen zu seyn; ihre Beantwortung ist durchaus noch nicht vorbereitet, und so bleibt sie auch ohne Antwort.

Das vierte Hauptstück handelt von Vergrößerung der Oberfläche des Landes. Ehe der Wf. die Küsten aller Welttheile eben wieder so umgeht, wie im ersten Hauptstück, schickt er einige allgemeine Bemerkungen voran, in welche manches nicht so eigentlich hieher Gehörige gemischt ist, z. B. die Untersuchung über den Ursprung und die Bildung der Flußbetten. Der Gegenstand ist indeß für die Geognosie zu wichtig, als daß wir nicht etwas dabei verweilen müßten. Daß der Wf. hier die großen Thalbildungen der Erde, als Grund der allgemeinen Wasserscheidungen, ganz übergeht und sich nur auf die Rinnen einzelner Thäler beschränkt, gibt seiner Untersuchung eine nachtheilige Einseitigkeit. Nachdem er behauptet hat: daß jedes rinnende Wasser sich selbst seine Rinne bilde, u. s. w. fährt er fort: „So haben sich allmählig alle Flußbetten gebildet, und unstreitig ein großer Theil der Thäler selbst, von denen nur die allerfrühesten Anfänge in der ursprünglichen Structur der Gebirge oder in gewaltsamen Spaltungen ihren Grund gehabt haben mögen, wodurch den Stromrinnen zuerst ihre Wege gezeigt worden sind. Die äußern Formen und Umrisse, welche uns heut zu Tage Gebirge und Thäler zeigen — wenige ausgenommen, wo Vulkane, Erdbeben, Bergstürze u. dergl. gewirkt haben, sind das Werk des strömenden Wassers.“ Nun wird der Versuch gemacht, Hrn. v. Humboldt zu widerlegen, der ein bedeutendes Auswaschen harter Urfelsen nicht zugeben will, und zwar auf folgende Art: „Sehen wir nicht in den festesten Urfelsen die deutlich bloß vom fließenden Wasser eingetieften, bisweilen wie ausgedrehten und auspolirten Bachrinnen sich immerfort ausbilden? Sehen wir nicht die Granitfelsen und Berggipfel in der corrosiven Wirkung der Atmosphäre zerbröckeln und abrunden? Und hat Hr. v. Humboldt, der so vieles gesehen, was andere nicht gesehen haben, dieses Eine, was alle sehen, nicht bemerkt? — — „Nein! zuverlässig hat

das fluthende Gewässer den weit überwiegend größten Antheil an der Thalbildung" u. s. w. (S. 216).

So zuversichtlich der Verf. hier auftritt, so unzuverlässig sind dennoch seine Gründe. Die Meinung selbst, wie die Gründe, worauf er sie stützt, gehören bekanntlich nicht ihm, sondern Vorgängern, und der Streit darüber fängt an alt zu werden. Wir fügen nur folgende Bemerkungen hinzu. Erstens: man verwechselt dabei die vor Augen liegende, von keinem Geognosten geleugnete Einwirkung der Ströme auf ihre Betten, mit der ursprünglichen Bildung der Thäler, in welchen diese Betten sich finden; weil erstere klar vor dem Blicke liegt, die letztere aber nur durch andere Beobachtungen entdeckt werden muß. Zweitens: man macht sich die Widerlegung der entgegengesetzten Gründe leicht, wenn man nur solche berücksichtigt, die von der Länge der erforderlichen Zeit, der Härte des Gesteins u. s. w. hergenommen sind; weil es hier ja auf eine Handvoll Jahrtausende nicht ankommt. Allein damit ist die Sache noch gar nicht entschieden. Die wahren Gründe der entgegengesetzten Meinung liegen in der unleugbaren Beschaffenheit aller Stromthäler in hohen Gebirgen. Sie sind offenbar Spaltungen, Risse in den Felsen, die bis zu einer ungeheuren Tiefe in der Erde fortgehn. Die vorzüglichste Wirkung der in denselben abfließenden Gewässer besteht mehr in Ausfüllen und Erhöhen des Grundes, als in Auswaschen und Erweitern. Wo die Spalten schmal und weniger tief waren, sind sie durch verwittertes Gestein und die Wirkung der Flüsse ausgefüllt; wo sie breiter und tiefer waren, haben die Wirkungen der Ströme seit Jahrtausenden nicht hingereicht sie auszufüllen; sie bilden noch tiefe Seen zwischen oft senkrechten Felsenusfern, obgleich der Boden derselben sich jährlich erhöhen muß. Die hohen Ufergebirge verflachen sich endlich, runden sich ab, aber noch immer weisen die in einander passenden Winkel auf gleichen Ursprung zurück. Daß von dem allen sich nun die Wirkung des Flusses unterscheiden und scheiden läßt, liegt am Tage; doch müssen wir den Gegenstand hier abbrechen und manche Irrung des Verf. übergehn, in welche er gerade da fällt, wo er andere des Irrthums zeihet. Es wird dann die Schlammabsetzung der Ströme, die Bildung der Deltas u. s. w. genügend erklärt, ohne jedoch tief in den Gegenstand einzudringen; Schulzen's scharfsinnige Abhandlung über den Zusammenhang der Höhen und die Wirkung der Flüsse, scheint ihm nicht bekannt gewesen zu seyn.

Wir können dem Verf. unmöglich um alle Küsten der bekannten Welt hier folgen, und begnügen uns nur einige Anmerkungen hinzuzufügen. Im ersten Hauptstück wurde versprochen, das Eindringen des Meers an der niederländischen Küste in diesem Hauptstücke mit zu untersuchen; wirklich ist davon die Rede, doch

nur insofern, als es als Gegensatz des vordringenden Landes zu betrachten ist; auf die außerordentliche Vergrößerung aller Binnenseen, die mit dem Ocean in Verbindung stehen, wird gar nicht Rücksicht genommen — wir werden in der Folge auf die Wichtigkeit dieses Umstandes aufmerksam machen.

§. 381 u. f. w. tritt der Verf. der, wie uns scheint, ganz unhaltbaren Hypothese Wilfords und Ritters bei, daß die westliche Halbinsel Indiens früher eine völlige Insel gewesen sey. Wenn zugleich gesagt wird, daß schon in dem Namen derselben, Yam bu Dwipa, ein Beweis für diese Meinung liege, weil Dwipa eine Insel bedeute, so ist dies irrig. Die alten Hindu nahmen sieben Theile der Erde an, welche durch sieben Meere getrennt wurden, von denen Yambu oder die westliche Halbinsel einen Theil ausmacht. Alle sieben Theile hingen aber mit dem Berge Meru zusammen, und hießen deswegen alle Dwipas, d. i. Halbinseln. Diese Benennung beweist also eher das Gegentheil.

§. 401 beginnt das fünfte Hauptstück, oder die Untersuchung der Frage: ob ein allgemeines Steigen oder Sinken des Spiegels der Meere seit der historischen Zeit wahrgenommen wird. Da der Verf., wie schon bemerkt worden, diesen Punkt bei allen frühern Untersuchungen ganz unberücksichtigt ließ, so haben sie ihm auch durchaus keine Thatsachen zur Entscheidung dieser Frage dargeboten, und er ist daher nur auf die Prüfung der Gründe beschränkt, welche von andern aufgestellt worden sind. Mit scharfer Kritik greift der Verf. zuerst die Gründe an, welche Celsius und seine Freunde für das Sinken der Meeresfläche aufgestellt haben; sie werden nicht allein siegend bestritten, sondern völlig vernichtet. Die allgemeinen Gründe sind glücklich auf das Vorrücken des Landes zurückgeführt, die besondern Angaben und Messungen an Klippen durch die Beweglichkeit der Klippen selbst entkräftet. Ein entscheidender, von dem Verf. nicht genug berücksichtigter Grund liegt noch in den abweichenden Resultaten, wenn man nach den einzelnen Messungen das Sinken des Meeres in hundert Jahren berechnet. Nach einem Zeichen, das an einer Klippe in Wasa eingehauen wurde, sank das Meer in 20 Jahren 5 Zoll; und da man nach 30 Jahren wieder maß, war es um $14\frac{1}{2}$ Zoll gesunken. Die erste Beobachtung gibt auf 100 Jahre 25 Zoll, die zweite aber $48\frac{1}{2}$ Zoll. Die übrigen fünf Messungen schwanken in 100 Jahren zwischen 33 und 57 Zoll. Fällt dadurch das Unzuverlässige aller dieser Messungen nicht von selbst ins Auge? Das Meer kann doch unmöglich an einer und derselben Küste hier 25, dort 48, hier 33, dort 57 Zoll sinken; und eine Mittelzahl aus allen diesen Beobachtungen zu ziehen, wie man gethan hat,

ist durchaus unzulässig und gar nicht mit dem Begriff der Thatsache zu vereinigen, die man daraus beweisen will.

Die Beweglichkeit, auch der größten Klippen am Ufer des Meeres, wenn sie lose auf dem Meergrunde aufliegen, — und von solchen ist hier nach der Untersuchung des Verf. die Rede — ist außer allem Zweifel, wie jeder, der am Meerufer genaue Beobachtungen anstellt, wahrnehmen kann. Gewaltige, tiefgehende Wogen heben sie durch ihren Stoß ein wenig von der Seite in die Höhe, und sogleich treibt der Sand darunter; die Rückwirkung der Woge vom Ufer wiederholt eben dies von der andern Seite, und so steigt nach und nach die Klippe in die Höhe, bald schneller bald langsamer, wie Stürme und Wogen darauf wirken.

Der Verf. beschäftigt sich dann mit von Buchs Meinung, welcher den veränderten Stand des Meeres gegen das Land als Thatsache annimmt, ohne, wie ihm der Verf. mit Recht vorwirft, die Angaben, worauf sie ruht, selbst an Ort und Stelle untersucht zu haben. Da er aber ein so schnelles Herabsinken des Meeres unmöglich annehmen konnte, weil dieses auch an allen andern Küsten beobachtet worden seyn müßte, glaubt er, ganz Schweden erhebe sich nach und nach aus dem Meere empor; eine Annahme, die von selbst wegfällt, wenn die Thatsachen ungegründet sind; auf welche sie sich stützt.

§. 448 kommt der Verf. auf die Beobachtungen, welche ein Steigen oder Sinken des Meeresspiegels im Ocean selbst darthun sollen. Wenn er §. 449 von dem von Ewans angeführten heiligen Brunnen (auf einer Landspitze von Wales) redet, der bei der Fluth einige Fuß hoch vom Wasser bedeckt wird, und hinzusetzt: „Urkunden beweisen, daß die Püger, welche diesen heiligen Brunnen besuchten, schon im elften Jahrhundert die Zeit der Ebbe abwarten mußten; folglich ist hier das Meer in acht bis neun Jahrhunderten nicht bemerkbar gesunken“ — so kann ja von einem Sinken hier gar nicht die Rede seyn; man kann nur schließen: zu der Zeit, wo dieser Brunnen gegraben wurde, konnte die Fluth den Ort, wo er sich befindet, unmöglich bedecken, und das Meer muß folglich hier gestiegen seyn. Wir können dem Verf. im Einzelnen hier nicht weiter folgen; im Ganzen bekämpft er die Hypothese des Sinkens mit siegreichen Waffen.

§. 462 beginnt der Verf. die Untersuchung der Gründe für ein Steigen der Meeresfläche, das er eben so ernstlich, aber mit wenig Glück, zu bestreiten sucht. Wir können uns auch hier nur auf einige Hauptpuncte einlassen. Wenn die Niederlande jetzt die Erscheinung darbieten, daß (§. 464) die Dämme erhöht werden müssen, Abzüge der Binnengewässer, die sonst durch Schleusen bewerkstelligt werden konnten, jetzt Pumpwerke fordern, und die alte

Arx britannica — an der Küste unter Katroyl — jetzt so vom Meere bedeckt ist, daß man ihre Trümmer nur bei äußerst niedrigem Meerstande entdecken kann — so sagt der Verf. von der letzten Thatsache: „selbst in dieser Erscheinung, die sich auf den ersten Blick so gewichtvoll darstellt, können wir einen solchen Beweis (des Steigens der Meere) nicht finden, so lange sie isolirt steht.“ Aber sie steht ja nicht isolirt; alle Küsten der Niederlande bieten übereinstimmende Erscheinungen dar; und hätte der Verf. in seinen frühern Untersuchungen irgend auf diesen Punct Rücksicht genommen, so würde er gefunden haben, daß fast alle Küsten, an welchen man genaue Beobachtungen anstellen kann, ähnliche Thatsachen darbieten. Der Verf. bemüht sich dann alle Erscheinungen dieser Art in den Niederlanden aus zwei Ursachen zu erklären, ohne daß ein Steigen des Meeres dabei anzunehmen sey. Erstens meint er: „die Mündungen der Abzugscandale füllen sich mit Sand und Schlamm, und der Abfluß hört auf.“ Diese Annahme kann nur auf einer Unkunde des Wasserbaus in Holland überhaupt, und der örtlichen Lage der Canäle beruhen; man würde ja auch lieber den Sand und Schlamm fortschaffen, als das Wasser durch kostbare Pumpwerke darüber hinleiten. Zweitens: „Die Küstengegenden der Niederlande sind neugebildetes Land, aus angeschwemmtem Sande und Schlamm bestehend. Dieses muß natürlicher Weise in einer Reihe von Jahrhunderten zusammensinken, durch den Druck seiner eigenen Last und der, welche es durch Bauwerke und Dämme und sonst zu tragen hat. Die Dämme selbst sinken mit nieder und hören auf, das hinter ihnen liegende Land, auf dem sich die Alluvionen der Flüsse und Canäle mit den Resten der Vegetation anhäufen, gegen das Meer zu schützen, wenn sie nicht allmählig erhöht werden. — So werden alte Bauwerke auf dem trocknen Lande allmählig einsinken und mit jüngern Erdschichten bedeckt werden, oder, wo das Meer eingegriffen und diese wieder weggespült hat, wird man die Trümmer und Grundlagen jener alten Werke am Boden des Meeres wieder finden (S. 464 — 465).“

So wie v. Buch ein ganzes Land sich erheben läßt, um kein Sinken des Meeres zugeben zu müssen, so läßt der Verf. ein ganzes Land sinken, um kein Steigen des Meeres zuzugeben. Nirgends zeigen sich die nachtheiligen Folgen der Untersuchungsart des Verfs., nach welcher er weder auf ein Steigen noch Fallen des Meeres Rücksicht nahm, sondern sich einseitig bloß mit horizontalen Vergrößerungen beschäftigte, deutlicher, als hier. Er versäumte darüber so wohl im ersten als vierten Hauptstück, die Küstengegenden der Niederlande scharf und ganz ins Auge zu fassen; kann sich daher jetzt nur am Einzelnen und den Angaben anderer halten, und diese nicht an der Gesamtheit der Erscheinungen, die sich

dort darbieten, sondern an Hypothesen prüfen, die zwar im Einzelnen einen Schein für sich haben, aber an dem Ganzen der That-sachen geprüßt, in Nichts zerfließen.

Bekanntlich hat Holland in der Linie zwischen Leyden und Amsterdam große Binnengewässer, die aber mit dem Meere in Verbindung stehen, und deren Umsichgreifen seit der Zeit, da man darüber genaue Beobachtungen und Vermessungen angestellt hat, Erstaunen erregt. Wir entlehnen darüber aus van Berkheys Naturgeschichte von Holland (deutsche Uebersetzung B. 1, S. 130) folgende Stelle: „Zum Beispiel — sagt der Verf. — will ich hier eine Berechnung von dem Wachsthum und der Vereinigung des harlemmer mit andern Meeren anführen, so wie sie im Jahr 1731 ausgefunden und von dem geschickten Bolstra in eine Charte gebracht worden sind. Im Jahr 1531 betrug die Größe des harlemmer Meeres 3040; des leydeners Meeres 2175; des spieringer 850; und des alten Meeres 520; also zusammen: 6585 Morgen. Nach der Vereinigung dieser Meere machten sie im Jahre 1591 überhaupt 12,375; im Jahre 1647 aber 17,082; im Jahre 1687 schon 18,100; und im Jahre 1740 19,500 Morgen aus. Jetzt (1752), wo sie auch mit den Torfgruben vereinigt sind, werden sie 30,000 Morgen betragen.“

Lassen wir nun die 10,500 Morgen, welche das Meer zuletzt größtentheils durch die Ausfüllung der Torfgruben gewonnen zu haben scheint, ganz aus der Acht, so gibt der übrige Theil des Wachstums zu wichtigen Betrachtungen Anlaß. Der Zeitraum der Beobachtungen nimmt 209 Jahre ein, welche in vier ungleiche Zeitabschnitte zerfallen. Der erste von 1531 bis 1591 umfaßt 60 Jahre, in welchen die Vereinigung der Meere vor sich ging, und die Fläche derselben um 5790 Morgen, also jährlich um $96\frac{1}{2}$ Morgen anwuchs; der zweite von 1591 bis 1647 umfaßt 56 Jahre, in welchen die Wasserfläche um 1707, also jährlich um etwas mehr als 30 Morgen zunahm; der dritte Abschnitt von 1647 bis 1687 enthält 40 Jahre, in welchen das Wasser 1018, also jährlich beinahe $25\frac{1}{2}$ Morgen bedeckte; der vierte Abschnitt von 1687 bis 1740 umfaßt 53 Jahre; es wurden in denselben 1400 Morgen, also über 26 jährlich verschlungen.

Wollte der Verf. seine Senkungstheorie auf diese Erscheinungen anwenden, so stehen ihr folgende Gründe entgegen: Die Städte Haag, Leyden, Harlem, Alkmar u. s. w. liegen sämtlich näher am Meeresufer, also auf jüngerem Boden, als diese Seen; Amsterdam liegt an der Mündung, und Delft in der Linie derselben. Die Gegend dieser Seen war flaches Land, das nichts zu tragen hatte, als sich selbst; sank es wegen Lockerheit des jungen Bodens unter seiner eignen Last, so mußte der eben so junge und

noch jüngere Boden unter der Last jener Städte noch schneller sinken, das schwerere Gebäude schneller, wie das leichtere, und die hohen Thürme konnten unmöglich ihre lathrende Stellung behalten. Ist ein Sinken des Bodens hier nun nicht denkbar, so ist, bei der unmittelbaren Verbindung dieser Gewässer mit dem Meere und der Uebereinstimmung so vieler Erscheinungen in den Niederlanden und, wie wir gleich zeigen werden, so vieler andern Küsten, — ein langsames Steigen der absoluten Höhe des Meeres nicht zu bezweifeln. In Bezug auf das ungleiche Anwachsen jener Binnengewässer bemerkt man noch, daß dieses von der Beschaffenheit des bedeckten Bodens abhängt. Einige Zoll Erhöhung der Wasserfläche können große Strecken verschlingen, wenn diese niedrig sind, und oft eine kaum bemerkliche Veränderung hervorbringen, wo der Boden steil ansteigt.

Der Verf. übergeht das atlantische Meer und alles, was aus Stevensons Beobachtungen für ein Steigen des Meeres genommen werden kann. Früher wird von den Beobachtungen desselben häufig Gebrauch gemacht, ohne jedoch die Angaben dieses Schriftstellers und die Folgen, die er daraus ableitet, einer Prüfung zu unterwerfen, welches aber bei einem Schriftsteller, wie Stevenson, dem man Liebe zur Wissenschaft, ein lobenswerthes Streben und Fleiß gern zugesteht, dem es aber sehr an gründlichen Kenntnissen fehlt, unerlässlich ist.

Im mittelländischen Meere übergehen wir alle angeführten Thatfachen, bei welchen die Resultate zweifelhaft sind; und vergleichen ist an den Küsten Italiens, eines Landes, wo wir Berge entstehen und Küsten versinken sehen, gar vieles; doch müssen wir bei dem verweilen, was vom adriatischen Meere gesagt wird. Bei der Thatfache, daß der Marcusplatz in Venedig schon mehrere Male hat erhöht werden müssen, schreibt der Verf. (S. 468): „Die Erscheinung in Venedig scheint ohne Bedenken aus einem allmäligen Zusammensinken des weichen dortigen Bodens erklärt werden zu können;“ — und beruft sich dabei auf Ferbers Briefe über Italien S. 36. Nachdem aber Ferber dort die dreimalige Erhöhung der Straßen als Thatfache anerkannt und hinzugefügt hat, daß die italienischen Gelehrten davon auf ein Steigen des adriatischen Meeres schlossen, setzt er hinzu: „Es könnte aber auch wohl möglich seyn, daß die Last der Häuser einer ganzen Stadt auf einem so sumpfigen Boden, denselben niedergedrückt hätte.“ Diesen ohne alle Gründe hingeworfenen Gedanken einer Möglichkeit nimmt der Verf. „ohne alles Bedenken,“ d. i. gleichfalls ohne Gründe, als wirklich an. Sollte hier ein Sinken des „sumpfigen“ Bodens stattfinden, so müßte die ungeheure Last der St. Marcus-Kirche, des Dogenpalastes, der ungeheuern Steindämme, die man auführen mußte, um

sich vor dem Andrang des Meeres zu schützen, wohl schneller sinken, als Plätze und Straßen, die nichts zu tragen haben, wie sich selbst. Es findet hier wieder Anwendung, was bei dem angeblichen Sinken der Niederlande gesagt worden ist.

Der Verf. unternimmt es sogar, eine Art von directem Beweise zu führen, daß das adriatische Meer seit länger denn zweitausend Jahren nicht gestiegen sey. Bekanntlich wurden durch Aufgraben im Jahr 1661 die Ueberreste der alten Stadt Adria und das Pflaster nicht allein der Straßen, sondern auch eines großen Theaters gefunden. Darüber sagt nun der Verf.: „Man weiß, daß die Stadt Adria weit von allen Anhöhen in einer Lagune des Meeres lag und einen berühmten Hafen hatte, folglich ihr Boden höchstens um einige Fuß über der Meeresfläche erhoben seyn konnte.“ Wäre das Meer nun gestiegen, schließt er weiter, so müßte es jetzt weit höher, als jener Boden (des Theaters) stehen. Dies Theater, meint der Verf., könne nicht später als vor 2500 Jahren erbaut seyn, und der jetzige Stand des Meeres ist einen halben Fuß niedriger, als das Pflaster desselben. Das Straßenspflaster ist um 8 Fuß höher. Dieser Unterschied in der Höhe des Pflasters der Straßen und des Theaters läßt auf eine künstliche Erhöhung des Bodens schließen, wozu man doch auch seine Gründe haben mußte. Uebersehen wir aber alles andere und halten uns bloß an das Pflaster im Theater, so ist klar, daß zu der Zeit, wo dieses Theater erbaut wurde, und zwar in einer Lagune, wie der Verf. will, das Meer noch nicht so hoch stehen konnte, als jetzt. Es wäre ja bei jeder an drei Fuß steigenden Fluth überschwemmt worden, und bei Stürmen hätte man darin ertrinken können.

Die Ostküsten des adriatischen Meeres übergeht der Verf. ganz mit Stillschweigen, und dies verdient gerechten Tadel, da gerade diese Küsten, bei ihrer felsigen, festen Beschaffenheit und dem hohen Alter der geschichtlichen Merkmale, die sie darbieten, bei der Entscheidung der vorliegenden Frage von der höchsten Wichtigkeit sind. Fortis Reise durch Dalmatien (deutsch zu Bern 1776) enthält in dieser Hinsicht sehr beachtenswerthe Thatsachen; wir wollen nur einige anführen. Bei Zara tritt derselbe Fall ein, wie bei Venedig. Fortis sagt: „Das Meer nimmt beständig bei Zara überhand; — dies beweiset das ehemalige Pflaster des öffentlichen Platzes, das weit niedriger ist, als die mittlere Höhe des Wassers, und die Ueberbleibsel beträchtlicher Gebäude, die man vor einigen Jahren entdeckte, da ein Theil des Hafens, der Mandracchio heißt, gereinigt wurde (S. 24).“ An ein Sinken, wie bei Venedig, kann hier nicht gedacht werden, da die Halbinsel, worauf Zara liegt, Felsgrund hat, und der Hafen selbst zum Theil

in Felsen gehauen ist. — Der See Brana, der größte in Dalmatien, liegt nahe am Meerufer, das hier durch horizontale Marmorschichten gebildet wird. Bis 1630 hatte dieser See süßes Wasser, dann wurde es-salzig, und sein Spiegel greift seitdem, zwar sehr langsam, doch so um sich, daß dies in 50 Jahren sehr bemerklich, und bebautes Land in Sumpf verwandelt wird. Als Fortis und Lord Hervey den Marmordamm am Meere genau untersuchten, sahen sie deutlich, daß bei niedrigem Meerstande das Wasser des Sees zwischen den Marmorschichten abfloß, welches beim mittleren Stande des Meeres schon aufhörte, und also beim höchsten Stande wieder zurückkehren mußte. Es scheint klar zu seyn, daß vor dem Jahre 1630 der See nicht so hoch stand, diese lockern Schichten zu erreichen, oder wenn dies geschah, sein Wasser dadurch abfloß; daß das Meer aber erst in jenem Jahre die Höhe erreichte, um durch diese Canäle in den See einzudringen, dessen mittlerer Stand nun dem mittleren Stande des Meeres gleich bleiben muß. Fortgesetzte Untersuchungen an diesem See müßten zu wichtigen Resultaten führen! — Am See von Scardona, der durch den See von Sebenico mit dem Meere zusammenhängt, lag eine alte Römerniederlassung, „von welcher einige kaum kenntliche Spuren übrig geblieben, die aber von großem Werth sind, weil sie einen überzeugenden Beweis der Erhöhung des Wassers liefern. Die Fußboden in Mosaik und die Abtheilungen der verfallnen Wohnungen sind zwei gute Fuß tiefer, als die mittlere Wasserhöhe des Sees, dem das Meer eine schwache Bewegung von Ebbe und Fluth mittheilt (S. 222).“ — „Auf der Insel Lissa findet man an einem Meerbusen die Ueberreste der alten Stadt Lissa, und in diesen mosaische Fußboden u. dergl., die jetzt bei der Fluth vom Meere bedeckt werden (S. 229).“ Wir könnten diese Thatfachen noch vermehren, wenn diese nicht schon hinreichten, mit dem, was bei Holland bemerkt wurde, ein wirkliches, obwohl sehr langsames Steigen des Meeres an den Küsten Europas darzuthun.

Von S. 474 bis 485 finden sich Schlussbemerkungen zum fünften Hauptstück. Der Verf. stellt hier als Resultat seiner Untersuchung auf: „Wir glauben im Vorhergehenden die ausgezeichnetesten Thatfachen zusammengestellt zu haben, welche zeigen: daß in der ganzen Zeit, die von der bis auf uns gekommenen Ueberlieferung umfaßt wird, weder ein allmähliges und fortbauendes Sinken, noch ein solches Steigen des allgemeinen Meerespiegels angenommen werden kann; und daß die Erscheinungen, welche man durch eine von diesen Ursachen erklären zu können geglaubt hat, auf ganz andern Gründen beruhen.“ Aus den von uns aufgestellten Thatfachen und Gründen geht hervor, daß wir dies Resultat nur zur

Hälfte annehmen können. — Nachdem nun noch etwas über und gegen die Hypothese des Sinkens gesagt ist, kommt der Verf. wieder auf die Meinung des Steigens und zählt sorgfältig alle die Gründe auf, nach welchen, der Theorie zufolge, das Meer wirklich steigen müßte. Es werden hier das Abspülen hoher Ufer, das Zuführen fester Theile durch die Ströme, und die Ueberreste von Seethieren und Seepflanzen in Anschlag gebracht. Dann sagt der Verf.: „Der Theorie, die auf dieser Thatsache (der Erhöhung des Bodens) beruht, zufolge, müßte also allerdings, wenn überhaupt eine Veränderung stattfindet, diese in einem allmältigen Steigen desselben bestehen, und man mag billig die Frage aufwerfen, woher es komme, daß ein solches nicht auf eine merklichere Weise wahrgenommen wird, und daß man mehrere Jahrhunderte in Zweifel bleiben kann, ob die Erfahrung auch der Theorie entspreche. Wir können das Geständniß nicht zurückhalten, daß in dem Mangel der erwähnten Wahrnehmung uns ein großes Räthsel — ein noch unenthülltes Geheimniß der Natur — zu liegen scheint (S. 479).“ Die Lösung dieses Räthsels und die Enthüllung dieses Geheimnisses scheint uns durch eine umfassende, vorurtheilsfreie Prüfung aller uns zur Untersuchung vorliegenden Thatsachen sich — wie oben angedeutet worden — von selbst zu ergeben. Der Verf. aber, der diese Untersuchung nicht mit der erforderlichen Schärfe und Vollständigkeit unternahm, konnte darin auch nicht finden, was er zu finden wünschte, und betritt nun einen andern Weg, um zu diesem Ziele zu gelangen. Er führt zuerst die verschiedenen Hypothesen an, durch welche man eine Verminderung des Wassers auf der Erde hat erklären wollen, und findet sie nicht genügend. Er gibt dann eine Idee an, die zur Erklärung der Erscheinung — des Nichtsteigens der Meere — führen soll, und empfiehlt sie einer genauern Prüfung. Wir müssen seine eigenen Worte hersehen: „Vielleicht führt die merkwürdige Vertheilung der Wassermasse auf dem Erdballe zu einer Erklärung dieses Phänomens. Bekanntlich ist die südliche Halbkugel der Erde viel tiefer ins Wasser eingetaucht, als die nördliche. Der wahre Grund dieser Vertheilung des Wassers ist noch unerforscht. Daß aber diese Vertheilung mit der Lage des Schwerpunktes der Erde in einer genauen Verbindung stehen muß, liegt in der Natur der Sache. Ob die Lage des Schwerpunktes selbst von irgend einer besondern, der Erdball eigenthümlichen, oder kosmischen Ursache abhängig ist? ob diese Lage auf die Vertheilung des Wassers und des Landes gewirkt hat, oder umgekehrt? ob diese Vertheilung die Ursache, und die Lage des Schwerpunktes die Wirkung ist? — das sind noch zur Zeit eben so unbeantwortete Fragen, wie die

Frage: ob das Ei früher bestand, oder die Henne?“ Doch beweist nicht der Verf. durch alle diese Fragen, daß er keinen ganz klaren Begriff von dem hat, was man eigentlich den Schwerpunkt der Erde nennt? Doch er fährt fort: „Mit mathematischer Zuverlässigkeit aber kann und muß man annehmen, daß die geringste Veränderung, welche in der bestehenden Vertheilung des Flüssigen und Festen auf der Erbkugel vorgeht, eine, wenn auch noch so geringe, Einwirkung auf die Lage des Schwerpunktes der Kugel äußern muß.“ Hier sind zwei ganz verschiedene Begriffe mit einander verwechselt. Weder die kleinste noch die größte Veränderung in der bestehenden Vertheilung des Flüssigen und Festen auf der Erde könnte eine solche Wirkung hervorbringen, wenn nicht eine Veränderung der Schwere beider Halbkugeln damit verbunden wäre. Die Aeußerungen des Verfs. erinnern an eine Behauptung Silberbachs: daß, wenn ein preussisches Kürassierregiment mit eins über den Aequator setzte, das Gleichgewicht der beiden Halbkugeln gestört werden müßte! — Es heißt nun weiter: „Wie also, wenn die Anhäufung der vom festen Lande abgerissenen und in das Becken des Oceans versenkten Theile, von den Gegenden der Erbkugel her, in welchen die große Masse des festen Landes mit ihren Gebirgen hervortragt, und die in den Meeren von geringerer Tiefe lebende organische Welt mit jeder Erhöhung des Meeresbodens nur die Wassermasse mehr und mehr nach dem Theile der Kugel drängten, in welchem die Eine Ursache ganz mangelt — (nicht doch; nur geringer ist!) und die andere vielleicht in einem weit geringern Grade wirksam ist? (auch hier scheint uns, wegen der unermesslichen Ausdehnung der südlichen Meere eher das Gegentheil stattzufinden!) Wie, wenn die dadurch modificirt werdende Wölbung des allgemeinen, die Kugel umgebenden Wasserspiegels den Grund enthielte: warum man gerade an den Küsten desjenigen Theils des festen Landes, der uns seit einem Paar Jahrtausenden bekannt ist, das zu erwartende Steigen noch nicht hat wahrnehmen können?“ (S. 482, 483).

Nach dem allgemeinen Gesetz des Gleichgewichts, kann die Wölbung der Wasseroberfläche auf der Erde durch die Erhöhung des Grundes durchaus keine andere Veränderung erleiden, als daß sie absolut höher steigt. Der Verf. folgert das Gegentheil. Die auf der nördlichen Halbkugel in das Meer gerathenen festen Theile sollen das Wasser nach Süden drängen. Dies wäre nur unter zwei Voraussetzungen zu denken möglich. Erstens: daß die nördliche Halbkugel durch die Erhöhung des Meergrundes schwerer würde. Dies ist aber nicht möglich, da es für die Schwere dessel-

ben völlig eins ist, ob ein Stein auf dem Montblanc liegt, oder in der Tiefe des Meeres. Zweitens: daß der Schwerpunkt der Erde unveränderlich ist, und deswegen das flüssige Element nach Süden gezogen würde, um das Gleichgewicht zu erhalten. Aber eben diese Stetigkeit des Schwerpunktes streitet mit den Ideen des Verf., die auf eine Veränderung der Lage desselben sich beziehen. Sollte eine solche Bewegung des Schwerpunktes die Erscheinung des Wasserzuges nach Süden hervorbringen, so dürfte dabei von der Erhöhung des Meergrundes, als Ursach, gar nicht die Rede seyn; der Schwerpunkt müßte in der Axe von Norden gegen Süden fort-rücken — doch warum sollten wir länger bei einer bodenlosen Hypothese verweilen, wodurch eine Erscheinung erklärt werden soll, die nicht vorhanden ist? Der Verf. scheint durch Stevenson auf seine Idee geleitet worden zu seyn, der gleichfalls, um das Steigen des Meeres wegzuerklären, das durch die Erhöhungen des Grundes aus seiner Stelle gedrängte Wasser in das südliche und nördliche Polarmeer abfließen läßt.

Wir haben uns lange bei diesem Werke verweilt, wie seine Wichtigkeit es verdiente, und sind zu Resultaten gelangt, die wir bei den folgenden Prüfungen zum Grunde legen können. Möge der Verf., dessen Gelehrsamkeit und Fleiß wir wahrhaft hochachten, uns bald mit der Folge seines Werks erfreuen!

No. 2 ist eine Uebersetzung von *Cuvier's Discours préliminaire* zu der zweiten Ausgabe von dessen *Recherches sur les ossements fossiles*. Tom. 1. Paris 1821. Der verdienstvolle Uebersetzer hat damit den Freunden der Naturwissenschaft, welchen Cuvier's berühmtes Werk unzugänglich oder zu kostbar ist, wie durch die wichtigen Anmerkungen, welche er hinzugefügt hat, ein dankbar anzuerkennendes Geschenk gemacht. Aber je berühmter der Name eines Verfassers ist, je größere Aufforderung findet die Kritik, zu prüfen, um allen Autoritätsglauben aus der Wissenschaft zu entfernen und den Gang derselben auf die Resultate klarer Beobachtung und freier Forschung zu gründen.

Cuvier's große Verdienste um die vergleichende Anatomie und die wichtigen Fortschritte, welche die Naturwissenschaften seinen Forschungen verdanken, sind zu bekannt und zu allgemein anerkannt, um hier noch einer Auseinandersetzung zu bedürfen. Bei der Beurtheilung des vorliegenden Werks kommt es darauf an, richtig aufzufassen: wie der Verf. die durch vergleichende Anatomie gemachten Entdeckungen in der Geschichte der Thiere mit der Geschichte der Erde verbindet, und eine durch die andere erklärt. Dies ist der eigentliche Gegenstand von Cuvier's Forschungen und

dem vorliegenden Buche. Da dieser beschränkte Umfang der Forschung aber einer geologischen, höher hinaufsteigenden Grundlage bedurfte, so sagt der Verf. S. 4: „Ich werde die sämmtlichen Resultate anführen, welche, meiner Meinung nach, bisher als Ergebniß der Theorie der Erde betrachtet werden können.“ Aus den Worten selbst geht hervor, daß hier mehr von den Resultaten anderer, als denen des Verfs. selbst, die Rede ist, und wir werden auch nur insofern darauf Rücksicht nehmen, als Cuvier's Untersuchungen sich darauf stützen.

Der Verf. erweitert indeß den Kreis seiner Forschungen noch auf einer andern, nicht minder anziehenden Seite. Er sagt: „Ich werde untersuchen, wie weit die Profan- und heilige Geschichte der Völker mit den Resultaten der Beobachtungen über die physische Geschichte der Erde und mit den Wahrscheinlichkeiten übereinstimmt, welche diese Beobachtungen in Bezug auf die Epoche veranlassen, wo die menschlichen Gesellschaften bestimmte Wohnsitze und cultur-fähigen Boden gefunden, und mithin eine dauerhafte Form angenommen haben können (S. 5).“

Unsere Leser sehen daraus den außerordentlichen Umfang des Werks und die Nothwendigkeit, uns in dieser Beurtheilung nur an die Hauptmomente zu halten — und uns kurz zu fassen, was um so leichter geschehen kann, da wir oft nur auf die bei der Beurtheilung des vorigen Werks gewonnenen Resultate zurückzuweisen brauchen.

Das Werk selbst beginnt mit: „Beweisen von Revolutionen auf der Oberfläche der Erde“ (S. 6 — 10). Es werden hier nur bekannte Thatfachen aufgestellt, und daraus das Resultat gezogen: Alle Schichten, welche die Oberfläche der Erde bilden, sind horizontale Niederschläge im Wasser, welche durch Erhebungen und Einstürzungen die in Gebirgen gefundenen geneigten und senkrechten Lagen erhalten haben. Diese Ansicht ist alt, und der Uebersetzer führt in einer Anmerkung die für und gegen — d. i. für die Ursprünglichkeit der schiefen und senkrechten Lagen der Schichten — aufgestellten Gründe an, und schließt: „Wenn wir gleich einzelne Umstürzungen größerer Gebirgsmassen anerkennen und, nach alten Beobachtungen, so gar anerkennen müssen, so wird man uns, nach der vorigen Aufstellung des Factischen, doch gewiß sehr gerne erlassen, in der Allgemeinheit aufgefaßt, uns für die eine oder die andere der obigen Ansichten mit Bestimmtheit zu erklären; am wenigsten möchte doch immer noch wohl die Cuvier'sche für sich haben (S. 218).“

Link unterwirft, wie wir in der Folge sehen werden, diesen Gegenstand einer schärfern Prüfung.

§. 10 bis 12 folgen: „Beweise, daß solche Revolutionen zahlreich waren.“ Bei diesem Abschnitt müssen wir länger weilen, weil hier der Verf. die Resultate seiner Untersuchungen über die Geschichte der Thiere an die Geschichte der Erde knüpft.

Die eigentliche Idee der Aufeinanderfolge der Lagerungen, die, je älter, je allgemeiner; je jünger, je beschränkter angenommen werden, daß darin eine Veränderung der chemischen Beschaffenheit des Fluidums, in welchem sie sich bildeten, bemerkbar werde, und daß von dieser Veränderung auch eine Veränderung in den Formen des thierischen Lebens abhing, lassen wir noch unberührt, da sie in der Folge noch vorkommt, und fassen dagegen eine andere Vorstellung scharf auf, die man eigentlich als die Grundlage derselben betrachten muß. Der Verf. denkt sich das Fluidum, das bei der Bildung aller Lagerungen, von denen hier die Rede ist, thätig war, schlechthin als eins, als das Meer, das die Länder bedeckt, verläßt, wieder bedeckt, und abermals verläßt; woraus dann hervorgeht, daß die in den Lagern bemerkbaren — oder nur angenommenen? — chemischen Unterschiede von einer chemischen Veränderung des Meeres überhaupt herrühren müssen. Bei der Allgemeinheit der obigen Behauptungen, macht es wenig Unterschied, wenn noch hinzugefügt wird: „daß sich auch noch Veränderungen in der Natur der Flüssigkeit in jedem besondern Meeresbecken begaben“ — da, wie der Zusammenhang zeigt, diese besondern Meeresbecken als mit dem allgemeinen Meere zusammenhängend gedacht werden. Es kommt hier nun alles auf die Beantwortung der Frage an: ob das bei den verschiedenen Lagerungen thätige Fluidum wirklich eins, nur das allgemeine Meer war, oder ob nicht auch besondere, von diesem Meere getrennte, vielleicht chemisch verschiedene Binnenmeere thätig waren? Sehen wir jetzt auf die Resultate zurück, welche sich bei der Beurtheilung der vorigen Schrift ergaben, so ist diese Frage schon, und gegen den Verf. entschieden. Das schwarze Meer und Mittelmeer waren noch lange besondere, vom Ocean getrennte Binnenmeere, als die drei alten Erdtheile im Ganzen schon ihre jetzige Gestalt hatten; sie mußten, oder konnten wenigstens, in ihren chemischen Mischungen verschieden seyn, wie es die Gewässer des todten Meeres und des Wannsees noch sind; diese Verschiedenheit kann in den Lagern, die sie bildeten, und in den Thierresten, die sie enthalten, sichtbar werden, ohne daß daraus auf eine Folge in der Zeit geschlossen werden kann. Hier scheint nun wirklich die Grundlage von Cuvier's System zu wanken, da er gerade den Punkt vorausest, der erst erwiesen und durch schärfere Untersuchungen aufgeklärt werden muß.

Diese unerwiesene Voraussetzung zeigt sich in, der Folge noch

einflussreicher in einem für das System des Verfs. sehr wichtigen Punkte, nämlich in der Annahme: die letzte Revolution der Erde, diejenige, durch welche die Erdtheile ihre jetzige Gestalt erhalten hätten, habe in dem letzten Zurücktritt des allgemeinen Meeres bestanden; eine Behauptung, gegen welche unzählige Gründe sprechen. Bleiben wir vor jetzt bei Europa stehen. Nach des Verfs. Vorstellung war dieser ganze Welttheil ursprünglich vom Meere bedeckt, und nur die Gipfel der Urgebirge ragten hervor — das ist möglich. Dann trat das Meer plötzlich zurück, das Leben begann auf dem trocken gewordenen Lande; aber das Meer kam wieder, und das begonnene Leben ging unter; das Meer zog sich aber eben so plötzlich wieder zurück und begrub die getöbten Landthiere und seine eignen Geschöpfe in den Gebirgslagern, die uns nun davon Kunde geben. Aber noch eine Irruption des Meeres erfolgte, diese gab den jetzigen Erdtheilen ihre Gestalt und brachte zugleich eine Veränderung des Klimas hervor, die frühere Wärme der nördlichen Gegenden wechselte mit plötzlicher Kälte. Aber entsprechen die Verhältnisse der Lagerungen unseres Welttheils diesen Vorstellungen? Gewiß nicht. Böhmen, Baiern, die Grafschaft Glatz u. s. w. waren ursprünglich geschlossene Binnenseen, wie ihre jetzt durchbrochenen Randgebirge beweisen; die Steinkohlengebirge und Flöße, welche diese Ränder umschließen, sind keine Producte des allgemeinen Meeres, sondern dieser begrenzten Seen, wie die zahllose Menge der fast unverletzten Pflanzenreste, welche sie von den tiefsten Lagern bis zur Oberfläche enthalten, beweisen (Siehe Rhodes Beiträge zur Pflanzenkunde der Vorwelt, 3te und 4te Lieferung). Die Ränder mußten von den Gewässern durchbrochen werden, sobald durch die nach und nach ruhig erfolgten Niederschläge der Grund hoch genug vor. Die Flachländer am mittelländischen, schwarzen, caspischen und baltischen Meere sind sämmtlich alter Meergrund, der bloßgelegt wurde; nicht aber, weil das allgemeine Meer sich zurückzog, sondern weil diese Binnenmeere ihre Dämme durchbrachen. Damit wollen wir keineswegs behaupten, daß es in Europa keinen Meeresgrund gäbe, der sich nicht auf diese Art erklären ließe; an den atlantischen Küsten Frankreichs und auf den britischen Inseln treten ganz andere Verhältnisse ein; wir wollten hier nur darauf aufmerksam machen, wie vieles noch daran fehlt, ehe man das System Cuvier's als fest stehend betrachten kann.

§. 13 folgen: „Beweise, daß diese Revolutionen plötzlich eintraten.“ Der Beweis wird vorzüglich durch die im Norden gefundenen eingefrorenen Körper großer Landthiere geführt. „Die Entstehung des ewigen Eises an den Orten, wo diese Thiere lebten, muß zugleich die Ursach ihres Absterbens gewesen seyn; diese Ursache ist daher, wie die Wirkung, eine plötzliche.“

Der Uebersetzer bringt nun S. 218 — 226 aus dem großen *Cuvier'schen* Werke, von B. 1, S. 145 — die hierher gehörigen Thatsachen bei, und fügt noch einige Bemerkungen aus *Eichwald's* *Dryktozoologie* (Mitau 1821, S. 37) hinzu, welche mit den Meinungen des Verf. übereinstimmen.

Genau genommen, liegt in der Thatsache, den eingestornen Körpern jener Thiere, noch kein Beweis, daß die Kälte dort plötzlich eintrat und diese Thiere tödtete. Es läßt sich allerdings denken, wie es *Link* wirklich annimmt, daß es in jenen Gegenden in der Urzeit schon eben so kalt war, als jetzt, und die Thiere eben für ein solches Klima gebildet waren. Wurden sie nun von einer Ueberschwemmung ergriffen, getödtet, in den angeschwemmten Boden vergraben, oder in das Eismeer fortgeführt, so konnten sie eben so einfrieren, wie wir sie jetzt finden. Die Thatsache gewinnt indeß allerdings Beweiskraft, wenn sie von andern Gründen begleitet und im Zusammenhange mit den gesammten geognostischen Verhältnissen jener Gegenden aufgestellt wird. Richtig bemerkt *Eichwald*, daß diese großen Thiere als Pflanzenfresser, bei der spärlichen Vegetation jener Gegenden — die bei gleicher Temperatur auch immer wie jetzt seyn mußte — gar nicht leben konnten.

S. 14 folgen: „Beweise, daß es Revolutionen vor der Existenz lebender Wesen gegeben habe.“ Dagegen möchte schwerlich ein Geognost etwas einzuwenden haben; verschiedener werden aber die Meinungen, wenn die Lager angegeben werden sollen, in welchen die ersten Spuren von organischen Wesen gefunden werden. Der Verf. folgt hier der gewöhnlichen Meinung und läßt die Urgebirge dem Leben vorhergehen. Was ist nun aber Urgestein? Der Verf. gibt eine malerische Beschreibung von den rauhen Urgebirgen — doch kennt auch er keine andere als negative Bestimmung: Urgestein ist Gestein, in welchem man noch keine organischen Reste entdeckt hat. Und wenn dergleichen noch entdeckt werden? — Die, in *Silliman's* Journal bekannt gemachte Entdeckung von Säugethierknochen in dem alten rothen, auf Urgestein liegenden Sandsteine, hat zu achtbare Zeugen für sich, als daß man sie verwerfen könnte; und wie anders fällt dann die Bestimmung dieses Anfangspunctes des organischen Lebens aus! Der Uebersetzer bringt hier die Meinungen einiger andern Geologen bei — doch wird der Gegenstand bei dem *Link'schen* Werk umständlicher zur Sprache kommen.

Zuletzt handelt der Verf. in diesem Abschnitt noch von den häufig anzutreffenden Granitblöcken und Trümmern von Urgestein, die auf der Oberfläche der Erde umher liegen, und über deren Ursprung bekanntlich die Stimmen sehr getheilt sind. *Cuvier* sagt: „Man findet eine Menge Blöcke von Urgestein in manchen Ländern

auf secundären Terrains liegen, welche durch tiefe Thäler von den Gipfeln und Rücken getrennt sind, von denen diese Blöcke herkommen konnten. Entweder müssen sie durch Eruptionen hingeschleudert worden seyn, oder die Thäler, die ihren Lauf aufgehatten hätten, haben damals noch nicht existirt." Der Uebersetzer führt dabei von S. 228 bis 242 die Meinungen anderer Geologen über diesen Gegenstand an.

Die beiden de Luc erklären das Entstehen dieser Blöcke durch Eruptionen, welche sie aus dem Innern der Erde hervorschleuderten. Saussure läßt zu dem Ende eine Erdrevolution und große Fluth thätig seyn; Venturi erklärt ihr Daseyn im Thale des Po durch Herschwemmung auf großen Eismassen; Ebel tritt im Ganzen Saussure's Meinung bei; v. Buch findet dieselbe nicht ganz befriedigend; umständlich erklärt sich Escher darüber und beweist in der That: daß die Felsblöcke in der Schweiz aus den Hochthälern herabkamen, die ihnen gegenüber liegen, weil sie aus eben den Steinarten bestehen, die man dort findet, und so jedes Hochthal unten sein eigenes Steingebiet erhält; er ist dabei für gewaltsame Durchbrüche der Gewässer aus den obern Thälern, die zum Theil sich nachweisen lassen, und erklärt die fürchterliche Gewalt derselben durch die Wirkungen des Durchbruchs der gestauten Gewässer im Bagnethal 1818. Doch schließt der unsichtige Geolog daraus nur auf die Möglichkeit des Entstehens der Erscheinung auf diese Art, und setzt hinzu: „Auf diesem Punct aber bleibt einstweilen die große Naturerscheinung stehen und kann wohl kaum weiter gebracht werden, bis wir von den verschiedenen ähnlichen Naturerscheinungen auf der Oberfläche der Erde umständliche Nachricht erhalten haben werden, aus welcher entweder ihre Gleichzeitigkeit, und also die Wirkung eines allgemeinen großen Naturereignisses, oder die Nichtverbindung, also Vertlichkeit der Naturerscheinung in den verschiedenen Gebirgsketten der Erdoberfläche entwickelt werden kann, wodurch erst der Gesichtspunct gehörig befestigt wird, aus welchem die Verbreitung der Felsblöcke als Naturerscheinung zu beurtheilen ist." Die Richtigkeit dieser Bemerkungen muß jedem einleuchten.

Rec., der diese Erscheinung von den Ufern des Ladoga bis zu dem Thale des Po beobachtet hat, erlaubt sich folgende Bemerkungen darüber herzusetzen: Cuvier's Angabe, daß diese Blöcke überall nur auf den Flößgebirgen, niemals in denselben liegen, scheint allgemein wahr zu seyn; folglich tritt ihre Umherstreuung erst nach der Vollendung der Flößzeit ein — darüber ist man einig. Für die Erscheinung aber eine allgemeine Ursache anzunehmen und sie überall aus derselben erklären zu wollen, scheint ganz unstatthaft, da sich in vielen Gegenden bestimmte, oft einfach wirkende, oft zusammengesetzte Ursachen auffinden lassen, wodurch die Erscheinung genügend erklärt

werden kann. So gehören 1) viele Blöcke auf Flächen, vorzüglich Thalsflächen, wie sie in der Schweiz sich finden, der bloßen Verwitterung der Gipfel und der Kraft an, die sie im Herabrollen gewinnen, und die sie oft sehr weit hinschleudert. 2) Zahllose Blöcke in sanften Thälern und auf Flächen, auf welche hohe Gebirgsthäler sich öffnen, haben ihre Lage den in diesen Thälern herabkommenden Fluten, und gewiß viele den gewaltsamen Durchbrüchen hoch gelegener Seen zu danken. Man kann kein Schweizenthal durchreisen, ohne sich davon zu überzeugen. Daß aber, nach Eschers Meinung, alle in der Schweiz zerstreute Felsblöcke dadurch erklärt werden können, scheint nicht wohl möglich. Die hohen Alpensthäler, wenn wir sie auch so hoch mit Wasser anfüllen, als die noch sichtbaren Randgebirge es erlauben; wenn wir auch annehmen, daß durch die Gewalt des Sturzes die Blöcke hätten über die Tiefen der die ganze Breite der Thäler einnehmenden Seen weggetragen werden können — sind doch zu klein im Vergleich mit dem großen Hauptthal der Schweiz, als daß die hervorbrechenden Gewässer in demselben sich nicht gleich nach allen Seiten hätten verbreiten und dadurch ihre Kraft verlieren müssen. Wie hätten sie noch die ungeheuren Blöcke an 4000 Fuß den Jura hinauftragen können? Es müssen dabei noch andere Kräfte wirksam gewesen seyn.

2) De Luc's Meinung von Eruptionen läßt sich an einigen Orten durch Thatfachen unterstützen. An der nördlichen, steilen Seite des schlesischen Riesengebirgs, gegen das Thal von Warmbrunn hin, finden sich in den beiden Teichen und den drei Schneegruben wirkliche Eruptionen. In dem sogenannten großen Teiche kann man noch in den unergründlichen, mit Wasser gefüllten Schlund hinabsehen. Die Richtung desselben ist nicht ganz senkrecht, sondern zieht sich etwas unter den hohen Kamm des Gebirgs hin, und diese Richtung hatten unstreitig die sämmtlichen Ausbrüche. Nach oben bilden sie ungeheure trichterförmige Krater, von denen jedesmal ein Halbkreis in den hohen Granitkamm eingreift; die herausgeschleuderte Steinmasse liegt nun in Trümmern an der niedrigen Seite umher, und sichtbar oft weithin von den Schlünden. Sie liegen hier wieder auf Granit, aber zum Theil, in Bezug auf alle Verhältnisse, eben so fremd, als ob sie auf Flößen lägen, z. B. grobförmiges Gestein auf feinförmigem u. s. w.; von Feuer ist dabei keine Spur zu entdecken, und man hat vielleicht den Ursprung dieser Krater zum Theil verkannt, weil man die Idee von Eruptionen überhaupt nicht von Eruptionen durch Feuer trennen konnte. Zwischen den einzelnen Eruptionen verstrichen lange Zeiträume; sie begannen in der Nähe der so merkwürdig gebildeten Schneekoppe und rückten nach und nach gegen Westen fort; in den ältesten Zeiten hat die Verwitterung das Gestein geglättet und mit Rasen überzo-

gen; die jüngsten stehen noch mit den rauh zerrissnen, nackten Bänken da.

3) Im Norden kann man das Verschwimmen der Bänke durch Eisschollen unmöglich verkennen. Die an der östlichen Küste des finnischen Meerbusens liegenden Länder bestehen aus mächtigem, völlig horizontal liegendem Sandstein und Kalkflözen, die, gegen den Busen hin größtentheils senkrecht durchbrochen, das hohe alte Ufer bilden, das nur hier und da vom Meere noch erreicht wird. Die obere Kalkschicht ist oft steil weggebrochen, der Sandstein aber stehen geblieben und bildet nun eine Zwischenstufe; wo das Meer sich zurückzog, zieht nun noch ein niedrigerer Landstrich hin. Auf dem Grunde des Meeres, dem niedrigen Lande der Sandsteinstufe, der höhern Kalkschicht, liegen nun zahllose Granitblöcke umher, die den finnischen Granitgebirgen angehören. Daß auf diesem einst großen Meere geschah, was der Schiffer noch jetzt im nördlichen Meere bemerkt, und was, nach einer Nachricht in Sillimans Journal (III, 256), noch jährlich geschieht, wenn auf dem Huronsee die Eisschollen gegen Süden getrieben werden, daß große Eismassen, mit Steintrümmern beladen umherschwimmen und beim Aufthauen ihre Lasten herabfallen lassen, kann wohl nicht bezweifelt werden. Aber hier, wo man die senkrecht durchbrochenen Flöze so weit verfolgen kann, findet sich in diesen Lagern keine Spur von diesen Bänken; sie liegen sämmtlich auf denselben. Es mußte daher zu der Zeit, wo diese Flöze sich bildeten, auf diesem Meere noch kein Eis geben.

Es waren also mehrere Ursachen bei jener Erscheinung thätig, und bleibt daher der örtlichen Untersuchung noch ein weites Feld offen.

Cuvier läßt dann von S. 19 — 29 etwas über die Ursachen, welche noch jetzt auf der Oberfläche der Erde wirksam sind, folgen. Die einzelnen Abschnitte sind: Einstürzungen, Anschwemmungen, Dünen, klippige und steile Ufer, Absenkungen im Wasser, Stalaktiten, Lithophyten, Incrustationen, Vulkane. Von allen, kurz, das schon Bekannte; von den meisten, wie von der hier angeregten Frage: ob das Meer steige oder falle? ist bei dem vorigen Werk schon die Rede gewesen. Der Uebers. hat von S. 242 — 264 aus Reisebeschreibungen und andern Werken hier noch manches Interessante beigebracht. Der Verf. kommt S. 29 auf die astronomischen Ursachen, welche auf der Erde Veränderungen bewirken können. Alle wirken, wenn man ihnen auch solche Wirkungen zugesteht, außerordentlich langsam, und konnten also keine plötzlichen Erfolge hervorbringen. Von S. 31 an folgt eine kurze Uebersicht der bekanntesten ältern und neuern geologischen Systeme, und etwas über

die Abweichungen dieser Systeme von einander; dann S. 38 eine kurze Untersuchung über die Ursachen dieser Abweichungen und das Wesen und die Bedingungen des Problems der Geologie überhaupt.

Als Hauptgrund der Abweichungen in den geologischen Systemen, gibt der Verf. an: daß jeder Gründer eines Systems nur Eine Art der Schwierigkeiten scharf ins Auge faßte, welche er durch sein System zu erklären suchte, ohne sich um die übrigen zu kümmern; und von dieser Einseitigkeit findet er wieder den Grund darin: „daß die Geologen alle entweder Stubengelehrte waren, welche die Structur der Gebirge selbst wenig untersucht hatten, oder Mineralogen, welche nicht mit hinlänglicher Vollständigkeit die unzähligen Thierspecies und Varietäten, und die unendliche Mannichfaltigkeit ihrer Theile studirt hatten.“ Cuvier scheint hier einen Theil der Schuld der Einseitigkeit früherer Systeme auf die Männer zuwälzen, welche diese Systeme aufstellten, die offenbar dem Stande der Wissenschaften in der Zeit, wo sie schrieben, überhaupt angehört. Ein vollständiges geologisches System, das von der gerügten Einseitigkeit frei wäre, müßte alle Schwierigkeiten heben, die sich in der Beobachtung darbieten. Die Schwierigkeiten entspringen aus den Beobachtungen und konnten also nicht gehoben werden, ehe diese gemacht waren; ja, da diese Beobachtungen, und mit ihnen die Schwierigkeiten sich noch täglich mehren, da manche Reihe wichtiger Beobachtungen eben erst beginnt, kann auch noch jetzt kein vollständiges System erwartet werden. Der Verf. ist auch weit davon entfernt, ein solches schon zu erwarten, oder zu glauben, daß er selbst ein solches aufstellen könne, und sagt über den Zustand, in welchem unsere Forschung sich noch in dieser Hinsicht befindet, von S. 39 bis 40 goldene Worte, die unsern Systembauern nicht genug zu empfehlen sind.

S. 41 kommt der Verf. auf die Fortschritte der mineralogischen Geologie, wobei er Saussure und Werner volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Von letzterem sagt er: „ihm, und zwar ihm ganz allein, verdanken wir die positive Geologie, insofern sie sich auf die mineralogische Natur der Lager bezieht.“ Es scheint doch, als wenn Cuvier auf diese positive mineralogische Geologie für seinen Zweck ein wenig zu viel baue, wenn er in Bezug auf dieselbe und die in den Lagern gefundenen organischen Reste, S. 19, sagt: „Hier wäre also eine Summe von Thatsachen, eine Reihe von Epochen vor unserer Zeit, deren Aufeinanderfolge sich zuverläßig feststellen läßt, obschon man die Dauer der Zwischenzeiten nicht mit Gewißheit bestimmen kann. Es sind eben so viele Punkte, welche einer solchen Urchronologie zum Anhalten und zur Richtschnur dienen.“ Ist hier nicht zu rasch von

der Beschaffenheit einzelner Gegenden auf die ganze Erde geschlossen? Sind die immer häufiger werdenden Entdeckungen, daß selbst der Granit auf secundären Gebirgen und organischen Resten ruht, auch genug beachtet worden?

Von S. 43 bis 48 wird von der Wichtigkeit der fossilen organischen Wesen für die Geologie, und von der besondern Wichtigkeit der fossilen Knochen der Vierfüßer gehandelt. Cuvier's Grundsätze in dieser Hinsicht haben sich durch ihre auf die Natur gegründete Wahrheit zu allgemeinen Gesetzen für die Geologen erhoben; es streitet sich mehr um ihre richtige Anwendung, als um sie selbst; sie sind zu bekannt, um hier weiter darauf einzugehn. Es folgt dann von S. 48 bis 70 ein Beweis, daß wenig Hoffnung vorhanden sey, neue Arten von großen Vierfüßern (lebendig) zu entdecken. Der Verf. geht hier in eine historische Untersuchung ein, um darzuthun: daß wir alle Thiere, welche den Alten bekannt waren, noch kennen, und die wir kennen, auch ziemlich alle den Alten schon bekannt waren, und schließt daraus: daß die uns unbekannten Thiere, deren fossile Reste in den Flözen vorkommen, auch den Alten schon unbekannt waren, mit dem Zusatz: daß wir jetzt die Oberfläche der Erde hinreichend kennen, um zu behaupten, daß diese großen Thiere als lebend nirgend mehr existiren. In dieser Untersuchung trifft der Verf. oft mit Linné zusammen, und es ist höchst interessant, beide mit einander zu vergleichen. Nur auf einen Punkt machen wir hier aufmerksam. Cuvier prüft die Angaben der Alten vom Daseyn des so genannten Einhorn's, — von den Neuern kommt nur Barrow vor — und läugnet die Existenz dieses Thiers, vorzüglich aus anatomischen Gründen, weil es, als wiederkäuendes Thier mit gespaltenen Hufen, auch ein getheiltes Stirnbein haben müsse, und folglich auf der Nath, wie schon Camper bemerkt habe, kein Horn tragen könne. Linné's Untersuchung der historischen Zeugnisse ist allerdings vollständiger, umsichtiger und schärfer, und er nimmt, auf die historischen Zeugnisse, das Vorhandenseyn des Thiers als gewiß an. Wir werden bei dem Linné'schen Werk auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Von S. 70 bis 81 werden die Grundsätze entwickelt, denen der Verf. bei der Bestimmung der verschiedenen fossilen Knochen der Vierfüßer folgte. Die Verdienste, welche sich frühere Naturforscher erwarben, werden billig anerkannt; man wird dem Verf. aber Recht geben, wenn er behauptet, daß ihre Arbeiten sich nur auf einzelne Gegenstände beschränken, und in ihm den vorzüglichen Begründer einer Wissenschaft ehren, die für die Thiergeschichte und die Geschichte der Erde selbst so unendlich wichtig ist.

Der Verf. gibt dann S. 81 — 82 eine Uebersicht der Resultate seines großen Werks über die fossilen Knochen, in Rücksicht der Gattungen und Arten der Thiere selbst: „In Rücksicht der Arten sind mehr als siebenzig derselben bisher den Naturforschern zuverlässig unbekannt gewesen; eils oder zwölf haben eine so vollkommene Aehnlichkeit mit bekannten Arten, daß man gar nicht an ihrer Identität zweifeln kann; die andern zeigen mit bekannten Arten viele Aehnlichkeiten, aber die Vergleichung hat noch nicht so genau angestellt werden können, um alle Zweifel über die Identität zu beseitigen. In Rücksicht der Gattungen sind unter siebenzig unbekannten Arten beinahe vierzig aus neuen Gattungen. Die andern Arten gehören zu bekannten Gattungen oder Untergattungen.“ — „Unter den einhundert Arten gehört ein Viertel ungefähr zu den eierlegenden Vierfüßern, und alle übrigen zu den Säugethieren. Unter diesen sind mehr als die Hälfte nicht-wiederkauende Hufthiere.“

Der für die Geologie wichtigste Abschnitt: Verhältnisse der Thierarten zu den Gebirgslagern, folgt nun S. 83. Die Resultate sind folgende: Zur Zeit der Bildung der primitiven Gebirge fand noch kein animalisches Leben auf der Erde statt; mit den ältesten secundären Gebilden treten Conchylien, Fische und eierlegende Vierfüßer auf. Diese letzten kommen unter und in der Kreideformation vor; diese Erscheinung scheint schon anzuzeigen, daß auf's Trockene gesetzte Erdbreiche und süße Wasser vor der Bildung der Kreide existirt haben. Landsäugethiere, und namentlich die untergegangenen Gattungen, kommen erst geraume Zeit nachher und nur in Lagern vor, welche auf den grobkörnigen Kalkstein folgen. Die Lager des groben Kalksteins deuten auf ein langes Verweilen des Meeres auf unsern Continenten hin. Die Lager über dem groben Kalk sind unruhige Anschwemmungen oder Ablagerungen im süßen Wasser. In diesen Schichten finden sich nun alle Reste von Säugethieren, und die Periode ihrer Bildung scheint zwischen den vorletzten Zurücktritt und die letzte Eruption des Meeres zu fallen.

In diesen Lagerungen findet aber eine Ordnung in den Lagerverhältnissen der Knochen statt, welche auf eine merkwürdige Aufeinanderfolge ihrer Arten hindeutet. In den untersten und ältesten Schichten kommen die Reste der untergegangenen Gattungen vor; dann folgen über ihnen die untergegangenen Arten bekannter Gattungen; endlich in dem jüngsten angeschwemmten Boden, die Reste bekannter Arten.

Demnach zerfiel die ganze Thiergeschichte der Erde in drei Epochen: 1) die Epoche der untergegangenen Eierleger; 2) die Epoche der untergegangenen Säugethiergattungen und Arten, und 3) die Epoche der jetzt lebenden Thierwelt. Der Verf. stellt diese Epochen

indef nicht als so zuverlässig auf, daß sie keinem Zweifel Raum gäben. „Man muß (sagt er S. 87) nicht glauben, daß diese Classification der verschiedenen Arten des Vorkommens der Knochen auch eben so scharf anzunehmen sey, als die der Thierspecies, und daß diese Lagerungsverhältnisse eben so bestimmte Merkmale an sich tragen, als die letztern. Es gibt viele Gründe, daß es sich nicht so verhalten könne.“ Er zählt nun selbst mehrere Gründe der Art auf und schließt zuletzt: „wenn ich auch zugebe, daß gegen diese Epochen einige Einwürfe von denjenigen gemacht werden können, welche einige besondere Fälle leicht in Anschlag bringen, so bin ich doch nicht minder überzeugt, daß diejenigen, welche das Ganze der Erscheinungen ins Auge fassen, sich nicht bei diesen speciellen Schwierigkeiten aufhalten und mit mir erkennen werden, daß wenigstens eine, und sehr wahrscheinlich zwei Folgen in der Classe der Vierfüßer, welche die Oberfläche der Erde vor der heutigen Thierwelt bewohnte, stattgefunden haben.“

Wenn deutsche Geologen auch nicht die Einseitigkeit verkennen, die in diesen Resultaten liegt, da der Verf. allerdings mit zu wenig Umsicht örtliche Verhältnisse als allgemeine betrachtet zu haben scheint, so erkennen sie doch das große Verdienst desselben überhaupt und die Wichtigkeit der von ihm gemachten Entdeckungen an. Nicht so allgemein wird Cuvier's Verdienst in England geschätzt. Die meisten Geologen eifern dort noch gegen alles, was ihrer beschränkten Exegese nach, nicht buchstäblich mit der Genesis übereinstimmt. So haben in diesem Jahre noch zwei Geologen, G. Young und J. Bird, in einem sonst verdienstlichen Werke *), zwar ohne ihn zu nennen, gegen seine Epochen und gegen die Lehre von mehreren Formationen überhaupt sich erklärt. Die organischen Reste, behaupten sie, liegen gleich zerstreut durch alle Lager, und diese sind nicht verschiedene, durch Zeiträume von einander getrennte Formationen, sondern nur eine, unter dem Meere gebildete; aber selbst das Wort: Formation ist ihnen anstößig; sie setzen Schöpfung an die Stelle. Die Einseitigkeit, mit der sie von einem kleinen Theile Englands, den sie untersuchten, auf die ganze Erde schließen, so wie diese Schlüsse selbst, machen ihrem Scharfsinn wenig Ehre. Sie haben vorzüglich auf den Umstand: daß die so genannten Sprünge durch alle Lager in die Tiefe herabgehn. Diese Lager, schließen sie, mußten also alle auf einmal entstanden seyn. Welch ein Schluß!

*) A geological survey of the Yorkshire Coast; describing the Strata and Fossils occurring between the Humber and the Tees, from the German Ocean and the Plain of York. Illustrated with numerous Engravings. By G. Young and J. Bird. Whitby 1822.

Alles, was aus der Thatfache hervorgeht, ist: daß alle diese Lager schon vorhanden waren, — ohne alle Rücksicht auf die Zeit ihrer Entstehung — da diese Sprünge entstanden.

Rec. kann indeß nicht umhin, bei Cuvier's Ansicht überhaupt noch auf folgende Punkte aufmerksam zu machen.

Erstens: Wenn wir auf die Abweichungen in den Lagerungsverhältnissen, welche durch die früher bestandene Absonderung der Binnenmeere vom allgemeinen Ocean entspringen, nicht einmal Rücksicht nehmen, so muß dies System schon aus dem Grunde zu einseitig seyn, weil es allein auf die Reste des Thierreichs, und hier nur auf die Reste der Vierfüßer gebaut ist, wie auch der Uebersetzer in einer Anmerkung sagt. Eine vollständige Theorie kann allein aus einer umfassenden Vergleichung der Thierreste und Pflanzenreste und ihrer Lagerungsverhältnisse hervorgehn. Cuvier erkennt dies S. 40 selbst an, ohne jedoch bei der weiteren Ausführung seines Systems darauf Rücksicht zu nehmen. Die hier noch gar nicht in die Vergleichung gezogenen Pflanzenreste, haben dadurch eine große Wichtigkeit, daß sie unendlich zahlreich durch fast alle Flößlagerungen verbreitet, und besser, vollständiger erhalten sind, als Thiere. Wie wenig aber kennen wir noch eine Flora der Vorwelt! Der Uebersetzer erwähnt zwar — und ganz stimmt Rec. mit ihm darin überein — der Verdienste, welche Graf Sternberg und von Schlotheim sich um diesen Gegenstand erwerben; aber in ihren Werken wird erst der Anfang einer Forschung sichtbar, die noch ein fast unübersehbares Feld vor sich hat.

Zweitens: findet Rec. in Cuvier's eigener Erklärung seiner Epochen, in Bezug auf sein System überhaupt, eine unauf löbliche Schwierigkeit. Beim Lesen des Cuvier'schen Werks und der Beleuchtung seiner Epochen, daß zuerst die eierlegenden Vierfüßer auftraten und durch eine Revolution der Erde wieder untergingen; daß dann Säugethiere, aber lange nachher, und nur jetzt ganz unbekannte Gattungen auftreten und wieder untergehen, und auf sie ein drittes Thiergeschlecht folgt — aus dem allen muß sich die Idee entwickeln, daß die Bedingungen und Formen des thierischen Lebens auf der Erde von den Verhältnissen der Erde überhaupt abhängen, und daß diese Verhältnisse der Erde in den Revolutionen, die sie trafen, durch welche Cuvier's Epochen getrennt sind, eine Veränderung erlitten, wodurch dann eine Veränderung in den Formen des thierischen Lebens erfolgen mußte — ältere Thiergeschlechter traten ab, und neuere an ihre Stelle, bis auch ihre Stunde geschlagen hatte. Cuvier selbst scheint diese Idee klar auszusprechen. Von den Geschöpfen des Meeres heißt es S. 11: „Bei solchen Aenderungen in der Natur des allgemeinen Fluidums konnten nur schwierig dieselben Thiere darin leben. Es geschah die-

ses auch wirklich nicht. Ihre Arten, selbst ihre Gattungen verändern sich mit den Lagern." — Und weiterhin: „Es hat also in der animalischen Natur eine Folge von Veränderungen gegeben, welche mit den chemischen Veränderungen des Fluidums correspondirt; und als das Meer unsere Continente zum letzten Male bloß legte, wichen seine Bewohner nicht sehr von denen ab, die es heute noch nährt.“

Was hier nun so deutlich von den Thieren des Meeres gesagt wird, würde man schon der innern Consequenz wegen auf die Thiere des Landes übertragen, wenn es auch der Verf. selbst nicht an vielen Orten seiner Schrift vorauszusetzen schiene, ja es ganz deutlich ausspräche, und zwar in den schon oben angeführten Worten: „daß wenigstens eine, und sehr wahrscheinlich zwei Folgen in der Classe der Vierfüßer auf der Oberfläche der Erde vor der jetzigen Lebenwelt (Thierwelt) stattgefunden haben.“

Diese Vorstellung macht nun eine Erklärung nöthig, wie, wenn gleichsam veraltete Thiergeschlechter nun abtraten, die neuen Geschlechter ihnen folgten? Ob sie den neuen Verhältnissen der Erde angemessen, sich aus den alten Geschlechtern entwickelten — Metamorphose der Thiere — wie mehrere neuere Naturforscher behaupten, oder: ob sie, den neuen Verhältnissen angemessen auch neu hervorgebracht wurden? Der Verf. entscheidet diese Frage von S. 89 bis 101 in dem Abschnitt: Die verloren gegangenen Arten von Vierfüßern sind keine Abarten der noch lebenden. Die Idee der Metamorphose wird verworfen, und die Unveränderlichkeit der Arten mit vielen Gründen unterstützt. Aber eben so wird S. 99 die neue Hervorbringung der nachfolgenden Geschlechter gleichfalls verworfen. Es heißt: „Wenn ich nun nach Obigem behaupte, daß die festen Gebirgslager die Knochen mehrerer Gattungen, und die angeschwemmten Gebilde dieselben mehrerer Arten enthalten, welche nicht mehr vorhanden sind, so spreche ich noch nicht die Nothwendigkeit aus, daß es einer neuen Schöpfung bedurft hätte, um die jetzt lebenden Arten zu erzeugen; ich sage nur, daß letztere nicht an demselben Orte wohnten, und aus andern Gegenden dahin gekommen seyn müssen.“ Nun folgt eine ausführliche Erklärung, deren wesentlicher Inhalt folgender ist: daß alle Gattungen und Arten der Landthiere der Erde, die früher darauf gelebt haben und noch darauf leben, auf einmal geschaffen worden sind, wird vorausgesetzt. Die Thiere waren aber so auf der Oberfläche der Erde vertheilt, daß mehrere Gattungen und Arten nur auf einzelne Gegenden beschränkt waren. Ereigneten hier sich nun örtliche Irrupationen des Meeres, so gingen sie unter. Das Meer trat nun aber

wieder zurück, und so kamen aus andern Gegenden andere Thiere an ihre Stelle. Das Meer raffte diese abermals hin, und da es abermals zurücktrat, wurde die Gegend durch neue Ankömmlinge bevölkert. Dies Schicksal traf wohl alle Länder der Erde, und so wanderten die Thiere von einem Welttheil zum andern, und Neuholland wird in der Tiefe seiner Lager eben die Wechsel nachweisen, als Europa. —

Dadurch erhalten nun freilich die oben angeführten Epochen einen ganz andern Sinn. In Bezug auf die Landthiere bezeichnen sie nur gewisse Wanderungen — woher? ist unbekannt — und eine Verminderung der Gattungen und Arten durch plötzliche Irruptionen des Meeres; und wenn es oben hieß, daß eine oder zwei Folgen von Landthieren vor der jetzigen Thierwelt auf der Oberfläche der Erde gewohnt haben, so ist die Erdoberfläche hier nicht ganz zu verstehen, und es soll nur heißen, die in Frankreich oder Europa vor den jetzt hier lebenden Thieren gewohnt haben. Selbst in Bezug auf die Irruptionen des Meeres bekommen jene Epochen einen beschränktern Sinn. Denn wenn der Verf. S. 46 hofft: „durch ein gründliches Studium der fossilen Knochen die Zahl und die Epochen der Irruptionen des Meeres kennen zu lernen,“ so muß man wieder hinzudenken: in Frankreich, Europa, oder an irgend einem besondern Orte; da seit der Schöpfung der Landthiere alle Irruptionen des Meeres doch nur örtlich seyn konnten, weil sonst die Landthiere gänzlich hätten untergehen müssen.

Warum macht der Verf. auf diesen Unterschied in den Ideen und Vorstellungen nicht aufmerksam? Geschaß es vielleicht absichtlich nicht? Wurde die ganze Erklärung nur gewissen Eiferern zu gefallen gegeben, in der Voraussetzung: der denkende Leser werde von selbst den Contrast bemerken und das Wahre finden? Warum wird der factisch angenommene Unterschied zwischen See- und Landthieren in dieser Hinsicht nirgend ausgesprochen? Bei den See- thieren wird Metamorphose oder neue Erzeugung geradehin angenommen; bei den Landthieren wird beides verworfen — wo sind die Gründe dieses Unterschiedes? warum werden sie nicht angegeben? Rec. muß bekennen, daß er auf alle diese Fragen in dem Buche selbst keine Antwort finden kann.

S. 101 wird der Satz aufgestellt: Es gibt keine fossilen Menschenknochen. Der Streit über diesen Gegenstand ist bekannt; wird aber durch alles, was hier Cuvier, und ihm gegenüber sein Uebersetzer — dem v. Schlotheims. letzte Untersuchung über die zu Köstritz gefundenen Knochen wohl noch nicht bekannt seyn konnte — anführen, der Entscheidung nicht näher gebracht. Soviel liegt ziemlich klar vor Augen: daß der Schluß, den Cuvier,

und alle, die seiner Meinung sind, machen: da noch keine fossile Menschenknochen gefunden worden sind, gegen welche sich nicht durch irgend eine hypothetische Erklärung etwas einwenden läßt, so gibt es keine — wenigstens zu den voreiligen gehört. Die Untersuchung über diesen Gegenstand ist noch weit davon entfernt, geschlossen zu seyn — sie erhält vielmehr mit jeder neuen Entdeckung auch neues Leben. Wenn auch der Baron v. Schlotheim eine scharfsinnige Hypothese aufstellt (in seinen Nachträgen zur Petrefactenkunde; Gotha 1822), woraus die Möglichkeit hervorgeht, daß jene Menschenknochen mit Nashornknochen und andern urweltlichen Thierknochen in eine Ablagerung von Lehm gerathen konnten, ohne daß man voraussetzen darf: sie hätten zu gleicher Zeit gelebt; so ist dadurch der Grund, der in dergleichen Verkalkung aller dieser Knochen liegt, noch nicht gehoben, und alle Umstände dieses Vorkommens, zusammengenommen, setzen die Streitfrage wenigstens auf einen Punct, wo der umsichtige Geolog die Acten wenigstens noch nicht schließen wird.

Von S. 106 an. beginnt ein Abschnitt unter der Aufschrift: *Physikalische Beweise für die Neuheit des gegenwärtigen Zustandes der Continente.* Der Verf. beginnt so: „Wenn man genau untersucht, was auf der Oberfläche der Erde vorgegangen ist, seit sie zum letzten Male ertröcknete, und die Continente ihre dermalige Gestalt, wenigstens an ihren etwas erhabenen Theilen, erhielten, so sieht man deutlich, daß diese letzte Revolution, und folglich auch die Bildung der jetzigen menschlichen Gesellschaften nicht sehr alt seyn können.“ Hier müssen wir nun zuerst bemerken, daß hier abermals von der ganzen Oberfläche der Erde, folglich einer allgemeinen Bedeckung des Landes vom Wasser die Rede ist, was aber mit der vorhergehenden Erklärung in Widerspruch steht. Die letzte Behauptung vom Anfange der menschlichen Gesellschaften setzt die vorhergehende: daß es keine fossilen Menschenknochen gebe, als erwiesen voraus, und steht also noch auf zweifelhaftem Boden. Der Verf. fährt fort: „Wenn wir die Wirkungen von der in der Jetztzeit thätigen Ursachen für einen gegebenen Zeitraum messen und das Resultat davon mit denjenigen Wirkungen vergleichen, welche seit Anbeginn der Thätigkeit jener Ursachen erfolgt sind, so kann man ungefähr die Epoche bestimmen, wo diese Thätigkeit begonnen hat, welches nothwendig ein und dieselbe seyn muß mit derjenigen, worin die Continente ihre heutige Gestalt annahmen, oder wo der letzte plötzliche Zurücktritt des Wassers stattfand (S. 106).“ Wir müssen hier bemerken, daß die Behauptung: daß die Epoche, wo die jetzt sichtbaren Wirkungen jener Ursachen anfangen, nothwendig eine und dieselbe Epoche sey, wo die Continente ihre heutige Gestalt

erhielten, theils auf einer unertwärllichen Voraussetzung, theils auf unrichtiger Anwendung an sich richtiger Sätze beruht. Der Verf. geht diese Wirkungen einzeln durch, und da wird es leicht seyn, das oben Gesagte bei jeder zu beweisen.

Er handelt zuerst von der Anschwemmung und beginnt mit Aegypten. Aus dem durch historische Zeugnisse und durch Beobachtung bewiesenen Fortrücken des Landes gegen das Meer, und der Erhöhung des Bodens wird nun auf die Zeit geschlossen, welche der Nil gebrauchte, diese Wirkungen hervorzubringen. Wir geben gern zu, daß ganz Aegypten in den Urzeiten ein Meerbusen war, den der Nil nach und nach durch Anschwemmungen ausgefüllt hat. Bei allen Berechnungen der Zeit, welche dazu erforderlich war, überfließt man zwei wesentliche Punkte. Alle geschichtlichen Thatfachen, auf welche eine solche Berechnung sich gründen kann, beginnen erst, da Aegypten schon Land war, und folglich ein ganz anderes Verhältniß eintrat, als da es noch Meerbusen war. So lange das Meer das Land noch bedeckte, konnte ein heftiger Stürm, wie sie in Aegypten nicht selten sind, das Meer so in Bewegung setzen, daß der Anlaß vieler Jahre mit einem Male wieder verloren ging. Diesen Umstand aber außer Acht gelassen, ist doch klar: daß die Anschwemmung in dem frühern Meerbusen von je her nach denselben Gesetzen erfolgte, als jetzt, d. i. in horizontalen Lagern. Es konnte also wohl nicht früher Land zum Vorschein kommen, bis der Grund des Busens überall bis gegen die Oberfläche erhöht war. Wenn nun das Land in Oberägypten früher zum Vorschein kam, als in Niederägypten, so muß dies mehr der ursprünglichen Erhöhung des Grundes zugeschrieben werden, als einer mächtigern Ablagerung des Stroms, welche bei der größern Gewalt und dem schnellern Lauf zwischen beschränkten Ufern gar nicht anzunehmen ist. Nun läßt sich aber die Zeit, welche erfordert wurde, den Grund des Busens bis zum Anfange der Landbildung zu erhöhen, gar nicht berechnen; weil uns die ursprüngliche Tiefe desselben durchaus unbekannt ist.

Der Uebersetzer bringt hier noch S. 294 eine Anmerkung von Jameson zu der englischen Uebersetzung von Cuviers Werke bei, welche aus de Luc genommen ist. Aus dem schnellen Wachsen der Korallenriffe im rothen Meer, welche die Alten noch nicht kannten, und die jetzt ehemals berühmte Häfen zu schließen drohen, wird auf die Jugend der jetzigen Erdbildung geschlossen. Dabei liegt nun die unertwärlliche Voraussetzung zum Grunde, daß diese Lithophyten in demselben Zeitpunkt ihren Bau begonnen haben, da die Erdrinde ihre jetzige Gestalt erhielt. Nun lehrt aber die Erfahrung: daß diese Baue sich auf dem Grunde des Meeres auch horizontal verbreiten, mithin an Orten beginnen, wo sie früher noch nicht waren. Wer wagt es nun, den Zeitraum zu bestimmen, wo

sie im rothen Meere ankamen, oder sich ansiedelten? Daß dies später geschah, als sie ihre Baue im Südmeer begannen, wird wohl Niemand in Zweifel stellen. Einen zweiten Grund für ihre Meinung nehmen de Luc und Jameson aus dem Fortrückten des Sandes der lybischen Wüste her, welcher anfängt Aegypten zu bedecken, und welchen die Alten wenigstens in dem Grade nicht kannten. Der Grund verräth eine sehr mangelhafte Kenntniß der Gegend, von welcher die Rede ist. Der ganze ungeheure Umfang der africanischen Sandwüsten, zwischen dem unbekannten Mittellande, Suban, Aegypten und der Nordküste, ist unläugbar Grund eines großen Binnenmeeres, dessen Gewässer verschwanden, theils durch Durchbrüche gegen das atlantische Meer hin, theils durch andere Abnahme des Wasserstandes, völlig dem Aral, dem caspischen und schwarzen Meere gleich. So wie dort, gibt es auch hier noch größere und kleinere Seen, und der am tiefsten liegende, in welchen der Niger sich mündet, der noch mit Schiffen befahren wird, ist wahrscheinlich nicht kleiner, als das caspische Meer. Selbst die vielleicht höher liegende, eigentliche lybische Wüste enthält noch einzelne Seen als Ueberreste. Solange diese Seen vielleicht noch einen ausmachten, oder getrennt noch wasserreich waren, konnten Sandfluten, wie jetzt, gar nicht entstehen; ja selbst nicht, da das Wasser in den Räumen dieser Seen den bloßgelegten Sand noch nahe bis zu seiner Oberfläche durchzog. So reicht der Wasserstand in der Wüste Kobi auf dem Hochlande von Asien noch bis vier Fuß unter die gewöhnliche Oberfläche des Sandes. Der stärkste Sturmwind kann den Sand hier auch nur um vier Fuß aufheben; sinkt das Wasser noch mehr herab, so werden die Sandtriften immer stärker und verbreiten sich immer weiter. Da der Grund und die Bildung des Bodens der großen africanischen Wüsten uns deutlich zeigt, was hier ursprünglich und, da das Kontinent schon lange seine Gestalt erhalten hatte, vorhanden war, und wie nach und nach die Bedingungen sich bildeten, unter welchen jene Sandzüge beginnen konnten, so käme es nun darauf an, den Zeitpunkt zu bestimmen, wo diese eintraten. Wer würde sich wohl anmaßen, eine solche Bestimmung aufzustellen? —

Bei Aegypten, und noch mehr bei der Ebene des Po, hat Cuvier in seinen Berechnungen ganz aus der Acht gelassen, daß das mittelländische Meer ehemals einen andern Stand gehabt haben könne, ja müsse, ehe der Durchbruch bei Gibraltar geschah. Nehmen wir hier vorläufig an, wovon nachher umständlich die Rede seyn wird, daß die Sandhügel mit den neuen Conchylien an beiden Abdachungen der Apenninen durch ganz Italien, wirklich die Höhe des alten Meeresspiegels, vor dem Durchbruch, bezeichnen, so wäre der größte Theil von Aegypten und der lombardischen Ebne noch jetzt

vom Meere bedeckt, wenn jener Durchbruch nicht erfolgt wäre. Es wird dadurch wahrscheinlich, daß das Flachland von Aegypten und der Lombardei bei jenem Durchbruch auf einmal bloßgelegt wurde, und sowohl der Nil als der Po ihre Wirkungen der Erhöhung und der Vorschiebung des Landes erst von dieser Zeit an beginnen konnten.

Was der Verf. ferner von dem Vorrücken des Landes am asowschen und schwarzen Meere sagt, ist schon bei der Beurtheilung des vorigen Werks berichtigt worden. Alles, was nun von den Anschwemmungen an den atlantischen Küsten gesagt wird, beruht wieder auf der Voraussetzung: daß die Strömungen des Meeres an diesen Küsten von dem Zeitpuncte an, wo die Continente ihre Gestalt erhielten, bis jetzt, immer dieselben gewesen sind. Anschwemmen und Abspühlen der Ufer hängt allein von diesen Strömungen ab, und diese ändern sich von Zeit zu Zeit, je nachdem hier eine Sandbank vorschreitet, oder eine andere dort, durch örtliche heftige Bewegungen, z. B. durch einen Sturm wieder durchbrochen wird. Den Durchbruch des Meeres zwischen Frankreich und England kann man schwerlich zu der ursprünglichen Gestaltung unsers Erdtheils rechnen, wenn sein Entstehen auch in eine aller geschichtlichen Ueberlieferung vorangehende Zeit fällt. Vor diesem Durchbruch mußte aber an allen diesen Küsten eine andere Strömung stattfinden, als nachher; es konnte früher eben da abgespült werden, wo jetzt angeschwemmt wird, und umgekehrt. Wir brauchen uns daher um so weniger bei dem aufzuhalten, was S. 116 von dem Fortschreiten der Sanddünen an den Ufern des Meeres gesagt wird. Nach dem regelmäßigen Vorrücken der Dünen im Depart. des Landes wird berechnet: daß sie vor etwa 4000 Jahren müssen angefangen haben vorzuschreiten. Angenommen, daß überhaupt vor 4000 Jahren ein Anschwemmen hier stattfand; wer kann die Zeit berechnen, ehe der Grund des Meeres soweit ausgefüllt war, daß der Sand die Ufer erreichen und übersteigen konnte? Beweise, die auf einem so beweglichen Boden ruhen, haben wenig Gewicht.

Der Verf. kommt dann S. 118 auf Torfmoore und den Zusammenstoß der Felsen. Bei beiden fällt das Unerweisliche der schon oben erwähnten Voraussetzung so sehr auf, daß Cuvier selbst am Schluß des Abschnitts es aufgibt, daraus Beweise herzunehmen.

S. 120 folgt ein wichtiger Abschnitt, mit der Ueberschrift: Die Völkergeschichte bestätigt die Neuheit der Continente. Obwohl dieser Abschnitt der längste des Buchs ist, — er füllt 76 Seiten — so ist doch klar, daß hier von einer eignen, tiefen Forschung nicht die Rede seyn kann, auch lag dies selbst nicht in dem Plane des Verfs. Er stellt nur kurz die Resultate

anderer zusammen und wendet sie auf seinen Gegenstand an. Zu den Abschnitten, welche sich auf die Astronomie der Alten und dahin einschlagende Denkmäler beziehen, hat der Professor von München einige schätzbare Anmerkungen geliefert.

Ein so reicher Stoff sich der Untersuchung hier auch darbietet, so müssen wir ihn doch übergehen, und können dies um so füglichor, da bei dem Zweck dieses geschichtlichen Abschnitts unserer Prüfung ein tiefer liegender Grund vorhanden ist. Alle geschichtlichen Ueberlieferungen und Denkmäler reichen nicht über 5 bis 6000 Jahre hinaus; folglich, wird geschlossen, sind auch die jetzt bewohnten Länder nicht früher bewohnbar, oder nicht früher dagewesen, sie waren bis dahin vom Meere bedeckt. Sehen wir den Schluß genauer an, so ruht er auf zwei unerwiesenen und unerweislichen Voraussetzungen. Erstens: daß die Ansiedlung der Menschen auf den jetzigen Continenten und die Bildung dieser Continente selbst in Einen Zeitraum zusammenfallen. Aber wie kann dies bewiesen werden? Das zufällige Zusammentreffen der Zeiträume, in welche vorhin die Bildung der jetzigen Continente gesetzt wurde, und nun die Bildung der menschlichen Gesellschaften auf denselben gesetzt werden, hat an sich durchaus nichts Beweisendes, weder für die eine noch für die andere Annahme. Aus der Zusammenstellung beider ergibt sich nichts als der klare Satz: daß die Continente, schon gebildet seyn mußten, als die Menschen sich darauf ansiedelten — mehr nicht. Das wahre Alter der Continente in ihrer jetzigen Gestalt, möchte schwerlich der Geolog ausmitteln; daß die Gründe aber, aus denen der Verf. auf ihr geringes Alter schließt, auf unrichtigen Voraussetzungen beruhen, haben wir oben gezeigt.

Wenn Rec. nun auch das oben angeführte geschichtliche Resultat, daß kein menschliches Denkmal höher als 5 bis 6000 Jahre hinauffreigt, gern unterschreibt, so fragt sich doch zweitens: was für den Zweck des Verfs. daraus gefolgert werden kann. Nichts anders als: daß um jene Zeit menschliche Gesellschaften eine Stufe von Bildung erreichten, durch welche sie fähig wurden, Ueberlieferungen und geschichtliche Denkmäler zu hinterlassen; keineswegs aber, daß um diese Zeit erst Menschen auf den jetzigen Continenten sich niedergelassen. Will man beides zusammen folgern, so muß abermals angenommen werden: daß die ersten sich ansiedelnden Gesellschaften schon einen Grad der Bildung mitbrachten, der sie der geschichtlichen Ueberlieferung fähig machte; dann muß die Geschichte der letzten Revolution selbst überliefert seyn, und so lösen alle Räthsel des Geologen über die letzte Umwandlung der Erdoberfläche sich in dem Kasten des Noah auf. Warum sagt der Verf. dies nicht gerade heraus? Daß er es in der That so meint, geht aus dem S. 197 aufgestellten Endresultat aller seiner Unter-

suchungen hervor. Es heißt daselbst: „Ich glaube daher mit de Luc und Dolomieu, wenn irgend ein Gegenstand der Geologie feststeht, so ist es der, daß die Oberfläche unserer Erde eine große und plötzlich eingetretene Revolution erlitten hat, deren Epoche nicht viel über 5 bis 6000 Jahre hinaus reichen kann; daß durch diese Revolution derjenige Theil des festen Landes, auf welchem vormals die Menschen und die heutiges Tags lebend gekannten Thiere wohnten, in Abgründe versenkt worden und gänzlich verschwunden sey; daß dieselbe Revolution dahingegen den Boden des vorigen Meeres auf's Trockne gesetzt und dadurch das jetzige bewohnte Festland gebildet habe; daß seit dieser Revolution die kleine Zahl Individuen, welche dieser Katastrophe entgangen sind, auf der neuen, auf's Trockne gekommenen Erdoberfläche sich verbreitet und vermehrt habe, und daß folglich seit jener Epoche erst die menschlichen Gesellschaften progressiv sich wieder gebildet, sich förmlich niedergelassen, Denkmäler errichtet, naturhistorische Thatfachen gesammelt und wissenschaftliche Systeme erdacht haben.“

Wir bemerken dabei nur, daß durch dieses Endresultat abermals mehrere früher als allgemein aufgestellte Sätze und Behauptungen einen ganz andern Sinn erhalten. So soll z. B. der bestimmte Satz: „es gibt keine fossilen Menschenknochen,“ nur sagen: es gibt dergleichen nicht auf den jetzigen Continenten; sie sind zwar wirklich vorhanden, aber vom Meere bedeckt u. s. w.

Indem der Verf. das gesammte alte Land, auf welchem vor der Revolution die Menschen und jetzt lebenden Thiere wohnten, im Meere untergehn läßt, so bleibt freilich kein anderes Mittel übrig, die Stammältern der gesammten jetzt — auf dem Lande — lebenden Welt auf die neugebildeten Continente herüber zu bringen, als ein Schiff. Denn selbst die obige Erklärung, nach welcher zwar ein Festland nach dem andern untergeht, aber doch immer ein Theil des Landes verschont bleibt, von dem die Thiere wieder auswandern, scheint durch dies Endresultat wieder modificirt zu werden. — Wir brauchen unsere Leser wohl nicht erst aufmerksam darauf zu machen, wie so ganz anders sich das alles gestaltet, wenn man die Epochen der Thierwelt, wie sie anfangs aufgestellt wurden, beibehält.

Den Beschluß dieses Werks machen von S. 198 bis 260: „Gedanken über noch ferner im Gebiete der Geologie vorzunehmende Untersuchungen.“ Der Verf. scheint diese Untersuchungen mehr auf die secundären oder Flößgebirge beschränken zu wollen; er nennt das Studium derselben „minder trocken,“ als das Studium der Primordialgebirge, indem es nicht, wie dieses, beinahe nothwendig auf Hypothesen führe, sondern Thatfachen genug darbiete, in Bezug auf Vortlichkeit oder Allgemeinheit der Revolutionen oder Irruptionen des Meeres entscheidend schließen zu können.

Vorzüglich wünscht er hier umfassende Untersuchungen besonderer Lagerungen in Gebirgsbecken, wie Brogniart sie über die Umgegend von Paris anstellte, wo dann die Vergleichung mehrerer Gegenden zu großen Aufschlüssen führen müßte. Der Uebersetzer verspricht bei dieser Gelegenheit in einer Anmerkung, Brogniart's Arbeit, aus dem zweiten Theile des Cuvierschen Werks über die fossilen Knochen, in welchem sie abgedruckt wird, besonders zu übersetzen und sie als einen zweiten Band zu gegenwärtigem Buche folgen zu lassen; ein Unternehmen, das Dank verdient.

§ 203 berührt der Verf. noch einen andern wichtigen Gegenstand. „Jene langen Reihen von Sandhügeln, welche sich auf die beiden Abdachungen der Apenninen fast in der ganzen Länge von Italien anlegen und allenthalben wohlerhaltene Conchylien umschließen, die oft noch ihre Farben und den Perlmutterglanz besitzen, und wovon mehrere den jetzt lebenden in unsern Meeren gleichen, sind ebenfalls der besondern Untersuchung werth. Man müßte alle Lager dieser Hügel verfolgen, die Organismen eines jeden Lagers bestimmen, sie mit denjenigen anderer, jüngerer Lager vergleichen u. s. w. — endlich die gegenseitigen Lagerungsverhältnisse der verschiedenen Gattungen und Arten von Conchylien, mit den Gebeinen von Elephanten, Rhinoceros, Hippopotamus, Walfischen, Cachelot, Delphinen, welche so häufig in diesen Hügeln vorkommen, untersuchen. — Ich bin überzeugt, daß diese Hügel den Schlüssel zum Geheimniß der letzten Meeresbildungen enthalten.“

In der Meinung über die Wichtigkeit dieser Sandhügel und Sandbänke, und in dem Wunsch, sie bald gründlich untersucht zu sehen, wird gewiß jeder Geolog mit dem Verf. übereinstimmen. Rec., der schon früher alles sammelte, was er über jene merkwürdigen Lagerungen fand, hofft zwar nicht in ihnen den Schlüssel zu den letzten Meeresbildungen überhaupt, wohl aber überzeugende Beweise zu finden: daß das mittelländische Meer vor seinem Durchbruche bei Gibraltar einen weit höhern Wasserstand hatte, als jetzt. Es ist eine wichtige Untersuchung, ob an den Meer Alpen, in und jenseits des Rhonethals, an den Cevennen und den spanischen Gebirgen sich nicht ähnliche Spuren von Lagern in derselben Höhe finden. Das Auffinden solcher Spuren würde den Beweis, den wir aus den Lagern am Apennin hernahmen, verstärken, das Nichtauffinden aber jenen Folgerungen noch nicht widersprechen. Jedes Meer setzt nicht überall an seinen Küsten Bänke ab; es werden dieselben immer durch seine bleibenden oder zufälligen Strömungen verursacht. Auch die Untersuchung der griechischen, kleinasiatischen und africanischen Küsten in dieser Rücksicht, wäre sehr wünschenswerth.

Nehmen wir aber vorjest diese Erscheinung nur so, wie sie

an beiden Abdachungen der Apenninen sich darbietet, so ist klar, daß sich daraus für alles, was wir bei der ersten Schrift über den frühern Zustand des schwarzen und mittelländischen Meeres und die Durchbrüche derselben zum großen Ocean gesagt haben, höchst wichtige Folgerungen ableiten lassen.

Denn erstens: ist klar, daß das Meer einmal an beiden Abdachungen des Apennins so hoch herauf stehen mußte, als diese Sandbänke abgesetzt sind. Ob dieser hohe Stand ruhig und langedauernd war, oder ob unruhige Bewegungen den Sand heraufschoben, oder ob beides sichtbar wird, muß die genauere Untersuchung erst barthun.

Zweitens: da diese Lager Conchylien enthalten, wie sie noch jetzt im mittelländischen Meere leben, so mußte dies Meer diesen hohen Stand noch in der jetzigen Weltperiode und nach der Umwandlung der Formen des thierischen Lebens behaupten. Da diese Lager

drittens auch Reste von großen Seethieren, z. B. von Wal-fischen enthalten, so müssen diese, falls sie zu den noch lebenden Arten gehörten, nach dem Durchbruch das kleinere Becken verlassen und sich in den großen Ocean gezogen haben. Da sich aber

viertens auch Knochen ausgestorbener Landthiere in denselben Hügeln finden, so ist zu untersuchen: ob diese in tiefern, ältern Lagern, abgesondert von den jüngern Lagern vorkommen; wo sie andeuten würden, daß dieses Meer schon in der vorletzten Periode der Erde denselben Raum eingenommen habe: — oder ob sie mit den jüngern Resten durcheinander gemischt liegen; dann deuteten sie auf eine gewaltsame Bewegung in diesem Meere, wodurch ältere Lager aufgebrochen und, vermischt mit den jüngern, zusammen hier abgesetzt wären. Rec. hofft also von der vollständigen Untersuchung jener Lager sehr viel; doch zunächst nur für die Aufklärung localer Bildungen, die dann freilich wichtige Folgerungen für das Allgemeine begründen würden, z. B. daß die Gestaltung der drei dies Meer umschließenden Erdtheile über die letzte Revolution hinaufreichte.

Die Uebersetzung dieses Werks ist leicht und fließend, doch fallen einige Ausdrücke auf, die sich schwerlich das Bürgerrecht in unserer Sprache erwerben werden, als: „Leben = Welt, bisher an“ u. s. w.

III.

Friedr. Schlegels Werke, erster und zweiter Theil: Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1812. Wien, 1822. Bei Mayer und Comp.

Gleiche Aufgabe hat der Darsteller der Literaturgeschichte mit dem der Weltgeschichte; denn wie dieser die Entwicklung und Gestaltung des menschlichen Geistes in der That nachweist, so dieser im Wort. Nicht unmittelbar schaffen, sondern auffassen, was andere geschaffen, sollen beide, und werden ihr Ziel um so sicherer erreichen, je weniger sie von Liebe oder Haß zu dem Betrachteten sich überwältigen lassen, weil dies die zur Anschauung erforderliche Ruhe nothwendig stören muß. Dem schwankenden Blicke wird dann mancher Zug anders erscheinen, als er ist und als er dem ruhigen Auge sich würde gezeigt haben, und manches Wesentliche wird übersehen werden. Sucht aber der Geschichtschreiber in der Darstellung zugleich seine Gesinnung zu zeigen, und die Geschichte nicht in dem weitern Sinne der Belehrung, die in ihr selbst liegt, sondern unmittelbar zum Beweise des von ihm für gut oder böß Erachteten zu benutzen, so wird er leicht, bei der Menge des Stoffs und der Allgemeinheit vieles Einzelnen, eine solche Auswahl treffen können, daß die beabsichtigte Lehre daraus hervorgeht. Diese gemischte Gattung wird jedoch mehr dem moralischen als historischen Zwecke dienen, ja dem historischen durch unvermeidliche Verfälschung in mancher Hinsicht schaden.

Zu der letztern, gemischten Gattung von historischen Schriften sind die literärhistorischen Vorlesungen des Hrn. Fr. Schlegel zu rechnen, welche die Richtungen in der Entwicklung des menschlichen Geistes, die von ihm für heilsam erachtet werden, überall auffuchen und auf alle Weise aufzufinden streben, solche als Wahrheit anpreisend; wogegen, was des Verfs. Beifall nicht hat, entweder geradezu als Irrthum, oder doch verwerflich, wenigstens gering und unwerth hingestellt wird. Nationalgefühl und geoffenbarte Religion werden hier als die Grundlagen, auf der die ~~alte~~ ^{neue} Literatur ruhen müsse, aufgestellt; welche Ansicht gewiß, auf einer ~~einseitigen~~ ^{einseitigen} Weise, als geschehen, entwickelt, sehr zu preisen wäre. ~~Wäre~~ ^{Wäre} der Verf. hat sie auf eine Art durch die ganze Literatur durchgeführt, die oft der unbefangenen Würdigung des Gegebenen Eintrag gethan, und woraus überall hervorbricht, daß es vorzüglich auf unsere Zeit abgesehen ist, um ihr eine Richtung zu geben, die auf den angegebenen Grundlagen beruhe, jedoch noch etwas näher bestimmt und enger begrenzt. Denn nicht sowohl Nationalität im Allgemeinen, sondern vielmehr in monarchischer und aristokratischer Form, so wie ferner nicht Re-

igion im weiteren Sinne, sondern hierarchische Staatsreligion treten hier überall als die vermeinte Heilsordnung hervor. Kunstwerke der Schrift, die sich auf das allgemein Menschliche beziehen, werden deshalb in diesen Vorlesungen als minder gut bezeichnet, und alles, was sich Nachtheiliges an ihnen entdecken läßt, oder was ihren Ruhm etwas herabsetzen könnte, beigebracht; andere dagegen, die sich nationale Gegenstände oder die geoffenbarte Religion zur Bearbeitung erwählten, auch wenn ihr edles Streben mißlungen ist, werden mit Enthusiasmus gepriesen, das, was sich etwa Gutes auffinden läßt, in das glänzendste Licht gestellt, über das Verfehlte aber glimpflich und entschuldigend hinweggeschlüpft.

Vor allem, sagt der Verf., habe er die Literatur in ihrem Einflusse auf das wirkliche Leben, auf das Schicksal der Nationen und den Gang der Zeiten darstellen wollen, und bemerkt, daß hier wie in allen seinen frühern Versuchen sein Bestreben dahin gegangen sey, zu einer vollkommenen Scheidung und rechten Erkenntniß des Guten und Bösen kräftig mitzuwirken. Das Gute und Böse aber eigentlich zu begründen, hat der Verf. nicht unternommen, sondern seine Ansicht als Wahrheit, das ihr Entgegenstehende als Irrthum und Lüge vorausgesetzt, so daß ein Nachspruch von oben herab durch das ganze Buch herrscht, der zwar bei der trefflichen Schreibart desselben eine zuversichtliche Ruhe und Gleichmäßigkeit über das Ganze verbreitet, nicht prüfende Leser leicht überwältigend, der aber den ernstlich Belehrung Suchenden von vorn herein mit Mißtrauen gegen die historische Glaubwürdigkeit des Buchs erfüllen muß. Schwer ist die Anklage der Vernunft, die ihr selbstständiges Streben nach der höchsten Erkenntniß als Irrthum und Lüge im Allgemeinen bezeichnet und den Menschen als einzig glücklich darstellt, wenn er sich einem Glauben ergibt, der doch, soll er nicht ein blinder d. h. ein des Menschen unwürdiger seyn, erst durch die Vernunft zur lebendigen Ueberzeugung werden kann. Nirgends drückt sich der Verf. bestimmt hierüber aus und vermeidet schlechterdings jede gründliche Erörterung dieser höchsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes; doch leuchtet es oft genug durch, daß das Gefühl in dem Höhern entscheiden soll, wodurch aber, ohne rechte Anwendung der Vernunft, eine grenzen- und formlose Schwärmeret entsteht, woran manche gelitten haben (denn mehr ein Leiden als ein Thun ist sie zu nennen), die der Verf. gern so darstellen möchte, als wären sie auf dem rechten Wege gewesen. Auf diese Weise und in so beschränkender Absonderung werden Religion und Nationalität, deren gehörige Anwendung in der Literatur unerlässlich ist zu ihrem Heil, eine Hemmung des menschlichen Geistes in seinem Streben nach größerer Entwicklung; ja eine Literatur und Bildung in dem Sinne dieser Vorlesungen würde in ihnen so behag-

lich eingezäumten Zustand versehen, daß bei dem natürlichen Gange zu gemächlicher Ruhe, die Völker zu einem bedeutenden Grade von Geistessträgheit herabsinken würden, wozu aber schwerlich die Anlagen des Menschen bestimmt sind. Bei dem Durchgehen der Vorlesungen werden wir die genannten An- oder vielmehr Absichten des Verf. nachweisen.

Sehr richtig hat der Verf. erkannt, daß die philosophische Bildung der Völker in einer Literaturgeschichte eine bedeutende Stelle einnehmen müsse, da ja die Kunstbildung innig verwebt ist mit der Ausbildung der sämmtlichen moralischen Kräfte eines Volkes. Daß es der Literatur nachtheilig sey, wenn sich die höheren Stände der Gesellschaft von ihr entfernen, und daß auch der Einfluß der Frauen ihr heilsam sey, sind unbestreitbare Wahrheiten, die der Verf. aufstellt; denn je allseitiger das Gebiet der Literatur wird, um so mehr wird sie ein edles Bild und eine kräftige Anregung des menschlichen Geistes seyn. Alles wahrhaft Menschliche muß in ihren Kreis aufgenommen werden, wenn sie zur Vollkommenheit gedeihen soll; und auch aus diesem Gesichtspunct erscheinen die beabsichtigten Beschränkungen des Verf., als weniger den Adel des Geistes anerkennend, ihn auf einer Mittelstufe von erreichbarer Vollkommenheit zurückhaltend.

In der ersten Vorlesung wird die griechische Poesie bis auf Sophokles geschildert, in der zweiten die spätere griechische Literatur, Sophistik und Philosophie nebst dem alexandrinischen Zeitalter. Die Schilderung der griechischen Poesie ist, obgleich geistreich, doch einer der ungenügendsten Theile dieses Werkes, indem man nirgends eine klare Ansicht von ihr erhält, und das wenige Gegebene noch vielfach so eingerichtet ist, daß es die Lieblingsansichten des Verf. im Politischen und Religiösen unserer Zeit zur Nuganwendung aufzufinden strebt. Wie überall zu großem Nachtheil einer richtigen Würdigung der Geisteserzeugnisse die Kunst von dem Verf. hintangestellt, die sittliche Seite dagegen hervorgehoben worden, welche jedoch nur in Verbindung mit jener eine wahre Kritik gewährt, so auch in der griechischen Literatur, wo dieses Verfahren leichter irre führt, als anderwo. So ist auch ohne Erwägung der verloren gegangenen Dichter nicht immer das sittliche Bestreben der noch vorhandenen genau zu bestimmen, weshalb wir die Bruchstücke und was uns über sie überliefert worden, nicht allein um den Reichthum der Literatur zu übersehen, sondern auch um den übrig gebliebenen nicht manches Falsche anzudichten, einer ernsten Prüfung unterwerfen müssen. Ueber den sittlichen Standpunct, den der Verf. dem Homer und Hesiod, den ältesten Denkmalen des griechischen Geistes, die uns erhalten sind, anweist, können wir nicht mit ihm übereinstimmen. Es heißt von beiden: „es ist diese Götterlehre (des Hesiod)

eigentlich ein entschiedener Materialismus, zwar noch nicht als System, als angebliche Wissenschaft und Philosophie, aber in dichterischer Einkleidung und dem Volksglauben sich anschließend. — Von Homer läßt sich dies nicht sagen, wenigstens tritt eine solche durchaus materielle Ansicht in ihm nirgends deutlich hervor. Es ist vielmehr in seinem durchaus bloß menschlichen Gemälde, wo die Götter bloß als Gestalten der dichterischen Einbildungskraft erscheinen, fast gar keine Beziehung sichtbar auf das, was wir in einem philosophischen und allgemeinen Sinn Religion nennen würden, oder solche ärtige Ansichten, die deren Stelle vertreten sollen. Es ist nicht Unglaube, Abläugnung oder eine verwerfliche materielle Auffassung dieser Verhältnisse, sondern vielmehr gänzliche Unwissenheit und kindliche Unbefangenheit, aber doch eben wie bei Kindern, hier und da mit einem schönen Gefühl, mit einer glücklichen Ahnung und mit einem einzelnen Lichtblick verbunden. — Wir also würden, nach unserer Ansicht, die Götterlehre des Hesiodus dem strengen und gerechten Tadel der alten Philosophen gern Preis geben, vom Homer dagegen ungleich günstiger urtheilen.“ Die Philosophen tabelten besonders, was die Götter unsittlich und lächerlich darstellte, und sie lächerlich darzustellen, that die homerische Poesie mehr, als die hesiodische. Wie der Verf. die homerische Poesie im Verhältniß zur Vorzeit betrachte, hat er nicht deutlich genug an den Tag gelegt, und er scheint das Verhältniß dieser Poesie zu der zunächst untergegangenen Hierarchie nicht anzuerkennen, wiewohl in der zweiten Auflage der Verf. der Annahme einer Priesterherrschaft bei den Griechen nicht widerstrebt. Vieles beweist, daß sie war, bis Heliengeschlechter dem blutigen Cultus reformirend eine andere Gestalt gaben. Von da an bildete sich, nach der Vollendung im Homer zu urtheilen, die Religion, die früher mehr auf den Ausdruck der Idee gezielt, wie sich aus so vielen Symbolen ergibt, immer menschlicher aus, und brachte durch den Contrast einer würdigen Idee von Gottheit mit den in menschlichen Verhältnissen ganz anders aussehenden Naturreligionsbegriffen, Gelegenheit zum Komischen und zur Ironie in die Mythologie. Viele Ideen verloren ihre frühere Bedeutung und nahmen, dem echten Sinne abgestorben, eine Gestalt an, die, zumal wenn Erklärung und Deutung hinzukam, Märchen erzeugen mußte, die spaßhaft genug ausfahen; und die Götter liefen dadurch Gefahr unter dichterischer Behandlung, vorzüglich in Verührung mit den Menschen gebracht, zuweilen mehr das Gefühl des Lachens als der Ehrfurcht zu erwecken. Auf einem Standpunct den Menschen gegenüber, der oft etwas Komisches hat, sehen wir die Götter in den homerischen Gedichten, in welchen wir jenes Vernichten der Bedeutung und das Umbilden zu bloßen Menschen, mit all ihrem Thun und ihren Leidenschaften, vollendet

erblicken. Dies Verfahren ist keine kindliche Unbefangenheit zu nennen, sondern ein heitres, halb ironisches Spiel mit Wesen, an die man in der Gestalt, in der man sie zum Vorwurf seiner Behandlung gemacht, nicht glaubt, sondern wo man das Vorgefundene als mährchenhafte Uebertreibung erachtend, kein Bedenken trägt, ähnlichen Ton in einer wenig ernsthaften Weise anzustimmen. In Hesiod ist dagegen das Bestreben, den Fabeln, die schon die homerische Behandlungsart erfahren, eine naturphilosophische Erklärung zu geben; was nahe lag, da die griechische Religion wirklich nur Naturanbetung war, und keines Sterblichen Weisheit aus ihr eine geoffenbarte oder auch nur eine von höherer Ahnung machen wird. Diese Lehre ist natürlich materialistisch; denn sie setzt die Materie mit einer inwohnenden Kraft, die aber nur die der Natur ist, als das Einzige, was es gibt, und was der Mensch anbeten kann. Anthropomorphistisch gestalten sich diese Naturreligionen immer, weil die Wirkungen der Materie als von einem Handeln ausgehend betrachtet werden, und weil der Mensch ohne höheren Begriff sich keine mit Willen handelnde Kraft außer der menschlichen denken kann, und so sich in die Materie überträgt und einen gemischten anthropomorphistischen Materialismus gestaltet, für welchen nichts gefährlicher ist, als wenn er zu einem völlig ausgebildeten Menschenthum wird und in dem Kreis aller Schwächen desselben sich bewegt. Von dieser Seite hat die homerische Poesie der griechischen Religion unter allen Dichtungen am meisten geschadet.

Unter allen bekannten Helbengebüchten ist überhaupt keins, welches einen weniger tiefen und religiösen Hintergrund eröffnete, als die homerischen Gesänge. An den Göttern ist durchaus nichts Heiliges, und der schneeige Olymp regt keine hohe Ahnung in dem Herzen der Menschen; denn dahin kommen sie ja nie. Der Tod eröffnet keine weite Aussicht, kein dunkles Geheimniß, und keine selbige Erwartung umgibt das Lebensende mit einem heiligen Schauer; sondern alles Glück in diesem Leben findend, preist der Schatten des Gestorbenen ein selbst in Taglohn hingebrauchtes Daseyn auf Erden, wenn es auch mit mancherlei Mangel verknüpft ist, glücklich gegen das Loos jenseits. Aller höhere romantische Schwung wird dadurch gelähmt, und der Nachruhm ist das Einzige, was noch begeistern kann zum Helbenthum; was freilich ein höchst edles, aber keineswegs ein wahrhaft romantisches Princip bildet. Späterhin werden wir zwar den Verf. die homerischen Gedichte unter die romantischen setzen sehen, und die gänzliche Unstatthaftigkeit dieser Annahme weiter erörtern. Es ist freilich nicht gerade nöthig, daß in einem Helbengebücht mit deutlichen Worten von dem Göttlichen und von den Erwartungen der menschlichen Seele die Rede sey; aber dann muß, soll anders eine romantische Aussicht darin seyn,

in dem Sittlichen der Personen eine auf Höheres sich beziehende Kraft, eine Seite des Gemüthes, die, nicht auf das Irdische gerichtet, wie der tief liegende Pulsschlag einer höheren Ahnung erscheint, sich vorfinden; um ihr Handeln und Leben muß sich, wie ein heiliger Anhauch des Geheimnisses, das Weben einer dunklen Ahnung ziehen. So bleibt dem Gedichte wenigstens das Echo des Romantischen, weil der Mensch wie von höherem Geiste getrieben erscheint, und nicht die irdische Befriedigung als das Vollendete und Letzte sich darstellt. In den homerischen Liedern ist auch nicht die leiseste Spur, nicht der allerfernste Nachhall einer höheren Ahnung, sondern jeder ist auf das Irdische gerichtet mit ganzem Herzen, daß er das Leben genieße, eh jene traurige Nede mit dem Tod eintrete. Aber das Leben der Griechen auf einer gewissen Bildungsstufe ist mit solcher Vollendung vorgestellt, alle Gestalten so richtig gezeichnet, ein so gesundes heiteres Leben überall verbreitet, und alles menschliche Begehren und Thun mit so unnachahmlicher Naivetät vor Augen geführt, daß die Harmonie und frische Gegenwart jener Gedichte sie zu einem erquickenden Quell dichterischen Genusses und zu einem ewigen Vorbild poetischer Darstellung machen.

Der Verf. trägt kein Bedenken, in dem Namen Homeros die Ansicht der Griechen von der Eigenthümlichkeit seiner Gedichte zu finden; denn weil alles darin mit so viel Wahrheit geschildert sey, so soll er, als Bürge der Wahrheit, „der Bürge“ geheissen haben, diese Bedeutung nämlich soll der Name haben. Allein wo Namen gedeutet werden sollen, muß in zweifelhaften Fällen, und der Name des Homer ist wahrlich zweifelhaft genug, die Analogie zu Rathe gezogen werden, um zur Wahrscheinlichkeit zu gelangen, die aber hier nicht zu Gunsten des Verf. entscheidet. Denn vom Gesange werden wohl die Dichter benannt, wie Hesiodos, Musaios, oder sie erscheinen als Priester einer Gottheit in ältester Zeit, wie Orpheus, Melampus, Olen; aber von dem Charakter ihrer Poesie in der vermeinten Art wäre außer diesem einen kein Name ertheilt worden, und darum können wir es auch hier nicht annehmen. Weit wahrscheinlicher ist es, doch wollen wir auch dies nicht verbürgen, daß Homeros Sänger im Allgemeinen bedeutet, nämlich von einem Wortstamm, den wir in ὀρνυμι, ὕμνος, imo, ψαλ-αμμου erblicken, der reden, singen, kurz den Ton bedeutet und auch in αἶω, ἰδω, ἰδω, ajo, bejahen, übrig ist. Wir würden dies gar nicht berührt haben, wenn nicht der Verfasser eine Neigung zeigte, mehr Bedeutung in manchem zu finden, als wir zu suchen bei vielem berechtigt sind. Denn gerade bei Gelegenheit des Homer wird noch eine Vermuthung aufgestellt, die durch nichts unterstützt werden kann, und doch einen bedeutenden Moment zum Gegenstande hat. Pissistratus, nämlich habe vielleicht nebenbei, so meint der

Verf., durch Sammlung der homerischen Gedichte. die Gefahr der wachsenden Persermacht im voraus fürchtend, den Sinn der Griechen durch Andenken hoher Thaten auf dem Schauplatz, woher die Gefahr drohte, aufmuntern und stimmen wollen. Was aber berechtigt uns, bei Pisistratus eine solche politische Voraussicht und ein fein durchdachtes Mittel, der künftigen Gefahr entgegenzuwirken, anzunehmen? Wahrlich einzig stünde dieser Zug von Politik in der alten griechischen Geschichte und würde wohl überall vergebens sein Gegenstück suchen. Später werden sich noch mehrere ähnliche Conjecturen uns darbieten, denen es bei allem Scharfsinn doch zu sehr an einleuchtenden Beweisen fehlt.

So wenig wir den Standpunct Homers nach allen Seiten richtig dargestellt glauben können, eben so wenig scheint uns der Geist und Gehalt des Aeschylos in das rechte Licht gesetzt. Der Verf. stellt diesen Dichter dar als klagend über das Versinken der ursprünglichen Erhabenheit und Größe der Natur und der Menschen zur Schwäche und Gemeinheit. Dies Bild, viel zu allgemein entworfen, scheint mehr vom Einzelnen abstrahirt zu seyn, als hervorgegangen aus einer Prüfung des innern Zusammenhangs seiner Werke. Bei jeder großartigen Phantasie muß die Wirklichkeit, die überhaupt mit den Gebilden derselben im Widerspruch steht, oder als klein erscheint, viel verlieren; aber davon bis zur Klage über Versunkenheit zum Gemeinen ist noch eine Kluft, oft ist es auch nur eine perspectivische Täuschung. Das sichtbare Wohlgefallen am Großartigen und der in dem gefesselten Prometheus ausgesprochene Troß mögen bei Beurtheilung der äschylischen Poesie leicht zu obigem Urtheil Veranlassung geben; gegen welches sich aber bei näherer Prüfung bedeutende Zweifel erheben, die zum wenigsten die Allgemeinheit jenes Urtheils sehr beschränken. Bei dramatischen Werken pflegt man vorzüglich den Charakter der handelnden Personen ins Auge zu fassen und daraus ein sittliches Urtheil zu bilden, woneben das Kunsturtheil häufig als das untergeordnete erscheint; welche Verfahrungsweise aber nur vorzüglich anwendbar ist, wo Charaktereildierung der überwiegende Zweck des Dichters ist. In der griechischen Tragödie dagegen müssen wir zuvörderst darauf achten, ob ein Stück in eine Trilogie gehöre, und welches die Idee derselben sey, wornach sich dann erst der Werth der einzelnen Stücke bestimmen läßt. Von Aeschylos haben wir noch eine ganze Trilogie erhalten, die *Dreistie*, deren Bau eine große Vollendung der Kunst zeigt, und aus der die Idee einer hohen, ewigen, in dunkeln Geheimniß waltenden Macht der Gerechtigkeit auf erhabene Weise spricht. Die Idee des Schicksals, das den Unschuldigen zum Schrecklichen treibt, erscheint hier überall als in des Menschen Brust gegründet und als seine eigne That, so gern er sie auch auf den feindlichen Dämon

schließen möchte. In verführend und den Abgrund der Verbrechen, der lange offen stand, mild schließend erscheint hier die Gottheit, die nur den Frevler, früher oder später, erfaßt. Diese Trilogie bietet demnach für obiges Urtheil keine Gewähr. — Die Perser sind eine Art historisches Drama, das aber mehr ein dramatisches Ansehn hat, als daß es wirklich ein solches ist, denn die Niederlage der Perser schildernd, dient es nur zur Verherrlichung Athens. So behandeln die Schussflehenden auch nur die Sage von dem Niederlassen des Danaos in Argos; in den Sieben gegen Thebe dagegen herrscht wieder die Schilderung des Menschen und des Schicksals, das in seiner Brust liegt, vor. Zwei Brüder, in wildem Haß entbrannt, morden sich und reizen viele mit ins Verderben; aber obgleich hier viel Wohlgefallen am Kriegerischen und überhaupt große Kraft erscheint, so findet sich doch kein Zug, der dem obigen Urtheil zu einiger Bestätigung gereichen könnte. Nur in dem einzigen Prometheus sehen wir Troß gegen die neuen Götter und Klage über die untergegangene Titanenwelt. Aber hätten wir uns wohl, aus diesem Stück, das das mittlere Drama einer Trilogie bildete, einen Schluß über den sittlichen Gehalt der äschylischen Poesie zu ziehen. Ein Freund des Rec. hat die Trilogie des Prometheus nach den Bruchstücken und der Sage auf eine scharfsinnige und geistvolle Weise in ihrem Zusammenhange construiert, wornach, wenn es dem Publicum mitgetheilt seyn wird, die Ansicht von dem gefesselten Prometheus eine Aenderung erleiden muß, indem die Idee dieser Trilogie in dem nothwendigen Maß der Gerechtigkeit zur sittlichen Weltordnung besteht. Wir sehen daher die äschylische Poesie mehr von der Idee der ewigen Gerechtigkeit und sittlichen Weltordnung, vor der kein Frevel besteht, erfüllt, als von der Klage über die Versunkenheit zum Gemeinen. — Da wir im Ganzen mit der Schilderung von Sophokles und Euripides übereinstimmen, so unterlassen wir einzelne Einwendungen und Erörterungen.

Ueber die dorische Poesie versucht der Verfasser kein Gemälde aufzustellen nach den überlieferten Nachrichten, sondern charakterisirt Pindar, weil uns von ihm allein noch eine bedeutende Anzahl Werke erhalten ist. Die Schilderung desselben umfaßt die Weise und das Verdienst des Dichters, erkennt aber, genau angesehen, doch das Bewundernswerthe in seinen Siegeshymnen nicht an. Denn darin, daß Pindar, um die Sieger der Kampfspiele zu preisen, auf das Lob der Heldengeschlechter, aus denen der Sieger stammte, ferner der Stadt, der er angehörte, u. a. m. überging, erblickt der Verfasser die Veranlassung zu manchen gewaltsamen Uebergängen. Allein diese Gewaltthätigkeit der Uebergänge ist mehr scheinbar; denn gerade darin ist Pindar so bewundernswerth, daß er seinen Liedern eine

so seine, innere Beziehung zu geben verstand, die überall eine hohe Besonnenheit bezeugt und die Meinung, die wohl mancher wegen Pracht und Kühnheit seiner Rede gehabt, als sey er ein in wilder Begeisterung hervorsprudelnder Dichter gewesen, hinlänglich zurückweist. Ist die Idee einer pindarischen Hymne uns klar geworden, so sehen wir alle Theile sich zu einem harmonischen, mit Weisheit geschaffenen Kunstwerk ordnen; und von dieser Seite Pindar in sein rechtes, seinen Werth hauptsächlich bestimmendes Licht zu setzen, haben neulich zwei geistvolle Philologen, Böckh und Dissen, auf scharfsinnige Weise unternommen und überraschend viel geleistet. Nur einer solchen würdigen Exegese kann es gelingen, die Alten in ihrem wahren Geist und Kunstwerth zu zeigen. Pindar ist der Vorwurf gemacht worden, den Persern, Griechenlands Feinden, geneigt gewesen zu seyn, worüber der Verf. sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt sich wohl erklären aus der auch in seinem Gedichte sichtbaren Abneigung gegen die Volksherrschaft, die schon damals in Griechenland manchen gewaltsamen Ausbruch veranlaßte und noch größere Verwilderung ahnen ließ; und aus der Vorliebe für die königliche Gewalt und die bei den dorischen Völkern überwiegende Herrschaft des Adels. Diese Form der Verfassung aber, die Monarchie und die Hoheit des Adels, erschien im Alterthume wenigstens nirgends in einem so glänzenden und so milden Lichte, als in dem persischen Kaiserthum (?), das, wie sehr auch einzelne Herrscher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war.“

Also wenn Pindar jene vaterlandsverrätherische Gesinnung gehabt hätte, so verdiente er dafür keine Sylbe des Tadelns, sondern eine schmeichelhafte Erklärung, wie er dazu gekommen, also doch immer noch ein indirectes Lob, weil er ja nur zu Gunsten der Monarchie und des Adels das Vaterland gern an den fremden Unterdrücker verrathen hätte! Ein von dem Individuum für edel gehaltenen Zweck kann doch nun und nimmermehr ein nach allen sittlichen Grundsätzen für schändlich geltendes Mittel oder auch, wenn die That fehlt, schlechte Gesinnung abeln. Eine heilsame Richtschnur des Handelns gibt jedem das Gesetz und der altgeheilte sittliche Grundsatz, und wenigstens in Beziehung auf andere hat keiner ein Recht, davon abzuweichen, wenn er sich auch befugt dünken mag, für sich davon zu halten, was ihm beliebt. Wir können darum in jenem beschönigenden Paragraphen über Pindars landesverrätherische Gesinnung nur einen Flecken dieses Buchs sehen, den wir übrigens weit entfernt sind dem Verf. zuzuschreiben, sondern nur der hier nicht gerathenen Darstellung.

Die gelungenste Schilderung im Gebiete der griechischen Literatur ist die der Philosophie, die in ihren beiden bedeutendsten

Äußerungen auf eine klare, einleuchtende Weise erörtert wird; eben so vorzüglich sind späterhin die Wirkungen der platonischen Philosophie, in Verbindung mit orientalischer Denkart, unter der Form des Neuplatonismus, geschildert. Nur in den Ansichten über Sokrates scheint der Verf. seinen Lieblingsmeinungen nachgegeben zu haben, wohin auch die gehört, überall etwas der Aristokratie Günstiges aufspüren zu wollen. Darum soll Sokrates dem aristokratischen Principe geneigt gewesen seyn, was vorzüglich daraus gefolgert wird, daß mehrere seiner Schüler und Nachfolger die spartanische Verfassung gelobt haben. Allein wenn ein solcher Beweis überall schwach erscheinen würde, so ist es besonders bedenklich, in einem Staate, wo die Politik jeden so unmittelbar berührte und wo immer Veranlassung war, diese oder jene Gesinnung zu fassen, einen solchen Schluß zu ziehen. Statt die historischen Ansichten zu erweitern, können Vermuthungen der Art nur verwirren; und da man auf solche Weise vieles angeblich Neue erblicken kann, so laufen wir Gefahr, die Geschichte mit unsern eignen Gesinnungen auszustatten und die Helden derselben zu Behikeln unserer Lieblingsmeinungen zu machen. Sokrates selbst gibt uns keinen Grund, ihm jene Gesinnung beizulegen. Er that, was ihm als Bürger oblag, mit Ernst und Fleiß, lebte einfach und suchte seine Mitbürger von dem Hochmuth der Wisserei zu heilen, die nur aus künstlich gefügten Scheingründen zusammengebaut, den Menschen abhielt, zur wahren Erkenntniß seiner selbst zu kommen. Daß wir das Höchste nicht deutlich erkennen, sondern nur ahnen können, war seine Lehre; und mit jener heitern Ironie, die ihm eigen war, nannte er die Ahnung des Höheren seinen Dämon, der ihm jene poetischen Bilder eingebe, mit denen er die geistige Anschauung darstellte. Wer die Geseze und Pflichten, als für das menschliche Zusammenleben nothwendig, heilig achtet, wie Sokrates gethan, und dabei, wie er, überall nur den eiteln Schein der Lüge zu zerstören sucht, einfach und prunklos, ohne eingebilddete Wisserei lebend, dem mag wohl jedes leidenschaftliche, selbstsüchtige Treiben mißfallen, komme es, von wem es wolle; er, leidenschaftslos in dieser Hinsicht, mag am wenigsten wünschen, daß der Staat von Unverständigen regiert, von Partien umhergetrieben werde. Aber von welcher Einrichtung er das wahre Heil erwartete, müssen wir billig von ihm selbst vernehmen und, wenn er darüber schweigt, nicht entscheiden wollen. Soll einmal die Vermuthung hier Raum haben, so ist nicht abzusehen, warum man nicht lieber annehmen sollte, Sokrates habe, als ein der Einfachheit des Lebens zugethaner Mann, die Einrichtung für die Beste gehalten, in welcher kein Prunk dorischer Edlen stattfindet, und in welcher kein persischer Kaiser, wenn auch nur zuweilen, seine Gewalt mißbrauchen kann. Wir wollen daher glauben, bis ein histo-

zisches Zeugniß uns eines bessern belehrt, Sokrates sey weder Demokrat noch Aristokrat gewesen, sondern wenn er denn schlechterdings etwas der Art seyn mußte, bloß Hautokrat, d. i. Selbstbeherrscher. Auch in der Ansicht von unserm Daseyn und der Erwartung nach dem Tode sehen wir diesem Weisen eine Gesinnung beigelegt, die des göltigen Beweises ermangelt. Bekanntlich hieß Sokrates, als der Tod ihm nahte, seine Freunde dem Askulap einen Hahn opfern, worin der Verf. den Gedanken, dies Leben sey nur eine Vorbereitung auf ein höheres, ausgedrückt glaubt. Dem Askulap opferten die Genesenden einen Hahn; mithin kann Sokrates nichts anders damit ausgedrückt haben, als daß er im Begriff sey von einer Krankheit zu genesen. Daß das andere Leben das wahre, das auf Erden nur eine Vorbereitung sey, liegt nicht in den Worten, und nirgends wird uns etwas von dieser Ansicht des Sokrates berichtet. Den Tod hielt er für kein Uebel, aber auch dann nicht, wenn es gar keine Fortdauer der Seele gäbe, weil ein schmerzloser Zustand kein Uebel zu nennen sey; das Leben aber, das in jenem Ausdruck als Uebel bezeichnet wird, konnte von ihm, auch ohne Glauben an ein besseres, so angesehen werden, da es ja nie ohne vielfache Beschwerden, Bedürfnisse, Schmerzen und Irrungen ist. Nirgends aber wird uns davon berichtet, daß Sokrates klar ausgesprochen habe, was er über die Fortdauer der Seele entschieden denke, noch viel weniger, daß er das Leben für eine Vorbereitung zu einem bessern halte; was auch in jenem Ausspruch nicht liegt, und daher, als etwas, was wir nicht wissen, nicht in ein Gemälde sokratischer Denkart und Philosophie aufgenommen werden kann.

Gegen die Sophisten wird der verdiente Tadel ausgesprochen, aber die Vorwürfe scheinen doch etwas zu stark, und es möchte vielleicht nicht alles Böse auf ihre Rechnung kommen, das zu ihrer Zeit herrschte. Da der Verf. überall in diesen Vorlesungen den Zweck hat, unsere Zeit von dem, was er für recht hält, zu belehren, damit sie die gewünschte Richtung nehme, so konnte er nicht anders als die wirklichen oder auch nur vermeinten Sophisten, die er nicht undeutlich für das positive Uebel unserer Zeit hält, schärfer rügen, als vielleicht sonst geschehen wäre. Denn es ist schwer zu glauben, daß die Sophisten das Verderben einer Zeit erzeugen, sondern sie selbst werden vielmehr durch die Auflösung der sittlichen Grundsätze hervorgerufen und wirken nun freilich, da sie so ganz zeitgemäß reden, viel Böses; aber als die ersten Schöpfer desselben können sie nie gelten. Griechenland ging unter, weil der Organismus des Staatskörpers von einem unheilbaren Uebel angegriffen war, das in Herrschsucht der einzelnen und Zwietracht aller bestand; und so mancher Staat aus andern Ursachen, ohne daß Sophisten — in dem Sinne des Verfassers nämlich — mitwirkten; denn wie

die Krankheiten des menschlichen Körpers mannichfaltig sind, so auch die der Staatskörper, von denen nicht alle an Hitze, sondern auch manche an Kälte versterben.

In der dritten Vorlesung erhalten wir einen Abriss der römischen Literatur, deren Hauptcharakter mit einem treffenden Zuge geschildert wird, daß er nämlich in dem hohen Gefühl der Würde des römischen Staates bestehe und den römischen Schriftten bei aller Nachahmung eine stolze Haltung und ein eigenthümliches Gepräge gebe. Den ältern Zeiten Roms schreibt der Verf. mit Niebuhr ein Heldengedicht zu, woran wir aber mit dem scharfsinnigen Beurtheiler der römischen Geschichte von Niebuhr zweifeln. Die alten Römer hatten, wenn wir auch die Erzählungen, die darüber vorhanden sind, mit dem günstigsten Auge ansehen, keine Heldenzeit, sondern waren ein Filialstaat der italischen, zumieist etruskischen Staaten, ohne Wanderung in die Ferne, ohne wunderbare Schicksale, ohne Ableitung der Heldengeschlechter von Göttern, ja wohl eigentlich ohne Heldengeschlechter, als priesterlicher Staat. Die Priesterherrschaft ist dem Heldenleben nicht günstig, sondern es muß ihr dies eher aufgedrungen werden, als daß sie es hervorruft, und wir sehen in den Heldensagen zumieist nur weltliche Macht in Thaten auftreten. Die kleinen Kämpfe der Römer in der Nähe der Stadt waren wohl nicht geeignet, eine Nationalsage von solchem Umfang hervorzubringen, daß ein Epos daraus hervorgehen konnte, das auch dann immer noch ein sehr historisches hätte werden müssen. Sodann aber böten die Römer das Beispiel dar, das in seiner Art einzig wäre, daß nämlich ein Volk in kurzer Zeit, und zwar in einer, wo Kriege oft mit Glück geführt, das Andenken heroischer Thaten frisch erhalten mußten, oder wo bei Unfällen der Muth damit gestärkt werden konnte, alles Gedächtniß dieser Lieder gänzlich verloren hätte, daß selbst die Frucht, die ein solches Gedicht für die Bildung zur Poesie im Allgemeinen hat, hier nicht zu Tage gekommen wäre. Denn wir sehen nur Bauern und Krieger im ältern römischen Volke, unbekümmert um Poesie und nicht aufgelegt, ihre Ausübung zu begünstigen. In Erwägung alles dieses kann man gerechten Zweifel gegen jene Ansicht hegen. Die Literatur der Römer ist ganz und gar aus Nachahmung der griechischen erwachsen und nie völlig in das Leben dieses Volkes übergegangen; was vorzüglich eben daran lag, daß kein nationales Gedicht vorhanden war, und daß keine eigenthümliche Philosophie sich gestaltete; denn nur durch beides vermag eine Literatur in einem Volke feste Wurzeln zu schlagen.

Daß die Römer der Tragödie ermangelten, sucht der Verf. aus Gründen herzuleiten, die wohl schwerlich als die wahren sich ausweisen möchten. „Mußte nicht auch, heißt es, bei einem Volke, wo

in großen Kampfspielen oft Hunderte von Löwen oder Elephanten, Gladiatoren zu Tausenden zu einer blütigen Belustigung und Augenweide aufgeopfert wurden, die Empfänglichkeit für die geistigern Schmerzgefühle des hohen Trauerspiels abgestumpft werden?“ Daß dies ein wahrhaft bedeutender Umstand, den angegebenen Mangel zu erklären, sey, bezweifeln wir, weil bei dem Menschen alles auf den Gesichtspunct, die Sachen zu betrachten, ankommt. Ein bloß körperliches Schauspiel nimmt den Sinn nur für die Aufmerksamkeit auf Stärke und Gewandtheit in Anspruch, und bei gänzlichem Mangel geistiger Anregung erscheint der Tod des Gladiators, der überdies als geringer an Bürgerwerth angesehen wird, was für den geistigen Eindruck von höchster Wichtigkeit ist, mehr gleichgültig und sinnlich, als daß er fähig wäre, ein wirkliches Interesse für die Persönlichkeit des Getödteten zu erwecken. Wir haben das Beispiel an unsern Soldaten vor Augen, von denen manche einem Fremden (also ohne Begeisterung für's Vaterland) aus bloßem Wohlgefallen am Soldatenstande dienen und die Schlachtfelder voll Leichen, das grauenvollste Schauspiel, das es geben kann, gleichgültig und kaltblütig ansehen, für die Rührungen der Tragödie aber dadurch nicht abgestumpft werden. An den sinnlichen Eindruck gewöhnt sich der Mensch, und die Tragödie ist ja auch nicht durch Mord und Abschachtung ergreifend; sondern dadurch, daß das Schicksal sich vor unsern Augen entwickelt, das einen Menschen, der uns auf irgend eine Weise als erhaben interessirt, (nicht einen erkauften Sklaven) in Schuld verstrickt, ergreift. Dies ruft die geistigen Gefühle aus ihrer Ruhe auf und ergreift die Seele mit unüberstehlicher Gewalt, weil ein Höheres in das Leben eintritt, und unser Daseyn in einer geheimnißvollen Macht beruhend erscheint. Der Grund liegt vielmehr in dem Leben und der Richtung des römischen Volkes, das nun einmal keine eigenthümliche Poesie hatte, selbst keine lyrische, die doch von allem Aeußern am unabhängigsten ist. So wie sie in allem Literarischen den Griechen nachahmten, so auch in der Tragödie, die sich nur da eigenthümlich entwickeln kann, wo vielseitige poetische Übung vorhergegangen ist. Aber die griechische Tragödie war so ganz aus dem Leben der Griechen hervorgegangen, in ihren Festen und der Religion begründet, mit dem Chore als wesentlichem Bestandtheil zur Ausbildung gelangt, daß an andern Orten, wo nicht gleiche Bedingungen im Leben lagen, nichts davon, in Nachahmung vorgebracht, ins Leben übergehen konnte. Nur als erster Anlaß zur eigenen Schöpfung und im Einzelnen als Muster kann diese Dichtung dem Fremden dienen, jede strenge Nachahmung ist verunglückt und wird es immer, weil ihre Wurzel nur in ihrem heimatlichen Boden grünt. Die neuere Komödie der Griechen kann überall nachgeahmt werden, denn

Ihr Geist ist Schilderung des Lebens und seiner Verhältnisse; aber auch sie hat, obgleich durch italische Anfänge zu einer Komödie begünstigt, die Römer nie über bloße Nachahmung erhoben, und liefert demnach einen zwar indirecten, doch nicht zu übersehenden Beweis dafür, daß der Mangel an Tragödie in den literarischen Verhältnissen Roms lag. So wie wir daher den obigen Grund des Verf. ablehnen, so glauben wir auch nicht mit folgender Erklärung über den Stoff zur römischen Tragödie einstimmen zu können. „Immer möchte es sonderbar scheinen, fährt der Verf. fort, warum bei so vielen Versuchen in der tragischen Dichtkunst, die Römer den Stoff dazu fast nie aus der vaterländischen Geschichte oder Sage entlehnten, da doch selbst die Tragödie der Neuern jene Gegenstände, die in so hohem Grade poetisch und nicht undramatisch sind, den Kampf der Horatier, die That des Brutus, oder die Selbstüberwindung und veränderte Gesinnung des Coriolan gewählt, und so der Poesie, was ursprünglich ihr Eigenthum war, wieder zugewandt und zurückgegeben hat? Ueber diese Frage gibt der eigenthümliche Charakter dieser historischen Dichtung einen ganz befriedigenden Aufschluß. Das in diesen Sagen sich aussprechende patriotische Gefühl stand der Gegenwart für die dramatische Darstellung noch zu nahe. Die Geschichte Coriolans mag zum Beispiel dienen. Wie hätte wohl ein römischer Dichter diesen Patricier in seinem ganzen anfänglichen Uebermuth gegen die Plebejer nach der Wahrheit darstellen können, zu der Zeit als die Gracchen das römische Volk vom demselben patricischen Uebermuth zu befreien strebten? Welche Erscheinung hätte der verbannte Coriolan auf dem römischen Theater machen können, wie er etwa im gerechten Unmuth die Vaterstadt mit bitterer Rede und nicht ohne treffenden Tadel schmäht, zu einer Zeit, wo der edelste und Freigesinnteste unter den letzten Römern; Sertorius, in der Verbannung unter den unbegrenzten lusitanischen und spanischen Völkern lebend, von dort aus das Vaterland zu retten und ein neues Rom zu gründen trachtete?“ u. s. w. So wie die Alten im Heldengedichte nur einen mythologisch historischen Stoff für zulässig hielten bis in spätere Zeit, so auch in der Tragödie, was schon im Ursprung derselben begründet lag. Selbst bei den Griechen, die im Trauerspiel eine hohe Kunstvollendung und Gewandtheit erlangt, bildete sich das eigentlich historische Trauerspiel nicht aus; denn Aeschylus Siegeslied über die Schlacht bei Salamis hat, so wenig wie dessen Vorgänger, eigentlich historischen Geist. Wie hätten nun die Römer, die das mythologische Trauerspiel sich nicht anzueignen verstanden, auf das schwerere historische kommen, und wo hätten sie die dazu erforderliche Übung und Gewandtheit erhalten sollen? Wir müssen daher dem ganzen Verhältniß und Gange der römischen Literatur zuschreiben, was der

Berf. aus besondern Gründen herleiten will. Von Horaz und Propertius heißt es, sie hätten wohl die Kraft besessen zum Abfassen eines Heldengedichts, wenn sie sich dieser Gattung hätten widmen wollen. Da diese aber sich zu anderen Gattungen wandten, so soll nun Virgil, vorzüglich wegen der Aeneis, der nationalste unter den römischen Dichtern seyn; mit welchem Urtheil der wohl schwerlich übereinstimmen kann, dessen Meinung nicht aus allzu großer Begierde nach nationalen Heldengedichten, schon durch das bloße gutgemeinte Streben darnach bestochen wird. National ist doch nur dann die Poesie, wenn sie das Leben und die Gemüthung des Volkes ausdrückt und abspiegelt, und Gestalten auftreten läßt, aus denen das vaterländische Gefühl spricht. Davon ist nun in der Aeneis nichts, gar nichts zu finden, sondern statt dessen Nachahmung des Homer und griechische Götterscenen, die sich um einen ganz frommen, aber für einen Helden gar zu friedlich bürgerlichen Mann, den Aeneas, in dem man die Tugenden eines Privatmanns wahrnimmt, in einem Zirkeltanz drehen. Das Beste an diesem nicht römisch-nationalen Gedicht sind die Stellen, wo die Leidenschaft der Liebe geschildert wird, in welchen wirklich Kraft und Feuer ist. Im übrigen kann man sich nicht erwehren, es gleich von vorn herein zu bedauern, daß dem bescheidenen, guten Aeneas nicht eine seiner sanftern häuslichen Gemüthsart zusagende Ruhe zu Theil geworden, anstatt so umhergetrieben zu werden in Lagen, in welchen Helden sich besser ausnehmen.

Die glänzendste Seite der römischen Literatur findet der Verf. mit Recht in der Redekunst und Geschichte; denn diese beiden kamen mit dem Leben in so unmittelbare Berührung, daß sie bei einem thatenreichen Volke mit öffentlichem Leben sich kräftig entwickeln mußten. Auch darin stimmen wir gern bei, daß Cicero's Styl, als zu prunkvoll, nicht unbedingt nachzuahmen sey, sondern daß andere, z. B. Cäsar, vorzuziehen seyn möchten. Cicero ahmte die Griechen nach und suchte ihre Redefülle sich anzueignen, wie er z. B. in dem Buche de natura Deorum sich rühmt, die griechische Reichhaltigkeit in Bezeichnung derselben Sache durch mehrere Benennungen, die den Gedanken nuanciren, erreicht zu haben; allein in der Natur der römischen Sprache liegt es, daß sie den griechischen Ausdruck nicht überall mit Glück nachahmen kann. Letztere ist weit flüssiger in den Worten und für die Zusammensetzung der Perioden weit mehr dialektisch ausgebildet, als die römische, die bei geringerer Beweglichkeit leicht, wenn sie der griechischen folgen will, statt eines reichen Redeflusses ein unnatürliches Pathos und Aufschwellen zeigt. Von Livius heißt es, daß er in der Sprache vollkommen sey, und daß die Kunst der Geschichtschreibung nach der rednerischen Form in ihm vollendet erscheine. Dies Lob pflegt man

dem Livius zu ertheilen; doch obgleich meist verdient, bedarf es einiger Einschränkung. Auch in der Wahl der Reden, die er den historischen Personen in den Mund legt, zeigt dieser Geschichtschreiber den Mangel an Kritik, den man so häufig an ihm wahrnimmt. Nur wenn die Reden in der Geschichte so genau mit dem Handeln der Personen und mit der Lage der Dinge übereinstimmen, daß man in ihnen die Motive der Begebenheiten und ein richtiges Auffassen der äußern Umstände erblickt, nur dann können sie als passender Schmuck der ausführlichern Geschichte gelten, insbesondere der republikanischen. Im Sallust sehen wir diese genaue Übereinstimmung, und werden deshalb nicht in der Anschauung der Begebenheiten durch die Reden gestört; wohl aber ist dies bei Livius in dem Zeitraum, wo der Staat noch gering und erst in der allmähigen Entwicklung begriffen war, der Fall. Wenn wir die Leute in Rom prachtholle Reden von der Würde des Staats halten hören, als sey aller Glanz und alle Kraft in Rom zu Hause, in dessen die kleinsten Balgereien, Verwüstungen der Aecker und unregelter Bauermunfug vor den Thoren Roms den Text zu jenen Slossen bilden, so kann man sich eines komischen Gefühls nicht erwehren. Die Darstellung überwiegt bei Livius überhaupt die historische Auffassung.

In der vierten Vorlesung wird die Epoche unter Hadrian und der Einfluß der orientalischen Denkart auf die abendländische Philosophie vortrefflich geschildert. Die mosaischen Bücher und die Poesie der Hebräer, so wie die Religion der Perser, folgen hierauf. Der Vergleichung der persischen und hebräischen Religion können wir nicht beistimmen, da beide, möchten sich noch so viel Vergleichungspuncte im Außern darbieten, doch in ihrem innern Wesen verschieden sind, weil die persische Religion wirklich nur Naturanbetung, die hebräische dagegen Offenbarung im eigentlichen Sinne ist. Ob sich der Materialismus der Naturreligion seiner gestalte, oder im ausgebildeten Anthropomorphismus sich vollendet sinnlich darstelle, ist nur Unterschied der Form, nicht des Wesens und Gehaltes. Die Perser beteten im Feuer ein Element an, das, auch noch so fein und geistig verstanden, doch nur Element bleibt, und Ormuzd und Ahriman, so sehr sie auch der hebräischen Lehre von Gott und dem Teufel ähnlich erscheinen, sind doch nur Licht und Finsterniß mit den daran geknüpften Ideen von Leben und Tod, vom Guten und Bösen. Nicht von Ormuzd geschaffen ist Ahriman, sondern steht als böses Princip neben ihm; aber in der hebräischen Religion ist auch der böse Geist ein von dem über allem, als dem von ihm Geschaffenen, stehenden Schöpfer, gleich den übrigen Geistern, erschaffen, und nur durch Abfall böse geworden. Nicht der Tod und die Finsterniß sind in dieser Lehre das Böse, sondern der

Hochmuth, wenn das Geschöpf, das nur sich auf den Schöpfer als Mittelpunct beziehen und nur in dieser Harmonie glücklich werden kann, sich losreißt von dem Höchsten, sich selbst das Höchste seyn will, und so verloren geht. Da nun die persische Religion nie den Schöpfer und das Geschaffene ganz zu trennen vermochte, so müssen wir sie für materialistisch halten, und es kann keine eigentliche, wesentliche Vergleichung mit der hebräischen stattfinden.

Nach diesen mancherlei Betrachtungen versucht es der Verf. in der zweiten Auflage, den Leser bestens zu unterhalten über das alte Testament (später auch über das neue), und es werden alle Geheimnisse der Form und Construction der heiligen Urkunden nachgewiesen. Dies wollen wir alles übergehen und nur daraus bemerken, was über die hebräische Sprache gesagt wird. „Die Aspiration ist am überwiegendsten im Hebräischen und den ihr verwandten Mundarten, und dieser vorherrschende Anhauch des höheren Geistes drückt sich auch in dem durchgehends begeisterten Ton der prophetischen Sprache aus, wie selbst in den grammatischen Formen der eigenthümliche Gebrauch, die Anknüpfung durch den Artikel, oder das Verbindungswort in den Präfixen, die persönliche Beziehung aber in den Suffixen mit dem Hauptworte zu verschmelzen, noch mit diesem assirablen Princip und Charakter zusammenhängt.“ Aus diesen Worten scheint hervorzugehen, daß der Geist vorzüglich in der Luft, die wir ein- und ausathmen, bestehe, denn in nichts anderm besteht die Aspiration, und diese soll ja doch dazu beitragen, die hebräische Sprache zu einem würdigen Vehikel der Offenbarung zu machen. Es wäre demnach kein bildlicher Ausdruck, wenn es in der Bibel heißt, Gott habe dem Menschen einen lebendigen Odem in seine Nase geblasen. Doch scheint diese Hypothese von der Göttlichkeit des Windes etwas gewagt.

Die fünfte Vorlesung ist den Indiern gewidmet, die sechste einem Rückblick auf Europa, in der siebenten aber wird über die älteste deutsche Poesie und das Mittelalter gehandelt, welches der Verf. von dem ihm oft gemachten Vorwurfe der Barbarei zu rechtfertigen sucht. Hier vermißt man jedoch zuvörderst eine Erörterung des Begriffs der Barbarei und eine genauere Sonderung der Zeiten und Länder. Denn nur durch Anerkennung und gehörige Würdigung der eigenthümlichen Bildung und des Geistes der Völker des Mittelalters läßt sich ermessen, welche Stufe von Aufklärung stattfand. Der Verfasser sucht darzuthun, daß die Wissenschaften nie ganz in jenen Zeiten untergegangen, und daß sie immer durch Abschreiben fortgepflanzt worden seyen. Wenn wir die Sache von dieser Seite erwägen und die classische Bildung zum Maßstab annehmen wollen, so muß die Vertheidigung schwach ausfallen. Denn was entscheidet es für die Bildung der Völker, wenn Einzelne

Schriften abschreiben, wozu sie zunächst durch den Zusammenhang mit Rom und der lateinischen Sprache in der Kirche veranlaßt werden? Was liegt an einem todtten Schatz von Handschriften, wenn kein Funken der darin enthaltenen Weisheit die Völker erleuchtet? Die hellenische Bildung schließt eine Aufklärung in sich, von der im Mittelalter nichts zu gewahren ist, weil von einer philosophischen Ausbildung und literarischen Entwicklung, die sich auf das ganze Volk verbreitet und selbst des Geringsten Eigenthum in einigem Grade wird durch die Sprache und die allgemeine Denkart, hier nicht die Rede seyn kann. Aber Barbaren sind doch die Völker jener Zeiten nicht zu nennen, weil sie insoweit ausgebildet waren, daß sie der religiösen Erkenntniß und Andacht nicht unfähig und in den ihre nächsten Verhältnisse betreffenden Dingen von hellem Verstande waren. Mit kräftigem Naturfinn wußten sie sich das Leben zu gestalten, und seine Verwickelungen oft scharfsinnig zu entscheiden. So sehr daher auch hier mancher Unterschied zu machen ist, so kann man doch im Allgemeinen das Mittelalter charakterisiren, als mit natürlichem Verstand und kräftigem Naturfenne begabt und in Leben und Religion das Gute entfaltend, das aus jenen beiden hervorgeht; dabei aber der literarischen Entwicklung und philosophischen Ausbildung, wie sie bei den Alten oder später bei den Neuern stattgefunden, entbehrend. Dies war freilich ein bedeutender Nachtheil, weil der Geist auf diese Weise in vielen Dingen nicht ausgebildet ward, wodurch Selbsterkenntniß und höhere Einsicht geschmälert werden mußte. Zwar meint der Verfasser, man solle bedenken, daß die literarisch reichsten Zeiten nicht immer die moralisch besten und größten und politisch glücklichsten seyen, was wir an Rom als Beispiel sehen könnten. Literarischer Reichtum ist immer Folge eines angeregten geistigen Interesses und beweist das Nachdenken und die Beschäftigung des Geistes, zeugt mithin von einem nicht dumpfen Zustande. Freilich kann sich auch dieser Reichtum in moralisch verderbten Zeiten finden; allein dies kann ihn doch im Allgemeinen nicht verdächtig, und Zeiten ohne denselben annehmlich machen. Allerdings kann der Mensch auch ohne besondere Geistesbildung, in den Berrichtungen des Lebens geübt und mit einem weiter nicht überlegten, von außen eingepprägten Glauben an Gott, in Befriedigung seiner verschiedenen Appetite ein ganz behagliches Leben führen, wie das Volk der Phäaken, bei dem sich immer am Herde der Spieß dreht; aber das kann nicht das Würdigste seyn, was der Mensch nach seinen Anlagen erreichen soll. Auf Kosten des Geistes darf kein Eldorado der Behaglichkeit erkauft werden, soll man sich nicht den Vorwurf am Ende machen, das anvertraute Gut der Vernunft vernachlässigt und nicht unserer Bestimmung würdig gelebt zu haben, die in diesem irdischen Daseyn die

Entwicklung unsers ganzen Selbst umfassen muß. Das Beispiel von Rom paßt wenig oder vielmehr nicht, denn dieser Staat verdankte zu keiner Zeit der Literatur einen Einfluß auf seine Existenz und hat eigentlich nie literarischen Reichthum besessen, so wenig als je eine eigenthümlich ausgebildete Philosophie; sondern das Ganze war aus der Fremde geholt, nur theilweise in Rom gewurzelt, aber nie in ein dem Staate verderbliches Unkraut ausgeschlagen.

Unter den Liedern, die Karl der Große sammeln ließ, will der Verf., wenn auch nicht der Form, doch zum Theil dem Inhalte nach, das Nibelungenlied und Heldenbuch verstehen. Eginhard sagt nur, Karl habe Lieder, welche die Thaten der Könige enthielten, sammeln lassen; und bei dieser unbestimmten Nachricht muß daher jede Vermuthung über den Sagenkreis, den sie umfaßten, sehr schwankend bleiben, denn bei den Germanen war es schon frühe, nach Tacitus Bericht, Sitte, Heldenthaten in Liedern zu verherrlichen. Sollte Karl nicht vorzüglich auf fränkische Sagen gesehen haben? Sollte Eginhard unter dem Namen „Könige“ auch den Attila, um welchen sich doch das Nibelungenlied bewegt, haben mitzählen wollen? Dies und noch manches andre macht uns jene Vermuthung zu ungewiß, als daß wir uns geneigt fühlen könnten, sie für annehmbar zu halten.

Die erste kunstreichere Entwicklung und größere Ausdehnung erhielt die Poesie im Mittelalter durch den sogenannten Minnegefang, den aber der Verf. zu weit ausgebehnt nimmt und überhaupt von Liebesliedern versteht. So kann man nicht Petrarca unter die Minnebdichter zählen, wie hier geschehen, sondern kann nur unter dieser Gattung die Art Poesie verstehen, welche durchaus in einem gewissen Geiste übereinstimmend an fürstlichen Höfen blühte und sich selbst als Hofpoesie, und zwar als eine kunstreiche, anerkannte, nach Regeln dichtend. So singt Walter von der Vogelweide: „o we hoveliches Singen, Das Dich ungefuege Doene Solten in ze Hove verdringen;“ und in diesem Sinne beklagen sich mehrere der spätern Sänger gegen jene „Kunstelosen Schalke“, die sich an den Höfen einschlichen, ohne die Kunstregeln des Minnegefangs zu beobachten. Daß selbst die ältesten der uns bekannten Minnesänger gewisse Gesetze der Poetik, von nachahmungswerthen Vorgängern festgesetzt, anerkannten und befolgten, und daß dergestalt eine gewisse Uebereinstimmung und Verbindung unter ihnen gewesen, ist unverkennbar. Eine Kunst nennen sie ihr Dichten, und Meister, die es übten, jedoch natürlich nicht im Handwerkssinne. Petrarca aber, nicht in jener Weise, wenn auch oft in jenem Geiste dichtend und in nichts zu jener Dichtergenossenschaft gehörend, kann darum nicht zu den Minnesängern gezählt werden, so wenig als Sappho, Anakreon, Minermos u. a. m., die Liebeslieder dichteten. Der Minnegefang findet sich bei mehreren europäischen Völkern, am vollkommensten ent-

wirkelt in Frankreich und Deutschland, aber von einem italienischen Minnegesang, wovon der Verf. spricht, kann keine Rede seyn; denn wir finden in Italien im dreizehnten Jahrhunderte nichts anders als einige, ziemlich geistesarme Sänger, die keinen als den von den Troubadours einmal eingeführten Ton anzugeben wußten, und deren Liedern selbst der Reiz der unvergleichlichen provenzalischen Dichtformen abgeht. Die Dichtervereine, die Kaiser Friedrich zu Palermo bildete und unterstützte, waren nichts anders als eine poetische Akademie und würden sich passender mit dem bürgerlichen Meistergesang, oder den Dichtanstalten zu Toulouse und Barcelona vergleichen lassen. In dieselbe Ordnung gehört auch die castilianische (nicht eigentlich mit dem Verf. spanisch zu nennende) Kunstpoesie unter Johann II., gestorben 1454, die sich in noch engeren Schranken bewegt, und deren peinigende, geisttödtende Spitzfindigkeiten dem Verfasser als sinnreiche Gedankenspiele gelten. Mit Unrecht wird der edle Castillejo diesen frostigen Sängern beigelegt. Wenn man die häufigen Berührungen der europäischen Völker unter einander im Mittelalter betrachtet, so muß schon von vorn herein die Behauptung, daß der provenzalische und der deutsche Minnegesang von einander ganz unabhängig, und der letztere ohne allen Einfluß des erstern geblieben sey, etwas verdächtig erscheinen. Bei genauerer Ansicht der Sache ergibt es sich denn freilich, daß die Behauptung, die deutschen Minnelieder seyen von den provenzalischen und altfranzösischen „in der Liederform und auch in dem Charakter, in dem Gedankengang und der Gefühlsweise ganz verschieden,“ der Vertheidigung bedarf, und das um so mehr, da diese Behauptung, in sich unbegründet, der bisher gehegten Ansicht entgegentritt. Denn daß dieser Ausspruch sich nicht als das Ergebnis eignen Untersuchungen, die man bei der Unzulänglichkeit der früher bekannten Hülfsmittel von Seiten des Verfassers voraussetzen sollte, bewährt, wird selbst aus einer flüchtigen Ansicht der vor kurzem herausgegebenen Minnelieder der Troubadours offenbar. Man vergleiche die schätzbare Sammlung, die Raynouard veranstaltet hat. (*Choix des poésies originales des Troubadours par M. Raynouard. III. T. Paris. 1818.*) Wesentliche Verwandtschaft beider Literaturen zeigte bereits Bodmer in seinen neuen kritischen Briefen (1763. S. 78—98.) auf eine unüberlegliche Weise, und seine Ansicht hat sich in der Hauptsache durch die neuen Proben bestätigt; so daß es fast schwieriger ist, das Abweichende, sowohl in den äußern Verhältnissen der Minnedichter beider Nationen — um bei den Deutschen und Provenzalen zu bleiben; die altfranzösische Liederkunst schließt sich mehr an die provenzalische an, — als auch in dem Inhalt und der Form ihrer Dichtungen zu entwickeln. Hier ist zu rechnen unter andern, daß den Troubadours Jongleurs als dienende Begleiter auf die Schloßer der

Edlen folgten und zuweilen selbst in den Stand der ersten erhoben wurden, indem sie den Ritterschlag erhielten. Davon ist keine Spur bei den deutschen Minnesingern; dies macht aber auch den vornehmsten Unterschied zwischen beiden aus. Denn ob das den Deutschen gleichfalls fremde Institut der Minnehöfe aus der provenzalischen Dichtkunst selbst entsprungen ist, oder inwiefern es mit ihr in Verbindung stand, bleibt vorläufig unentschieden. Manches Abweichende ließe sich noch in dem Formellen der Poesie nachweisen; allein dies erscheint gegen das Uebereinstimmende nur unbedeutend, zumal da sich aus der Verschiedenheit der deutschen und romanischen Sprache manches Ungleichartige ergeben mußte. Beide Völker behandelten die Poesie auf dieselbe kunstmäßige Weise, und bei beiden sind dieselben Reim- und Wortspielereien. (Reimspielerei z. B. *faita, afaita, dezafaita, forfaita, refaita*, bei Guillaume de St. Didier. Im Deutschen: *seldebere, gebere, offenbere, froetdebere, verbere, gebere*, bei Gottfried von Nisen. Wortspielerei z. B. *aman, am, am, am, amar, amors*, wiederholt in allen Versen eines Gedichts des Rambaud d'Orange. Eben so: *lieb, liebe, liebes, liebet, lieber, lieblich*, sechzehnmal in einer Strophe des Chanzlers. Man vergleiche ferner Martess. Samml. I. 19. b. 77. b. 197. a. II. 281. a. u. a. m.) Eben so bei beiden dieselben Namen für gewisse Dichtarten. (Prov. *dansa, ballada*; deutsch: *Tanz, Reigen. aubada, Taglied; son, Ton, d. h. Melodie u. s. w.*). Endlich sind die Gegenstände gleich und auf verwandte Weise behandelt. Viele Ideen werden freilich als Gemeingut aller Völker betrachtet werden müssen; allein andre Züge beweisen deutlich, daß beide Poesien „in dem Charakter, dem Gedankengang und der Gefühlsweise“ nicht allein nicht „ganz verschieden,“ sondern selbst in hohem Grade verwandt sind: Ob nun aber diese Verwandtschaft im Materiellen wie Formellen zum Theil einer Mittheilung von provenzalischer Seite zuzuschreiben sey, — denn von deutscher wäre es unstatthaft anzunehmen, — verdient eine besondere Untersuchung. Der Verf. drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Wäre der deutsche Minnegefang entlehnt, so würden die Sänger doch bisweilen ihre Vorbilder erwähnen.“ Weit entfernt, anzunehmen, der deutsche Minnegefang wäre entlehnt, bemerken wir nur, daß schon Bodmer an dem angeführten Orte dargethan hat, wie ein Minnesänger, Rudolf von Neuenburg, einen Troubadour nachgeahmt, ohne ihn zu nennen. Doch kann es hier der Ort nicht seyn, weiter in diese Materie einzugehen, und das Angeführte mag deshalb hinreichen zum Beweise, daß wir nicht ohne Grund von der Ansicht des Verfassers abweichen.

In der achten Vorlesung spricht der Verf. von dem Sagenskreis des Artus und der Tafelrunde, von dem Einfluß der Kreuz-

züge und des Morgenlandes auf die Poesie des Abendlandes, den arabischen Liedern, dem persischen Heldenbuche von Ferdusi, der letzten Abfassung des Nibelungenliedes, von Wolfram von Eschenbach und der wahren Bedeutung der gothischen Baukunst, zuletzt von der späteren Poesie der Ritterzeit und dem Gedicht vom Eid: Was die Conjectur von Heinrich von Ofterdingen, als vermeintem Abfasser des Nibelungenliedes, betrifft, so wollen wir solche ganz übergehen, wie wir früher eine über Othin übergangen haben, da wir die meisten der in diesem Werke vorgebrachten historischen Vermuthungen als verfehlt betrachten, uns aber hier mehr auf das eigentlich Literarische beschränken müssen. Wo der Verf. von dem alten Gedicht vom Eid, von dem man annimmt, es sey etwa 50 Jahre nach dem Tode dieses Kriegers gedichtet, spricht und der komischen Züge erwähnt, die sich oft in Heldensagen eingemischt, sagt er: „Komische Züge der Art sind mehrere im spanischen Eid, z. B. wie er auf eine, freilich nicht ganz zu billigende, Weise, um Geld zum Kriege gegen die Mauren zu erhalten, einem jüdischen Wucherer einen Kasten mit Steinen als einen kostbaren Schatz versetzt; dann das natürliche Wunder, wie nach seinem Tode einer aus diesem Geschlecht dem aufgestellten Leichnam den Bart rupfen will, wo dann durch die Erschütterung das furchtbare Schwert eine Spanne lang aus der Scheide fährt, zu nicht geringem Schrecken des Verwagenden.“ Allein das Helbengebicht vom Eid enthält den letzten Zug nicht, da es überhaupt nicht den Tod des Helden umfaßt, sondern in den spätern Romanzen findet sich eine dieses Inhalts, wo jedoch die Sache keineswegs mit einem aus Eid's Geschlechte sich begibt, sondern mit einem Juden, der sich, ohne, wie Depping in der Ueberschrift dieser Romanze es erdichtet, einen Hieb bekommen zu haben, alsdann zum Christenthume bekehrt.

Die neunte Vorlesung ist der italienischen Literatur gewidmet und enthält, obgleich die kirchlich-politische Richtung des Verfassers einigemal sein Urtheil getrübt hat, des Schönen und Belehrenden viel. Bei Gelegenheit des Dante meint der Verf., das Christenthum sey nicht für die Poesie, was aber doch wohl so unbedingt nicht gelten dürfte. Freilich zu einem eigentlichen Helbengebicht gibt das Christenthum keinen passenden Stoff, weil das Epos durchaus historischen Gehalt haben muß. Da jedoch die Poesie den Menschen in einer ewigen geheimen Verbindung mit einer höhern Welt darstellt und das Hereinstrahlen göttlichen Lichts in dieses irdische Daseyn abspiegelt, so muß ihr nothwendig auch die Offenbarung Gottes in Menschengestalt und die damit verknüpfte unmittelbare Eröffnung der ewigen Geheimnisse einen höchst herrlichen Stoff darbieten, falls sie es versteht, die rechten Punkte in der Darstellung zu erfassen. Die Geburt des Heilandes an niederer Stätte, die An-

betung der Hirten, die nach dem Gnadenkinde ziehenden Könige, die Flucht nach Aegypten, kurz alle die Liebe und Demuth, offenbart inmitten verderbter Menschen, offenbart zu ihrem Heil, bietet nicht nur zu lyrischen Ergüssen, sondern auch zu den lieblichsten idyllischen Darstellungen den edelsten Stoff dar; denn weil Christus neben der göttlichen auch die ganze reinsten menschliche Natur hatte, so ist in den Darstellungen seines Wandels die innigste Harmonie des Göttlichen und Menschlichen, wie sie nur die Poesie auszudrücken vermag, erreichbar. Aber nicht gesuchte Bilderpracht und nicht Ringen nach pathetischer Rede wird ein Bild geben von dem, was in Demuth und Einfalt erschienen.

Dante, obgleich religiöser und katholischer Dichter, mithin dem Verf. zwiefach zusagend, kommt doch nicht ohne Tadel davon, sondern erhält den Vorwurf „ghibellinischer Partei.“ Allein statt dem Dante zum Tadel zu gereichen, könnte vielleicht aus diesem Umstand, daß er den Ghibellinen geneigt war, ein nachtheiliges Licht auf die Gegenpartei fallen. Denn wenn ein Mann von tüchtigem Charakter, der von Religion im Innersten durchdrungen ist, so daß seine ganze Seele nur in ihr lebt, dennoch der weltlichen Macht, die gegen die Diener dieser Religion manches einzuwenden hat, sich zuwendet, so muß wohl manches in dem Bestreben derselben liegen, was nicht zur Religion gehört, oder wohl gar ihrem wahren Geist entgegenträuft. Denn so lange die Geistlichkeit ganz eine der Religion würdige Richtung hat, geht, nach der Anlage der menschlichen Natur, so viel Ehrfurcht von dem Amte auf die Person über, daß Niemand sich gegen sie auflehnt. Sollte daher auch der Ghibellinismus Tadel verdienen, so ist auch die Partei der Welfen, mit der es überall der Verf. hält, nicht damit zu verschonen, da sie denselben hervorgerufen und gleich viel Härte dargethan hat.

Ein eigentliches National-Heilengedicht, wornach der Verf. überall sucht, und das er, auch wo nur verfehltes Streben darnach gefunden wird, über die Maßen preist, konnte wegen der politischen Gestaltung der Nation nicht stattfinden, wogegen ihnen nun ein religiöses, seinen Grund in der christlichen Begeisterung habendes Gedicht als Ersatz für jenes geliehen wird, nämlich Lasso's befreites Jerusalem. Etwas, die italischen Sitten, die Volksthümlichkeit, italische Erinnerungen Darstellendes ist nicht darin, und so ist es mehr ein allgemeines Eigenthum der Poesie, als italisches Nationalgedicht. Die virgilische Form und der dadurch gehäufte epische Apparat schadet dem Gedicht, das nur da wahrhaft schön ist, wo es kein Epos ist, nämlich in den Ergüssen von Lasso's liebender Seele; allein in dem Ganzen gewahrt man nicht die eigentliche poetische Beherrschung des Stoffs, so daß es uns als völlig freie, lebendige Dichtung entgegenträte, wie bei Ariosto, Diesen aber sehr

der Verf. unter Tasso und Camoens, weil sein rasender Roland weder Nationales, noch Religiöses umfaßt, und darum muß er selbst unbillige Verkürzung seines Ruhms sich gefallen lassen; denn es heißt, wenn man den Bojardo gelesen, so sehe man, daß bei Ariost doch dasselbe sey, nur in glänzenderer Darstellung. Nachdem Pulci schon in dieser Weise gedichtet hatte, trat Bojardo auf; aber was er geschrieben, wollte gar nicht gefallen, und Berni mußte es erst einigermaßen lesbar zurechten. Woran kann dies liegen, wenn nicht in dem Mangel des poetischen Talents jenes Dichters? Denn daß die Italiener diese Dichtart zu schätzen wußten, bewiesen sie bei Ariost, dem der glänzendste Beifall zu Theil ward. Am Stoff ist zuletzt wenig gelegen, woher ihn der Dichter nimmt; für die Poesie ist er eine todte Masse, bis der Dichter mit prometheischer Kunst ihm den göttlichen Funken des Lebens vom Himmel zu holen versteht. Wenn es je einen Dichter gegeben, so ist es Ariost; er ist ganz sicher und leicht in der Behandlung, und das, worüber er gebieten will, ist ihm gleich unterthan; wie ein Zauberer steht er da: so oft er den Stab schwingt, erscheint eine vollendet schöne Welt; dem Meister gehorsam, bis er sie entläßt. Seine Poesie schließt sich um alles, wie ein glänzender Krystall, an dem das Natürliche in verklärter Frische erscheint. Der Stoff seines Gedichts ist von dem Art, daß er allen zusagt, und so, wenn auch nicht als nationaler; doch als allgemein menschlicher erscheint; denn Heldenthum und Liebe sprechen alle Herzen in allen Zonen an. Wie nun alles Herrliche leicht durch den Gegensatz des Wirklichen, auch bei aller Liebe, die wir dazu fühlen, die Farbe des Ironischen und der Parodie in der Uebertreibung erhält, so ist es auch hier geschehen, und die Valadine müssen sich nach der Laune des sie übrigens liebenden Dichters bequemen, uns in allerlei komischen Auftritten zu erheitern. Diese Ironie tritt oft im Romantischen hervor, weil sie die Liebe zum Gegenstande nicht ausschließt, sondern nur mit der Begeisterung und dem Schönen ein heiteres, argloses Spiel treibt. Daß die Italiener Stanzas aus Tasso's Epos singen, kann nicht für das Ganze zeugen, so wenig als ihn dies irgend über Ariosto erhebt; denn bei diesem tritt das Gefühl nicht in einzelnen Ergüssen, wie bei Tasso, hervor, sondern alles Einzelne steht nur da als zu der ganzen Zauberlandschaft gehörig und da seine rechte Stelle findend, während manche Stellen des Tasso, voll Gefühl und schmelzender Liebesglut, eigentlich mit dem befreiten Jerusalem nicht mehr zusammenhängen und nicht mehr in der Idee des Ganzen begründet sind, als mit jedem andern Epos, in das sie als Episoden konnten geschoben werden. Tasso's Concetti würde man mit dem Verf. lieber übersehen und entschuldigen, wenn sie nicht in Mart'no einen so lüppigen, widerlichen Nachwuchs getrieben. Machiavell's große

Talento als Geschichtschreiber findet man hier gebührend gewürdigt; doch dürfte man sich versucht fühlen, in der Politik es ihm eher zum Lobe, als zum Tadel anzurechnen, daß er dieser Wissenschaft oder Kunst kein religiöses Princip zum Grunde legte. Denn es möchte am Ende doch wohl hiemit zumeist, so lange die Kirche nicht selbst hinlängliche Macht in den Gemüthern der Menschen hat, um die Forderungen der Religion über die der Politik zu stellen, nur zu einer Heuchelei und Entwürdigung des Heiligen kommen, welcher die weltliche List und Gewaltthat immer noch vorzuziehen und auch eher noch abzutreiben ist, auf keinen Fall aber eine solche moralische Vergiftung mit sich führt, als jene.

Zehnte Vorlesung. Ueber die Literatur der nördlichsten und östlichen Völker in Europa; über die Scholastik und deutsche Mystik des Mittelalters, und über die Reformation, wo uns Luther, wie nach der bisher bemerkten Richtung des Buchs vorausszusehen, nicht als heilbringend geschildert wird. In der funfzehnten Vorlesung, wo über deutsche Philosophie geredet wird, heißt es unter andern von ihm: „Es liegen, so zu sagen, zwei Werten mit einander im Streite in dieser durch Gott und durch die Natur so starken, so reich ausgestatteten Männerseele, und wollen sie beide an sich reißen. Es ist überall in seinen Schriften wie ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen einem unerschütterlich festen Glauben und seiner eben so unbezwinglichen, wilden Leidenschaft zwischen Gott und ihm selber. Welche Wahl er nun an diesem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von seiner großen Geisteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt, so wie damals, das Urtheil nicht anders als verschieden und ganz entgegengesetzt ausfallen. Was mich selbst und mein Urtheil über ihn anbelangt, so darf ich es wohl kaum erst erwähnen, daß mir seine Schriften, wie sein Leben, keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir sehen, wie eine große, erhabene Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht und sich zum Verderben neigt.“ In dieser Art, über Luther zu reden, wird man gewiß wenig Billigkeit finden, wie man auch über die Reformation selbst denken möge. Ein Kampf des Guten mit dem Bösen war in Luther, wie in allen Menschen; aber männlich kämpfte er das Böse nieder, und nirgends ist die Zerrissenheit und der innere Zwiespalt, oder wohl gar das zu-Grunde-gehen einer starken Natur sichtbar in seinem Leben, seitdem er sich dem Werke der Reformation hingab. Bei der Beurtheilung des Menschen muß schlechterdings alles auf die Ueberzeugung desselben bezogen werden in allem, was nicht dem Geseze, dem Recht und der allgemeinen Moral zuwiderläuft; und wer wahrhaft aus Ueberzeugung und nicht um der Eitelkeit und dem Hochmuth Genüge zu leisten, ausspricht,

was er für heilsam erachtet in wissenschaftlichen und religiösen Dingen, kann unmöglich unter die Naturen gezählt werden, die durch eigne Schuld zu Grunde gehen. Nur festes Vertrauen auf Gott und die Wahrheit kann jene heroische Stärke gewähren, und jene Beredsamkeit, fromme und fröhliche Lieberkraft erzeugen, die ja auch selbst der Verf., der diesen großen Mann so ungünstig darstellt, ihm nicht absprechen kann. Wo das Gute und Böse kämpft, wo nicht eine unerschütterliche Wahrheit im Herzen wohnt, wird durch allen Glanz der Beredsamkeit, durch allen Schimmer der Poesie die Kälte eigner Theilnahmlosigkeit, gleichnerische Flecken der Lüge und inneres Schwanken durchbrechen, welches alles die ärgsten Feinde Luthers selbst mit getrübtetem Blicke bisher nicht zu entdecken vermochten. Hat der Verfasser hohes Seelenglück gefunden durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche, so wollen wir ihm Glück dazu wünschen; kann er die Reformation nicht billigen, so ist dies eine individuelle Ansicht und geht, so lange er ihr nichts Unwahres nachsagt, Niemand etwas an; wohl aber muß man ihm das Recht bestreiten, auf das Gemüth des Mannes, dessen Unbescholtenheit der Reformation so viel werth ist, einen Flecken zu werfen, der, wohl ausgelegt, lautet: sein Werk war Hochmuth und Lüge. Selbst in dem Reiche derer, die in dem von dem Verf. sogenannten Irrthum wandeln, kann Luther nicht gezählt werden, da er nicht auf philosophischem Wege reformirte, sondern rein historisch und eregetisch, die Erklärung des Geheimnisses selbst nicht versuchend. Doch geschieht es wohl zuwille, daß diejenigen im Publicum, welche die spätere, fatale Aufklärerei hassen, wenn sie von der katholischen Partei sind, solche mit der Reformation in eins werfen, und Luther selbst als den Urheber betrachten; aber ganz und gar mit Unrecht, denn die Aufklärerei ist größtentheils von der Erweiterung der physikalischen Kenntnisse ausgegangen, weil hiermit viel geheimnißvoller Wahn zerstört ward, bis man, dadurch fortgerissen, zuletzt auch das höchste Geheimniß antastete. Ueberhaupt ist die allgemeine Rubrik von Wahrheit und Irrthum, wie sie der Verf. angenommen hat, in der Geschichte, wo jede besondre Erscheinung ihre eigne Stelle verlangt, wenig annehmbar, selbst wenn auch das, was er für Irrthum ausgibt, als solcher überall erweislich wäre.

Elfte Vorlesung. Allgemeine Betrachtung über die Philosophie vor und nach der Reformation. Poesie der katholischen Völker, der Spanier, Portugiesen und Italiener. Garcilaso, Garcilla, Camoens, Tasso, Guarini, Marino und Cervantes. — Bei dem religiösen und nationalen Gesichtspuncte des Verf. ließ es sich erwarten, daß das Treffliche der spanischen Poesie ihn besonders ansprechen mußte, und als Nationalpoesie mag man ihr gern den hohen Werth zugesiehen, den ihr der Verf. beilegt. Allein im Allgemei-

nen darf man wohl Bedenken tragen, Calderons Werk so hoch zu stellen, als hier gefordert wird. Die katholische Richtung wendete den Geist dieses Dichters mehr auf das Ueberriche der Phantasie, als daß sich ein philosophischer Blick in den Geist des Menschen und in die Tiefen des Gemüths klar bei ihm hätte entwickeln können, und somit entbehren seine dramatischen Stücke, im Ganzen genommen, der Characterschilderung, d. h. eines der unentbehrlichsten Elemente, wodurch erst die Handlung der Stücke ihre wahre Bedeutung erhält. Nirgends ist uns Blick in die Tiefe des menschlichen Gemüths und in das Schicksal, das, aus der Menschenbrust steigend, geheimnißvoll in das Leben tritt, bei Calderon vergönnt; wie wir dagegen bei Shakspeare, den der Verf. unter jenen stellt, ein wahres Handeln, aus der Tiefe des Lebens hervorgehend, sehen. Unverkennbar ist zwar die große Dichterkraft des Calderon; aber an Shakspeare, dessen Geiste durch den Protestantismus das Denken und die Philosophie als weitere Bahn eröffnet war, reicht er nicht, da bunte Bilder und ein milder Liebeshauch jene großartige Auffassung des Lebens weder zu ersezen, noch ihr gleich zu kommen vermögen. Für ein romantisches Heldengedicht würde Calderon besser gepaßt haben nach der Richtung, die er ergriffen; denn darin brauchen die Gestalten nur leicht vorüberzuschweben, und wir wollen darin keins eigentlich handelnden, sondern mehr von der Liebe und einer blühenden Phantasie in einer sonnigen, verklärten Landschaft und Umgebung umherschwebende Gestalten. Uebrigens soll uns auch bei Calderon der übertriebene Wüßschwall, nebst den langgedehnten Reden, die so oft, selbst im entscheidenden Momente, über Gebühr anhalten und mit sich spielen, nicht als wirklich echter Schmutz erscheinen, sondern als eine Mode, der der Dichter huldigte, wie Shakspeare der Wüßheit seiner Zeit. Oft sehen jene Reden fürwahr den Personen, wie bunte Kleider mit ungeheuer langen, stämmenden Schleiern, oder wie die weiten, vielfaltigen Pluderhosen. Mögen daher auch bei den übrigen Gattungen der Poesie Protestantismus und Katholicismus gleich stehen; in der höhern dramatischen Gattung muß man jenem, sowohl aus Gründen der größern philosophischen Freiheit, als auch schon allein historisch, nach dem Erfolg zu urtheilen, den Vorzug zugestehen. Dem niedrigeren Drama; dem Komischen und Burlesken, ist dagegen der Katholicismus vielfach günstig, weil er sinnliche Darstellung hoher Gegenstände gewährt, welches Witz und Ironie zum öftern hervorruft und ein Hauptquell der Parodie wird.

In der portugiesischen Poesie führt uns der Verf. einzig und allein die Lusade des Camöens vor und lobt sie auf eine Weise, die allerdings von dem Enthusiasmus des Verf. für diesen trefflichen Dichter zeugt, aber keineswegs für Andre genügen möchte.

Das Sonett, das der Verf. einst dem Camoens zusag, möchte wohl in edler Begeisterung dem Dichter als Vorbild dienen:

Des deutschen Ruhms Urkunde aus den Wogen

Empor zu halten, an die Rettung glaubend

aber in einer Literaturgeschichte muß doch auch gesagt werden, daß man beim Lesen an dem epischen Gerüste der virgilischen Form und an der übermäßig eingestreuten Mythologie, die sich, in dieser Fülle angebracht, neben dem Christlichen höchst frostig und geziert ausnimmt, sein gutes Theil zu schleppen hat; so daß ein harmonisches Gefühl des Ganzen nicht dabei empfunden wird, was doch am Ende über den Werth eines Gedichts entscheiden muß. Nur einzeln sind die hinreichenden, begeisterten Stellen in diesem Epos; aber auf diese beselligende Wärme folgt bald wieder der Frost des epischen Apparats und wird um so unangenehmer gefühlt, um so wärmer die vorhergehende Begeisterung war. Davon aber vermag, wie es scheint, der Verf., da er hier von einem Nationalepos, seiner Lieblingsache, handelt, nichts zu sehen, überall nur auf die vermeinte Geringsfügigkeit des Ariosto, der nicht den Stoff wählte, der dem Verf. heilsam dünkt, zurückkommend, wenn er sagt: „Wie den Schiffer berausende Wohlgerüche, schon von fern anwehend, in Wellen und Mühlsal erquickten und ihm die Nähe von Indien verkünden: so weht ein blühender, ja berausender Duft durch dieses unter dem indischen Himmel ersonnene Gedicht; es ist der süßlichste Glanz darüber verbreitet und, obwohl einfach in der Sprache, ernst in der Absicht und Anlage, übertrifft es an Farbe und Fülle der Phantasie bei weitem den Ariost, dem er es wagen durfte, den Kranz abzugewinnen.“ Daß es in Indien gut riecht, ist Camoens Schuld nicht, er hat es wohl beschrieben, aber nicht erfunden; wo aber jene Farbe und Fülle der Phantasie seyn soll, die den Ariost übertrifft, können wir nicht entdecken, und möchten mit Poins bei Shakspeare fragen: „Eure Gründe, Eure Gründe! wenn wir den herrlichen Ariost auch da, wo ihn doch sonst gerne jeder als Meister anerkennt, um seinen Ruhm sollen gebracht sehen. Interessanter und von tieferm Gefühl zeigt Camoens sich in seinen kleinen Gedichten, die aber der Verf. ganz übergeht, so wie auch die übrige portugiesische Poesie, von der man gerade durch die Lusade am wenigsten, namentlich ihrem eigentlichen Geiste nach, kennen lernt. Bernardin Ribeiro, Saa de Miranda, Ferreira, Rodriguez Lobo, Gil Vicente sind Dichter, die, wo der Geist der portugiesischen Literatur soll geschildert werden, nicht übergangen werden dürfen. Dieses, schwärmerisches Gefühl für die Natur, Blut der Liebe und eine ergreifende, erhabene Schwermuth sprechen aus ihnen an, so wie aus Camoens kleinen Gedichten, während die Lusade halb fremd ist.“

Zwölfte Vorlesung. Vom Roman. Dramatische Poesie der Spanier (wovon wir gleich bei der spanischen Literatur in der vorrigen Vorlesung gehandelt). Spenser, Shakspeare und Milton. Zeitalter Ludwigs XIV. und französisches Trauerspiel. — Dem Roman zeigt sich der Verf. auch weiterhin nicht günstig, und möchte überhaupt die Gegenwart nur indirect dargestellt haben, indem sie in die Sphäre der Sage oder Nationalerinnerung und Vergangenheit übertragen wird. Allein hiermit würde der Poesie eine höchst ergiebige Quelle abgeschnitten. Denn wie der menschliche Geist in allen Verhältnissen des Lebens seine geheimnißvolle Tiefe nicht verleugnet, so bietet er auch immer den reichhaltigsten Stoff zur Schilderung dar; und wenn der Dichter es vermag, unsre nächste Umgebung, den Boden, auf dem wir stehen, von den Afern des wahren, innersten Lebens durchzogen darzustellen, so muß es um so mehr ergreifen, weil es hier um so unmittelbarer uns entgegentritt. Indem die höchste Ahnung und Sehnsucht des Menschen sich in den jedesmaligen Verhältnissen bricht in mannichfaltigem Licht, und das ganze Spiel der Leidenschaften dem Roman zur Schilderung offen steht, ist er eine der glücklichsten, den größten Spielraum gewährenden Formen. Freilich, wo der Roman die Poesie durch perspectivische Täuschung schaffen will und das Piquante polizeiwidriger Handlungen als Haupthebel gebraucht, etwas Ungewöhnliches uns vor Augen zu bringen, da ist ihm wenig Gutes nachzusagen; aber das Mißgeschick, auch schlechten Producten zur Hülle zu dienen, theilt diese Form mit jeder andern; wo aber das Leben in seinen feinsten Blüthen und Aromen hervorbricht und den Duft höherer Welt weit um sich verbreitet, wie in Pläne, Ottilie, Mignon, Heloise, da wird die Gesellschaft und Gegenwart, in der wir leben, höher geweiht, und gleichsam mit Augen sehen wir den Pulsschlag des Göttlichen in unsrer Nähe.

Von dem Romantischen sagt der Verfasser: „Es beruht dasselbe, nebst der schon bezeichneten innigen Anschließung an das Leben, wodurch es sich als eine lebendige Sagenpoesie von der bloß allegorischen Gedankenpoesie unterscheidet, nächstdem und vornämlich auf dem in dem Christenthum, und durch dasselbe auch in der Poesie herrschenden Liebesgeföhle, in welchem selbst das Leiden nur als Mittel der Verklärung erscheint, der tragische Ernst der alten Götterlehre und heidnischen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Phantasie sich auflöst, und dann auch unter den äußern Formen der Darstellung und der Sprache solche gewählt werden, welche jenem innern Liebesgeföhle und Spiel der Phantasie entsprechen. In diesem weitern Sinne, da das Romantische bloß die eigenthümliche christliche Schönheit und Poesie bezeichnet, sollte wohl alle Poesie romantisch seyn. In der That streitet auch das Romantische an-

sich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht. Die Sage von Troja und die homerischen Gesänge sind durchaus romantisch; so auch alles, was in indischen, persischen und andern orientalischen oder altnordischen und vorchristlichen europäischen Gedichten wahrhaft poetisch ist. Jene nordische Schule und ihre Dichtungen unterscheiden sich von dem eigentlich Romantischen nur dadurch, daß sie mehr Reste aus dem Heidenthum behalten hat; daher die größere Naturtiefe des alten Nordens, bei einem geringern Grade von christlicher Schönheit und Verklärung der Phantasie. Wo aber immer das höchste Leben mit Gefühl und ahnungsvoller Begeisterung in seiner tiefern Bedeutung ergriffen und dargestellt ist, da regen sich einzelne Anklänge wenigstens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freilich erst im Christenthume finden. Auch in den Tragikern der Alten sind die Anklänge dieses Gefühls ausgestreut und verbreitet, ungeachtet ihrer im Ganzen finstern und dunkeln Weltansicht; die innere Liebe bricht in edeln Gemüthern auch unter Irrthum und falschen Schreckbildern überall hervor. Nicht bloß die Kunst ist groß und bewundernswerth im Aeschylos und Sophokles, sondern auch die Gesinnung und das Gemüth. Nicht also in den lebendigen, nur in den künstlich gelehrten Dichtern des Alterthums wird dieses liebevoll Romantische vermist. Nicht dem Alten und Antiken, sondern nur dem unter uns fälschlich wieder aufgestellten Antikischen allein, das ohne innere Liebe bloß die Form der Alten nachkünstelt, ist das Romantische entgegengesetzt: so wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf das Leben fälschlich dadurch zu erreichen sucht, daß es sich ganz an die Gegenwart anschließt und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie sehr auch die Absicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrschaft der beschränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheim fällt."

Wir haben die ganze Stelle hergesezt, weil sie einen der wichtigsten literarischen Punkte betrifft, wesentlich bestimmend für die Ansicht über alte und neue Literatur. Das Romantische setzen wir gern mit dem Verf. in das angegebene Liebesgefühl, in welchem selbst das Leiden nur als Mittel der Verklärung erscheint, welches jedoch nicht geschehen kann, wenn nicht der Blick in eine höhere Region gerichtet ist, und der Glaube an eine höhere Welt der Liebe und eine Seligkeit nach diesem irdischen Daseyn alles Erklärende und Schmerzende hienieden mit sanfter Wärme lindert. Und darum können wir dem Verfasser in der Ansicht, das Antike sey ebenfalls romantisch, z. B. im Homer, in keiner Weise beistimmen. Nur in der Idee des irdischen Lebens ist alles Antike gegründet und darum durchaus unromantisch und der Gegensatz des Romantischen. Nicht ein einzigesmal tritt im Homer eine höhere, selige

Welt, die nach irdischem Leid uns erwartet, hervor, der schwache Schatten wird einst ein freudenloses Scheinleben haben; und darum mag das Auge sich nicht darauf richten, sondern weilt nur mit Wohlgefallen auf dieser Erde. Die Götter sind bei den Griechen keineswegs ein Quell der Liebe, sondern fast immer der Furcht, neidisch auf das Glück der Menschen und mit dem Geringssten zu befehdigen. Weil die Ansicht höherer Seelenwürde, erzeugt durch den Glauben an ihre hohe Bestimmung, dort fehlte, so konnte auch die Frauenliebe sich nicht über das Sinnliche erheben und nicht den schwärmerischen Charakter einer seligen Sehnsucht annehmen, wie die Offenbarung des Christenthums sie hervorgebracht hat durch den Glauben und die Lehre von der Liebe Gottes. Selbst im Orient hat diese nie recht Wurzel fassen können, weil, auch bei zuverlässigerm Glauben an die andre Welt, doch nur diese Welt in jener gesucht ward und ihre Freuden nur irdisch sind, wodurch natürlich die Gegenstände nur verschönert, nicht wahrhaft aus der Sinnlichkeit verklärt werden. Die höhere Weihe, die der Mensch durch das Christenthum erhielt, und die, wie wir sehen, alles Leben mit einer edlern, oft schwärmerischen Idee erfüllte, erzeugte auch jenes feine, ritterliche Ehrgefühl, das außerdem nie die Höhe erreicht hätte, die es wirklich erreichte. Wenn nun Hinschauen auf eine höhere, selige Welt, damit verknüpfte Frauenliebe und ritterliche Gesinnung das Romantische bilden, wie kann man das irgend im Homer finden, wo der einzige Trost der Nachruhm ist, und der einzige Hebel Besitz und Genuß? Wie kann man es überhaupt im Antiken finden, das einzig das Glück auf dieser Erde sucht? Denn die paar Mythenlehren bilden ganz und gar nicht den Geist des Antiken. Ausbrüche der Innigkeit und die Natvetät, die wir dort treffen, sind nicht romantisch, sondern allgemein menschlich und vertragen sich mit jeder Lebensansicht. Wir glauben daher annehmen zu müssen, daß das wahrhaft Romantische sich nur in der christlichen Lebensansicht und Liebe findet, daß im Orientalischen hie und da nur ein Anklang davon ist, das Antike ihm aber durchaus entgegengesetzt sey.

Von dem Romantischen kommt der Verfasser auf die englische Poesie; und hier muß man es wahrlich bewundern, wie vorgesezte Meinungen selbst den Gesichtspunct der genialsten Männer verklären können, so daß sie die Dinge in dem Lichte sehen, in welchem sie wünschen, daß sie erscheinen möchten. Man höre folgendes Urtheil: „Die Poesie der südlichen und katholisch gebliebenen Völker stand im sechzehnten und auch noch im siebzehnten Jahrhundert in genauem Zusammenhang, hatte wenigstens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern Ländern machte der Protestantismus eine merkliche Unterbrechung, indem überall, wo er herrschend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele

damit zusammenhängende bildliche und sinnbildliche Darstellung, poetische Ueberlieferungen, Legenden und Sagen ohne alle Kritik und Unterscheidung verworfen, verkannt und endlich vergessen wurden. So wie aber unter den protestantischen Ländern England in der Verfassung der geistlichen Gewalt und in den äußern Gebräuchen und Einrichtungen noch am meisten von der alten Kirche beibehielt: so blühte auch hier die Poesie zuerst wieder in kunstreicher Gestalt und schöner Bildung empor, und zwar ganz sich anknüpfend an die romantische Weise der südlichen katholischen Völker; Spenser, Shakspeare, Milton bestätigen dies. Wie sehr Shakspeare das Romantische der alten Ritterzeit und auch die südlicheren Farben der Phantasie in seinen Darstellungen liebte, darf nicht erst erinnert werden; Spenser ist selbst Ritterdichter, und er wie Milton folgten bestimmten romantischen, besonders italienischen Vorbildern.“ So möchte also der Verfasser die englische Poesie gern auf irgend eine Weise an den Katholicismus anknüpfen, weil er diesen für ausschließlich gut hält, während doch nur die durch den Protestantismus dem Dichter gegebene Freiheit dem Geiste Shakspeare's den weiten Spielraum gab, aus der Komödie, die er vorfand, seine dramatischen Riesenwerke zu bilden. Die Sagen, Legenden u. s. w., wovon der Verfasser spricht, gehören gar nicht hierzu, denn Shakspeare hat keine Legenden und Sagen des Katholicismus als poetischen Schmuck benutzt, sondern jenen aus der heidnischen Religion übriggebliebenen Aberglauben, den der Protestantismus nirgends zu zerstören vermochte und den erst später die Aufklärungswuth so unerbittlich auszurotten bemüht war, der aber selbst in unsern Tagen in protestantischen Köpfen hie und da unter dem Volke ein Plätzchen behauptet. Wollen wir daher nicht die verschiedensten Dinge unter einander mischen, um so uns selbst zu täuschen, sondern lieber jedem das Seine geben! Daß die Poesie in England gedeihen konnte, lag in der glücklichen äußern Lage; denn da die Reformation von dem Fürsten ausging, ward die Erschütterung nicht verheerend, wie in Deutschland. Warum, könnte man fragen, vermochte denn das katholische Frankreich mit jenen Legenden, Sagen u. s. w., wovon der Verfasser spricht, nichts anzufangen, sondern ahmte bloß die Alten nach und errang niemals den wahrhaft romantischen Geist? Dies Beispiel mag uns lehren, behutsam zu seyn in der Aufsuchung der Ursachen von solchen Erscheinungen, und am wenigsten einen Sündenbock zu erfinden, dem alle Schuld aufgeladen wird. Wenn Milton italienische Vorbilder hatte, so hatten diese Vorbilder den Virgil zum Vorbild, und wir sehen hierin nichts der Religion Anheimfallendes, so wie ja später Klopstock wieder die Engländer vor Augen hatte, obgleich ganz Protestant und wohl durch nichts Katholisch-Legendenartiges angelockt.

Liebe zur Bibel aber und die Begeisterung für biblische Gegenstände, vorzüglich geeignet, Werke wie das verlorne Paradies und die Messiasde hervorzubringen, sind dem Protestantismus mehr eigen, als dem Katholicismus; und gerade Luther war der bibelfesteste Mann, der aus der Quelle der heiligen Schrift jene klare, mannhaftige, freudige Begeisterung geschöpft, die ihm den unüberwindlichen, festen Glauben gab und ihn manch kräftiges Lied zu dichten trieb.

Bei allem Schönen, was der Verf. auf geistvolle Weise von Shakspeare sagt, leuchtet doch unverkennbar durch, daß er sich bemüht, ihn als einen Dichter darzustellen, der die wahre dramatische Höhe nicht erreicht habe. Hierauf zielt es auch, wenn er sagt, in den lyrischen und idyllischen Gedichten lerne man den großen Dichter erst ganz nach der ihm eigenen Gefühlswaise kennen, während er die Bühne nur als eine mehr prosaische Kunst der treuen Lebensnachbildung oder höchstens für eine herablassende Anwendung der höheren Poesie, wie für den großen Haufen, zu betrachten scheine. Wäre dies auch wirklich der Fall, so würde dies für seine dramatischen Poesien doch nicht im mindesten das Urtheil rechtfertigen, als seyen sie von dem Dichter selbst nicht zur Erreichung des Höchsten gebichtet worden, sondern als habe er dies in andrer Gattung gesucht. Denn ohne daß die ganze Kraft seines Geistes wirkte, hätten sie nie die Tiefe und Wahrheit erreichen können, die wir an ihnen erblicken, sie sind also immer aus der Fülle seines Geistes entsprungen, und das eigne Urtheil Shakspeare's könnte hier wenig beweisen, da auch Dichter in dem, wozu sie die Anlage ihres Geistes getrieben, irren können. So erwartete Petrarca auch seinen Ruhm von einem lateinischen Heldengedicht, weil er dies für den rechten Weg der Poesie erkannte, das, was aus seinem Herzen entsprungen, minder achtend. So mag gerade den gedankenreichsten, tiefsinnigsten Dichtern, wenn sie alle Gestalten hervorgerufen und vorüberschreiten lassen, am Ende die stille Glut des Gefühls und das sanfte Spiel des liebenden Herzens als das Feinste und Beste erscheinen, wie sich häufig in den stärksten Naturen die Milde findet. Daß aber jene zarte Poesie Shakspeare's weniger anerkannt ward, möchten wir weniger mit dem Verf. auf die Unempfänglichkeit der Menschen schieben, als auf die Eintönigkeit und den Mangel an Gedanken. Wenn man fast funfzig Gedichte hindurch immer den holden Gegenstand zur Heirath ermahnen hört, damit ein eben so schöner Sproßling die Welt ziere, so mag das noch so zart ausgedrückt seyn, es muß doch zuletzt, wie mannichfach auch der Ausdruck wechsle, einförmig erscheinen. Daß Shakspeare nicht das wahre Ziel erreicht, sondern die christlich verklärte Phantasie Calverton's, könnte man dem Verf. leicht zugeben, da am Ende solche Ansichten, persönliche religiöse Meinungen enthaltend, auf Förderung oder Hemmung der Poesie wenig wirken; wenn er aber meint, für die An-

wendung siehe uns Calderon näher, als Shakspeare, so kann man sich schwer enthalten, zu wünschen, diese Idee möge sich doch ja angehender Dichter nicht bemäflern, da auf diesem Wege für den Deutschen wenig Heil zu erwarten ist. Betrachten wir das Wesen des deutschen Geistes in seinem entschiedensten Ausdruck und das, was am schnellsten darauf fruchtbringend gewirkt, so sind seine Hauptzüge Gemüthlichkeit und Naturfönn, mit einem klaren Verstande zur Seite. Die Schriftsteller, die dies am reinsten darstellen, sind Luther und Göthe, und keine haben in dem Maße gewirkt, wie diese beiden. Ihnen kommen am nächsten in deutschem Gemüth, Phantasie und Verstand, Hamann und Arndt. Wir Deutsche können diese Verklärung von vorn herein nicht brauchen, weil die Phantasie nicht das vorwiegende Princip des deutschen Geistes ist; und darum kann uns der bloß blumige und sonnige Calderon und die christliche Sättigung, worauf das Drama bei ihm hinausläuft, nicht als Vorbild dienen. Treten wir aus den engen Schranken der religiös-politischen Ansicht, in welche der Verf. die Literatur einzwängt, so wird uns vom allgemein menschlichen Standpuncte Shakspeare nicht nur dem deutschen Geiste durchaus verwandt und entsprechend erscheinen, sondern überhaupt wird uns Calderon's Poesie als ein in seltener Farbenpracht blühender Garten, von köstlichen Aromen durchduftet und von dem Krystall springender Wasser durchblüht und gekühlt erscheinen, Shakspeare dagegen als das Universum mit Waldestrauschen, Meeresbrandung, mit der Nacht des Schicksals und den Sternen der Vorsehung darüber, mächtig durchweht von dem Odem des, der in ewigem Geheimniß thront. Alles, was in des Menschen Brust wohnt, erscheint auf dieser mächtigen Bühne, und wie es sich erhebt in Gelüsten und mächtiger anschwillt, bricht es sich an den unsichtbaren Schranken der ewigen Ordnung; und so spricht die hohe Lehre von allen diesen Blättern des Schicksals eindringlich und tief ergreifend des Menschen Herz.

Hierauf folgt die französische Literatur, und auch hier hat es der Verfasser versucht, seiner Lehre Bestätigung zu finden. Für die französische Poesie ist die letzte Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das eigentlich blühende und classische Zeitalter. Ronsard im sechzehnten Jahrhundert ist nur der entfernte Vorläufer jener großen Dichter unter Ludwig XIV.; Voltaire im achtzehnten ihr ihnen nicht mehr ganz gleicher Nachfolger, der, was in der Poesie jenes Zeitalters noch zu fehlen schien, zu ergänzen versuchte, obwohl nicht immer mit gleichem Glück. Der wesentliche Mangel, welcher die französische Dichtkunst am meisten drückt, ist, daß kein wahrhaft classisches und vollkommen gelungenes episches Nationalgedicht bei ihnen der Ausbildung der andern Gattungen voranging. Ronsard versuchte ein solches, er ist auch nicht ohne Feuer und Schwung, aber im Styl ist er voll von fal-

schem Schwalst, wie es oft geht, wenn man sich zuerst und mit einem Male aus der Barbarei herausarbeiten will, daß man in den entgegengesetzten Fehler des allzu Gesuchten, Gelehrten und Gefünstelten verfällt.“ Etwas weiter heißt es: „Das Trauerspiel der Franzosen ist eigentlich der glänzendste Theil ihrer poetischen Literatur und derjenige, welcher auch mit Recht immer die Aufmerksamkeit der andern Nationen am meisten auf sich gezogen hat. Ihre Tragödie entspricht so ganz dem Bedürfniß ihres Nationalcharakters und ihrer eigenthümlichen Gefühlsweise, daß der hohe Werth, welchen sie darauf legen, sehr begreiflich ist, ungeachtet die ältere französische Tragödie fast nie Gegenstände aus der einheimischen Nationalgeschichte darstellte. Zwar ist nicht zu läugnen, daß alle diese Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche sie uns darstellt, mit der Sprache auch manche andere Eigenschaft der Franzosen angenommen haben. An sich ist auch diese Verwandlung und Aneignung des Ausländischen in der Poesie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, daß die französische Tragödie immer nur fremde und fast nie französische Helden darstellt. Es ist dieses zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epischen Gedichts. Auch wären die meisten tragischen Gegenstände der altfranzösischen Geschichte auf einer Bühne, die zunächst den Hof im Auge hatte, wegen gehässiger Erinnerungen oder Vergleichen wohl nicht gut angebracht gewesen. Ein Mangel blieb es immer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernstern Poesie, am wenigsten vom Trauerspiel ganz ausgeschlossen bleiben sollte. Als einen solchen erkannte es auch Voltaire und suchte dem Uebel abzuheffen, indem er Gegenstände aus der französischen Geschichte, überhaupt aber aus der romantischen Ritterzeit auf die Bühne brachte. Das erste hat damals keinen rechten Erfolg gehabt und erst in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; glücklicher ist ihm vor andern Franzosen der Versuch eines romantischen Trauerspiels gelungen.“

Die Anwendung, die der Verf. von vorhergegangenen epischen Gedichten auf die Tragödie macht, läßt sich nur auf Völker anwenden, die ihre ganze literarische Bildung unmittelbar aus sich entwickeln, und wo die Sagen Geschichte durch epische Gedichte allgemeiner Vorbereitung und den Stempel der Poesie erhält. Allein bei neueren Völkern leidet dies keine Anwendung, da sie in dem Romantischen durch das Ritterthum und seinen allgemein verbreiteten Geist, einen nicht speciell nationalen, aber doch bei jeder der verschiedenen christlichen Nationen, die in jenem Zusammenhang standen, anwendbaren Stoff haben, der so poetisch, so von historischen Rücksichten frei ist, daß er gleich für die dramatische Darstellung

brauchbar ist. Die andere für uns anwendbare Gattung ist das historische Trauerspiel, dem aber das Schicksal der Geschichte, nicht die Behandlung eines vorhergehenden Epos wichtig ist. Welches historische Epos vermöchte auch tiefer für eine historische Begebenheit zu interessiren, als die Geschichte selbst, in einer historischen, gebildeten Zeit? Denn wir müssen bei allen Einflüssen, die in der Literatur stattfinden, einen großen Unterschied machen zwischen dem Alten und Neuen. Für das Trauerspiel endlich, welches bloß das menschliche Gemüth im Allgemeinen zum Gegenstande hat, wie z. B. Hamlet, ist es gleichgültig, woher der Stoff genommen werde. Allein auch überhaupt genommen, ist das Trauerspiel gerade diejenige Gattung, wo das Nationalgefühl am wenigsten berührt werden kann und mithin am wenigsten berührt zu werden braucht. Denn die dem Trauerspiel inwohnende philosophische Idee und das Menschenschicksal, das sie ausdrückt und darstellt, muß, wenn das Werk gelungen seyn soll, überall hervorleuchten, und alles sich darauf beziehen, alles einzelne nur dienen, daß jene zum klaren Hervortreten komme. Die Idee des menschlichen Schicksals in Glück oder Unglück geht aber immer weit über die Schranken des Nationalen hinaus und führt uns in die Region, wo der Mensch, mit seinen Leidenschaften und Ahnungen, in Berührung kommt mit der ewigen Weltordnung und dem der Schöpfung zu Grunde liegenden Geheimniß. Dem Epos, dem Lustspiel, selbst dem lyrischen Gedicht wird daher das Nationale passender Gegenstand, in der wahren Tragödie aber verschwindet es vor einem höheren Geist, und in ihr macht es keinen Unterschied, welcher Nation die aufgeführten Menschen angehören; denn sie erkennt nur Menschen, nicht Nationalempfindungen. So lange kein großer Geist auf die Bühne einer Nation gewirkt hat, wie bei den Engländern Shakspeare, und sie dabei auf die Nachahmung eines unter ganz andern Bedingungen entstandenen Dramas verfällt, wie die Franzosen es mit der griechischen Tragödie machten, wird sich schwerlich etwas wahrhaft Lebendiges, Passendes gestalten. Sollten die Franzosen einmal ein großes dramatisches Genie erhalten, so wäre es möglich, daß sie die Kalkschale ihrer bisherigen Tragödie, in so blankem Silber sie auch servirt wird, verließen und zu einer wahrhaft lebendigen Poesie gelangten. Denn jetzt sehen wir nur ein tragisches hohles Gerüste, über das ein rhetorischer Purpurmantel gehängt wird, um den Blick zu täuschen, der vergeblich in dem innern leeren Raume nach einer belebenden Idee suchen würde.

In der dreizehnten Vorlesung schildert der Verfasser die Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Bossuet, Pascal. Veränderung der Denkart, Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des französischen Atheismus und Revolutionsgeistes. — Baco's Verdienste so wie die falsche

Aufklärerei werden vortrefflich geschildert. So verderblich aber auch diese Aufklärerei unstreitig gewirkt hat, so sollen wir doch nie vergessen, daß das eigentliche moralische Verderben nicht von ihr zunächst ausging, sondern von jenem feinen, im innersten Leben alle edlen Keime zerfressenden Gifte der Immoralität, das sich vorzüglich am Hofe Ludwig XIV. entwickelte, und obgleich schon früher hier und da um sich fressend, doch erst von da an als eine verheerende Seuche alle Zucht und Schaam, alle Treue und Redlichkeit zerstörte und von den höheren Regionen herab auch immer tiefer drang. Einer solchen Verderbtheit kam freilich die atheistische Lehre und Aufklärerei in vielem zu statten, ja diese ward oft nur von jener erst geweckt und diente ihr bloß. Vorzüglich aber ist man in unsern Tagen bemüht, alles moralische Verderben, alle sittliche Auflösung zuerst von falschen, oft auch nur vermeint falschen Theorien abzuweisen, während ihnen doch nur mitwirkende Kraft zugestanden werden kann. Unter den Schriftstellern, die man oft so leichtfertig als verderblich wirkend genannt hat, sind die reinsten und edelsten Menschen zu finden, die, von einem wissenschaftlichen Geiste getrieben, nach der Wahrheit suchten, und wenn sie sie nicht fanden, dafür keinen Tadel verdienen. Denn so leicht ist sie nicht zu finden, und für viele ist sie nun einmal da nicht zu finden, wo der Verfasser will, daß sie sey, nämlich in dem unmittelbar aus innerer Erleuchtung entspringenden Glauben, der nur eine besondere Gnadenwirkung seyn kann und sich nicht erzwingen läßt. Denn jene innere Offenbarung des Gewissens oder des sittlichen Gefühls, wie sie Jacobi aufstellte, bleibt ungenügend, wie der Verf. bemerkt, worin wir ihm vollkommen beistimmen müssen.

In der Geschichtschreibung der Engländer vermißt der Verf. eine befriedigende Philosophie oder, wie es vielmehr heißen sollte, eine bestimmte Richtung der Gesinnung, nach welcher sie die Thatfachen modeln; denn an Kritik fehlt es ihnen eben nicht, und dies dürfte doch nur die einzige sichtbare philosophische Seite der Geschichtschreibung seyn. Was jene vermißte Philosophie für Geschichte erzeugte, davon geben die historischen Vorlesungen des Verfassers ein bekanntes abschreckendes Beispiel, und dienen am besten dazu, die Lehre des Verf., Philosophie mit der Geschichte zu verbinden, als schädlich darzustellen. Daß Hume die Partei der Tories hält, ist, wie man nach der politischen Richtung des Verf. erwarten muß, ihm ganz recht. Wir würden von der Geschichte dieses scharfsinnigen Historikers noch mehr halten, wenn sie weder die Partei der Tories noch der Whigs, sondern bloß die der Wahrheit ergriffen hätte.

Weiter kommt der Verf. in der vierzehnten Vorlesung auf das, was er die Rückkehr der Franzosen zum Besseren nennt, nachdem er

vorher noch von der englischen Denkart prophezeit, daß ihr eine große Krisis bevorstehe. „Eine solche, sehr merkwürdige Rückkehr zur Wahrheit und wahren Philosophie hat besonders in Frankreich stattgefunden. Nachdem die Altäre, auf welchen vor kurzem noch die angebetete Göttin des Zeitalters, die Vernunft unter der Person einer Schauspielerin, oder sonst auf ähnliche Weise, treffender, als man vielleicht dachte, dargestellt und gefeiert worden, wieder gereinigt und der Religion zurückgegeben waren; nachdem sich auch jene neue Kirche, ohne allen bestimmten Glauben, die Gott- und Menschenliebberei, oder Theophilanthropie, in ihr Nichts aufgelöst hatte, erhoben sich von allen Seiten die Stimmen der unterdrückten Wahrheit. Ich meine hier nicht ausschließend jenen berühmten Schriftsteller, der seine glänzende und überströmende Beredsamkeit ganz der Religion widmete. Denn so sehr es an sich lobenswerth, so sehr es ganz an der rechten Zeit, so nothwendig es für die nächste Wirkung in dem damaligen Frankreich war, wenn Chateaubriand das Christenthum vorzüglich von der liebenswürdigen Seite und in seinen wohlthätigen Folgen schilderte, so ist dieser Redner doch mehr nur bei der äußern Erscheinung der Religion und bei dem Glanze derselben stehen geblieben, als daß er in den innern Geist, das eigentliche Wesen und in die Tiefen derselben ganz eingedrungen wäre. Viel tiefer ist seitdem la Mennais eingedrungen; am glücklichsten da, wo er mit erleuchteter Frömmigkeit ganz aus dem Licht dieses Glaubens spricht, wie er die Fülle desselben in sich fühlt; weniger da, wo er, in einem Streit befangen, zu dem seine Kräfte eigentlich nicht reichend sind, das Gesetz des Glaubens auf die Vernichtung aller Wissenschaft gründen will, wie es auch bei uns in früherer Zeit in einer andern mehr bloß moralischen Weise von Kant und Jacobi und ihren Anhängern geschehen, so daß er in dieser Beziehung oft als unbewußter Kantianer, obwohl in katholischer Absicht, redet. Es kann aber gewiß selbst für Frankreich nicht mehr an der Zeit seyn, mit der rousseauschen Beredsamkeit des Hasses und tödlichen Feindschaft gegen alle Wissenschaft anzugehen, da vielmehr schon der Augenblick näher gekommen ist, wo die wahre Wissenschaft, während die falsche größtentheils von selbst in ihrer eigenen Nichtigkeit zerfällt, von dem Geiste der Religion durchdrungen und überwunden, sich dauernd mit ihr ausöhnen und zu ihrer größeren Verherrlichung dienen soll. Diesem Ziele steht der Graf Maistre, als wohlwissender Kenner der tieferen Philosophie, viel näher, als alle andern Ultrascriptsteller, während er doch die katholische Sache gründlicher durchgeführt hat, als kein anderer. Daß er den deutschen Geist nicht verstanden hat, können wir ihm leicht verzeihen.“

Wir wollten wünschen, in die Freude des Verfassers über die religiöse Denkart der Franzosen einstimmen zu können; denn wir

möchten gerne das hohe Gut der Religion bei allen Völkern sehen, weil kein anderes so viel Glück und Segen um sich verbreitet; aber wir glauben gewiß, daß der Verf. sich hier durch einzelne Erscheinungen hat täuschen lassen. In einem Volke, wo die Vernunft so lange auf ganz einseitige Weise gänzlich vorgeherrscht hat, läßt sich gewiß nicht durch überströmende Phantasie, zumal durch süßliche, das Religiöse hervorrufen; denn es liegt in dem Wesen der Vernunft, daß sie mit viel Sicherheit an sich glaube, weil sie eine Folgereihe von Schlüssen mit der Empirie zu verbinden pflegt. Nur durch eine wissenschaftliche Ausführung dessen, was der Vernunft mit Recht könne gestattet werden, und dadurch, daß sie an ihre Grenze geführt werde, ihre Schranken erkenne und selbst einsehe, daß es für sie unauflöbliche Räthsel gebe, läßt sich bewirken, daß sie bescheidener werde und dem Religiösen den Eingang in das Gemüth nicht verweigere. Jene und noch mehr andere Schriftsteller aber wollten durch bloße Phantasie und einige leicht sich in sich selbst vernichtende Sophismen auf einmal eine ganze Nation umstimmen, wozu noch Missionen und Anhalten zum Gottesdienste kommen, die, wenn auch noch so wohlmeinend angeordnet, doch wohl im Ganzen nicht verlangt sind. Wessen Vernunft aber einige selbstständige Bildung erhalten hat, will aufgeklärt, belehrt, nicht überschrien, betäubt und eingekullt seyn. Hören und beurtheilen wir unbefangen, was über die Gesinnung der Franzosen verlautet, und lassen wir alle ultraschen und liberalen Declamationen und Gehässigkeiten bei Seite, so sehen wir, daß etwas mehr Ernst in die Nation gekommen durch die großen Erschütterungen, die sie erfahren, und daß vorzüglich, was noch von Germanischem in ihr verborgen lag, immer mehr zum Vorschein kommt: mehr Liebe zur Philosophie, zum Englischen und Deutschen, größere Begierde nach vielseitigem Unterricht, bessere Zucht und Sittlichkeit, Abneigung gegen das, was der Verf. die Rückkehr zur Wahrheit nennt, und Streben nach vernünftiger Ueberzeugung und Religiosität des Gemüths, nicht der Buntheit und der Sinne; dies alles nimmt man jetzt in Frankreich in der ganzen Mittelklasse, d. h. dem Kerne der Nation, wahr. Die früher Ausgewanderten müssen als eine eigene Nation betrachtet werden, die bis jetzt noch nicht mit der in den letzten dreißig Jahren zur Ausbildung gelangten sich wahrhaft hat verschmelzen wollen. Es steht daher zu erwarten, daß eine ernstere, tief eingehende Philosophie dort noch zur Religiosität führen werde, trotz dem Schaden, den jene von dem Verf. gepriesenen Phantastereien thun können und wahrscheinlich thun.

Ein wunderlicher Einfall muß es wohl scheinen, wenn der Verf., um jene Rückkehr in Frankreich zu beweisen, selbst Fremde

mit ins Spiel zu ziehen, sich nicht scheut. Er sagt: „Was mir daher in der neuesten französischen Literatur als das Wichtigste und Wesentlichste erscheint, das ist die schon früher berührte Rückkehr zur höheren sittlichen, gereinigten platonischen und christlichen Philosophie, wie sie selbst in Frankreich hie und da aus dem tiefsten Abgrunde des herrschenden Atheismus stattgefunden hat. Einigermassen hat dieselbe schon vor der Revolution, selbst in der Zeit des größten Verberbens, begonnen: nur daß erst nach der allgemeinen Rückkehr auf die feste Grundlage der Religion, die sich allein als unerschütterlich bewährt hatte, dieses Beginnen eine vollkommene Wirkung hatte und haben konnte. Einzelne, ganz vom Zeitalter abge sonderte und besser denkende Philosophen hat es immer gegeben, wie sehr auch der herrschende Zeitgeist im Allgemeinen verderbt seyn mochte. Ich nenne hier zuerst den Hemsterhuys, der, obwohl von Geburt kein Franzose, doch in dieser Sprache schrieb, und zwar so schön und harmonisch, ohne Zwang in der Art und mit der Annahme der Alten, daß auch von dieser Seite seine sokratischen Gespräche dem edlen platonischen und philosophisch christlichen Geiste entsprechen, der ihren Inhalt ausmacht.“ Es gibt, wenn wir nicht alles durch einander wirren wollen, nur Einen Punkt, der uns veranlassen kann, einen Fremden einer Nation zuzurechnen, wenn er nämlich, ganz von derselben Denkart und Gefühlswaise durchdrungen, in gleichem Sinne mit ihr handelt und spricht. Die bloße Wahl der Sprache kann unmöglich hiezu etwas thun, und schwerlich wird man die Schul- und anderen Leute, welche sich der lateinischen Sprache bedienen, deshalb unter die Römer rechnen. Hemsterhuys hatte, wie seine Schriften zeigen, eine von der französischen Denkart ganz abweichende, war geborner Holländer und bediente sich der französischen Sprache, weil die holländische aus manchen Gründen, z. B. weil sie nicht verbreitet ist, ihm nicht paßte. Aber Franzose ward er dadurch nicht, wie schön und geistreich er auch die Sprache dieses Volks schrieb; denn diese läßt sich erlernen, ohne Theil zu nehmen an Charakter und Denkart derer, denen sie gehört. Hemsterhuys hat, nach unserm Gefühl, so wiederholt er uns auch zur Lectüre angelockt, doch nicht geistreicher und schöner französisch geschrieben, als A. W. Schlegel, dessen Schreibart wir im Gegentheil als noch feiner vorziehen; sollen wir aber darum diesen Schriftsteller an die Franzosen abtreten? Wir würden dann noch lieber unsere Nachbarn Holländer plündern sehen, oder ein halb hundert Autoren, die nie französisch, sondern bloß laudernwelsch geschrieben, fahren lassen.

Die funfzehnte Vorlesung ist der deutschen Philosophie, Sprache und Poesie gewidmet und endigt mit der Schilderung der ersten Generation der neueren deutschen Literatur, zu welcher Generation die Schriftsteller gerechnet werden; deren Entwicklung und erste

Wirkungszeit in die funfziger Jahre fällt bis gegen die siebziger. Hier ist des Selbstvollen und Trefflichen viel gesagt, und die Verdienste der Einzelnen wohl erwogen hingestellt. Mit vorzüglicher Liebe weist der Verf. bei Klopstock, mit dem der Aufschwung der deutschen Poesie begann, erwähnt aber nicht, wie die englische Poesie, zu der die Liebe damals erwacht war, ihren Einfluß auf ihn übte. Daß Klopstock, obgleich hochgeachtet, doch nicht durchgreifend in der Poesie wirkte, kam gewiß daher, daß er, trotz allem hohen Nationalgefühl, doch durchaus nicht national war, und obgleich nicht ohne einen bedeutenden Grad poetischer Anlage, doch nicht dem Gemüthe die zur Dichtung nöthige Herrschaft einräumte, sondern zwischen Verstand und Gemüth in der Mitte schwebte, wodurch seinen Erzeugnissen die befriedigende Harmonie fehlt, die durch Schwung und Kraftanstrengung nicht ersetzt werden kann. Klopstock steht eigentlich auf der Grenze als Uebergangspunct, von der bloß formellen Poesie zu der wahren den Weg bahrend, so wie öfters philosophische Bemühungen von dem Atheismus und der Sinnlosigkeit als Uebergangspunct zu der Religiosität dienen, es aber selbst noch nicht sind. So groß daher auch das Verdienst Klopstocks seyn und so vielen Anspruch er auf dankbare Erinnerung haben mag, so kann man dem Verf. doch darin nicht beipflichten, wenn er meint, jene Dichtungen seyen weniger ins Leben übergegangen, weil sie nicht immer recht verstanden worden. Allein die wahre Poesie und eine gute Predigt versteht jeder; denn sie berühren unmittelbar das menschliche Herz in seinen heiligen Ahnungen, die mit dem Gelehrten, Angebildeten, Formellen nichts gemein haben, und in deren Reich alle Menschen gleich sind, wenn sie auch nicht alle ihren gleichen Antheil genießen wollen.

In der letzten Vorlesung schildert der Verfasser die neudeutsche Literatur, die er einer noch unaufgelösten Dissonanz vergleicht. Sie zerfällt ihm in zwei Generationen, nämlich die, deren Entwicklung meist in die behaglichen siebziger Jahre fällt, und die, welche sich während der Revolution entwickelte. Bei der Reichhaltigkeit des Stoffs können wir nicht ins Einzelne gehen, und würden auch immer nur wieder auf die angedeutete religiös = politische Richtung des Verfassers stoßen, was sich auch in dem Urtheil über Göthe kund gibt, wenn es heißt: „Zwiefach war die Wirkung, die er auf sein Zeitalter hatte, und zwiefach erscheint uns auch seine Natur. In Rücksicht auf die Kunst hat er vielen mit Recht als ein Shakespeares unsers Zeitalters gegolten; unsers Zeitalters, d. h. eines solchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung sich hinneigt, als zur höchsten Kunstvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poesie, die also auch hier von unserm Dichter nicht in dem gleichen Grade er-

wartet werden darf, wie von dem alten dramatischen Meister. In Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden; ein Deutscher allerdings, wie überall, so auch hierin, da selbst der poetische Uebermuth und die Ironie bei dem Deutschen erstlich poetischer, und dann gutmüthiger sich kund gibt, redlicher und ernstlicher gemeint ist, als bei dem Franzosen, wo er seine Indifferenz und seinen Unglauben kund gibt und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indessen wird doch auch in unserm Dichter oft unter aller der mannigfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Directionen hinströmenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle des mit Gedanken spielenden Geistes an einem festen innern Mittelpuncte fehlt." Weber Voltaire noch Göthe fehlte es an einem Mittelpuncte, und zwar an einem sichern, festen, was man weit eher von Schiller und vielen andern sagen könnte; weshalb auch die Werke derselben so viel Leichtigkeit und Heiterkeit haben, was ohne einen solchen gar nicht seyn könnte. Nur ist es nicht der religiöse bei Voltaire, und nicht der Religionsmittelpunct bei Göthe, sondern bei jenem der Verstand, bei diesem das Gemüth, zwischen welchen beiden aber der Unterschied so groß ist, daß die aufgestellte Vergleichung durchaus verfehlt, und die Wirkung beider auf das Leben ganz verschieden ist. Göthes Werke, aus dem Gemüth entsproßt, sind alle von dem Obem des Geheimnisses unsers Daseyns und unserer Ahnungen umflossen, und darum geeignet, für religiöse Empfindungen zu stimmen. Bei Voltaire aber ist nichts von jenem göttlichen Schauer, sondern glatt ist die Außenseite, innen aber nur Verstand und Gesellschaftswitz, nichts von jenem „Zauberhauch," der der Gestalten „Zug umwirtet."

So sind wir mit der Beurtheilung dieses Buchs zu Ende gelangt; denn jeden einzelnen Artikel durchzugehen, würde eine Schrift erfordern von größerem Umfang, als das vorliegende Buch. Es war unsere Absicht nur, die Tendenz dieser Schrift nachzuweisen, was wir in den wenigen Bemerkungen, die wir uns darüber erlaubt, hinlänglich gethan zu haben glauben. Besonders hervorstechende Stellen, wie die in der neuen Auflage hinzugefügten über die Bibel, haben wir ganz übergangen, weil sie, excentrisch abgefaßt, nur zum Spott, keineswegs zu einer ernsthaften Erörterung führen könnten. Wir möchten aber nicht gerne dem Scherz Raum geben da, wo von den heiligen Urkunden gehandelt wird, so wie auch der Name Schlegel uns davon abmahnt, der uns Deutschen stets in dankbarer Erinnerung bleiben wird, und der unser Stolz und Ruhm in ganz Europa ist. Fassen wir daher unser Urtheil über das vorliegende Werk in wenig Worten zusammen, so müssen wir

es bezeichnen als ein in schönem, edlem Styl zwar geistvoll und genial geschriebenes, aber durch eine darin vorherrschende religiös-politische (hierarchisch = aristokratische) Richtung in dem Urtheil und der Darstellung oft verfälschtes Buch, das, vorsichtig benützt, an Belehrung höchst fruchtbar seyn wird, ohne Sichtung angenommen, den Geist dagegen verwirren und hemmen muß.

79.

IV.

Neue Criminalgesetzgebung in dem nordamericanischen Staate Louisiana.

Referent hat an einem andern Orte versprochen, eine ausführlichere Nachricht über den Bericht zu geben, welchen Hr. Eduard Livingston, in Auftrag der allgemeinen vereinigten Versammlung des Senats und des Hauses der Repräsentanten des Staates Louisiana, der jetzt einen Theil der vereinigten Staaten von Nordamerika ausmacht, gedachter Versammlung im Jahr 1822 abgestattet hat, wovon uns ein Abdruck in englischer und französischer Sprache aus Neuorleans unter folgendem Titel zukommen:

Report made to the General Assembly of the State of Louisiana on the Plan of a Penal Code for the said State. By *Edward Livingston*, Member of the House of Representatives from the Parish of Plaquemines. New - Orleans. Printed by Benjamin Levy et Comp. 42 Royal Street 1822. 159 S. 8vo.

Die französische Schrift ist eine getreue Uebersetzung der englischen.

Der Verfasser fängt mit der Erzählung der Art und Weise an, wie er sich zu seiner Arbeit vorbereitet, wie er sich durch Rundschreiben an alle Gouverneure der nordamericanischen vereinigten Staaten, Materialien über die Criminalgesetzgebung in den verschiedenen Staaten der Union zu verschaffen gesucht, besonders über die verschiedenen Zucht- und Besserungshäuser, und wie ihm dieses nur zum Theil gelungen, indem viele seiner Rundschreiben unbeachtet blieben. Auch erhielt er durch den americanischen Gesandten in London Hrn. Ruß mehrere schätzbare Materialien, worunter auch die sonst nicht leicht zu erhaltenden Berichte der Committen waren, welche das Haus der Gemeinden über die Verbesserung der Crimi-

nalgeseze in England veranlaßt hat. Letztere schien der Gesandte durch Hrn. Bentham bekommen zu haben, durch dessen Werke so viel Licht über die Criminalgesetzgebung verbreitet ist, und von welchem auch eine Note, an Hrn. Ruß adressirt, beigelegt war, welche treffliche Winke über das Unternehmen in Louisiana ertheilt, die von Hrn. L. auch redlich benutzt worden sind.

Da es unmöglich war, das ganze Werk, in dem kurzen Zwischenraum von einer Session bis zur andern, mit der gehörigen Sorgfalt und Vollständigkeit auszuarbeiten, so entschloß sich Hr. L. seinen ersten Bericht an die Generalversammlung darauf einzuschränken, daß er ihr den Plan seiner Arbeit und die allgemeinen Grundsätze, nach welchen er das Ganze auszuarbeiten gedenkt, vorlegte und einige Abschnitte zur Probe beifügte, damit die Generalversammlung daraus den Gang und die Art der Arbeit ersehen und bestimmen möchte, wie er in dieser Art fortarbeiten solle, oder vielleicht für gut befunden werden möchte, ihm eine andere Richtung anzuweisen.

Da in den vereinigten Staaten noch nirgends ein Coder von dem Umfange und in der Vollständigkeit existirt, als ihn die Generalversammlung verlangt, so mußte Hr. L. etwas ganz Neues ausarbeiten; und um so mehr hielt er es für gerathen, mit der vorläufigen Darlegung seines Planes zu beginnen und darüber das Urtheil des gesetzgebenden Körpers vorher zu vernehmen.

Der Coder ist in sechs Bücher, jedes Buch in Capitel, jedes Capitel in Sectionen eingetheilt. Jede Section besteht aus Artikeln, deren Nummern mit jedem Buche vorn anfangen.

Eine Einleitung gibt einige allgemeine Verfügungen, um unnütze Widerlegungen und Bestimmungen zu vermeiden, welche die Barbarei der Gesetzesprache nur vergrößern. Er führt davon das bekannte Beispiel der zwei englischen Gesetze an, wovon das eine den Pferbediebstahl und das andere den Diebstahl eines Pferdes bestraft, weil man zweifelte, ob das letzte Verbrechen in dem ersten begriffen wäre. Man disputirte im Ernst darüber, ob nicht noch ein drittes Gesetz nöthig wäre, welches bestimmte, daß ein Dieb auch bestraft werden müßte, wenn er einen Hengst oder eine Stute oder einen Wallachen gestohlen hätte.

Das erste Buch enthält Definitionen der technischen, oder anderer an sich nicht genug verständlichen, oder einer Mißdeutung fähigen Ausdrücke, inwiefern dergleichen Ausdrücke durchaus nicht zu vermeiden seyen. Denn möglichst ist alles in der gemeinen Volkssprache ausgedrückt, und alles Kunstmäßige und Technische darin vermieden. Obgleich dieses Buch der Stellung nach das erste ist, so ist es doch der Ausarbeitung nach das letzte. Denn so wie ein solcher Ausdruck gebraucht wird, ist er vom Verf. gleich be-

stimmt, bei jedem folgenden Gebrauch sein Sinn mit der ersten Bestimmung verglichen, so daß er erst nach Vollendung des ganzen Werks so bestimmt werden kann, daß die Erklärung davon auf alle Stellen im Werke paßt, wo er vorkommt. Diesen Theil wird Hr. L., wenn er fertig ist, noch insbesondere philosophischen Gesetzwissenschaftlichen zur Prüfung vorlegen, und mit ihrer Hülfe ihm die möglichste Vollkommenheit zu geben suchen. Im Werke selbst wird jedes auf solche Weise erklärte Wort mit Cursivschrift gedruckt, welches andeutet, daß die Erklärung davon im ersten Buche zu finden ist. Ferner gibt dieses Buch Anweisung, wie der Coder bekannt zu machen, und die Belehrung darüber zu geben ist.

Das zweite Buch enthält 1) eine Einleitung, worin die Gründe entwickelt werden, welche die Gesetzgeber bestimmt haben, diesen Criminalcodex einzuführen, und wo die Principien festgestellt sind, worauf dessen Regeln ruhen, und welche zur Beurtheilung eines jeden Theils des Coder dienen; mit welchem daher jeder §. sich vergleichen lassen und übereinstimmend gefunden werden muß. Jede Abänderung, welche in Vorschlag gebracht wird, muß aus diesen Principien gerechtfertiget, jede Anwendung der Gesetze mit ihnen einstimmend gefunden werden. Auf ihre Darstellung ist daher die größte Aufmerksamkeit und der angestrengteste Fleiß verwandt worden. Da das Capitel, welches diese Einleitung enthält, als Probe des Coder angehängt ist, so wollen wir einiges daraus mittheilen, um den Geist des Werks näher zu charakterisiren.

Nachdem darin die Gründe angegeben sind, nach welchen allein ein Gesetz verändert werden kann und soll, und was man überhaupt mit dem neuen Coder beabsichtigt, heißt es S. 112: daß die gegenwärtigen Gesetze nur dann geändert werden sollen, wenn sie mit folgenden Principien nicht übereinstimmen, welche die Generalversammlung für die Grundwahrheiten erklärt, die bei allen ihren Gesetzen die unvermeidliche Richtschnur bleiben, nämlich:

1) Das Gesetz kennt keine Rache. Das Einzige, was bei Bestimmung der Bestrafung zu berechnen ist, besteht in dem Problem: ob die Strafe ein Mittel sey, dem Begehen der Verbrechen entgegenzuwirken? Erstlich in Ansehung des Verbrechers selbst, ihm durch Absonderung die Mittel zu Begehung fernerer Verbrechen zu entziehen und ihn durch Gewöhnung an Industrie und Mäßigkeit dahin zu bringen, daß er die Lust verliert, sein Verbrechen zu wiederholen; zweitens in Beziehung auf die Gesellschaft, andere durch das Beispiel der Strafe von Begehung ähnlicher Verbrechen abzuhalten; daher soll keine Strafe stärker seyn, als nöthig ist, diese beiden Zwecke zu erreichen.

2) Keine Art von Unterlassungen sollen für Verbrechen erklärt

werden, als solche, welche dem Staate, erlaubten Gesellschaften oder einzelnen Personen Unrecht anthun.

3) Aber es sollen die Strafgesetze auch ohne Noth nicht vielfältigt werden. Wenn daher auch Individuen oder Gesellschaften Unrecht geschieht, so soll sich der Staat doch nicht darum bekümmern, wenn dieses Unrecht durch einen Privatproceß gehörig wieder gut gemacht oder verhindert werden kann.

4) Weil alle menschliche Werke unvollkommen sind, und der Irrthum auch bei denen, welche die Gesetze handhaben, unvermeidlich ist, so kann es zuweilen wohl geschehen, daß ein Unschuldiger bestraft wird. Deshalb sollen nur solche Strafen stattfinden, die in Fällen, wo das angethane Unrecht offenbar wird, wieder aufgehoben werden können, und welche die Möglichkeit offen lassen, den Leidenden zu entschädigen.

5) Die Strafgesetze sollen in einer einfachen Sprache, deutlich und ohne alle Zweideutigkeit abgefaßt seyn, so kurz und so sententiös, daß sie leicht aufgefaßt und vom Gedächtniß behalten werden; und wo ja ein Kunstausdruck darin vorkommt, der muß deutlich erklärt werden. Sie müssen so bekannt gemacht werden, daß das Volk gar nicht umhin kann, sie kennen zu lernen. Deshalb müssen sie in den Schulen auswendig gelernt, erklärt und bei bestimmten Gelegenheiten öffentlich vorgelesen werden.

6) Nie soll ein Gesetz etwas befehlen, das sich nicht erzwingen läßt. Sobald daher ein Gesetz wegen der öffentlichen Meinung oder aus anderer Ursache nicht ausgeführt werden kann, so muß es aufgehoben werden.

7) Der Angeklagte ist in allen Fällen zu einem öffentlichen Proceß berechtigt. Dieser muß nach bekannten Regeln vor unparteiischen Richtern und einer unparteiischen uneingegenommenen Jury geführt werden; er hat das Recht, eine Abschrift seiner Anklageacte zu verlangen; es muß ihm die nöthige Zeit zur Vorbereitung seiner Vertheidigung verstattet werden; — er ist berechtigt, seine eignen Zeugen zu nöthigen, daß sie vor Gericht erscheinen und ihre Aussagen thun; beim Verhör der Zeugen wider ihn gegenwärtig zu seyn, sie selbst zu sehen, zu hören und Fragen an sie zu thun; man muß ihm einen Rechtsbeistand zu seiner Vertheidigung geben, und er muß sich mit demselben, auch im Gefängnisse, frei unterreden können; in allen Fällen, wo das Gesetz nicht ausdrücklich das Gegentheil bestimmt, muß der Angeklagte gegen Caution in Freiheit gesetzt werden. — Nur, wenn jemand eines Verbrechens gehörig überwiesen ist, kann er bestraft werden; Präsumtionen oder Verdachtsgründe sind dazu nie hinreichend. Nie darf ein Angeklagter strenger gefangen gehalten werden, als es die Verhütung seiner

Entweichung schlechterdings nothwendig macht. Wie er gefangen gehalten werden soll, muß das Gesetz genau bestimmen.

8) Das Verfahren der Criminalgerichte anzuhören und es öffentlich bekannt zu machen, steht jedermann vollkommen frei; und der freien Beurtheilung des Verfahrens der Richter und anderer Justizverwalter steht durchaus keine Einschränkung entgegen.

9) Die Proceßur in Criminalfällen soll so eingerichtet werden, daß sie jeder ohne langes Studium verstehen kann; sie soll weder dulden, daß der Beklagte durch formale Einwendungen ausweichen, noch der Unschuldige durch etwanige Irrthümer bei seinem Proceß in Schwierigkeiten verwickelt werden kann; diesem werden allenthalben Verbesserungen gestattet, und nie kann jemandem ein Versehen zum Nachtheil gereichen; immer müssen Verbesserungen desselben zugelassen und die Untersuchung darnach geändert werden.

10) Das Bekenntniß oder die Beobachtung einer Religion kann nie Gegenstand eines Strafgesetzes seyn. Alle Arten von Glauben und Cultus genießen vor dem Gesetze gleiche Rechte und Schutz, wenn sie nur die Rechte anderer unangetastet lassen.

11) Nie soll ein Unschuldiger an der Bestrafung des Schuldigen Theil erhalten. Daher soll den Schuldigen nie eine Strafe treffen, wodurch ein anderer um sein gesetzliches Erbtheil kommen könnte, u. s. w.

Der übrige Theil des zweiten Buchs enthält allgemeine Bestimmungen,

1) über die Gültigkeit der Strafgesetze, inwiefern ihnen Handlungen unterworfen sind, oder nicht; was ein bloß verbietendes Gesetz, ohne Bestimmung einer Strafe, für Wirkungen habe; welche Handlungen für straffällige Beleidigungen zu halten; daß nur solche Handlungen für Verbrechen gelten, die, dem Buchstaben nach, für solche erklärt sind; daß man sich dabei nicht auf den Geist des Gesetzes berufen könne; wie dem Kläger der Beweis des geschehenen Verbrechens obliege u. s. w.

2) Ueber die Art, einen Verbrecher anzuklagen und vor Gericht zu verfolgen, als: daß der Angeklagte nie durch Gewalt oder Drohungen zu Aussagen gezwungen werden solle; daß demselben gleich von vorn herein und in jedem Moment seines Proceßes ein Rechtsbeistand gegeben werde; daß nichts gegen den Angeklagten im Proceß wider ihn anders, als in seiner Gegenwart vorgenommen werde, insbesondere kein Zeuge vernommen werde, als in Gegenwart des Angeklagten, der Richter, der Jury und des Anklägers. Alle diese können den Zeugen befragen. Ausnahmen werden besonders durch die Gesetze bestimmt. In welchen Fällen die Zeugen entfernt werden können? — Kein Gefangener, der von der Anklage freigesprochen

wird; kann wegen nicht bezahlter Gerichts- oder Unterhaltskosten länger in Haft gehalten, oder irgendwo verklagt werden;

3) über die Personen, auf welche der Code anwendbar ist; wie es zu halten, wenn das Verbrechen außer dem Staatsgebiet begangen, über vorsätzliche und unvorsätzliche Vergehen; wie gegen Unmündige zu verfahren und gegen verheirathete Frauen, die auf Befehl ihrer Männer widergesetzliche Handlungen begehen. Verfahren gegen Wahnsinnige, wobei bestimmt ist, daß, wenn ein verurtheilter Verbrecher wahnsinnig wird, die Strafe gegen ihn nicht vollzogen werden kann. — Bloß Soldaten sind für gesetzwidrige Handlungen geringerer Art nicht strafbar, wenn sie dergleichen auf ausdrücklichen Befehl ihrer Befehlshaber thun, deren Militairordre sie zu befolgen verbunden waren. — Aber alle Obern, die einen solchen Befehl gegeben haben, erliegen der gesetzlichen Strafe — der Befehl eines militairischen Obern entschuldigt oder rechtfertigt keinen Auftrag zu einem Verbrechen. Der Befehl, Ordre oder Auftrag eines Obern rechtfertigt die Person, welche ihn ausführt, nur in folgenden Fällen:

4) a. wenn er von einer obrigkeitlichen Behörde gegeben ist, welche die Gerichtshoheit über die Sache oder das Recht zum Erkenntniß in der Sache hat, worüber sie den Befehl ausgestellt hat; b. der Befehl muß in aller der Form ausgestellt und alle die Kennzeichen an sich haben, die das Gesetz von dergleichen Schriften verlangt; c. die Person, die ihn ausführt, muß ein solcher Beamter seyn, in dessen Pflicht es liegt, dergleichen Befehle auszuführen; d. er darf keine Kenntniß von irgend einer Illegalität haben, die bei Ausstellung dieses Befehls vorgegangen. Es kommt ferner hier die Lehre von erzwungenen Vergehungen und Verbrechen, von Versuchen, von der Wiederholung verbrecherischer Handlungen, von den Mithelfern, Mitschuldigen, Gehülfen und Helfershelfern vor. — Unter den Mitschuldigen (accomplices) ist kein Unterschied des Grade der Schuld gemacht, sondern sie sollen sämmtlich, wie der Hauptthäter der That, bestraft werden, außer wenn es Unmündige sind. (C. 133). — Demnach würde der Schlosser, welcher Diebstahlsgewehre, Pistolen oder Dsche verfertigt, wissend, daß sie zu einem Verbrechen gebraucht werden sollen, die Person, welche bei einem Mordthat leuchtete oder die Leiter beim Fenster einsteigen hält, eben so wie die Thäter selbst bestraft werden, welches offenbar den angenommenen Principien widerspricht. Denn wer dem Mörder den Dolch bereitet, dem Duellant ein Pistol verkauft, dem Dieb die Leiter hält u. s. w., hat ganz andere Verhältnisse als der Mörder, der Duellant, der Dieb, und ihm muß daher auch durch ganz andere Mittel entgegengewirkt werden, als den Thätern dieser Verbrechen. Richtiger ist ein Unterschied zwischen Helfern von und während der That, und solchen, die nach der

That diese verbergen und den Thätern durchhelfen, gemacht. Letztere werden accessaries, (adherens), Helfershelfer oder Fehler genannt. — Fehler (accessaries) heißt es (Art. 62) sind solche, welche wissen, daß eine gesetzwidrige That geschehen, und den Schuldigen verbergen, oder ihm irgend Beistand und Mittel gewähren, daß er entkomme, oder sein Urtheil an ihm nicht vollzogen werden kann. — Dergleichen sollen gar nicht bestraft werden können: 1) wenn es Mann oder Frau des Schuldigen ist; 2) dessen Verwandte in auf- und absteigender Linie; 3) dessen Brüder oder Schwestern; 4) dessen Gefinde. — Aber wie dann, wenn das Fehlen selbst verbrecherisch ist, wie wenn ein Verwandter das gestohlene Gut versteckt oder verkauft, wenn er den Dieb beherbergt und Diebsgelage (seiner Verwandten) hält? — Die Bestimmung dieses wichtigen Unterschiedes fehlt.

Von diesen allgemeinen Verfügungen verspricht sich der Verf. viele Vortheile.

Nach der jetzt in Louisiana üblichen Criminaljustiz richtet man sich hauptsächlich nach den englischen Gesetzen. Die meisten Verbrechen sind durch Kunstworte der englischen Jurisprudenz bestimmt; und was ihre Erklärung betrifft, so muß sie aus den Schriften der englischen Rechtsgelehrten geschöpft werden. Deshalb halten sich die dortigen Gerichtshöfe für verbunden, solche Definitionen anzunehmen, welche von englischen Gerichtshöfen gegeben sind; und dadurch ist das ganze Gefolge von erschlossenen, gefolgerten, durch Auslegung gefundenen Verbrechen (dolits interpretatifs) Uebelthaten (constructive offences), in die amerikanischen Gesetze gekommen.

Das Institut der Jury, die fast gänzliche Verbanung der Tortur, und in den letzten Zeiten die Habeascorpusakte haben der Criminalgesetzgebung der Engländer einen entscheidenden Vorzug vor der ihrer Nachbarstaaten. Zum Unglück aber verwechselte die Nation diesen Vorzug mit der Vollkommenheit; und während sie hochmüthig auf das übrige Europa herabblickte und ihm seine Tortur, seine Inquisition und geheimen Gerichte vorwarf, verschloß sie ihre Augen gegen die Unvollkommenheiten ihrer eignen Gesetzgebung. Den Gefangenen bewilligte man keinen Rechtsbeistand; man richtete Menschen hin, weil sie nicht lesen konnten; wer sich zu antworten weigerte, wurde unter der grausamsten Qualen zu Tode gemartert. Die Todesstrafen für einige Verbrechen wurden wie ein Menschenopfer vollzogen, welches die rohsten Völker hätte empfinden müssen; Leben und Ehre des Angeklagten wurden von dem ungewissen Ausgang eines gerichtlichen Kampfes abhängig gemacht. Durch elende Sophistereien wurde die Lehre vom verstorbenen Blute eingeführt. Ketzer und Hexen wurden zum Feuer verdammt. Zwi-

schen dem Verbrechen und der Strafe gab es kein Verhältniß. Das Abbrechen eines Zweigs wurde mit derselben Strafe belegt, wie der Vaternord; eben so litt der, welcher einen Fischteich zerstörte, dieselbe Strafe, als der, welcher eine ganze Familie vergiftete, oder sie im Schlafe ermordete. Zweihundert Handlungen, wovon die meisten nicht den Namen von Verbrechen verdienten, wurden mit dem Tode bestraft. Diese schreckliche Liste wurde noch täglich durch die gesetzgebende Gewalt der Richter vergrößert, welche Handlungen vermöge des Geistes der Gesetze für strafbar erklären konnte, die es, dem Buchstaben des Gesetzes nach, nicht waren. Das Gesetz lieferte den Text, und die Gerichtshöfe schrieben den Commentar dazu mit blutigen Lettern, und vervielfältigten auf diese Weise die Strafen dadurch, daß sie die sogenannten constructiven Verbrechen, d. i. durch die Auslegung der Gesetze herausgebrachte Verbrechen schufen. Die unbestimmte Phraseologie, die oft ganz unverständlichen Worte der Gesetze, die Uneinigkeit der Meinungen der Lehrer darüber gaben dieser Art der Usurpation der gesetzgebenden Gewalt einen Schein von Nothwendigkeit, und die englische Nation beugte sich unter die Gesetzgebung ihrer Gerichtshöfe und sah, wie ihre Mitbürger gehängt, geköpft, geviertheilt, lebendig verbrannt wurden: alles wegen der durch jene Deutler construirten Felonien, Landesverbrechen, Hochverräthereien oder Ketzereien, und litt dieses alles mit einer Geduld, die selbst alsdann hätte Erstaunen erregen müssen, wenn dergleichen Barbareien auch durch geschriebene Gesetze verordnet gewesen wären. Jede Erklärung eines Gesetzes über die buchstäbliche Bedeutung desselben hinaus, ist rückwirkendes Gesetz, ein Gesetz, das erst nach dem begangenen Verbrechen gemacht wird, und bleibt auch dann eine Usurpation der gesetzgebenden Macht, wenn sie Entscheidungsregeln für künftige Fälle entwirft. In dem Staate von Louisiana, wo es ausdrücklich verboten ist, daß eine Regierungsbehörde sich in die Geschäfte der andern mischt, würde die Ausübung einer solchen Macht doppelt gefährlich seyn. Daher auch ein ausdrückliches Verbot dagegen vorhanden ist. — Es wäre möglich, daß deshalb einige schädliche Handlungen für einen Augenblick unbefraft bleiben müßten. Allein man hat dieses Uebel für viel geringer gehalten, als eine Macht aufkommen zu lassen, die den Grundsätzen der dortigen Regierungsart so stracks widerspricht. Daß in dem Criminalgesetzbuche die allgemeinen Grundsätze recht deutlich ausgesprochen und umständlich motivirt werden, so daß sie sich mit ihren Gründen möglichst aller Einzelnen des Volks bemächtigen und von der Menge für unantastbar gehalten werden, hält der Verf. für um so nothwendiger, je weniger in der Constitution von Louisiana die allgemeinen Rechte bestimmt sind, und daher dem gesetzgebenden Corps die Macht gelassen ist, Gesetze zu geben, welche

denselben, da sie nicht in der Constitution stehen, widersprechen. In andern Constitutionen sind die Elementar- und Grundrechte des Volks viel genauer bestimmt, und dadurch der gesetzgebende Körper mehr eingeschränkt. Aber eine Majorität in den Häusern des Staats Louisiana könnte, zum Exempel, ohne den Buchstaben der Constitution zu verletzen, ihre Religion für die Staatsreligion, eine Abweichung davon für Ketzerei erklären, ja selbst andere Cultusarten unterfagen; die Verderbniß des Bluts (*corruption of blood*) könnte eingeführt werden *), und vielleicht existirt sie schon, da, nach den allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken hierüber, das gemeine Recht von England in Louisiana zu gelten scheint. Kein Act der Gesetzgebung kann diesem constitutionellen Fehler abhelfen. Nur dadurch läßt sich vorbeugen, daß unser gesetzgebender Körper nie Gesetze wird passiren lassen, die den Principien der gesunden Vernunft widersprechen, wenn man diese Principien selbst zu positiven Gesetzen erhebt und sie dadurch dem ganzen Volke so tief eindrückt und sie so zur allgemeinen Meinung macht, daß kein Querkopf eine Majorität für seine Absurditäten erringen kann, sondern die öffentliche Meinung alle dergleichen Anträge sogleich niederschlägt. Das ist ein Hauptgrund, weshalb der Verf. in diesem Gesetzbuche die Grundsätze der gesunden Vernunft aufgenommen hat, die onst zum Theil füglich hätten wegbleiben können. Was einmal Gesetzeskraft erhalten und sich lange Zeit in den Gemüthern festgesetzt hat, Wahrheiten, von denen Alle überzeugt sind, und deren Kraft und Nutzen die Mehrheit des Volks stark empfindet, machen, daß jeder Versuch, das Entgegengesetzte zum Gesetz zu erheben, scheitern muß. Ob also gleich die jetzigen Gesetze die Nachkommen nicht binden, so wird es ihnen doch nicht gelingen sie zu ändern, wenn ihre Güte und Wahrheit sich durch lange Zeit bewährt hat, und Jedermann davon durchdrungen ist.

*) Diese Corruption des Bluts spielt in der englischen Gesetzgebung eine große Rolle in Ansehung der Erbschaften, die nur denen zufallen können, in denen das Blut der Besitzer fließt, von denen sie abstammen, und also, in directer Linie, von ihnen erzeugt sind. Das Blut wird aber verdorben, wenn der Besitzer eines Lehnzugs, dergleichen fast alles Landeigenthum in England ist, eine Felonie begeht, und dann fällt sein Lehnzug an den Lehnsherren zurück, die Chefrau erhält kein Wittthum, weder die Kinder noch die Eltern können von einem so verdorbenen Blute erben; selbst wenn der König dem Verbrecher verzeihn, kann er doch das verdorbene Blut nicht wieder gut und dessen Kinder z. B. erbfähig machen. Die neuen Gesetze haben manche Ausnahmen gemacht. Schon Blackstone und mehrere haben den Wunsch geäußert, daß diese Lehre von verdorbenem Blute aufgehoben werden möchte. Aber bis jetzt ist man noch nicht dahin gekommen. A. d. B.

Nach diesem Coder ist es nicht nur erlaubt, jeden Criminalproceß mit allen Actenstücken auf alle Weise öffentlich bekannt zu machen, sondern, nach einer andern Stelle desselben, sorgt auch die Regierung selbst dafür, daß alle merkwürdige Criminalproceß bekannt gemacht werden. Die Publicität muß in freien Staaten nicht nur erlaubt seyn; man muß sie als eine öffentliche Pflicht betrachten. Das Volk muß gewissermaßen genöthigt werden auf alles zu achten, was die Staatsdiener thun, und wie sie ihre Geschäfte betreiben; sonst wird es gar zu leicht die Mißbräuche bestehen lassen und, wie andere Souverains, sich nicht die Mühe geben, dieselben zu ergründen. Kein Volk hat noch je Schaden davon gehabt, daß es eine allzu aufmerksame Aufsicht über seine Diener geführt hat; wohl aber sind viele Völker zu Grunde gegangen und in Sclaverei gerathen, weil sie nach und nach die Mißbräuche und Täuschungen überhand nehmen ließen, die bloß deshalb nicht wahrgenommen wurden, weil es an der Publicität fehlte, und weil nicht genug für die Mittel dazu gesorgt war. In unsern Zeiten ist die Presse ein so mächtiges öffentliches Organ geworden, daß die Nation, welche sich ihrer nicht bedient, um alle Operationen ihrer Regierung öffentlich auszustellen, die Wohlthaten der Freiheit nicht kennt und nicht zu würdigen versteht. Herrscht Publicität, so wird jeder Beamte bei Verwaltung der Gerechtigkeit in der Ueberzeugung handeln, daß seine ganze Amtsführung, alle seine Urtheile und Meinungen einst vor ein Tribunal gezogen werden, wo er weder Präsident noch Richter ist. Man kann die Wirkung einer solchen Ueberzeugung leicht berechnen, und wie mächtig sie dahin wirken muß, daß der Beamte sich anstrengt, unparteiisch, vernünftig und redlich zu verfahren.

Das Geschworenengericht ist in des Verf. Projecte als die einzige und nothwendige Regel, Criminalsachen zu richten, aufgenommen. Nach der Constitution seines Staats war es schon eingeführt, aber nicht ausschließend und nicht nothwendig. Nach ihm soll es ohne Ausnahme das Gericht seyn, vor welchem Criminalproceß entschieden werden. Seine Gründe für diese Maßregel sind so merkwürdig, daß sie alle Aufmerksamkeit verdienen. Wird, sagt er, die Wahl dem Angeklagten überlassen, so ist zu fürchten, daß der Wunsch, dadurch die Gunst seines Richters zu erhalten, die Unkenntniß seines wahren Interesses, oder die von seiner Lage unzertrennliche Unruhe des Gemüths ihn verleitet, sich des Vortheils zu begeben, von seines Gleichen gerichtet zu werden, und daß das Volk sich nach und nach an ein Schauspiel gewöhnt, das es nie sehen sollte, nämlich wie ein einziger Mensch die Thatsache ermittelt, das Gesetz anwendet und über das Leben, die Freiheit und die Ehre eines Bürgers nach seiner Willkür entscheidet.

Indem er daher diese Verbesserung der dortigen Gesetzgebung vorschlägt, fügt er noch einige Bemerkungen hinzu, welche die Wichtigkeit dieser Veränderung noch deutlicher darthun.

Vor der letzten Session unseres Staats, sagt er, war die Jury kein Theil der Rechtspflege der Staaten, welche Louisiana bildeten. Sie wurde erst eingeführt, als die Provinz mit den vereinigten Staaten als ein Theil derselben vereinigt ward. Bei dem ersten Act dieser Vereinigung wurde die Jury blos für Proceffe über Capitalverbrechen bestimmt, und in allen übrigen, sowohl Civil- als Criminalfällen, stand es im Belieben der Parteien, ihre Proceffe vor einer Jury zu führen, oder nicht. Bei der zweiten Einrichtung der Regierung wurde dem Volke die Wohlthat der Jury vorbehalten; aber sie sollte nicht die einzige Art des Gerichts seyn, und unsere Staatsconstitution hat fast dieselben Worte für die Criminalproceffe gebraucht. Diese Gleichgültigkeit in unserer Constitutionsacte, in Ansehung eines Instituts von solchem lebendigen Einflusse und von so hoher Wichtigkeit, hat die allerschädlichsten Folgen gehabt, die durch die nachfolgenden Verordnungen nur noch vergrößert worden sind. In Civilfällen ist die Jury schon gänzlich aus unsern Gerichtshöfen verschwunden, und wo sie noch daseibst gebraucht wird, da erscheint sie nur als eine Methode, die Sache in die Länge zu ziehen, oder als ein zweckwidriges und unterdrückendes Mittel, ein Zeugniß vor den höchsten Gerichtshof zur Entscheidung zu bringen. Diese Herabwürdigung der Verrichtungen der Geschwornen in Sachen, die das Eigenthum betreffen, können ihnen unmöglich Achtung in Ansehung solcher verschaffen, wo Leben und Freiheit auf dem Spiele stehen.

In Criminalfällen fordert der Generalanwalt, sobald die Sache wichtig ist, die Entscheidung durch ein Geschworenengericht, selbst wenn der Angeeschuldigte sich bereit erklärt, darauf Verzicht zu thun. Allein wenn ein öffentlicher Ankläger dem Institute nicht wohl will, und ein Richter mehr Lust hat, seine Gewalt zu vergrößern, als die, welche jetzt diese Ämter bekleiden, so könnten beide leicht Mittel finden, die Jury in Criminalfällen eben so unnütz und unbedeutend zu machen, als unsere Gesetze es schon in Civilfällen gethan haben.

Die, welche die jetzige Einrichtung vertheidigen, sagen: das Gesetz thue schon genug, wenn es dem Angeeschuldigten das Recht gebe, zu verlangen, daß sein Proceß durch ein Geschworenengericht entschieden werde; er müsse am besten wissen, ob es vortheilhaft für ihn sey, davon Gebrauch zu machen oder nicht, und es würde unrecht seyn, ihn bei einer so wichtigen Wahl einschränken zu wollen. Dieses Argument ist scheinbar, aber ohne soliden Grund, denn viele Gründe beweisen, daß der Angeeschuldigte bei einer solchen Wahl in

vielen Fällen gar nicht frei ist; außerdem gibt es auch dabei noch ein anderes Interesse, als das des Beschuldigten. Denn der Staat ist dabei interessirt, gewiß zu seyn, ob der Angeklagte schuldig oder unschuldig ist; sein Interesse ist viel größer dabei, daß die Thatfache vor Richtern ausgemittelt werde, auf die kein schädlicher Einfluß stattfindet, und die durch keine falschen Ansichten von dem, was ihnen zu thun obliegt, eingenommen sind. Er hat ein Interesse dabei, daß die Richter von unbescholtenem und festem Charakter sind, und überhaupt, daß die Rechtsverwaltung so organisiert werde, daß sie von allem Verdacht der Parteilichkeit und selbst des Irrthums frei ist. Es ist also nicht wahr; wenn man sagt, daß die Gesetze genug thun, wenn sie die Wahl zwischen einem guten und zweckmäßigen Rechtsverfahren und einem solchen lassen, woran sehr viel auszusetzen ist. Sie müssen mehr thun, sie müssen die Wahl so beschränken, daß es nicht möglich ist, daß dadurch ein schlecht berathenes Individuum sich ins Verderben stürzen kann, sollte es auch freiwillig geschehen; oder daß es sich den Tod zuziehen kann, sollte es auch dadurch einen Selbstmord begehen.

Ein anderer Vortheil, der daraus entsteht, daß das Geschworenengericht ganz allgemein angewandt werden muß, besteht darin, daß dadurch die schätzbarsten Kenntnisse ganz allgemein unter allen Bürgern verbreitet werden; die Geschworenengerichte sind eine Schule, worin jede Jury eine besondere Classe ausmacht, worin die Aussprüche der Gesetze und die Folgen des Ungehorsams gegen dieselben gelehrt werden. Die öftere Ausübung dieser wichtigen Pflichten gibt das Gefühl einer gewissen Würde und Selbstachtung, und dieses wird nicht nur zum Charakter eines freien Bürgers, sondern hilft auch seine Glückseligkeit vermehren. Weder Parteilichkeit, noch Intrigue, noch Gewalt können ihn um seine Theilnahme an der Verwaltung der Gerechtigkeit bringen, wenn sie gleich den Stolz jedes andern Amtes demüthigen, und jeden Andern von seiner Stelle manoeuvriren können. Jedes Mal, wo er zur Ausübung seines Amtes berufen wird, muß er fühlen, daß er der Beschützer des Lebens, der Freiheit und der Ehre seiner Mitbürger gegen Ungerechtigkeit und Verdrückung ist, wenn er auch sonst zu dem niedrigsten Stande in der bürgerlichen Gesellschaft gehört. Während sein gesunder Menschenverstand für den besten Zufluchtsort für die Unschuld gehalten wird, gilt seine unbestechliche Rechtschaffenheit für ein sicheres Unterpfand, daß der Schuldige seiner Strafe nicht entgehen wird. Ein Staat, dessen geringste Bürger würdig gehalten werden, so erhabene Functionen zu erfüllen: die bald die Vertheidiger des Beleidigten, bald des Schreck des Schuldigen, bald die aufmerksamen Wächter der Constitution sind; ohne deren Einstimmung keine Strafe vollzogen, und Niemanden ein Unheil von Seiten des Mächtigsten treffen kann;

die durch ihre Stimme jeden Schlag der Unterdrückung aufhalten und die Hand der Gerechtigkeit dahin lenken können, wo sie treffen soll: ein solcher Staat kann nie in Sklaverei versinken, oder sich leicht unter die Tyrannei beugen. Verdorrene Oberhäupter mögen die Constitution über den Haufen werfen; ehrgeizige Demagogen mögen ihre Gebote verletzen; fremder Einfluß mag ihre Wirkungen beschränken: aber so lange dem Volke nur die Jury verbleibt, durchs Loos aus ihm selbst gewählt, so lange kann es nicht aufhören frei zu seyn. Die Belehrung, welche sie verbreitet, das Gefühl der Würde und Unabhängigkeit, welches sie einflößt, der Muth, welchen sie erzeugt, wird dem Volke zu jeder Zeit und unter allen Umständen eine Energie des Widerstandes ertheilen, wo Mann für Mann sich jedem Eingriffe in seine Freiheit widersetzt, und eine Kraft des Patriotismus, die jede despotische Macht zur Verzweiflung bringt. Das wissen die Feinde der Freiheit auch: sie wissen sehr wohl, was die Jury für ein wundervolles Mittel ist, das ganze Volk mit den liberalen Principien anzustecken, die den Nerv ihrer Macht angreifen; und sie suchen daher ihre Einführung mit größerer Sorgfalt zu verwehren, als selbst das Eindringen einer pestilenzialischen Krankheit. In Ländern, wo sie schon vorhanden ist, sind sie emsig bemüht, sie wenigstens so viel, als möglich bei Seite zu schleben und Ausnahmen von ihr zu machen, wenn sie sie nicht ganz ausrotten können; Veränderungen, die mit dem Institute unverträglich sind, werden eingeführt unter dem lobenswerthen Vorwande, das Institut zu verbessern; die gemeinen Bürger werden von der Theilnahme entfernt, weil sie nicht unterrichtet genug sind — man muß also eine Auswahl treffen, diese Wahl muß einem Agenten der executiven Macht anvertrauet werden und unter denen stattfinden, welche die beste Erziehung gehabt, den größern Reichthum, das höchste Ansehen genießen, so daß nach mehreren solchen Mitteln der politischen Scheidekunst ein schimmerndes Resultat herauskommt, welches nun zwar wirklich von allen Fesen des Übels gereinigt ist, das nun aber auch alle Kraft und Saft verloren hat. Die rauhe aber unbiegsame Ehrlichkeit ist herausgeläutert, die Unbestechlichkeit, welche die Masse enthält, ist abgetrieben. Die Leute, welche dann nach dieser neuen Methode in die Liste der Jury aufgenommen werden, haben keine Aehnlichkeit mehr, außer dem Namen, mit jenen trostigen, ehrlichen und ungelehrten Geschwornen, die keine Würde kennen und mögen, als die von der treuen Erfüllung ihrer Pflicht herrührt, und deren momentaner Ausübung ihres Amtes nicht so viel Zeit übrig läßt, um Bestechung, Furcht oder Hoffnung anzuwenden, sie von ihrer Pflicht abzubringen. Durch die beschriebenen Neuerungen aber hat die executive Macht lauter gehorsame Diener in die Gesellschaft der Geschwornen gebracht; das ganze

Institut ist dadurch so verändert, daß das Volk kein Interesse mehr daran nehmen kann, es wird als ein nutzloses Instrument vernachlässigt und als eine unglückliche Erfindung endlich ganz bei Seite geschoben.

In England wird das Verzeichniß der Geschwornen auch von einem Kreisbeamten angefertigt. Das ist ohne Zweifel ein großer Fehler. Jedoch wird er durch mehrere Mittel verbessert. Denn erstlich gilt das Verzeichniß nicht für einzelne Prozesse, außer in einigen besondern Fällen, sondern für alle, welche vorkommen; und dann ist das Verzeichniß der Geschwornen sehr zahlreich, und die Zwölfe, welche das Urtheil sprechen, werden bei jedem besondern Falle durchs Loos gewählt; in schweren Criminalfällen erstreckt sich das Recht des Angeschuldigten, von den ernannten Geschwornen eine Zahl auszustreichen, so weit, daß dadurch alle Cabale, gegen denselben ein parteiliches Gericht zu Stande zu bringen, vereitelt wird; und wenn man noch die allgemeine Verehrung hinzunimmt, welche das ganze englische Volk gegen das Institut der Jury hegt, so wie die Macht der öffentlichen Meinung, welche durch den Geist, den das Institut erzeugt, verbreitet und verewigt hat, genährt wird: so begreift man wohl, warum dasselbe, seiner organischen Unvollkommenheit ungeachtet, für das Palladium der öffentlichen Freiheit, und zwar mit Recht gehalten wird, und weshalb die englische Nation, wenn sie gleich mit schimpflicher Gleichgültigkeit duldet, daß eine verderbte und ehrgeizige Aristokratie ihre Gesetzgebung beherrscht und in ihre executive Regierungsgewalt eingreift, sich doch noch mit Recht der Unabhängigkeit ihrer Gerichtshöfe rühmt, weil sie den Vorzug der Jury haben. Wir haben dieses unschätzbare Erbe von unsern brittischen Stammeltern erhalten; laßt es uns also vertheidigen, verbessern und in unserm Staate verewigen, nicht nur damit wir die Vortheile desselben selbst genießen, sondern auch damit, wenn jemals dieses edle Gut, und das Princip der freien Volkspäsentation, so wie jene bewundernswerthe Erfindung zur Sicherung der persönlichen Freiheit, das Privilegium der Habeas corpus act, in dem Lande, dem wir diesen Schutz verdanken, verkrüppelt oder vernichtet werden sollten, wir den Zoll, den wir England dafür schuldig sind, ihm wieder abstaten, und dem wieder neu geschaffenen Staate die herrlichen Institute der Freiheit wieder zurückliefern können, welche durch unsere gemeinschaftlichen Vorfäter geschaffen und von ihren Sproßlingen in der neuen Welt erhalten und vervollkommenet sind.

In Frankreich ward diese Gerichtsform während der Revolution eingeführt, aber in der Folge für unverträglich mit der kaiserlichen Macht befunden. Durch den Code vom Jahre 1808 wurde das Institut so beschnitten und so zugefugt, daß es kaum noch eine

Ähnlichkeit von seiner ursprünglichen Gestalt bebleibt: es wurde eine Corporation von sechzig Männern, die der Präfect auswählte, und die ihr Amt so verrichteten, wie es die Regierung wollte. Nach und nach wurde diese Gesellschaft auf ein und zwanzig (alles durch königliche Beamte) eingeschränkt, wobei dem Angeklagten das illusorische Privilegium gegeben wird, neun zu verbitten; und die Stimmen der Majorität der übrigen zwölf, in Uebereinstimmung mit der Meinung des Gerichtshofes (wovon man den Zusammenhang nicht recht begreift), entscheiden das Schicksal des Beklagten. Aber selbst in dieser höchst fehlerhaften Gestalt hat doch bisweilen die Jury die, welche die Regierung zum Opfer bestimmt hatte, gegen ihren Einfluß geschützt; und so ist der bloße Name der Jury, — denn vielmehr ist nicht davon übrig geblieben, — unter der jetzigen Monarchie von Frankreich noch immer der Gegenstand der königlichen Eifersucht und Furcht.

Sollten wir, mit solchen Beispielen vor uns, es uns bei der Anfertigung eines neuen Gesetzbuches nicht zur ganz besonderen Pflicht machen, eine heilige Anhänglichkeit an dieses Institut den Gemüthern unserer Bürger einzuprägen? — ein Institut, das durch sein Alter so ehrwürdig, in seiner Theorie so weise, in der Praxis von so großen Wirkungen, in seiner Form so einfach und in seinem Wesen seiner Bestimmung so gemäß ist, das der Schrecken des Schuldigen und die Hoffnung des Unschuldigen ist, das alle Freunde der Freiheit tief verehren, und alle Feinde derselben verabscheuen? Kann man mit zu viel Gewissenhaftigkeit und Religiosität ein Heiligthum verwahren, wohin die Freiheit in Zeiten (vor welchen die Vorsehung dieses Land verwahren möge!) hinflehen kann, wo das Verderben jede andere Einrichtung zu ihrem Schutze, ergriffen, und Parteisucht sie zerrüttet hat? — Selbst in solchen Zeiten darf die Nation nicht verzweifeln. Der Geist der Wiederherstellung des Bessern wird nie erlöschen, so lange nur dieses herrliche Mittel, ihn zu erhalten, noch vorhanden ist; in seiner Zurückgezogenheit unterhalten, wird er allmählig wieder Kräfte sammeln und zu seiner Zeit wieder in seiner Majestät heraustreten, die Fortschritte der willkürlichen Gewalt hemmen, die Fesseln, in welche sie ihn geschmiedet hat, abstreifen und den Segen der Freiheit einem Volke wiederchenken, das des Rechts, dieselbe zu genießen, noch eingedenk ist. Wenn man diese Gedanken in den übrigen Staaten unserer Union lesen wird, so wird man sie bloß für eine Wiederholung allgemein bekannter Wahrheiten halten; bei uns aber muß ich besorgen, daß sie noch für problematische Sätze genommen werden. Wie man sie aber auch aufnehmen mag; nach der Idee, die ich von ihrer Wichtigkeit habe, würde ich es für eine Pflichtverletzung halten, sie nicht aufs kräftigste darzustellen und zu empfehlen. Alles

aber, was ich darüber denke, ist mehr, als ich es zu sagen vermag, in einem glücklichen Ausspruche eines Mannes enthalten, der als Lehrer und Genie eben so erhaben ist, als er wegen der Reinheit seiner Grundsätze und seiner Anhänglichkeit an die Institute der Freiheit bewundert wird.

Er nennt die Geschwornen, „zwölf unsichtbare Richter, die das Auge des Staatsverderbers nicht sehen und der Einfluß des Mächtigen nicht erreichen kann. Denn sie sind nirgends zu finden, bis der Augenblick erscheint, wo sie, die Waage der Gerechtigkeit in die Hände nehmend, hören, wägen, bestimmen, Recht sprechen und sogleich sich unter dem Haufen ihrer Mitbürger wieder verlieren und verschwinden *).“

Diese Apologie des Amerikaners für die Jury konnten wir nicht übergehen, da sie den wahren Gesichtspunct, aus welchem sie betrachtet werden muß, heller ins Licht stellt, als es irgendwo von einem unserer Vertheidiger derselben geschehen zu seyn scheint.

Das dritte Buch enthält die Eintheilungen und Definitionen der verschiedenen Arten der widergesetzlichen Handlungen. Der erste Eintheilungsgrund ist der verschiedene Grad der Wichtigkeit. Er nennt alle gesetzwidrige Handlungen überhaupt offences (Beleidigungen), und theilt diese ziemlich wie wir, in Verbrechen (crimes) und Vergehen (misdemeanours), wünscht aber noch einen Ausdruck für die kleinern Vergehen, die bloß Geldstrafen treffen sollen, und von denen die verschieden sind, welche die englische Gesetzesprache high misdemeanours, wir schwere Vergehen nennen; er meint, daß vielleicht der französische Ausdruck infractions dafür paßt. Wir Deutsche haben uns damit geholfen, daß wir zwischen Criminal- und Polizeivergehen unterscheiden. Alle gesetzwidrige Handlungen (offences) werden den Personen nach, deren Rechte sie betreffen, in öffentliche und Privatbeleidigungen eingetheilt, wobei jedoch das Unzureichende und Mangelhafte dieser Eintheilung dem Verf. nicht verborgen geblieben ist. Zu den öffentlichen Beleidigungen werden gerechnet: 1) Beleidigungen, welche die Souverainetät in ihren drei Gewaltzweigen verletzen; 2) welche gegen die öffentliche Ruhe; 3) das Staatseinkommen; 4) das Stimmrecht; 5) die öffentlichen Schriften; 6) die Münze und das Geldwesen; 7) die Gewerbe; 8) die Freiheit der Presse; 9) den öffentlichen Gesundheitszustand; 10) das öffentliche Eigenthum; 11) die Communicationsmittel; 12) die freie Ausübung der Religion und gegen die Volksmoral gerichtet sind.

*) Duponceau Rede bei Eröffnung der Rechtsakademie in Philadelphia.

Die Privatbeleidigungen betreffen: die Ehre, — die Personen — politischen Privilegien, — die Civilrechte, — Gewerbe der Individuen oder ihr Eigenthum und die Mittel, es zu erhalten oder zu erwerben. —

Die Beleidigungen der Gesellschaften und Corporationen werden vielleicht eine besondere Abtheilung bilden.

Den Selbstmord schließt der Verf., aus bei uns längst bekannten Gründen, von aller Bestrafung aus. — Weniger treffen die Gründe solche Gerichtsverfassungen, wo nicht alles Recht öffentlich gepflegt wird, aus welchen er alle sogenannte unnatürliche oder widernatürliche Geschlechtsvergehungen nicht mit in seinen Strafcoder aufnimmt. Seine Gründe sind:

1) Weil dergleichen in seinem Lande fast nie vorkommen, und keine Besorgniß da ist, daß sie je häufig werden.

2) Weil die Erklärung solcher Dinge in einem Coder solcher Art, der ein Volksbuch werden muß, unschicklich ist und die Sitten mehr verderben als die Bestrafung. so seltener Fälle dem Volke Nutzen bringen könnte.

3) Weil Vergehen dieser Art schwer zu beweisen sind, und die Führung der Beweise eine Menge Details verlangt, welche öffentlich zu machen, viel mehr Schaden, als die Bestrafung solcher einzelnen Sünder Nutzen bringen würde.

Wir begreifen nicht recht, wie der Verf. alles Scandalöse bei der Untersuchung vermeiden will. Er wird dieses doch nicht anders können, als daß er eine Verfügung macht, daß die Zuhörer bei manchen Untersuchungen abtreten müssen; oder er müßte auch Ehebruch, Nothzucht, Vermischung der nächsten Blutsverwandten, naturwidrigen, gewaltsamen Mißbrauch der Geschlechter nicht in seinen Strafcoder aufnehmen wollen. Uns scheint es, daß diese Gesetze sehr wohl so ausgedrückt werden können, daß sie jedem Erwachsenen oder Jedem, der die Sache kennt, verständlich sind und der Ausdruck dabei doch in den Schranken des Anstandes gehalten wird. Wenn es z. B. heißt: „Wer öffentlich auf naturwidrige Art den Geschlechtstrieb befriedigt, soll so oder so bestraft werden,“ so kann eine Jury schwerlich irre gehen, welche Handlungen sie unter ein solches Gesetz subsumiren soll.

Religionsglaube, Zauberei und Hexerei kommen als Objecte der Strafgesetze hier nicht vor, wie sie in einem Strafgesetzbuche mehr vorkommen sollten, als inwieweit sie als Mittel, Andere zu verlegen, gebraucht werden; gewaltsame Bekehrungen, Mystificationen, worin Hexerei und Zaubereiglaube zum Betrug Anderer gebraucht wird, bleiben immer strafbar.

Die Bestrafung dessen, der jemanden im Gebrauche der Pressfreiheit hindert, hält der Verf. deshalb für nöthig, weil nach seinem

Gesetzbrüche keine Handlung strafbar ist, die nicht ausdrücklich und buchstäblich als gesetzwidrig bezeichnet ist. Er glaubt dadurch selbst die höchste Autorität von dem Eingriffe in die Pressfreiheit abzuhalten, weil sie sich dadurch einer gesetzwidrigen Handlung schuldig machen würde. Wenn man ihm einwendet, daß dieses thöricht sey, weil diese Gesetzgebung, welche eine Beschränkung der Pressfreiheit verfügen wollte, auch dafür sorgen würde, daß das bestehende Gesetz, welches die Unbeschränktheit gebietet, aufgehoben oder so modificirt würde, daß kein Widerspruch in den Gesetzen mehr vorhanden wäre; so antwortet er, daß eine solche Vorsicht gar nicht ohne Wirkung wäre, indem der Angriff auf constitutionnelle Rechte offen und geradezu gethan würden, und daß schon die Aufhebung eines so wesentlichen und theuern Rechts denen viele Schwierigkeiten in den Weg legen werde, die diesen Theil der Gesetzgebung ändern wollten. Der Umstand, daß die Feinde der Pressfreiheit sie nicht anders, als gerade und offen angreifen müßten, sey schon etwas sehr Wichtiges; sie kämen dadurch um alle hinterlistige Mittel, welche sie gewöhnlich anzuwenden pflegen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Ein offener Angriff auf das Gesetz der Pressfreiheit würde sie sogleich als Feinde der Constitution charakterisiren, und deshalb würde, unter einer populären Verfassung, ihn kein Repräsentant leicht wagen.

Das vierte Buch soll von den Mitteln handeln, den Gesetzen Gehorsam zu verschaffen. Zuerst wird von den Vorsichtigkeitsmaßregeln geredet, wie zu besorgende Verbrechen zu verhüten, oder angefangene zu unterdrücken sind. Hier wird größtentheils der englischen Gesetzgebung gefolgt. Bei Bestimmung der Strafen herrscht durchgängig das Princip, daß sie nicht Rache, sondern Verhinderung der Verbrechen zum Zweck haben, und daß sie dieses erreichen sollen: 1) durch Abschreckung Anderer von ähnlichen Vergehungen durch die wirkliche Bestrafung verbrecherischer Handlungen; 2) durch ihre Wirkung auf den Schuldigen, indem die Strafe ihn entweder in eine Lage bringt, wo er alle Macht verliert, das Verbrechen ferner zu begehen, oder indem sie ihn bessert und dadurch seine innere Triebfeder zu verbrecherischen Handlungen wegschafft.

Hieraus folgt: 1) daß keine Strafe größer seyn soll, als es nothwendig ist, ihren Zweck zu erreichen, nämlich dem Verbrechen zuvorzukommen; und 2) daß diejenige die beste ist, welche Andere von Verbrechen abschreckt und zugleich den Bestraften bessert.

Es werden sodann zuerst die noch üblichen, nach des Verf. Urtheil, verwerflichen Strafen nach diesen Grundsätzen gewürdigt. Der Verfasser reducirt sie auf folgende:

Landesverweisung, Deportation, einfache Einsperzung, Gefängniß in Ketten, Vermögensconfis-

ration, schimpfliche Ausstellung, öffentliche Arbeiten, Verstümmelungen und Brandmarken, Schläge oder andere körperliche Schmerzen, Tod.

Die Landesverweisung wird als eine Ungerechtigkeit gegen andere Nationen verworfen, und als eine Strafe, die sich selbst zerstört, wenn kein Land fremde Verbrecher einläßt, und die zwecklos wird, wenn jedes Land seine Verbrecher dem andern zuschickt. Wenn man sie, wie häufig geschieht, auf bloße politische Verbrechen beschränkt, so wird sie häufig nutzlos, weil dergleichen Leute im Auslande dem Lande, aus dem sie verwiesen werden, oft mehr Schaden thun können, als im Lande selbst u. s. w.

Deportation ist besser, weil sie Besserung wirken kann und Wiederholung des Verbrechens, wenigstens in derselben Provinz, verhindert. In England beweiset sie sich aber eben nicht als empfehlenswerthes Beispiel. Man urtheilt daselbst, daß sie wenigstens nur für unverbesserliche Verbrecher und für diese auf Lebenszeit seyn sollte. — Die Deportation in Rußland scheint der Verf. nicht zu kennen. Es werden dort jährlich etwa 4 bis 5000 Verbrecher nach Sibirien transportirt. Es gibt deren drei bis vier Classen: 1) Staatsverbrecher, die bloß unter Polizeiaufsicht zum dortigen Aufenthalte verdammt werden und dort nicht mehr schaden können. 2) Gemeine Verbrecher, Diebe, Betrüger, die dahin geschickt werden, um Andern als Arbeiter zu dienen, oder denen auch wohl Feldstücke zum Anbau unter Polizeiaufsicht gegeben werden. 3) Größere Verbrecher, die zur Arbeit in den Bergwerken gebraucht, und dabei gefangen gehalten werden. 4) Mörder u. s. w., welche in den Gruben in Ketten arbeiten.

Dr. Mease hat der Regierung von Pennsylvanien einen Plan mitgetheilt, wie für jenen Staat diese Strafe zweckmäßig einzurichten sey, den der Verf. sehr lobt und der Generalversammlung mittheilt, aber für Louisiana nicht anwendbar findet.

Einfache Gefangenschaft findet der Verf. in den meisten Fällen unzweckmäßig. Einsames Gefangenhalten ist für die meisten Vergehen eine zu harte Strafe. Einsperrung in Gesellschaft ist eine Schule für das Laster und das Verderben.

Gefangenhalten in Ketten wirkt ungleich auf die verschiedenen Individuen und artet in Willkür aus.

Vermögensconfiscation hat wenig Vertheiliger; sie sollte gar keinen haben. Unschuldige werden dadurch mit bestraft, und die Regierung findet ein Interesse dabei, so zu strafen und recht viele Straffällige zu finden. —

Die vier folgenden Strafarten, als: Pranger, öffentliche Arbeit, Brandmarken, Prügel u. s. w. haben alle dieselben Fehler; sie sind schnell vorübergehend (außer der öffentlichen Arbeit), haben keinen Einfluß auf Besserung, sondern wirken eher auf Verschlechterung,

sind förmlich der Willkür ausgesetzt, und wenn die Strafe vorbeist, zwingen sie den Sträfling entweder Hungers zu sterben oder gleich wieder anzufangen, dieselben Verbrechen zu begehen; sie sind also eine Quelle, die Verbrechen zu vermehren, statt ihnen zu steuern.

Am ausführlichsten hält sich der Verf. bei der Kritik der Todesstrafe auf. Er versichert, alles über diesen Gegenstand gelesen zu haben, was er darüber hat habhaft werden können, und nicht nur die theoretischen Gründe für und gegen dieselben studirt, sondern auch hauptsächlich auf deren praktische Folgen geachtet zu haben. Indessen gesteht er, daß die Armuth der Literatur in Louisiana ihm nicht viel gelchrte Hülfsmittel gewährt habe. Dieses wird auch seinem Raisonnement nicht viel schaden, da jeder denkende Kopf die Gründe für und wider dieselbe leicht aus der Natur der Sache selbst entwickeln kann. Das Resultat seines Nachdenkens und seiner Forschungen ist, daß die Todesstrafe in das Strafgesetzbuch von Louisiana nicht aufgenommen werde.

Zwar ist das Beispiel, daß fast alle Nationen die Todesstrafe beibehalten, eine große Autorität für dieselbe. Allein wenn man erwägt, wie langsam alle Verbesserungen in der Gesetzgebung fortgeschritten sind, und daß diese Strafe mit den abscheulichsten Gesetzen auf unsere Zeiten gekommen ist, so verliert diese Autorität viel von ihrer beweisenden Kraft. In England hat sich das Parlament über zweihundert Jahr herumgestritten, ob man die Todesstrafe bei zwei oder drei Fällen abschaffen sollte, worüber alle Verordnungen schon seit Jahrhunderten einig waren, daß es geschehen müsse, und daß die Strafe offenbar grausam und barbarisch sey; bei hundert und mehr andern gleichen Fällen existirt sie noch immer, und die öffentliche Meinung ist nicht stark genug, diese Abscheulichkeit wegzuschaffen. Erwägt man nun, welchen Einfluß Englands Beispiel von jeher auf unsere Staaten gehabt hat, so läßt sich leicht denken, daß auch seine Irrigen Meinungen und Vorurtheile uns manches Schlechte zugeführt und bei uns erhalten haben. Große Risiken können auch hier nichts entscheiden. Man könnte deren so wohl für als gegen die Todesstrafe anführen. Also nur an die Gründe der Vernunft selbst können wir uns halten. Diese allein können bestimmen, ob die Todesstrafe bei uns beibehalten und in das neue Criminalgesetzbuch aufgenommen werden soll, oder nicht.

Wir sind in allen berühmten Staaten so weit gekommen, daß nirgends Todesstrafe zugelassen wird, als bei Hochverrath, Mord und Mordzucht. In einigen Staaten ist sie auch auf Brandstiftung gesetzt, und neuerlichst, wo viele Bürger unserer Staaten mit Papiergeld und Wechsel zu schaffen bekommen haben, ist man an mehreren Orten dafür, auch auf das Verfältschen solcher Umlaufpapiere die Todesstrafe zu setzen. Da also bei uns schon so viel

zugestanden wird, daß die Todesstrafe unpassend für geringere Verbrechen ist, so haben wir unsere Untersuchung bloß darauf zu beschränken: ob sie ein wirksameres und zweckmäßigeres Gegenmittel für wichtigere Verbrechen sey. Hierbei wollen wir nun unser Hauptprincip nicht aus den Augen lassen, daß nämlich der Zweck der Strafe allein Entgegenwirkung oder Verhinderung des Verbrechens seyn soll. Nun ist es wahr, der Tod erreicht in Ansehung des Schuldigen diesen Zweck gewiß. Allein ein Hauptzweck der Strafe ist auch der, daß sie Andere von ähnlichen Verbrechen abschrecken soll. Wenn nun dieses schreckliche Schauspiel nicht einmal im Stande ist, von kleinen Verbrechen abzuschrecken, wie viel weniger wird sie diese Wirkung bei großen haben? Kann man sich wohl einbilden, daß die Furcht vor einem ungewissen fernen Tode den Empörer in dem fanatischen Augenblicke eines eingebildeten Sieges über die Verfassung und die Freiheiten seines Landes aufhalten wird? daß, während er in der stolzen Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg Himmel und Erde bewegt und sein Leben dem Zufalle der Waffen aussetzt, die Furcht vor dieser Strafe seinen Stolz niederschlagen, ihn, wie ein Talisman, unter die Geseze beugen und ihn bestimmen wird, eine Laufbahn zu verlassen, die seinem Ehrgeize der Weg der höchsten Tugend zu seyn scheint? Wird ein flüchtiger Gedanke an die Todesstrafe den Schlag aufhalten, womit der vor Wuth rasende Rachsüchtige seinen Todfeind ermorden will? Wird er den Vorsatz eines Bösewichts vernichten, der heimlich darauf lauert, wie er das einzige Hinderniß, zu Reichthum oder Ehre zu gelangen, aus dem Wege räumen kann? Wird die Vorstellung einer solchen Strafe im Stande seyn, die heftigsten Leidenschaften zu unterdrücken und die mächtigsten Reize niederzuschlagen, wenn sie zu schwach ist, die schwächsten verbrecherischen Neigungen zu bezwingen? — Wenn diese Fragen den wahren Stand der Sache ausdrücken, so muß man gestehen, daß der Gebrauch der Todesstrafe als ein Paradoxon erscheint, das noch größer wird, wenn man erwägt, daß die, welche solche Verbrechen begehen, worauf sie steht, gemeinlich Leute sind, welche in ihrer verbrecherischen Gesinnung alt geworden und in dieser langen Gewohnheit, sich mit dem Gedanken des Todes vertraut gemacht haben, und seine Art von Bravour darin sehen, ihm zu trotzen; deren heftige Leidenschaften und natürlicher Muth sie gewissermaßen gegen ein solches Ende ihrer Laufbahn gleichgültig macht; und daß der trenloseste Mordmörder, der feige Giftmischer jederzeit glaubt, sichere Vorsichtsmaßregeln gegen die Entdeckung getroffen zu haben. Sehr selten wird die Begehung großer Verbrechen durch die Furcht vor der Todesstrafe verhindert werden; sie ist gemeinlich ein ganz ungewecktes Gegenmittel gegen dieselben. Der Ehrgeiz, welcher auf Hohenverath

finnt, ist gewöhnlich über den Schreck vor dem Tode erhaben; der Geiz, der zu geheimem Mord antreibt, kriecht im Dunkeln und rechnet auf Verbergung seiner That; die blinde Wuth, die des andern Tod will, bekümmert sich um kein Hinderniß ihrer That und denkt an keine Folgen *). Leute, die den Tod nicht scheuen, werden also um so eher dergleichen Verbrechen begehen, wenn sie hoffen können verborgen zu bleiben; werden sie ertappt, so machen sie sich

*) Alles, was der Verf. gegen die Todesstrafe sagt, läßt sich in den Fällen, die er anführt, von jeder andern Strafe sagen. Man würde also dergleichen Verbrechen gar nicht strafen müssen, wenn man nur solche Strafen als zweckmäßig und gerecht anerkennen wollte, die in jedem Falle stark genug sind, um das Verbrechen zu verhindern. Wer den Tod nicht scheut, wird sich auch vor keiner andern Strafe fürchten, da es nur von ihm abhängt, sich durch den Selbstmord jeder andern Strafe zu entziehen. Die Hauptsache ist, daß der Mensch im Allgemeinen kein größeres Uebel kennt, als die Beraubung seines Lebens, und daß im Allgemeinen keine Begierde stärker ist, als die Begierde zu leben, kein Gut für größer gehalten wird, als das Leben, und daß daher im Allgemeinen vorausgesetzt werden kann, daß die Androhung der Todesstrafe die stärkste Drohung ist, die man einer verbrecherischen Neigung entgegensetzen kann. Wenn man gleich zugeben muß, daß der Mensch in solche Zustände der Leidenschaften gerathen kann, daß er an die Todesstrafe nicht denkt, oder sie nicht achtet, und sie also deshalb nicht alle Verbrechen, die sie verhüten soll, verhindert; so wird sie doch viele abschrecken, den Weg zu betreten, der zu solchen Verbrechen führt, weil jeder Mensch bei kaltem Blute gewiß unter Handlungen und Lebensverhältnissen die am meisten zu vermeiden wünscht, die ihn um sein Leben und noch dazu auf eine schimpfliche Art bringen. Die Todesstrafe wird daher, insbesondere wenn sie nur auf die größten Verbrechen gesetzt ist, verhüten helfen, daß sich nicht leicht jemand den Gedanken überläßt, welche Neigungen zu dergleichen Verbrechen erzeugen und sie zur That werden lassen könnten. Die meisten Menschen fühlen schon einen Schauer, wenn sie nur an die Möglichkeit denken, ein solches Verbrechen begehen zu können; und ob dieses durch andere Strafen in eben dem Grade erreicht werden könnte, ist eine große Frage. Wir greifen hier nur das Argument des Verf. gegen die Todesstrafe an, inwiefern es eine unbedingte Unzweckmäßigkeit derselben beweisen soll, räumen übrigens die Richtigkeit vieler Bemerkungen ein, welche die Anwendung derselben in einzelnen Fällen betreffen. Nur das können wir nicht unbemerkt lassen, daß er in seinen Schlüssen gegen die Todesstrafe in einen Paralogismus verfällt, wenn er denen, die sie für geringe Verbrechen abgeschafft haben, den Grund unterschiebt, daß sie es deshalb gethan, weil die Erfahrung sie gelehrt habe, daß sie nicht stark genug waren, von kleinen Verbrechen abzuhalten; sie haben es vielmehr deshalb gethan, weil sie die Todesstrafe für ein zu heftiges Mittel der Abschreckung hielten und urtheilten, daß sie den Zweck der Abschreckung schon mit gelinderen erreichen könnten.

nicht viel daraus, da sie wußten, sie wagten das Leben; werden sie aber nicht entdeckt, so erreichen sie ihre Wünsche. Sollte es also nicht viel zweckmäßiger und wirksamer seyn, solche Strafen zu erwählen, welche dem Verbrecher gerade das Gegentheil von dem zu ziehen, was er durch sein Verbrechen zu erreichen wünscht? Man mache dergleichen Folgen seiner Handlungen dauernd und gewiß, aber dabei milder; und der Verbrecher wird sie weniger leicht wagen, als den kurzen Augenblick des Schmerzens, den ihm der Verlust seines Lebens kostet. Man studire die Leidenschaften, welche die ersten Triebfedern zu dergleichen Verbrechen sind, und wähle solche Strafen, die denselben entgegenwirken und sie zähmen. Der Ehrgeizige wollte nicht die gewöhnlichen Einschränkungen der Regierung ertragen — man unterwerfe ihn also den Schranken der Gefangenschaft; er konnte es nicht über sich erhalten, sich einer ehrenwerthen Obrigkeit zu unterwerfen — man zwingt ihn also dem niedrigsten Beamten der executiven Justiz zu gehorchen; er suchte durch sein Verbrechen eine Obergewalt über alles, was in der Gesellschaft ehrwürdig ist, zu erreichen, — man lasse ihn also eine Strafe leiden, die ihn mit dem Schlechtesten und Verworfensten in der Gesellschaft auf gleiche Stufe setzt; trieb der Geiz zum Morde an, — so trenne man den Elenden auf immer von seinen Schätzen; man realisiere in ihm die Fabel des Alterthums und lasse ihn von seinem Straf-ort aus zuschauen, wie seine Erben in seinem Gute schwelgen; und der nagende Gedanke, daß andere die Früchte seines Verbrechens in Unschuld genießen, wird eine eben so zweckmäßige Strafe im praktischen Leben seyn, als in der Justiz der Poesie. Der räuberische Verschwender raubt, um zu schwelgen, und mordet, um unentdeckt zu bleiben, er wagt sein Leben, um im Müßiggange alle Ausschweifungen und alle Sinnenlust genießen zu können, oder es in einem schmerzvollen Augenblick zu verlieren; — man mache also seine schändliche Rechnung zu Schanden, man zwingt ihn zu leben, aber auf eine Art, die alle Entbehrungen über ihn bringt, die er mehr als den Tod fürchtet; man nöthige ihn sich mit der schlechtesten Kost, mit dem härtesten Lager zu begnügen und halte ihn zur strengsten unaufhörlichen Arbeit an. Man setze also an die Stelle des Todes, auf den alle dergleichen Verbrecher sich gefaßt halten, solche Entbehrungen, die sie alle entsetzlich scheuen, und welchen zu entgehen, sie eben das Leben gewagt haben; setze diese an die Stelle des Todes, der wenig Schrecken für Menschen hat, deren Leidenschaften oder Laster sie gezwungen, sich in das Verbrechen zu stürzen: und ihr werdet dadurch ein richtiges Verhältniß in die Strafe zum Verbrechen bringen. Statt eines augenblicklichen Schauspiels gebt ihr nun den übrigen eine Lehre, die sich täglich erneuert, und ihr macht diejenigen Leidenschaften, welche das Verbrechen

verursachten, zum Werkzeuge, es zu bestrafen und dessen Wiederholung entgegenzuwirken.

Die Möglichkeit der Besserung haben wir noch gar nicht bei unserer Betrachtung in Erwägung gezogen. In der Todesstrafe ist sie ganz vernichtet. Sollte man aber gar nicht dran denken, sie möglichst bei jeder Strafe zu erhalten? Können nicht auch die größten Verbrechen von Personen begangen werden, deren Gemüther noch nicht so verdorben sind, daß sie alle Hoffnung dazu ausschließen? Zuweilen werden dergleichen Verbrechen aus bloßem Irrthum begangen. Oft sind sie Folgen einer Verkettung von Umständen, die nie wieder vorkommen, und oft sind sie die Wirkung einer momentanen Verblendung, die, wenn sie auch die Schuld nicht aufhebt, doch dieselbe sehr mildern sollte. Alle diese Rücksichten macht die Todesstrafe unmöglich. In dieser Hinsicht verdienen insbesondere diejenigen Gesetze großen Tadel, die z. B. jeden vorsätzlichen Mord mit dem Tode bestrafen. Ein Mensch, der aus gerechtem Gefühl der Rache in dem Gefühl seines Schmerzens den ehrlosen Verführer seiner Frau, oder den Schänder seiner Tochter ermordet; der den niederträchtigen Verleumder, welcher ihn um die Ehre und das Glück seines Lebens gebracht hat, am Leben selbst bestraft — wird in vielen Ländern eben so mit dem Tode bestraft, als der gedungene Meuchelmörder, oder der eigennützige Giftmischer; und der Jüngling, dessen Schwäche von der List oder Kunst eines eingefleischten Verbrechers zu Begehung des ersten Verbrechens berebet wurde, muß auf demselben Schaffot sterben, wie der Bösewicht, der ihn verleitete. — Die Begnadigung, die man in England in solchen Fällen gebraucht, um der Härte des Gesetzes auszuweichen, macht die Sache eher schlimmer als besser. Denn erstlich zeigt sie die Unvollkommenheit des Gesetzes ganz klar, da man ihm ein Princip beigelegt hat, welches andeutet, daß der Fall, den es unter sich faßt, nicht darunter gehört; und zweitens ist sie ein Uebel, weil sie einen, der doch wirklich ein Verbrechen begangen hat, von aller Strafe befreiet. Ein Verbrecher darf deshalb nicht ganz unbestraft bleiben, weil er keine so harte Strafe verdient. Schickt man den Verbrecher ganz frei wieder in die Gesellschaft, wie es die Begnadigung in England thut, so riskirt man, daß dergleichen nun desto kühnere und gefährlichere Verbrecher werden und der Gesellschaft desto mehr Schaden zufügen.

Noch müssen wir uns bei Beurtheilung dieser Materie eines andern Principes erinnern, das wir oben aufgestellt haben, und das auf den vernünftigsten Gründen beruht. Unter gleichen Umständen verdient nämlich diejenige Art der Strafe den Vorzug, die, im Falle eines dabei möglicher Weise begangenen Irrthums, eine Verbesserung und Wiedergutmachung derselben zuläßt. Leidenschaften,

Nachlässigkeit, falsche Zeugnisse, schetzbare Anzeigen, täuschende Weise Können, so lange Menschen Menschen bleiben, ein falsches Urtheil hervorbringen und über einen Angeklagten unschuldiger Weise eine Strafe verfügen. Ein solcher Irrthum kann zuweilen unvermeidlich seyn, er bringt seine Wirkung augenblicklich hervor, und die Todesstrafe wird, sobald das Urtheil gefällt ist, vollzogen. Um den Irrthum zu entdecken, dazu gehört Zeit; niemand thut gern gethane Schritte zurück; viele Operationen und lange Zeit gehören oft dazu, um den Irrthum gewahr zu werden und ihn so ins Licht zu stellen, daß die höhere Behörde dadurch überzeugt wird, er sey wirklich vorgefallen. Aber die Todesstrafe ist an dem unglücklichen Opfer vollzogen. Was würden dann nicht die Geschworenen, welche von ihrer Verblendung geheilt, die Richter, die den Unglücklichen verdammten, die getäuschten Zeugen, die seine Schuld bekräftigten, was würde nicht die ganze Gemeinde, die seinen Todeskampf ansah und die Betheurungen seiner Unschuld im letzten Augenblicke seines Lebens mit anhörte; was würden sie nicht alle darum geben, wenn sie es noch in ihrer Gewalt hätten, das Unrecht, das sie ihm anthaten, wieder gut zu machen?

Beispiele dieser Art sind aber gar nicht sehr selten. Mehrerer können wir uns noch erinnern, mehrere sind selbst in unsern Tagen vorgefallen, und ein höchst merkwürdiges Beispiel dieser Art in den nördlichen Staaten hat uns ganz deutlich bewiesen, wie gefährlich es ist, Strafen anzuwenden, die, wenn sie einmal vollzogen sind, sich schlechterdings nicht wieder gut machen lassen, wenn die Unschuld des Duldenden auch noch so klar bewiesen wird. Und wenn auch in hundert Jahren nur wenig Beispiele dieser Art vorkommen, so sind sie schon hinreichend, die besten Wirkungen zu vernichten, die dergleichen Strafen als Beispiele haben können. Kein Schauspiel wirkt so stark und so lange auf das Gefühl des Menschen, als der Anblick eines Unschuldigen, der unverdienter Weise bestraft wird; ein einziges solches Beispiel bleibt noch lange im Gedächtnisse, wenn schon zwanzig gerechte Bestrafungen vergessen sind; die besten Leidenenschaften erheben sich gegen die Geseze und werden geneigt, was die Justiz thut, für unbillig und grausam zu erklären. Dieser Grund allein würde hinreichend seyn, die Todesstrafe abzuschaffen; aber es gibt auch noch andere Gründe, die nicht weniger stark sind.

Zu sehen, wie ein menschliches Wesen in vollem Genuße aller seiner Seelen- und Körperkräfte, ohne daß eine Krankheit sie angreift oder ein Zufall sie verletzt, in dem der Puls noch jugendlich und gesund schlägt, mit kalter Berechnung seiner Mitmenschen einer gewissen Zerstörung gewidmet wird, die kein Muth verhindern, keine Kunst oder Berechnung abwenden kann; zu sehen, wie ein Sterblicher sich der Ehrfurcht fordernden Functionen der Gottheit bemächti-

get, sich seine Eigenschaften anmaßt und nach seiner Willkür das Ende einer Existenz beschließt, die nur allein der Allmächtige geben kann, und deren Zerstörung also auch von ihm allein abhängen sollte: ein solcher Anblick muß zu feierlichen Betrachtungen führen, welche der Anblick eines Menschenopfers immer hervorbringen wird, solange das Gefühl nicht durch die öftere Wiederholung solcher Schauspiele abgestumpft und unempfindlich dagegen gemacht ist *). In jedem Lande aber, wo die Todesstrafe selten vorkommt, treten dergleichen Betrachtungen in ihrer ganzen Stärke hervor. Das Volk geräth bei jedem Proceß über ein Capitalverbrechen in Bewegung: die Bürger verlassen ihr Geschäft und versammeln sich um den Gerichtshof; der Angeklagte, die Zeugen, die Richter, kurz alles, was mit der Untersuchung zusammenhängt, wird ein Gegenstand der Neugierde und der Theilnahme. Ist der öffentliche Geist so aufgeregte, so erhält er durch die Umstände des Falles eine Stimmung, die selten zu der Unparteilichkeit paßt, die man haben muß, um die Gerechtigkeit zu beurtheilen.

Erregt der Angeklagte eine Theilnahme wegen seiner Jugend, wegen seines guten Charakters oder seiner Verbindungen, so verleiten die fürchterlichen Folgen der Ueberführung, sowohl bei großen als kleinen Verbrechen, den Ankläger, daß er von seiner Strenge nachläßt, die Zeugen, daß sie mit Widerwillen erscheinen, die Geschwornen, daß sie ihn gegen ihr Gewissen lossprechen, die oberste Gewalt, daß sie zur Unzeit begnadiget. Hat das Publicum die entgegengesetzte Stimmung gegen den Beschuldigten, so entstehen noch schlimmere Folgen. Der Unwille gegen das Verbrechen verwandelt sich in einen wilden Durst nach Rache; und wenn der wahre Schuldige nicht zu finden ist, so wendet sich diese bei dem leisesten Verdacht auf einen Unschuldigen. Wenn die öffentliche Wuth ein Opfer fodert, so führt man das unschuldige Lamm zum Altare, während man den Sündenbock in die Wüste entfliehen läßt. Diese wilde Leidenschaft wird um so stärker, je häufiger die Todesstrafen unter einem Volke sind, so daß sowohl bei großen als bei kleinen

*) Diese Trauer über die willkürliche Tödtung eines Menschen muß wohl noch einen tiefern Grund haben, als den der Verf. hier angibt. Denn derselbe würde auch gegen die Tödtung eines Thieres dieselbe Stärke haben müssen. Jener Grund scheint hauptsächlich darin zu liegen, daß wir ein Wesen willkürlich tödten sehen, das mit uns gleiche Rechte, eine gleiche moralische Natur hat und bestimmt ist, frei zu seyn. Das Gefühl dabei ist moralischer, nicht bloß psychologisch = sympathetischer Natur. — Nur wenn die Todesstrafe ein nothwendiger Widerstand gegen ein dem Leben anderer Menschen feindseliges Wesen ist, scheint sie die Vernunft zu billigen.

Vergehungen die Todesstrafe die Ursache wird, daß der Schuldige durchgelassen und der Unschuldige verdammt wird.

Wer nur irgend Gelegenheit gehabt hat, Criminalprocesse zu beobachten, wird die Wahrheit dieser Bemerkungen bestätigen: — unverbiente Nachsicht — ungerechte Strenge; entgegengesetzte Wirkungen aus derselben Ursache, nämlich der unnöthigen Härte der Strafe.

Hat aber der Ausspruch des Rechts keine so unglücklichen Folgen, so haben Leidenschaft und Vorurtheile selten Einfluß auf den Lauf der Gerechtigkeit, der Beweis hat dann wenig Schwierigkeit, man legt die Zeugnisse ohne Widerwillen ab, sie machen auf die Geschwornen den Eindruck, den sie machen sollen, denn sie befinden sich nicht in der fürchterlichen Lage, ein unwiderrufliches und nie wieder gut zu machendes Urtheil sprechen zu müssen. Begnadigungen werden von der öffentlichen Stimme nicht verlangt, außer wo die Unschuld erwiesen, oder der Widerruf durch klare Gründe nothwendig wird.

Eine andere Folge der Todesstrafe ist, daß sie ihre Wirkung fast ganz verliert, wenn sie zu oft angewandt wird. Das Volk wird dann mit ihr zu vertraut, um sie noch als ein abschreckendes Beispiel zu betrachten; sie wird nach und nach ein Schauspiel, das oft wiederholt werden muß, um den wilden Geschmack, den sie erzeugt hat, zu befriedigen. Es würde in der That höchst nützlich für die Gesetzgebung seyn, wenn man die wahren Ursachen dieser schrecklichen Leidenschaft eines Volks, menschliche Qualen zu begaffen und dem Hinschlachten menschlicher Wesen beizuwohnen, gehörig erforscht hätte. Die Geschichte aller Nationen ist damit besetzt, bei einigen entstanden sogar förmliche Institute, diese grausame Lust des Volks zu befriedigen, wie die Gladiatorspiele bei den Römern und die Autodafe's unter den christlichen Völkern; bei einigen zeigten sie sich wie eine moralische Epidemie, welche eine Zeitlang aufs heftigste wüthete und erst spät der Vernunft und den Gefühlen der Menschlichkeit wich. Man findet fast unter jedem Volke dergleichen Beispiele des Wahnsinnes in seiner Geschichte; allein das religiöse Gemüth in der Bartholomäusnacht und die politischen Menschenopfer in der Schreckenszeit der französischen Revolution deuten deutlich genug an, woran wir erinnern wollen. Selbst die Geschichte unseres eignen Landes, so jung sie noch ist, ist nicht frei von solchen Flecken.

Der Justizmord der Zauberer und Hexen in Neuengland und einer großen Menge armer Schelme während der Zeit der Regerverschwörung in Neuport, enthält genug einheimische Beispiele dieser Art.

Menschliches Leiden wird anfangs von den Menschen immer

mit Abscheu und Widerwillen betrachtet. Die Natur selbst scheint diesen Abscheu sehr weislich mit dem menschlichen Wesen verwebt zu haben. Hat man aber diesen natürlichen Ekel und Widerwillen dagegen einmal überwunden, so geht es mit dem geistigen wie mit dem leiblichen Geschmaack. Bei dem letztern nämlich bemerken wir, daß wir uns an diejenigen Gegenstände am meisten gewöhnen und die stärkste Begierde nach denen bekommen, welche uns anfangs Ekel und Widerwillen erregten; und wo es uns anfangs viel Ueberwindung kostete, eine Speise oder ein Getränk zu uns zu nehmen, oder etwas zu genießen, darnach wird unsere Begierde in der Folge um so stärker, je mehr Mühe es uns machte, und je länger wir Zeit gebrauchten, uns daran zu gewöhnen. Gerade so ist's auch mit den Neigungen des Gemüths. Was nun aber auch die Ursache dieses auffallenden Zuges in der Geschichte der menschlichen Seele sey, gewiß verdient ihre Wirkung das ernsthafteste Studium des Gesetzgebers, der ein weises und dauerhaftes System der Gesetze begründen will. Wenn der Anblick der Vollstreckung eines Todesurtheils die Lust erregt, eine zweite zu sehen; wenn die Neugierde, die anfangs mit Schrecken gestillt wird, mit ihrer Befriedigung wächst und in eine Leidenschaft verwandelt wird, die an dieser Art Schauder selbst ein Vergnügen findet: so sollten wir gewiß sehr behutsam in Einführung solcher Strafen seyn, die dergleichen verabscheuungswerthe Neigungen in dem Volke erzeugen. Vorzüglich aber muß sich eine republikanische Regierung, wie die unserige, hüten, die sittlichen Gefühle des Volks durch öftere Todesstrafen auf diese Weise zu verderben, weil bei einer solchen Verfassung der öffentliche Volksgeist auf alle Zweige der Regierung den größten Einfluß hat, und ein so unsittlicher, lasterhafter Geschmaack würde gar bald seine schädlichen Wirkungen in den Entscheidungen unserer Gerichtshöfe und den Aussprüchen unserer Jury's zeigen.

Wendet man aber diese Strafart nur bei großen und den wichtigsten Gelegenheiten an, und wird also das Volk höchst selten mit dem Schauspieler der Hinrichtung eines ihrer Mitbürger nach gesetzlichem Ausspruch unterhalten, so ist die Wirkung wieder von ganz besonderer Art. Der Delinquent, was er auch begangen haben mag, erscheint dann als ein Heiß oder als Heiliger; er wird der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, der Neugierde, der Bewunderung und des Mitleidens. Die Barmherzigkeit versteht ihn mit allen möglichen Bedürfnissen, und die Religion wendet alle ihre Kraft an, den Auswurf der Menschheit, oder den Mörder, wenn er auch unwürdig ist, länger auf der Erde zu bleiben, doch wenigstens hier noch von aller Sünde zu reinigen, ihn zu bekehren und einen würdigen Candidaten der himmlischen Glückseligkeit aus ihm zu machen. Durch Ermahnungen, Tröstungen und Gebete der From-

man wird er über alle Furcht vor dem Tode erhoben; der bekehrte Sünder empfängt nun Besuche von den vornehmsten Personen, vom schönen Geschlecht und den würdigsten Leuten; sein Gefängniß wird zum Wallfahrtsorte, wo ein Heiliger wohnt, den die Märtyrercrone erwartet; seine letzten Blicke werden mit Theilnahme und Interesse beobachtet; seine letzten Worte werden begierig aufgefangen und gehen als die größten Merkwürdigkeiten von Mund zu Mund; seine Todeszuckungen sieht man mit Schreck und Verzweiflung; und nachdem er die schimpfliche Strafe des Gesetzes erduldet, wird der Leichnam des Verbrechers, dessen Tod ehrlos und dessen Leben Laster war, in tiefer Melancholie und Trauer vom Volke zum Grabe begleitet, von einem Juge, der dem Leichenbegängnisse eines ausgezeichneten Patrioten oder Helden nicht zur Unehre gereicht haben würde. Man schmückt sein Grab mit Rosen und macht es zum Versammlungsorte zärtlicher Seelen. — Diese Skizze, obgleich etwas stark aufgetragen, ist doch nach dem Leben gezeichnet. Wir haben bloß das Benehmen der Einwohner einer unserer reichsten und gebildetsten Hauptstädte geschildert *); und wenn auch gleich die Sache nicht an allen Orten so weit getrieben wird, weil man solche Ausschweifungen unterdrückt, so liegt doch der Grund dazu in der Natur der Menschen; und wie viel sich davon auch äußern mag, so ist doch so viel klar, daß alles, was davon zum Vorschein kommt, der guten Wirkung, die man durch die Todesstrafe hervorbringen will, entgegenstrebt, und jene also um so mehr vernichtet wird, in je stärkerem Grade sich jene Äußerungen offenbaren. Nie kann sich der Held einer solchen Tragödie für ein gemeines oder unedles Werkzeug dabei ansehen; nie kann das Volk in dem Gegenstande seiner Bewunderung oder seines Mitleidens einen Bösewicht erblicken, bei dem es nur Abscheu fühlen sollte und fühlen würde, hätte man nicht seine Gefühle ganz unvernünftiger Weise zu seinen Gunsten umgestimmt. Auf diese Art geht der Zweck des Gesetzes gänzlich verloren, die Kraft des Beispiels ist vernichtet, und der Platz der Hinrichtung ist in eine Triumphscene des Delinquenten verwandelt, an dessen Verbrechen in diesem Augenblicke niemand denkt, indem man nur seinen Muth, seine Ergebung, seine Frömmigkeit vor Augen hat, die ihn als Märtyrer und nicht als schuldiges Opfer der Gesetze darstellen. Gesetze, welche mit den Gefühlen des Volks, das sie regieren sollen, so geradezu im Widerstreite stehen, wie dieses und mehrere andere Beispiele in Ansehung der Todesstrafe beweisen, können unmöglich

*) Wem, der die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts von der Stadt Leipzig kennt, fällt nicht die Hinrichtung des Mörders Zonas dabei ein! Es ist gerade, als ob der Verf. jene Scene gesehen und geschildert hätte.

weise seyn, oder Gutes wirken, und müßten deshalb abgeschafft werden.

Quid leges, sine moribus vanae, proficiunt? Wenn aber Gesetze, die nicht von der Moral des Volks unterstützt werden, nichts ausrichten; was soll man vollends von solchen erwarten, die mit den Gefühlen der Moral und den Begriffen der Religion in geradem Widerspruche stehen? — Und das ist doch die Wirkung der Todesstrafe in Ländern, wo sie nur selten angewandt wird. Laßt uns aber nun sehen, was sie für Folgen in solchen Ländern hat, wo sie leider nur allzu oft vorkommt.

In England hat man sich schon längst mit allen Vernunftgründen bemüht, und man hat es weder an Gelehrsamkeit noch an Verebbarkeit fehlen lassen, um die Todesstrafe, zwar nicht ganz abzuschaffen (denn das würde ein allzukühner Antrag in einem Lande gewesen seyn, wo aus jeder Reform in einem Stücke eine totale Revolution entstehen könnte), sondern nur sie auf die größten und vertwegensten Verbrechen zu beschränken und sie in Fällen aufzuheben, wo sie das moralische Nationalgefühl empört. Dieser Vorschlag hat eine Parlamentsuntersuchung dieses Gegenstandes veranlaßt, und diese nebst den Protocollen über die von einer Comitee des Hauses der Gemeinen darüber vernommenen Zeugen und Sachverständigen liegen, wie schon in der Einleitung bemerkt worden ist, vor uns. Wir theilen hier einen Auszug aus einem derselben mit, der das Urtheil eines Mannes enthält, der länger als zwanzig Jahr in den englischen Gerichtshöfen practicirt hat, und der den Antrag mit seiner Erfahrung unterstützt.

„In meiner Praxis,“ sagt er, „habe ich stets gefunden, daß die Todesstrafe auf einen gemeinen Dieb keine abschreckende Kraft hat. In der That ist sie mehr ein lächerlicher Gegenstand unter den ausgelernten Dieben, als daß sie darüber ernsthaft nachdenken sollten. Da sie wohl wissen, daß sie stets in Gefahr sind, dieselbe erleiden zu müssen, so suchen sie sich den Gedanken daran durch Spötereien, Scherze, lächerliche Schilderungen und Beinamen so leicht als möglich zu machen, und sie ist daher bei allen ihren gesellschaftlichen Unterredungen der Gegenstand des Spases und ihres Heroismus; denn wer am scherzhaftesten davon sprechen und am leichtsinnigsten darüber lachen kann, der ist ihr Held, und der wird von ihnen am meisten bewundert. Daher scheint die gewisse Annäherung eines schimpflichen Todes keinen großen Eindruck auf sie zu machen, sie haben sich schon lange auf denselben gefaßt gemacht. Sehr oft habe ich dergleichen Leute gleich nach der Bekanntmachung ihres Urtheils darüber scherzen hören; fast alle hören ihre Sentenz mit dem größten Leichtsinne und mit einer Art von Mockerie an. Ich sahe einmal einen solchen Mann, den ich in seinem Prozesse be-

dient hatte, den Tag vor seiner Hinrichtung, und gab ihm mein Bedauern über sein Schicksal zu erkennen. „Ja, sagte er ganz gleichgültig: Wer Würfel spielt, darf nicht immer auf einen Paß rechnen. Das Ding, sagte er, dauert ja nur ein Paar Minuten, ein Ruck, ein bißchen Strampeln, und der Quark ist vorbei.“ Das Schicksal eines solchen Menschen macht nicht einmal einen Eindruck auf solche, die unmittelbar nach ihm hingerichtet werden sollen. Ich habe sie noch während der Hinrichtung ihrer Cameraden Wette oder Würfel spielen und Poffen treiben sehen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Ich habe solche, die eben nach einander gehängt werden sollten, von einander Abschied nehmen sehen. Kein Weinen, keine Trauer war da zu bemerken, sie trieben bis auf den letzten Augenblick Poffen mit einander und nahmen von einander Abschied, als wenn sie etwa eine Landpartie machen wollten. Ich führe diese Beispiele an, um zu zeigen, wie wenig die Todesstrafe auf ausgelernte Diebe Eindruck macht, wie geringe die abschreckende Kraft derselben für sie ist, und wie wenig die entfernte Möglichkeit derselben im Stande seyn wird, sie in ihrer verbrecherischen Laufbahn aufzuhalten, da sie nicht einmal dann sich vor ihr fürchten, wenn sie gewiß vor ihnen liegt.“

Ein anderer sehr achtungswerther Zeuge (eine Magistratsperson von London), welcher gefragt wurde: „ob er glaube, daß die Todesstrafe eine gewisse Kraft hätte, die Verbrecher von Begehung der Uebelthaten abzuschrecken?“ antwortete: „Ich glaube dieses nicht. Alle, welche mit dem verbrecherischen Gaunerwesen in dieser Stadt (London) bekannt sind, wissen, daß die Verbrecher hier in gewissen Banden oder Verbindungen leben und handeln, und daß die Hinrichtung eines oder mehrerer Glieder derselben höchst selten die Wirkung hat, daß sie deshalb sich auflösen oder die übrigen abgeschreckt werden, ihr Leben fortzusetzen. In meiner eignen Erfahrung habe ich mehrere Beispiele erlebt, die mich in dieser Meinung bestärken. Während einer Sitzung wurden drei Personen wegen Verbreitung falscher Banknoten vor mich gebracht. Während der Untersuchung entdeckte ich, daß diese Noten in einem Zimmer fabricirt wurden, wo der Leichnam eines gewissen Weller noch lag (welcher den Tag vorher wegen eben dieses Verbrechens hingerichtet war), und daß diese Noten von einer Frau in Umlauf gesetzt waren, die mit dem genannten Weller gelebt hatte. Dieses ist, setzte er hinzu, ein starker Fall; aber ich zweifle nicht, daß es nur einer von sehr vielen andern ist.“

Der Aufseher von Newgate, ein Zeuge, der mehr als alle übrigen Gelegenheit hat, Thatfachen über diese Materie zu sammeln, wurde gefragt, „was er für Beobachtungen über die Wirkung der

Todesurtheile bei den Gefangenen gemacht hätte?" Er antwortete: „Es scheint kaum, daß sie sonderlichen Eindruck auf sie machen. Die meisten derer, die zum Tode verurtheilt werden, denken oder thun eher alles andere, als etwas, das einer Vorbereitung zu ihrem Tode ähnlich sieht.“ Als er weiter nach der Wirkung befragt wurde, die dergleichen Executionen auf's Volk machten, antwortete er: „Junge und unerfahrene Personen werden davon in dem Augenblicke, wo sie sie mit ansehen, erschüttert und erschreckt; aber kaum ist die Scene vorbei, so ist sie auch vergessen, und es bleibt kein Eindruck zurück. Alte und erfahrene Diebe sehen die Strafe als etwas an, worauf auch sie sich gefaßt halten müssen, und sagen: „die Würfel sind gegen den Mann gefallen, der gehängt wird. Indessen thut das nichts zur Sache. Wer flieht, muß auch denken, daß er gehängt werden kann; und was jeder bei seinem Gewerbe erwarten muß, kann ihn nicht davon abhalten; und wer sich darüber wundert, wenns ihm begegnet, ist ein Narr.““ Ich bin oft in den Gefangenhof eine oder ein Paar Stunden nach einer Execution gegangen, und habe alle, die ein gleiches Schicksal zu fürchten hatten, lustig und guter Dinge, sich mit Ball- oder Würfelspiel amüsirend gefunden, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.“ Es bedarf keiner weiteren Farben, um diese Skizze zu beleben. Nichts scheint dem Verf. das Unnütze und Zweckwidrige dieser Vergeltung des Menschenlebens mehr zu beweisen, nichts kann die gänzliche Unwirksamkeit dieser Strafart und ihren verderblichen Einfluß auf die Moralität der Gemüther mehr darthun, als diese Beispiele aus England.

Aus den amerikanischen Staaten fehlen gute Nachrichten über die Wirkungen der Todesstrafe. Der Verf. bedauert dieses, da sie ihm für seinen Zweck besonders nützlich gewesen seyn würden. Nur einige allgemeine Thatfachen sind darüber bekannt, die nicht ohne Interesse und Belehrung sind. In allen vereinigten Staaten steht auf Mord Todesstrafe; in den meisten ist dieser (außer Hochverrath) das einzige Verbrechen, worauf sie gesetzt ist. Wenn dieses nun die wirksamste Strafe wäre, um Verbrechen zu verhindern, so würde die Zahl dieser Art der Verbrechen die geringste seyn. Ist dieses aber wirklich der Fall? — Um diese Frage zu beantworten, dürfen wir keine Vergleichung zwischen diesen und andern Verbrechen anstellen. Dieses würde zu keinem richtigen Resultate führen; denn es gibt Verbrechen, die so zerstörend für die menschliche Gesellschaft sind, so allgemeine Verwirrung in der Welt verursachen und einen solchen Grad von Schlechtigkeit voraussetzen, daß der, welcher sich derselben schuldig macht, von dem ganzen Volke als ein Gegenstand des Abscheues betrachtet wird, und die allgemeine Verwünschung und Verstoßung würde ihn als Strafe treffen, wenn ihm auch das Gesetz keine auflegte. Die Zahl solcher Verbrechen muß also, man

mag eine Strafe darauf legen, welche man will, immer vergleichungsweise kleiner seyn, als solcher, die nicht so allgemein verabscheuet werden und nicht so viel Lärm machen. Von dieser letzten Art ist der Mord; wir müssen also unsere Aufmerksamkeit auf andere Länder richten, um einen Vergleichungspunct zu finden.

Unglücklicherweise wird das Verbrechen in dem einzigen Lande, aus welchem wir genug Thatfachen kennen, um es mit dem unserigen zu vergleichen, eben so bestraft, wie hier, und es lassen sich daher keine Schlüsse aus den Thatfachen ziehen. Jedoch da in jenem Lande eine Menge anderer Verbrechen mit dem Tode bestraft werden, worauf bei uns eine andere Strafe gesetzt ist, und wenn dergleichen geringere Verbrechen dort häufiger sind, als hier, während Mord und Raubmord (die einzigen, worauf hier auch der Tod steht) hier häufiger vorkommen, als in jenem Lande, mit dem wir das unserige vergleichen wollen, so wird ein Grund da seyn, zu bezweifeln, ob die Todesstrafe eine große Wirksamkeit habe.

In London und Middlesex wurden in den sechzehn Jahren von 1802 bis 1818 fünfunddreißig Personen wegen Mordes und Körperlicher Verletzung mit der Absicht zu morden, hingerichtet, welches im Durchschnitt zwei Mordthaten aufs Jahr ausmacht. In der Stadt Neuorleans wurden in den letzten vier Jahren sieben wegen desselben Verbrechens hingerichtet, welches ohngefähr denselben Durchschnitt gibt. Allein die Bevölkerung von Neuorleans überstieg damals nicht 35,000 Köpfe, und verhält sich zur Bevölkerung von London und Middlesex etwa wie 1: 27; folglich geschahen, nach der Proportion der Bevölkerung, in Neuorleans siebenundzwanzig Mal so viel Mordthaten als in London und Middlesex. Fast dasselbe Verhältniß findet sich, wenn man den ganzen Staat Louisiana mit ganz England und Wales in Hinsicht auf dieses Verbrechen vergleicht: denn in den letzten sieben Jahren fanden in ganz Louisiana neunzehn Hinrichtungen statt; in England und Wales in den sieben Jahren, die mit 1818 enden, wurden einhundertvierundfünfzig wegen Mordes mit dem Tode bestraft. In London und Middlesex wurden in demselben Zeitraume achthundertfünfundachtzig Personen des Falschmünzens und Nachmachens von Banknoten überführt; in unserm ganzen Staate fielen in gleicher Zeit sieben Fälle dieses Verbrechens vor: woraus folgt, daß nach der Proportion der Bevölkerung das Verbrechen achtzehn Mal häufiger in London, als hier war; 6974 wurden binnen sieben Jahren in London des Raubes überführt, in dem Staate Louisiana in derselben Zeit 100: welches ein Verhältniß, nach der Bevölkerung wie 1: 10 unseres Staats gegen London gibt. Viele Todesstrafen fallen in England für Verbrechen vor, die bei uns gar nicht vorgekommen sind, und welche hier, wenn dergleichen begangen worden wären, bloß mit Zucht- und

Arbeitshaus bestraft seyn würden. Wir räumen gern ein, daß der Zustand der Gesellschaft in beiden Ländern verschieden ist, und der Grad der Versuchung, die kleinere oder größere Schwierigkeit, sein Brot zu verdienen, und andere Umstände neben den Gesetzen auf diesen Unterschied Einfluß gehabt und das Ihrige auch dazu beigetragen haben mögen. Aber muß nicht doch dieses doppelte Resultat schon mächtigen Zweifel gegen die Wirksamkeit der Todesstrafe erwecken, wornach das einzige Verbrechen, welches hier dieselbe Strafe erleidet, einundzwanzig Mal häufiger ist, während daß alle, worauf eine gekünderte Strafe stehet, in hohem Grade seltener vorkommen, als in dem Lande, wo man sie mit dem Tode bestraft?

Keiner unserer Staaten bestraft den Straßenraub mit dem Tode, nur die Union bestraft den Raub der öffentlichen Posten damit. Aber man hält auch allgemein dafür, daß diese letzte Art Straßenräuberei häufiger ist, als irgend eine andere *); abermals ein Beweis, daß die Furcht vor dem Tode kein kräftigeres Abhaltungsmittel von Verbrechen ist, als die Furcht vor andern Strafen.

Mehrere gewissenhafte Männer haben die Todesstrafe von Seiten des Rechts dazu angegriffen; wir wollen von ihren Gründen keinen Gebrauch machen, weil wir der Meinung sind, daß sich das Recht dazu allerdings beweisen läßt. Wenn nämlich diese Strafe wirklich das einzige Mittel wäre, dem Verbrechen entgegenzuwirken, so hätte der Staat unstreitig ein Recht, sie anzuwenden, wenn nur nicht das Uebel, das dadurch entstünde, größer wäre, als das, was von dem Verbrechen, wenn es unbestraft bliebe, zu befürchten wäre. Wenn es z. B. erwiesen wäre, daß man die Früchte in einem Garten nicht erhalten könnte, ohne die Jungen, welche sie zu stehlen hereinkommen, mit dem Tode zu bestrafen; so ist das Uebel, welches aus der Rechtsverletzung entsteht, so viel geringer, als das, welches die Strafe anrichtet, daß das Gesetz sie dennoch nie auf diesen Fall setzen dürfte, also noch viel weniger, wie es in England erlaubt ist durch Schießfallen (springuns), die der Beleidigte in seinen Garten setzt. Dagegen ist es ein geringeres Uebel, daß einem Mordmörder das Leben genommen wird, als daß man ihm verstatte, Menschen das Leben zu nehmen, deren Existenz für das Vaterland nützlich oder für ihre Familie nothwendig ist **). Wenn es

*) Unstreitig bloß deshalb, weil man die Zeit weiß, wo die Posten gehen, die Räuber also wissen, wenn sie sich zu ihrer Arbeit einfinden sollen.

**) Man merket leicht, daß der Verf. ein Schüler von Bentham ist, der das Nützliche zum einzigen Kriterio des Rechts machen will. Wie wenig aber dieses Princip dazu taugt, ist im Hermes

baher in solchen Fällen erwiesen ist, daß die Todesstrafe das einzige Mittel ist, dergleichen gefährliche Verbrechen zu verhüten, so scheint

St. XV. genugsam erwiesen, und die Unhaltbarkeit zeigt sich recht, deutlich in der Art des Raisonnements, welches Hr. L. hier befolgt. Wäre der Grund, welchen der Verf. anführt, der alleinige Grund des Rechts jemandem das Leben zu nehmen; so weiß ich in der That nicht, worauf der Staat sein Recht gründen wollte, einen solchen Mörder mit dem Tode, oder auch überhaupt zu bestrafen, dessen Maxime es wäre, nur unnütze oder böse und schädliche Menschen aus der Welt zu schaffen. Der Meuchelmord Kogebue's, Napoleon's u. s. w. hätte für einen Gerichtshof unmöglich eine strafbare That seyn können, der die Uebergengung hatte, daß die ermordeten Personen nur Unheil auf der Welt anrichteten; eine Vorstellung, die damals, als jene Thaten geschahen oder versucht wurden, in so vielen Köpfen herrschte, daß man sie in einem gewissen Zeitpuncte, wenigstens in Ansehung des letzteren in Deutschland für allgemein gelten lassen kann. Auch würde derjenige Mörder nach diesem Princip für keinen Verbrecher gehalten werden können, von dem nur erwiesen wäre, daß er in der (angeblich) guten Meinung gehandelt hätte, durch seine That die Welt von einem großen Uebel zu befreien, wenn auch das Gericht urtheilte, daß sich der Thäter in solchem Urtheile geirrt hätte. Denn es wäre nach seinen Begriffen keine böse That.

Wird aber der Mensch an sich als ein Wesen betrachtet, dem Rechte zukommen (die andern die Verbindlichkeit auferlegen, seine Freiheit und überhaupt das Seine nicht zu verletzen), abgesehen von der Frage, ob er Nutzen oder Schaden in der Welt stiftet; und ist es ausgemacht, daß des Staats wesentliche Bestimmung ist, die Rechte seiner Glieder gegen jeden Angriff möglichst zu schützen; ist ferner klar, daß Strafen die einzigen Schutzmittel sind, die sich gegen freie Wesen mit dem bösen Willen, die Rechte anderer zu verletzen, anwenden lassen: so ist das Recht, jeden zu bestrafen, der das Recht anderer verletzt, klar, dieser andere mag selbst ein nützlicher oder nutzloser Mensch seyn. Genug, daß er Rechte hat, und daß diese niemand verletzen soll. Daß der Staat kein größeres Uebel als Strafe gebrauchen soll, als nöthig ist, um die Verletzung zu hindern, liegt in seiner Pflicht; denn das Größere im Uebel wäre nicht durch den Grund derselben (Verhütung oder Abtreibung des Verbrechens) bestimmt. Der Begriff des Nützlichen und selbst des Gemeinnützlichen deutet nur etwas Relatives an, und soll in dem Sinne, wie es Bentham und seine Anhänger nehmen, nichts heißen, als was zu den Zwecken, welche der Menschheit wesentlich sind, dient. Hieraus aber geht von selbst hervor, daß diese Menschheitszwecke über dem Nützlichen stehen. — Diese in der Menschheit liegenden Zwecke aufzusuchen, ist das Höchste, was die Moral- und Rechtsphilosophie bedarf. Findet sich nun darunter, daß der Mensch ein Recht auf sein Leben hat, und daß es Zweck des Staats ist, dieses Recht gegen Angriffe zu sichern, so hat der Staat nicht zu untersuchen, ob ein Mensch, dessen Leben verletzt wird, ein nützlicher oder unnützer Mensch für den Staat sey, sondern nur, ob sein Leben einen ungerechten Angriff erlitt, und dasselbe gegen dergleichen in Schutz zu nehmen.

es mir, daß man an ihrer Rechtmäßigkeit nicht zweifeln dürfe; wenn aber die Nothwendigkeit der Strafe nicht einleuchtet, wenn das größere Uebel, des Verbrechen, nicht erwiesen werden kann, so kann auch kein Recht dazu vorhanden seyn. Die Last des Beweises liegt hier denen ob, welche diese Strafart vertheiligen; sie müssen darthun, daß die Todesstrafe das einzige Mittel ist, das Verbrechen, wogegen sie angewandt werden soll, zu unterdrücken; müssen zeigen, daß in den Fällen, wo sie sie einführen wollen, das Uebel des Verbrechen größer sey, als das Uebel der Strafe *). Wie es mit dem Versuche stehe, den ersten Theil dieses

*) Die Zweckmäßigkeit der Strafe nach ihrem wirklichen Erfolg messen zu wollen, würde in vielen Fällen die richtige Beurtheilung derselben ganz unmöglich machen, da der Erfolg von so unendlich mannichfaltigen Umständen bestimmt wird, daß denselben mit Gewißheit, ja nur mit Wahrscheinlichkeit bestimmen zu wollen, ganz unmöglich ist. Denn wäre der Erfolg der einzige Maßstab, so müßte jedes Individuum anders bestraft werden, weil die Wirkung einer Strafe bei jedem Individuum verschieden ist, und weil jeder einzelne Fall eine andere Natur hat, als der andere. Es kann aber von dem Gesetzgeber nichts weiter verlangt werden, als daß die Regel, die er zum Strafgesetz erhebt, in der Erfahrung als eine allgemeine Ursache erkannt werde, dem verbrecherischen Willen entgegenzuwirken, sobald der Verbrecher nur gewiß wäre, daß sie unmittelbar auf seine That folgen würde. Es soll nämlich der Staat verhindern, daß die Rechte nicht durch den bösen Willen der Menschen verletzt werden. Er kann dieses nicht durch physische Ursachen, weil er dadurch den freien Willen der Thäter vernichten würde. — Das einzige schickliche Mittel, seinen Zweck zu erreichen, ist ein psychologisches: Erregung der Vorstellung in demjenigen, der ein Verbrechen begehen will, daß auf seine That unfehlbar ihn ein Uebel treffen werde, um dessen willen er lieber die That nicht gethan haben würde, wenn er überzeugt gewesen wäre, daß es erfolgte. Wüßte der Staat ein Mittel, mit jeder Rechtsverletzung ein solches Uebel physisch zu verknüpfen (an jedes Verbrechen Schießfallen zu legen, die dem Verbrechen auf dem Fuße unvermeidlich folgten) und den, der den Vorsatz hat, von dieser physischen Verknüpfung zu überzeugen, so daß er fest glaubte, das Uebel werde und müsse auf seine That allemal folgen, so wäre die Panacee zur Verhütung aller Verbrechen gefunden. Da er ein solches Mittel nicht kennt, so muß er sich damit begnügen, daß er Anstalten trifft, daß wenigstens so viel wie möglich keine rechtsverletzende That unentdeckt und unbefraft bleibt; und je mehr er dieses Ziel erreicht, desto mehr werden die verbrecherischen Thaten verschwinden, und desto seltener wird Strafe nöthig seyn. — Man kann die in einem Staate vorhandenen Verbrechen als so viele Ursachen zu besorgender Rechtsverletzungen ansehen. Die Strafgesetze sind die diesen Ursachen entgegenwirkenden Ursachen, die aber nur dann ihre Kraft beweisen, wenn sie bei vorkommenden Fällen unfehlbar angewandt werden. Deshalb ist die Bestrafung

Sages zu beweisen, haben wir schon gezeigt; was den andern Theil der Behauptung betrifft, so muß man wohl bemerken, daß, wenn man das Uebel, das aus der Straßlosigkeit eines besondern Verbrechens entsteht, mit dem Uebel der Strafe vergleichen will, man sich erinnern muß, daß das eine ein gewisses, das andere aber ein problematisches Uebel ist. Man nehme zum Beispiel an, es begehe jemand eine Mordthat. Wären wir nun gewiß, daß, wenn er nicht mit dem Tode bestraft würde, er entweder selbst die That wiederholen, oder daß das Beispiel der Straßlosigkeit andere reizen würde, gleichfalls zu morden, so würde sowohl die Nothwendigkeit, dem Verbrechen zuvorzukommen, als der Umstand, daß die Gefahr der Wiederholung des Verbrechens ein größeres Uebel sey, als die Bestrafung des Verbrechens am Leben, die Gerechtigkeit der Todesstrafe für diesen Fall erweisen. Allein es folgt nicht, daß, wenn ein Mensch einmal ein Verbrechen begangen hat, er es nothwendig wieder begehen werde; es folgt auch nicht, daß ein anderer durch sein Beispiel zu gleichen Handlungen werde verführt werden. Beides ist zwar wahrscheinlich, ich gebe es zu. Aber dann haben wir nur die Wahrscheinlichkeit zweier Uebel mit der Gewiß-

des Verbrechens nothwendig, wenn sie auch in einzelnen individuellen Fällen weber den Verbrecher bessert, noch andere in der Wirklichkeit abschreckt. Es ist genug, daß man ihrer abschreckenden Kraft im Allgemeinen, nach psychologischen Regeln gewiß sey. Dann muß sie immer angewandt werden, was auch in einzelnen Fällen die Folgen davon seyen, und so sehr auch besondere Umstände die Folgen, die man sich, nach der allgemeinsten Erfahrung davon verspricht, in einzelnen Fällen aufheben mögen. Daß die Strafe nicht stärker seyn dürfe, als sie zu seyn braucht, um Ursache der Unterlassung der Ausführung des Vorsatzes der bösen That zu seyn, ist ein richtiges Princip. Indessen ist die Berechnung darüber oft schwer. Wäre der Dieb ganz gewiß, das Gestohlene jedesmal wieder herausgeben zu müssen, so wäre das Gesetz, welches die Wiedererstattung des Gestohlenen geböte, vollkommen hinreichend, um alle Diebstähle zu vernichten, weil der Diebstahl eine unnütze Arbeit für den Dieb wäre. Da aber der Dieb auf Nichtentdeckung seiner That rechnet, so muß die Strafe größer und zwar um so größer seyn, je geringer die Wahrscheinlichkeit für ihn ist, daß seine That werde entdeckt werden; und sie kann um so gelinder seyn, je wahrscheinlicher es dem Diebe selbst seyn muß, entdeckt zu werden. Je größer daher in einem Lande die Wachsamkeit der Polizei auf Entdeckung der Diebstähle ist, und je weniger Diebstähle unentdeckt bleiben, desto gelinder können die Strafen auf den Diebstahl seyn. Vollkommener Schadenersatz durch gezwungene Arbeit in einer Zwangsarbeitsanstalt und Ausgeschlossenheit von der Gesellschaft, bis zur Ueberzeugung, daß der Verbrecher ohne Gefahr wieder in die Gesellschaft gelassen werden kann, würden in diesem Falle Strafe genug für den einfachen Diebstahl seyn.

heit des einen zu vergleichen. Die starke Wahrscheinlichkeit eines großen Uebels sollte aber doch der Gewißheit eines kleineren die Waage halten; und wenn in diesem Falle die Wahrscheinlichkeit groß ist, daß die Welt ihre würdigsten Mitbürger verlieren könnte; so sollte dieses doch nicht mit dem gewissen Uebel der Hinrichtung des Mörders ausgeglichen werden. Wenn nun gar durch andere Mittel der Fall eines ungewissen Uebels in eine bloße Möglichkeit desselben verwandelt werden kann; so sollte man das gewisse Uebel gar nicht anwenden. Wenn wir also auch einräumen, daß die Todesstrafe das sicherste Mittel ist, die Wiederholung des Verbrechens zu verhindern; so würde doch ein lebenslängliches Gefängniß ihn eben so gut hindern, das Verbrechen noch einmal zu begehen, und zugleich als ein abschreckendes Beispiel für Andere wirken. Warum also ein größeres Uebel als Strafe anwenden, wenn das kleinere dasselbe thut? — Denn die entfernte Möglichkeit, daß doch wohl der Gefangene wieder los kommen könnte u. s. w., ist kein hinreichender Grund, die Wahl des größern Uebels vor dem kleinern zu rechtfertigen *).

*) Ob man gleich mit dem Resultate des Raisonnements des Verf. leicht übereinstimmen wird, daß nämlich die gelindere Strafe der Härtern vorzuziehen sey, wenn erstere dem Verbrechen schon stark genug entgegenwirkt: so liegt doch in der Calculirungsmethode, durch welche der Verf. zu diesem Resultate gelangt, und welche ganz die Benthamische ist, viel Mangelhaftes. Schon das ist ein Fehler, wie schon oben gezeigt ist, daß der Verf. den Mörder bloß um deswillen strafen will, weil durch ihn oder sein Beispiel noch mehrere würdige Männer ermordet werden können. Ob die Leute, die durch seine Hand fallen könnten, würdige oder unwürdige Menschen sind, darauf kommt durchaus nichts an. Es soll das menschliche Leben geschützt werden, wo es auch angetroffen werde. Wer eine Püre ermordet, ist eben so straffällig, als wenn er eine Heilige umbringt; denn er hat das Leben verlegt, das der Staat unter seinen Schutz genommen hat. Bei der Wahl der Strafe ist keine Berechnung der wirklichen oder möglichen Folgen ein sicherer Leitfaden. Dieses würde nur zu Ungewisheiten und unaufsößlichen Zweifeln führen. Die einzige Frage dabei ist diese: Ist die Strafe eine hinreichende Ursache, vom Verbrechen abzuschrecken, wenn der Verbrecher, nach den gewöhnlichen Erfahrungen über die menschliche Natur, oder über die Ration, für welche die Strafen gegeben sind, sich vorstellt, daß sie höchst wahrscheinlich auf seine That folgen werde? — Ist dieses der Fall; so hat der Gesetzgeber nur dahin zu sehen, 1) daß er kein größeres Uebel wählt, als nöthig ist, um diese Wirkung hervorzubringen; 2) daß er Anstalten trifft, daß Verbrechen so selten, als möglich, unentdeckt und bestraft bleiben. Je glücklicher er in Ausführung des letzten Punctes ist, desto wahrscheinlicher wird dem Verbrecher werden, daß er der Strafe nicht entgehen wird, desto weniger Verbrechen werden also begangen werden,

Um die Materie über die Todesstrafe ganz zu erschöpfen, beleuchtet der Verf. auch noch die übrigen Gründe, womit man sie zu rechtfertigen pflegt, nämlich:

Erstlich führen Einige religiöse Gründe dafür an, besonders berufen sie sich auf die mosaische Gesetzgebung. Hr. L. bemerkt dagegen, daß der göttliche Geist, der dem großen Gesetzgeber der Juden die Gesetze eingab, aus dessen Coder man den Beweis dafür führen will, nie gemeint war, ein allgemeines Gesetzbuch für alle Völker auf ewige Zeiten zu geben. Die theokratische Regierungsform, welche diesem außerordentlichen Volke zu Theil ward, war für kein anderes Volk gemacht. Seine Criminalgesetze, die auf dem mystischen Berge aus einer dunkeln Wolke mit Donner und Blitz gegeben wurden, sollten ein verdorbenes und verhärtetes Volk mit Furcht und Schrecken erfüllen, und dazu gehörte die Todesstrafe für eine lange Reihe von Verbrechen. Das paßt aber durchaus nicht auf andere Völker. Dieselbe Autorität führte ja auch das jus talionis und viele andere Gesetze ein, welche doch gewiß die, welche durch sie die Todesstrafe rechtfertigen wollen, nicht wünschen werden einzuführen. Derselbe allmächtige Gott äußerte ja auch später hin selbst ganz andere Grundsätze, wenn er sagt: „Ich habe nicht Wohlgefallen an dem Tode des Sünders, sondern daß er sich von seinen Sünden bekehre und lebe.“ Sie vergessen, daß sie Christen sind, und daß der Stifter ihrer Religion das Wiedervergeltungssystem ausdrücklich verbietet; und nun folgt ein langer Beweis, daß der Geist des neuen Testaments ein ganz anderer ist, als der des alten. Wir zeichnen diese Stelle bloß aus, um unsern Lesern zu zeigen, was man in Amerika noch zu widerlegen für nöthig hält. — Der Verf. schließt mit der Bemerkung, daß überhaupt ein Gesetzgeber von Louisiana keine Gründe für ein Gesetz aus den Lehren einer speciellen Religionspartei oder Secte hernehmen dürfe, da daselbst alle Religionen gleiche Rechte genießen, und das Religiöse mit den politischen und zeitlichen Zwecken durchaus nicht vermischt werden dürfe.

Zweitens führt man das Beispiel des Alterthums dafür an. Obgleich dieser Satz unter uns keiner Widerlegung bedarf, so wird man doch einiges gern lesen, was der Verf. darüber sagt:

desto besser werden also die Strafgesetze ihren Zweck erfüllen, und desto seltener wird die wirkliche Bestrafung der Verbrechen nothwendig werden. Daß aber jede Strafe bei jeder Anwendung ihre Wirkung unfehlbar hervorbringen werde, läßt sich nie bestimmt wissen, weil es unmöglich ist, die Ursachen zu berechnen, oder in seine Gewalt zu bekommen, die der Zufall ihr entgegensetzt. Die Strafe bleibt immer gerecht, sobald sie nur nach den Principien der Wahrscheinlichkeit berechnet und bestimmt ist.

Es gibt der allgemeinen Irrthümer, die sich unglücklicher Weise in der menschlichen Gesellschaft praktisch festgesetzt haben und bei der Regierung und in den Gesetzen herrschen, leider sehr viele, der allgemeinen Wahrheiten sehr wenige. Nimmt man das Alter zum Kriterium des Bessern an; so ist der Despotismus tausendmal besser, als eine repräsentative Verfassung; Draco's Gesetze verdienen den Vorzug vor den Gesetzen Solon's. Die Tortur, der Högendienst, die Tyrannei, alles Mißbräuche, von denen uns losgewunden zu haben, wir uns glücklich schätzen, sind dann empfohlen und werden wieder eingeführt zu werden.

Der lange und allgemeine Gebrauch einer Institution gibt uns die Mittel, ihre praktischen Vortheile und Nachtheile zu prüfen. Aber nie kann sie als ein Muster für uns gelten, so lange nicht bewiesen ist, daß das Alte auch wirklich gute und heilsame Folgen hervorgebracht hat, und daß nichts Böses daraus für die Menschheit erfolgt ist; das aber läßt sich nur von wenigen alten Staatseinrichtungen sagen. Allenthalben sehen wir, mit seltenen Ausnahmen, daß das Interesse der größern Zahl wenigen Mächtigen aufgeopfert worden ist. Allenthalben sind die Strafgesetze hauptsächlich zur Aufrechthaltung ihres Ansehens gegeben. Institutionen für die Freiheit des Volks, wie wir sie von unsern Vorfahren empfangen haben, lagen nirgends ursprünglich in ihrem Plane; was ja das Volk davon erhalten hat, sind isolirte Privilegien, die von dem Raube der Tyrannei gerettet sind, oder die sie dem Volke aus Unachtsamkeit gelassen haben, weil sie ihre Wichtigkeit nicht beachtetten und nicht glaubten, daß daraus etwas Starkes werden könnte.

Alle Nationen in Europa sind während der letzten acht oder zehn Jahrhunderte in einen steten Zustand innerlicher Uneinigkeiten und fremder Kriege verwickelt gewesen. Die Könige und der Adel kämpften in einem fort um die Gewalt; beide unterdrückten das Volk und trieben es zur Verzweiflung und zum Aufruhr.

Verschiedene Prätendenten suchten ihre Ansprüche auf den Thron abgesetzter oder ermordeter Könige geltend zu machen. Religionskriege, grausame Verfolgungen, Theilungen ganzer Reiche, Abtretungen von Provinzen folgten einander in solcher Verwirrung und mit solcher Schnelligkeit, daß alle Mühe und aller Fleiß eines Geschichtschreibers nöthig ist, der sie alle umfassen und in einer Ordnung dem Gedächtnisse darstellen will. Hierzu nehme man nun noch, in welcher Unwissenheit der menschliche Geist in der frühern und mittlern Periode dieser Zeit begriffen war, die intolerante Bigotterie, die, in der genauesten Verbindung mit der Regierung, jeden Keim zur politischen oder religiösen Verbesserung erstickt; und wir werden einen Zustand der Dinge erblicken, der wahrhaftig der Bildung weiser Gesetze nichts weniger, als günstig war, am allerwenigsten

aber guter Strafgesetze. Was war von Gesetzgebern jener Zeiten anders zu erwarten, als das, was wir wirklich vor uns sehen: eine Masse von ungerechten Gesetzen, weil sie sämmtlich nur in der Rücksicht gemacht waren, die jedesmaligen Absichten einer herrschenden Partei zu befördern; eine Masse von unweisen, dunkeln, inconsequenten und unmenschlichen Verordnungen, weil sie das Werk der Unwissenheit waren, dictirt von dem Eigennutze der Leidenschaft und der Intoleranz. Es würde also schwerlich mit der Klugheit übereinstimmen, wenn wir unsere Vernunft unter solche Autoritäten beugen und dem Beispiele irgend einer chaotischen Sammlung von ungerechten, grausamen und widersprechenden Verordnungen folgen wollten, dergleichen die der Jurisprudenz der verschiedenen europäischen Nationen in dem vorletzten Jahrhunderte mit dem Namen eines Criminalcodex beehrt hat; gewiß könnte dieses Niemand billigen. Und warum sollten wir denn einen Theil davon uns aneignen, bloß deshalb, weil er allgemein im Gebrauch geblieben? Sprechen andere Gründe dafür, so mache man sie geltend, und wir wollen ihr Gewicht gern berücksichtigen. Hier wollte ich nur zeigen, daß der Grund des Alterthums den europäischen Criminalgesetzen der mittleren und neueren Zeit nur wenig Achtung verschaffen kann. Die ganz alte Welt liefert uns ebenfalls nichts Besseres. Der Despotismus derselben war nicht geringer, als der Despotismus des Mittelalters, und wie er immer seyn wird. Denn er hat nur Einen Charakter, den der Zufall, daß mitunter ein milder oder philosophischer Fürst ihn mäßigt oder unterbricht, nicht ändert; auch in den Gesetzen der Republiken jener Zeit herrschte ein Mischmasch von Strenge und Nachsicht, der von uns nachgeahmt zu werden, keineswegs verdient. In Rom durfte zweihundertundfünfzig Jahre lang, vom valerianischen Gesetze an bis auf die Kaiser, die das Gesetz vernichteten, kein römischer Bürger mit dem Tode bestraft werden, und wir finden in der Geschichte nicht, daß in dieser Periode die Verbrechen vorzüglich häufig gewesen sind; wohl aber, daß, nachdem die Todesstrafen wieder in Gang kommen, Rom ein Pfuhl aller Laster und aller Verbrechen ward. Jedoch gestehe ich gern, daß sich aus der Geschichte nicht bestimmen läßt, ob die Häufigkeit der Todesstrafen, die unter den Kaisern stattfanden, die Ursache oder die Wirkung des Nationalverderbnisses waren. — Die neuere Geschichte liefert uns zwei Beispiele der Abschaffung der Todesstrafe, die unsere Aufmerksamkeit verdienen. Die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, schaffte dieselbe beim Antritt ihrer Regierung durch ihr ganzes ungeheures Reich hindurch ab. Ihre Regierung dauerte zwanzig Jahre, und die Maßregel hatte also Zeit genug, sich in ihren Wirkungen zu zeigen. Beccaria spricht mit Entzücken davon. Wenigstens hat man nicht gehört, daß die Verbrechen deshalb häufiger in Rußland

geivorden wären; und da unter Catharina II. und Alexander I. dasselbe System geblieben ist, so muß es in dieser ganzen Zeit wenigstens mehr vortheilhaft als schädlich befunden worden seyn. Die Knute mag wohl freilich ein schlechtes Surrogat dafür abgeben, da sie oft einen viel grausamern Tod, als eine directe Hinrichtung, gibt. Jedoch stellt sich der Delinquent nicht den gewissen Tod dabei vor und hat die Hoffnung, mit dem Leben davonzukommen, wie es auch bei den meisten wirklich der Fall ist, besonders in den neuern Zeiten, wo man diese Strafe sehr gemildert hat. Im Süden erneuerte Leopold, als er Herzog von Toscana wurde, das Experiment, ohne Todesstrafe zu regieren. Er führte eine Stufenreihe milderer Strafen ein, und obgleich dieselbe für unser Volk nicht brauchbar seyn dürfte und auch sonst wohl manches daran auszusetzen ist; so ist doch so viel gewiß, daß sich seine ganze Regierungszeit in Toscana durch gute Ordnung und große Sicherheit auszeichnete. Die Gefängnisse waren leer, und grobe Verbrecher gehörten auf dem toscanischen Gebiet unter die Seltenheiten; der Fürst erklärte nach einem Versuche von zwanzig Jahren selbst, „daß die Milde der Strafgesetze, verbunden mit der allergrößten Aufmerksamkeit und Sorge, alle Uebelthaten herauszubringen, sie in der möglich kürzesten Zeit zu untersuchen und die Strafe sogleich mit Gewißheit folgen zu lassen, die Verbrechen so wenig vermehrt hätte, daß vielmehr der geringern viel weniger und der groben höchst seltene Beispiele vorgekommen wären.“ Diese Stelle ist aus der Einleitung zu dem neuen Gesetzbuche, das er seinem Volke 1786 gab, genommen, wo der Großherzog auf den Kaiserthron berufen und sein Versuch unterbrochen ward.

Das dritte und letzte Argument, das wir gegen die Abschaffung der Todesstrafe haben vorbringen hören, ist von der Neuerung hergenommen, woraus stets große Gefahr entspringen soll. Ich muß gestehen, daß dieser Einwurf bei uns insbesondere sehr verdächtig zu seyn scheint. Daß Leute, die ihren Rang, ihre Privilegien und ihre Pfünden den Mißbräuchen und Einrichtungen, die sich in der Nacht des Alterthums verlieren, verdanken, über Gefahr schreien, wenn von Neuerungen die Rede ist, läßt sich begreifen; daß sich jedoch Andere finden, die ihnen glauben und die sich durch ein solches Geschrei verblenden lassen, darüber muß man sich wundern. Daß aber gar in einem Lande, das sein bewundernswürdiges Regierungssystem mit allen Elementen, die sein Glück und seine Macht begründen, der Neuerung zu verdanken hat, es noch Leute gibt, die auf einen solchen Einwand hören, das läßt sich kaum begreifen. Indessen kann ein solches Argument auch hier wenig Kraft gewinnen, zumal wenn die kräftigsten Gründe ihm zuwider sind. Wer einen solchen Zweifel noch ernstlich unterhält, der bedenke doch nur,

daß er und seine Nachkommen das Glück haben, ganz und gar in einer Zeit des steten Fortschreitens zur größern Vollkommenheit zu leben. Keine Kunst, keine Wissenschaft ist vorhanden, die nicht in unsern Tagen die herrlichsten und reißendsten Fortschritte zu ihrer Vollkommenheit gemacht hätte. Auch die Gesetzgebungswissenschaft, von welcher hier die Rede ist, schreitet täglich vorwärts. Wie lange ist es her, daß die Tortur abgeschafft, und die Richter unabhängig geworden sind? — Wie lange ist es her, daß die persönliche Freiheit gesichert ist, und die Religionsverfolgungen aufgehört haben? — Alle diese Reformen waren Neuerungen und wenigstens eben so kühne, als die, welche ich jetzt vorschlage. Das Einzige, was in der Einwendung wahr ist, besteht darin, daß man keine neuen Versuche machen soll, deren Wirkungen sich nicht berechnen lassen, und worunter leicht schädliche seyn könnten. Von dem vorgeschlagenen Versuche ist aber durchaus keine Gefahr zu befürchten; gesetzt, unsere Erwartungen davon würden getäuscht, was kann daraus für ein Uebel entstehen? Wir haben ja das Gegenmittel stets in unserer Gewalt. Wir geben es selbst nur für einen Versuch aus. Aber es ist doch kein blinder, kein gewagter. Denn es sprechen hier eine große Menge Thatsachen und Erfahrungen zu seinen Gunsten. Wir wollen ja nur versuchen, ob diese Thatsachen und Versuche, die wir vor uns haben, richtig sind und auch bei uns eintreffen. In der That könnte man denen, die auf dieses Argument viel rechnen, erwidern: Alle Strafen sind nur Versuche, ob sie Mittel sind, die Verbrechen zu verhindern; nun zeigt sich, daß die Todesstrafe ein solcher Versuch ist, der die Wirkung, die er haben soll, nicht hervorbringt: also müssen wir es mit andern Mitteln versuchen. Wir verlangen also nichts, als daß ihr einen Versuch fahren laßt, der sechstaufend Jahre lang gemacht ist und die ganze Zeit hindurch bewiesen hat, daß man dadurch nichts ausgerichtet. Ihr habt selbst, nicht ohne innern Kampf, gestehen müssen, daß er bei kleinern Verbrechen nichts hilft, und habt deshalb die Todesstrafe gegen diese aufgegeben; warum wollt ihr sie denn bei groben Verbrechen beibehalten, da sie nicht einmal in Ansehung der kleineren ihre Wirkung hat hervorbringen können? — Ihr habt alles versucht; die einfache Todesstrafe war euch noch zu mild. Ihr fügtet die raffiniertesten Martern hinzu; dennoch half dieses nichts. Dieselben Verbrechen kamen immer wieder zum Vorschein. Endlich mußte man dieses doch einsehen; die Philosophen klärten die Begriffe darüber zuerst auf; durch sie theilten sie sich dem Volke mit — die Volksmeinung ward nach und nach so stark und so allgemein, daß endlich auch die Fürsten nicht länger umhinkonnten sie anzunehmen. Das Werk der Reform begann nun, der Neuerung ungeachtet. Es ging immer weiter und weiter damit; warum sollte es nun

stille stehen, wenn alle Gründe, alle Thatfachen einen glücklichen Erfolg verheissen, daß es werde vollendet werden? Wir haben im Anfange nicht mitwirken können; vielleicht ist uns die Ehre vorbehalten, es vollenden zu helfen. Die Wichtigkeit der Sache wird uns entschuldigen, daß wir bei diesem Gegenstande so lange verweilt haben.

Nachdem wir nun die bisher üblichen Strafen beleuchtet haben, so wollen wir diejenigen aufstellen und einer kurzen Prüfung unterwerfen, welche in dem neuen Criminalgesetzbuche allein angewendet werden sollen. Diese sind nämlich folgende:

Geldstrafen — Amtsentsetzung — einfaches Gefängniß — zeitwiegige Beraubung der bürgerlichen Rechte — Gefangenschaft bei schwerer Arbeit — einsame, gesetzlich bestimmte Einsperrung in Zwischenräumen des Gefangenzeit.

Der Vortheil dieser Strafeleiter ist, daß jede derselben eine Theilung fast ins Unendliche zuläßt, daß es also keine auch noch so kleine Rechtsverletzung gibt, wogegen sich in ihr nicht ein passendes Mittel finden ließe, und kein noch so großes Verbrechen, wogegen sie nicht durch Häufung der Grade oder Verbindung mehrerer Arten eine zweckmäßige Strafe darböte.

Werden nun hierneben noch Anordnungen gemacht, wie es in gewissen Fällen in Ansehung der Nahrungsmittel, der Bequemlichkeit des Lebens u. während der Strafzeit gehalten werden soll, so enthält diese Stufenleiter alles, was nöthig ist, um die Strafe nicht nur für jedes Verbrechen, sondern auch für jeden Verbrecher zweckmäßig einzurichten. Geschlecht, Alter, Gewohnheit, Gesundheit, kurz, jeder Umstand, der auf die Handlungsweise der executiven Gewalt Einfluß haben muß, kann darin sein Gewicht erhalten.

Besserung des Verbrechers kann von diesen Strafarten erwartet werden.

Wiederholung des Verbrechens läßt sich durch dieselben verhindern.

Ein dauerndes, in die Augen fallendes Beispiel wird dadurch gegeben.

Da die Strafe gelinde und nie grausam ist, so wird nie ein Volksgedühl dadurch bewirkt werden, das dem Gesetz entgegenwirkt.

Dieselbige Ursache wird machen, daß der Vollzieher der Strafe sich nie von seiner Pflicht einer strengen Ausführung der Sentenz wird abhalten lassen.

Die Geschwornen werden durch kein unzeitiges Mitleiden mehr von dem, was ihnen ihr Gewissen und die Gesetze zur Pflicht machen, abgehalten werden. Und wenn sie ja in Irrthum fallen und einen Unschuldigen verdammen, so ist doch ihr Urtheil widerständig und hat keinen unersetzbaren Schaden, wie bei Schlägen,

Brandmarken, Verstümmelungen und bei der Todesstrafe, angerichtet: dieses sind also Vortheile, welche offenbar diesem Büßungssysteme vor jedem andern, das diese Eigenschaften nicht hat, den Vorzug ertheilen. Die näheren Bestimmungen müssen dem Coder selbst vorbehalten werden.

Das fünfte Buch enthält die Criminalprocedur. Hier wird gezeigt, wie Beschwerden und Anklagen angebracht werden müssen; welche Personen sie anzunehmen, und wie man bei der Untersuchung zu verfahren; was bei Aufnahme der Beweise, bei Verfüzung des Arrests zu beobachten; welche Form die Verhaftsbefehle haben müssen, und in welchen bestimmten Fällen ein Verhaften ohne solche Befehle erlaubt ist. Die Pflichten aller dabei concurrirenden Personen werden aufs pünctlichste bis auf die allergrößten Kleinigkeiten bestimmt, eben so: wie die Untersuchung geführt werden müsse, welche Vorsichtsmaßregeln zu treffen, damit der Gefangene nicht entweichen kann u. s. w.

Hier wird ferner vorgeschrieben, wie der Gefangene zu behandeln, die genauesten Regeln werden gegeben, um Mißbräuche der Gewalt sowohl derer, welche arretiren, als derer, welche den Gefangenen bewahren, zu verhindern.

Sodann enthält es Regeln, um die Beurtheilung der Obrigkeit in Fällen zu leiten, welche das Gesetz unmöglich einzeln bestimmen kann, als: nach welchen Principien der Gefangene gegen Caution freigelassen werden kann; wie die Anklage und die Beweise vor den gehörigen Gerichtshof zu bringen; wie die große Jury zu formiren, und wie die Geschäfte vor ihr zu führen; was der Generalanwalt dabei zu thun habe; es gibt den Unterschied an, wo eine Klage abzuwarten und wo auf geschehene Anzeig zu inquiren; gibt Regeln, wie eine Anklageacte beschaffen seyn, und was für Indicien eines Verbrechens sie enthalten müsse, um in eine Untersuchung einzugehen, und daß doch der Schuldige deshalb nicht entweichen könne; wie die Anklage beigebracht werde; was der Richter, der Vertheidiger des Beschuldigten für Pflichten habe; wie Eidesleistungen anzunehmen und was dabei zu beobachten; wie sich das Gericht zu verhalten, wenn die Geschwornen sich weigern, ein Urtheil zu sprechen: kurz, für alle Theile des Processus werden die bestimmtesten Regeln ertheilt.

Ein Capitel dieses Buchs ist den Vorschriften gewidmet, welche das Durchsuchen und Visitiren bestimmen, dann, wie jemand wegen Androhungen von Beleidigungen zu sichern, und wie zu verfahren, wenn Gründe des Verdachts vorhanden sind, daß ein Verbrechen geschehen werde. Auch die Fälle sind bestimmt, wie verfahren werden solle, wenn jemand die Achtung gegen das Gericht verlegt, und wie er dafür zu bestrafen sey.

Das letzte Capitel enthält insbesondere eine ausführliche Bestimmung der Habeas corpus acte und entwickelt das ganze System dieses Gesetzes aufs vollständigste. Es verdient die vollste Aufmerksamkeit. Die Habeas corpus acte wurde sehr frühzeitig unter die englischen Gesetze aufgenommen; aber es blieb lange ein Gesetz ohne Kraft, ohne zwingende Gewalt und hatte deshalb gar keinen Nutzen. Erst im 31sten Jahre der Regierung Karls II. ging ein Statut im Parlamente durch, welches dem Gesetze den nöthigen Nachdruck verschaffte. Von dieser Zeit an wurde es ein wesentliches Stück in der englischen Gesetzgebung; ein Gesetz, das jede Nation mit Stolz erfüllen muß und einer allgemeinen Nachahmung würdig ist. Der Mechanismus dieses Gesetzes, das der persönlichen Freiheit einen so bewundernswürdigen Schutz gibt, ist so einfach, seine Wirkungen sind so entscheidend, daß man sich in der That wundern muß, daß es nicht viel früher eingeführt worden ist, insbesondere bei einem Volke, das mit seiner Regierung schon lange übereingekommen war, „daß kein freier Mensch sollte können im Gefängnisse gehalten werden, außer nach einem bestimmten Landesgesetze.“ Zwar war dieses Gesetz schon unter den Römern, unter dem Titel: *Edictum de homine libero exhibendo* bekannt; allein es fand nur in Einem Falle eine Anwendung davon statt, nämlich, wenn eine freie Person als Slave gehalten, und dessen Austieferung gefordert wurde, und selbst für diesen Fall war keine Zwangsmaßregel getroffen, um dem Gesetze Nachdruck zu geben. Ja, es existirte vielmehr ein Gesetz, welches diejenigen, welche einen solchen Freien anzuliefern sich weigerten, berechnigte, den Freien zu behalten, wenn sie so viel für ihn bezahlten, als er werth geschätzt wurde, gerade als ob er Slave gewesen wäre. Es gibt daher keine Epoche in der Geschichte, welche uns dieses Gesetz als ein empfehlenswerthes Institut darstellt, bis zu der Zeit, wo der Geist der Freiheit, der beinahe unter dem kräftigen Despotismus der Tudors erstickt war, sich wieder erhob und die Oberhand über die Stuarthe erwarb. Erst zu dieser Zeit sehen wir die Erklärung der Principien der persönlichen und politischen Rechte mit Energie hervortreten, auf welche alle unsere Freistaaten hauptsächlich gegründet sind. Eine der allerwichtigsten Maßregeln, welche dieser Geist der Freiheit schuf, bestand in der Habeas corpus acte. Sie bestimmt die Art und Weise, wie ein Arrestbefehl ausgestellt und ertheilt seyn muß, spricht die Strafen gegen den Uebertreter derselben aus, und setzt eine Reihe heilsamer Verordnungen fest, um die Mißbräuche und Verzögerungen bei Criminalprocessen zu verhindern.

Dieses Statut bildete einen Theil des Gesetzes aller amerikanischen Staaten zu der Zeit, wo sie unabhängig wurden, und es fand sich directe oder indirecte in allen Municipal-Gesetzen derselben.

Es hatten daher diese Staaten nichts zu thun, als durch eine constitutionelle Clausel sich gegen die Suspendirung desselben zu verwahren. Bei uns aber war der Fall anders. Das gemeine englische Recht galt bei uns nicht, noch weniger Englands Statuten; sollte das eine oder das andere davon in unsere Gesetze aufgenommen werden, so bedurfte es erst einer besondern und förmlichen Acte des gesetzgebenden Körpers; dessen ungeachtet setzten die Verfertiger unserer Constitution, ohne auf diesen Unterschied in unserer Lage zu achten, eine Stelle mit hinein, die für unsern Staat keinen Sinn hatte. Sie begnügten sich nämlich, bloß aus Constitutionen der übrigen Staaten die Stelle abzuschreiben, „daß das Privilegium des Habeas corpus nie sollte können suspendirt werden; außer in dem einzigen Falle, wo wegen Rebellion oder Invasion es das allgemeine Wohl erforderte.“ Nun gibt es aber bei uns weder früher, noch später ein Gesetz, welches erklärt, was die Habeas corpusacte ist, wie eine solche Ordre zu erhalten, wie sie ausgeführt werden soll, was sie für Wirkungen hat, oder welche Strafen den treffen sollen, der sie übertreten. Indessen ist durch jene Constitutionsclausel das Gesetz bei uns vorhanden, aber ohne alle Zwangsmaßregel; es gilt so wenig bei uns, als es vor dem Statute Carls II. in England galt: wenn wir also das Gesetz aufnehmen, sollen wir uns mit dem Statute Carls begnügen? oder die nachfolgenden Bestimmungen unter Georg I. und Georg III. auch mit hinzunehmen? — Was wir auch thun wollten, immer möchten wir uns dadurch in eine Menge von Verwirrungen und Ungereimtheiten verwickeln, weil alle Bestimmungen in England sich auf dortige Localitäten und Eigenheiten beziehen, die bei uns nicht stattfinden; weil darin von Gerichtshöfen und Magistratspersonen die Rede ist, deren Namen hier niemand kennt; weil dort Strafen auf die Verletzung dieses Gesetzes gesetzt werden, die hier keine Anwendung finden, ja ganz unmöglich sind, und von deren Gültigkeit doch die ganze Kraft des Gesetzes abhängt. — Es ist daher klar, daß wir eines besondern Gesetzes bedürfen, welches die Wohlthat jenes Statuts uns in einer regelmäßigen Form sichert. Man hat diesen Fehler in unsern Gesetzen auch allgemein gefühlt, so daß unsere Richter bisher gar nicht recht wußten, wie sie sich bei der Verwaltung dieses Zweigs der Gesetzgebung benehmen sollten. In der That wendeten sie es, ohne dazu berechtigt zu seyn, an; dabei erklärte sich die öffentliche Stimmung so stark und so deutlich für dessen Aufnahme, daß man es allgemein, auch ohne gehörige Sanction, für gültig anerkannte; und obgleich die Parteien es zuweilen zu umgehen und ihm auszuweichen suchten, so ist doch noch kein Fall vorgekommen, daß jemand gegen seine Legalität protestirt hätte. Das Ansehen dieses Gesetzes ist also bei uns durch das öffentliche Gewissen aufrecht er-

halten, das seinen Einfluß auf ein Institut beweiset, an dessen Bewunderung und Verehrung man von jeher gewöhnt worden ist, und man unterwirft sich ihm, ob es gleich kein Gesetz ist. Allein es kann doch eine Zeit kommen, wo die öffentliche Meinung diese ihre Kraft verliert, und wo sie, ohne Stütze einer wahren gesetzlichen Kraft, gegen die Unterdrückung nur wenig ausrichten dürfte. Und deshalb ist eine genaue Bestimmung dieses Gesetzes für uns höchst nöthig.

Unter allen Angriffen auf die persönliche Freiheit sind diejenigen, welche aus politischen Gründen herrühren, immer die gefährlichsten, deren Zweck ist, allen Widerstand zu unterdrücken, den man gegen unconstitutionelle oder revolutionaire Maßregeln ergreifen möchte. Für solche Fälle bedarf das Gesetz seiner ganzen Kraft und muß mit den mächtigsten Mitteln versehen werden. Die Größe des Uebels und die Erwägung, daß ein solches immer möglich bleibt, muß die allergrößte Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf diesen höchst wichtigen Punct lenken. Jeder Freund der Freiheit muß den Urhebern dieses herrlichen Statuts für dieses unendlich wohlthätige Geschenk, womit sie das Menschengeschlecht beglückt haben, und das hoffentlich nicht so leicht untergehen wird, segnen. Schon rechnen dießseit des atlantischen Meeres zehn Millionen freier Menschen dasselbe unter ihre Fundamentalrechte, und die neuentstehenden Republiken der neuen Welt werden gewiß nicht ermangeln, ein so köstliches Institut bei der Revision und definitiven Bestimmung ihrer Verfassung auch bei sich einzuführen.

Der höchste Ruhm, nach welchem eine weise Nation streben kann, ist ohne Zweifel der, wenn sie sieht, wie ihre Principien, ihre Institutionen und Gesetze nicht bloß von Völkern anerkannt, angenommen und nachgeahmt werden, die ihre Sprache reden und in ihren Gewohnheiten und Sitten aufgewachsen sind, sondern wenn sie auch sieht, wie sie auch in fremde Sprachen übersezt, wie sie fremden Sitten angepaßt, in ihren verschiedenen Gesetzbüchern aufgenommen und allenthalben als die unschätzbarsten Wohlthaten betrachtet werden. Die Entscheidung eines Processes durch eine unabhängige Jury an den Ufern des Plata oder Dronocostroms; oder die Habeas corpusacte von der Generalversammlung der Peruaner oder Mexicaner als Gesetz angenommen, muß einem Engländer, der die Ehre seines Vaterlandes liebt, mehr wahre Zufriedenheit einflößen, als die glänzendsten Siegesnachrichten von den englischen Waffen.

Dennoch darf uns die Bewunderung eines Instituts nicht gegen seine Fehler blind machen und uns nicht verhindern, dasselbe, ehe wir es bei uns zum Gesetz erheben, genau und sorgfältig zu prüfen, zu sehen, ob nicht vielleicht ihm, so wie es in England ist,

Unvollkommenheiten anhängen, die sich mit gehöriger Klugheit daraus entfernen lassen. Bei genauer Prüfung des englischen Instituts haben wir darin gewisse Lücken und wichtige Auslassungen entdeckt, denen wir in dem vorzulegenden Entwurfe abzuheffen versucht haben. — Ich will hier die vorzüglichsten Mängel dieser Art anzeigen.

1) Die Haupteigenschaft dieses Gesetzes, die, worin seine ganze Vortrefflichkeit, ja, man kann sagen, sein einziger Nutzen besteht, ist die Schnelligkeit und Energie, mit der es seine Wirkung hervorbringt; es enthält einen Befehl zur augenblicklichen Ausführung ohne allen Aufenthalt und ohne weitere Nachfrage. Ohne diesen Umstand ist das ganze Gesetz so viel als nichts.

In allen civilisirten Ländern sind gerichtliche Verfolgungen gegen Angriffe auf die persönliche Freiheit verstatet. Allein ehe England das Beispiel gab, war in keinem Lande dafür gesorgt, daß der Angriff auf der Stelle aufhören mußte. Die Habeas corpus acte bewirkt dieses auf der Stelle, weil sie den Verleger der Freiheit augenblicklich verhaftet, oder auf andere Weise aufs kräftigste bestraft. Diese Mittel sind für die meisten Fälle hinreichend; allein es gibt dennoch Umstände, wo der verletzte Theil, dieser Verfügungen des Statuts ungeachtet, keine Hülfe erlangen würde, und wo der Beleidiger der Strafe ausweichen und das Gesetz um seinen Zweck betrügen kann. Es kann nämlich eine Person auf eine illegale Weise aufgegriffen und mit Gewalt auf ein Schiff gebracht werden, um sie aus dem Lande zu transportiren. Nun wollen wir setzen, daß ein Habeas corpus mandt deshalb erlassen, und selbst zur rechten Zeit noch zur Execution kommt; wenn nun die Person, an die es gerichtet ist, eine bloß unzureichende Antwort gibt, so kann eher nichts weiter verfügt werden, als bis diese Antwort oder diese Verantwortung (return) aufgenommen, geprüft und für unzureichend erklärt ist, und sodann wird ein Strafurtheil wegen Ungehorsams dessen, der ihn zurückbehält, gefällt, nicht aber ein Zwangsbefehl, den Gefangenen sogleich auf freien Fuß zu stellen. Unterdessen aber kann der gefangen Gehaltene aus dem Königreiche geschafft, oder ihm sonst ein unerfäglicher Schaden zugefügt werden. Solche Fälle kommen wahrscheinlich in England sehr oft vor bei dem Mißbrauche, wie die Befehle zur Werbung (press-warrants) ausgeführt werden; bei militairischen Eingriffen; bei Ausführung der Privatrache, oder bei öffentlicher Unterdrückung. So neu unsere Regierung noch ist, so haben wir doch auch schon ein wohlbekanntes Beispiel eines solchen schändlichen Mißbrauches erlebt. Es wurde ein ausweichender Bericht gegeben und wieder gegeben, und während der Gerichtshof beschäftigt war, die Gültigkeit desselben zu untersuchen, wurden eine Menge Bürger unter dem grundlosen

Vorwande politischer Verbrechen von einem Militair-Officier aus dem Staate fortgeführt. Damit nun ein solcher Mißbrauch nie wieder vorkommen könne, so haben wir einen Artikel hinzugefügt, nach welchem verordnet ist, daß, wenn irgend ein Umstand noch auszumachen ist, um die Habeascorpusacte in Ausführung zu bringen, und bewiesen wird, daß Deportation oder sonst ein unerseßbares Uebel zu fürchten ist, oder wenn derselben nicht auf der Stelle Gehorsam geleistet wird, so soll die Obrigkeit in allen solchen Fällen, die das Gesetz näher bestimmen muß, statt des Habeascorpusmandats den Befehl ertheilen, sowohl den gefangenen Gehaltenen, als den, in dessen Verwahrham er gehalten wird, sogleich vor sie zu bringen, damit der erstere sogleich frei gegeben, der letztere aber unter Wache gestellt und ihm der Proceß gemacht werde.

2) Nach englischen Gesetzen, wird der Bericht von dem, an welchen das Habeascorpusmandat gerichtet ist, allemal als wahr angenommen, und der andere kann nur den Weg einer Klage gegen ihn einschlagen, worin er die Falschheit des Berichts beweiset; ein Princip, das offenbar die wahre Absicht der Habeascorpusacte zerstört, und welches sie in vielen Fällen zu einem bloßen Possenspiel macht. Diese Theorie wurde durch eine Entscheidung der zwölf Oberichter begründet, auf die sich die Pairskammer im Jahr 1757 berief, als amerikanische Matrosen für englische Schiffe geprügelt worden waren. Die Antwort des Capitains war, „daß sie sich freiwillig engagirt hätten;“ und ohne alle weitere Nachfrage und Untersuchung wurden sie in ihre Sklaverei zurückschickt, wobei man ihnen denn die Aussicht ließ, daß, wenn sie das Glück hätten, den Krieg zu überleben, und jemanden finden könnten, der eine Klage gegen lügenhaften Bericht an die Obrigkeit (false return) für sie eingeben und die Beschuldigung beweisen könnte, sie vielleicht Satisfaction erhalten könnten. Dieser grobe Fehler ist aus dem Gesetze, so wie wir es vorgeschlagen haben, entfernt worden, und es ist genau vorgeschrieben, wie die Wahrheit auszumitteln ist, wenn der Bericht oder die Antwort streitig ist.

3) Die Großrichter entschieden in dem angeführten Falle einmüthig, daß die Verfügungen, in Beziehung auf die Erlassung und Beantwortung eines Mandats des Habeascorpus, auf keine andere als auf Criminalfälle gingen, oder auf solche, die criminellet Natur wären. Jedoch fügte Hr. Bathurst noch hinzu, daß, obgleich das Statut sich auf keine andern Fälle bezöge, die Richter des Königstribunals (king's bench) zu Gunsten der Freiheit dieselbe Hülfe auf alle Fälle ausgedehnt hätten.

Um diesem Rechtsmittel seine volle Wirksamkeit zu verschaffen, ist es daher in unserm Entwurfe auf alle Fälle ausgedehnt worden, wo ein gesetzwidriges Einsperren oder Zurückhalten stattfindet.

4) Nach der englischen Praxis, muß ein Gefangener, welcher auf ein Mandat des Habeas corpus vor Gericht gebracht wird, wenn es sich entdeckt, daß in dem Auftrage dazu ein Fehler in der Form begangen worden, gleich losgesprochen werden, obgleich hinreichende Gründe vorhanden sind, welche sein Innebehalten zur weiteren Untersuchung rechtfertigen. Unser Entwurf enthält ein Mittel gegen dieses Uebel, indem der Beamte, welcher den Gefangenen vor Gericht stellt, zugleich die Documente vorzeigen muß, nach welchen er arretirt worden ist, und der Richter, vor welchen der Rapport des Mandats des Habeas corpus gebracht wird, verpflichtet ist, ihn von neuem zu verhaften, wenn dazu hinreichende Gründe vorhanden sind.

Auf diese und andere Weise ist der Verf. bemüht gewesen, diese berühmte Acte zu vervollkommen und von allen Flecken, die sie, so wie sie in England in Übung ist, noch hat, zu reinigen. Das ganze Capitel darüber ist der Generalversammlung als Probe mitgetheilt und hier abgedruckt.

Der Hauptzweck derselben ist: den Unschuldigen gegen grundlose Verfolgungen und Beraubung seiner Freiheit, und den Schuldigen gegen Chicanen und Quälereien, die ihm bei dem Verfahren, das zum Beweise der Schuld nöthig ist, widerfahren könnten zu schützen; aber doch auch zugleich der strengen Ausübung der Gesetze keinen Abbruch zu thun, und deshalb so viel als möglich alle die Advocatenkniffe zu vereiteln, die sich die Verteidiger nur allzu oft erlauben, um die Schuldigen den Folgen der Gesetze zu entziehen.

Die Bestimmung des Verfahrens bei der Procebur ist insbesondere von allen dunkeln Kunstausdrücken gereinigt und in kurzen aber allgemein verständlichen Phrasen angedeutet und genau bestimmt. Alle Declamationen der Richter, wodurch sie oft ihre politischen Ansichten und ihre Verebtsamkeit zeigen wollen, sind als unnütze und der Würde des Gerichts widersprechende Außenwerke untersagt, dergleichen alle Reden der Geschwornen, wodurch sie bei Gelegenheit des Gerichthaltens ihre Candidaten zu Deputirten oder Aemtern empfehlen, öffentliche Maßregeln als schädlich denunciren oder Beamte lobpreisen u. s. w. — Alle diese Dinge gehören nicht zur Sache und sind in der That mit der Würde eines Richters nicht verträglich. Ein Ort, wo Gericht gehalten wird, darf kein Tummelplatz der Leidenschaften werden. Ein Gericht soll die Freiheit, die Ehre und die Unschuld der Bürger schützen und die Verbrechen mit Ruhe und kalter Ueberlegung erforschen und sie nach dem Gesetze bestrafen; eine heilige Berrichtung, die nie durch Parteigeist und erregte Leidenschaften gestört werden darf.

Eben so haben wir auch die Pflicht des Richters beim Urtheil

der Jury darauf beschränkt, daß er eine Meinung über das Gesetz abgebe und die Beweise nur in dem Falle wiederhole, wenn ein Geschwornener darum bittet; die Gewohnheit, daß am Ende des Processus die Beweise vom Richter aus schriftlichen Aufsätzen wiederholt werden, ist höchst schädlich. Dergleichen Aufsätze sind gemeiniglich unvollständig, ohne Accurateſſe und nachlässig hingeworfen, und die Methode hat den doppelten Nachtheil, daß die Geschwornen deshalb keine Aufmerksamkeit auf die Beweise während des Processus wenden, weil sie sich mehr auf die Wiederholung derselben nach den Aufsätzen des Richters, als auf ihr Gedächtniß verlassen, und daß ihnen jene Sitte bloß eine fehler- und mangelhafte Copie von diesen Beweisen gibt, da die Natur eines Geschwornengerichts verlangt, daß die Zeugnisse ihren Eindruck unmittelbar auf das Gemüth der Geschwornen machen, und sie aus der lebendigen Ueberzeugung, welche dadurch bewirkt wird, ihr Urtheil fällen. Sind sie genöthiget, sich auf sich selbst zu verlassen, so schärft dieses ihre Aufmerksamkeit; und nur wenn sie unter sich uneinig über einige Punkte werden, mögen sie ihre Zuflucht zu dem Protocoll des Richters nehmen. Es spricht noch ein anderer wichtiger Grund für eine solche Beschränkung. Die Richter sind gemeiniglich Leute, die in den Gerichtsgeschäften alt und grau geworden sind. Mit den Kenntnissen, welche ihnen diese Erfahrung gibt, setzt sich in ihnen eine Gewohnheit fest, der schwer zu widerstehen ist, nämlich die, vorzüglich eine Seite der Sache aufzufassen, die sie verhandeln hören; und wenn ihr Verstand einmal davon eingenommen ist, so heben ihre Leidenschaften, ihre Vorurtheile, ihr richterlicher Scharfsinn immer nur hauptsächlich diese Seite hervor und bieten ihnen Waffen für die vorgefaßte Meinung dar. Unparteilichkeit ist unter solchen Umständen gar nicht zu erwarten. Das Gesetz muß dem Uebel, das hieraus leicht entstehen kann, möglichst vorbeugen. Nach der Theorie unserer Gesetzgebung sollen die Richter Rathgeber des Angeklagten seyn; in der Praxis aber werden sie gemeiniglich dessen ärgster Verfolger. Die wahren Principien der Criminaljurisprudenz fordern aber, daß sie keines von beiden seyn sollen. Ein guter Richter darf weder den Wunsch haben, daß ein Schuldiger durchkomme, noch daß der Unschuldige leide; kein falsches Mitleiden, keine unbühlerliche Strenge soll die Gerechtigkeit von der geraden Linie, die sie zu nehmen hat, abbringen. Ruhe bei der Ueberlegung, Festigkeit im Beschlusse, Geduld in der Untersuchung der Wahrheit, Festhalten derselben, wenn sie einmal entdeckt ist, Höflichkeit im Benehmen, Würde im Anstande, eine über jeden Verdacht erhabene Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit und scharfe Beurtheilungskraft — das sind die Eigenschaften, welche, nach unserer Gerichtsverfassung, von unsern Richtern verlangt werden. Sie sollen die Beschüßer,

nicht die Advocaten des Beklagten seyn; sie sind Richter, nicht Ankläger desselben. Wenn der Richter diese Pflichten übt, so ist er das Organ, welches den heiligen Willen des Gesetzes ausspricht.

Das sechste Buch ist den Regeln gewidmet, welche Vorschriften für die Beweisführung in Criminalsachen enthalten. Hier werden zuerst allgemeine Grundsätze festgesetzt, die für alle Criminalprocesse überhaupt, von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende, beobachtet werden müssen. Sie sind die Resultate des Nachdenkens der weisesten und gelehrtesten Männer; und wo diese Autorität auch nicht vorhanden ist, da sind doch nur solche aufgenommen, für deren Wahrheit und Nützlichkeit die Gründe evident sprechen. Die nothwendigen Beweise, um Gefangennehmung, Anklageacten oder das Urtheil der Ueberführung zu rechtfertigen, und was zur Vertheidigung des Angeklagten geschehen kann, und wie jedes Argument für ihn abzumessen — alle diese Punkte sind in besondern Capiteln und so abgehandelt, daß jedermann sie leicht verstehen und im Gedächtnisse behalten kann. Das Detail, wie dieses alles behandelt ist, kann hier natürlicher Weise nicht mitgetheilt werden. Doch gibt das, was der Verf. in seinem Berichte über die Regeln sagt, nach welchen die Eidesleistungen geschehen sollen, wobei bisher ohngefähr dieselben Fehler wie bei uns stattgefunden haben, gute Begriffe von dem, was im Ganzen geleistet ist.

Das siebente und letzte Buch gibt Regeln für die Einrichtung und Verwaltung der öffentlichen Gefängnisse. Sie werden eingetheilt in solche, die zur bloßen Sicherung der Angeklagten während des Processus dienen; in solche, die zu einfacher Gefängnißstrafe bestimmt sind, und in solche, welche Besserungshäuser seyn sollen, es sey daß die Strafe mit harter Arbeit verknüpft ist, oder daß sie einsame Einsperrung bestimmt.

Da das ganze hier vorgeschlagene Straffsystem von der Einrichtung dieser Gebäude abhängt, so kommt allerdings auf deren Zweckmäßigkeit, auf die gehörige Geräumigkeit derselben, so daß die nothwendigen Absonderungen der verschiedenen Classen der Sträflinge möglich werden, sehr viel, ja alles an, wenn der Zweck der Strafe erreicht werden soll.

Laster, sagt der Verfasser, stecken weit mehr an, als ansteckende Krankheiten. Einige der letzteren werden, doch nur durch Berührung, weiter fortgepflanzt. Aber es gibt kein Laster, das sich nicht bloß dadurch weiter verbreitete, daß man den Lasterhaften in die Gesellschaft anderer bringt. Man könnte eher einen Menschen, der Kopfweh hat, dadurch curiren, daß man ihn in ein verpestetes Haus brächte, als man einen jungen Verbrecher dadurch bessern wird, daß man ihn in ein Zuchthaus, nach dem gewöhnlichen Schlage eingerichtet, steckt. Diese müssen also nothwendig auf eine

bestimmte und regelmässige Art reformirt, und die Behandlung darin nach genauen Vorschriften geordnet werden, wenn es damit besser werden soll. — Der Verf. denkt eine Reise durch die vorerwähnten Staaten zu machen, um alle daselbst vorhandene Anstalten dieser Art kennen zu lernen, oder sich doch wenigstens die genauesten Beschreibungen davon zu verschaffen. Die Absicht seines Straffsystems ist nicht nur, die Verbrecher in solchen Häusern zu bessern, er verlangt auch Anstalten, wodurch dieselben noch so lange unter Aufsicht gehalten und ihnen Gelegenheit gegeben werden kann, ihre Subsistenz zu gewinnen und ernstliche Bemühungen ihrer dauerhaften bessern Gesinnung zu geben. Auch über die Möglichkeit und schwierige Ausführung dieses Zwecks soll sein Plan Vorschläge enthalten, welche er für praktisch hält.

Er denkt mit der Ausarbeitung des Ganzen bis zur nächsten Session fertig zu seyn, und wir werden nicht ermangeln unsern Lesern den Erfolg dieser Unternehmung, wenn das Werk uns zukommt, näher anzuzeigen.

Das Straffsystem, welches der Verf. entwirft, wird freilich manchen zu idealisch vorkommen, und die Hoffnung, sie in reelle Besserungsmittel zu verwandeln, mag wohl dem allzu sanguinisch erscheinen, der mit dem Wirklichen in der Welt bekannt ist. Denn wer erfahren hat, welche Schwierigkeiten theils in der Ausführung einer Organisation und Verwaltung für solchen Zweck berechneter Strafhäuser, theils aber und fast noch mehr in den Gemüthern liegen, die schon so verdorben sind, daß sie zu solchen Strafen verdammt werden müssen, und wie sehr dadurch die Möglichkeit, in der Gesellschaft wieder eine Stelle zu finden, wo sie das Vertrauen genießen, das zu einem ehrlichen Fortkommen nöthig ist, vermindert wird: dem wird es nicht zu verdenken seyn, wenn er einigen Zweifel an dem Gelingen dieses sonst schönen Theiles des hier zergliederten Entwurfs unterhält.

V.

Aedes Althorpianae; or an account of the mansion, books, and pictures, at Althorp; the residence of George John Earl Spencer, K. G. To which is added a supplement to the bibliotheca Spenceriana. By the rev. Thomas Frognall Dibdin, F. R. S. S. A. librarian to his lordship. London, printed by W. Nicol, successor to W. Bulmer and Co. Shakspeare Press, and sold by Payne and Foss etc., 1822, groß Quart. Zwei Bände mit vielen Kupfern und Holzschnitten (6 Pfund 6 Schilling).

Ein Buch, welches lange vor seinem Erscheinen angekündigt worden hat, wenn es einen wichtigen und interessanten Gegenstand behandelt, in der Regel einen harten Stand. Je gespannter und vortheilhafter die Erwartung ist, welche es vorfindet, desto mehr ist man bei seinem Erscheinen gewöhnlich geneigt, diese Erwartung bald mehr bald weniger getäuscht zu finden, und die Beurtheilung desselben ist dann eine schärfere, als sie es ohne jenes Harten gewesen seyn würde. Herrn Dibdin's Werk ist zum Theil in diesem Falle. Der Verfasser hatte es seiner ersten Ankündigung zufolge schon im J. 1819 zu liefern versprochen, und steigerte überdies die über die Verzögerung dieses Termins erregte Ungebuld noch dadurch, daß er in seiner unterdessen erschienenen Tour bei mehrern höchst interessanten Gegenständen auf diese Aedes als ein bereits fertiges Werk verwies. Und noch hat er uns seit Herausgabe der Tour beinahe ein volles Jahr harten lassen. Wenn er dadurch, wie es nach dem Gentleman magazine 1822, Juli S. 27 fast scheinen möchte, vielleicht manchem seiner Leser die gute Laune verdorben hat, so ist dieß indeffen wenigstens bei uns nicht der Fall. Im Gegentheil freuen wir uns, unsern Bericht mit dem Geständnisse anheben zu können, daß wir in seinem Werke etwas gefunden haben, was wir nicht erwartet hatten. Herr Dibdin hat nämlich diesmal die Extravaganzen des Stylls vermieden, welche in seinen frühern Werken die Aufmerksamkeit des ernstern Lesers oft so unangenehm stören. Er erzählt und beschreibt hier ruhig und angemessen, ohne deshalb weniger unterhaltend und lebhaft zu seyn. Wie wir aus diesem Grunde des bisherigen Verzugs uns wirklich zu freuen Veranlassung haben, so wünschen wir, daß sich Herr Dibdin auch künftig immer mehr entschließen möge, mehr Sorgfalt und Zeit auf seine Schriften zu verwenden. Dann würde er zugleich die mannichfaltigen Ueberellungen und Ungenauigkeiten vermeiden, an denen es auch in diesem seinen neuesten Werke nicht ganz mangelt.

Der erste Band, welchem ein von W. Finden gestochenes schönes Portrait des Lord Spencer vorgesetzt ist, enthält eine Beschreibung des spencer'schen Landsitzes zu Althorp nebst einer kurzen Geschichte der Familie, eine ausführliche Nachricht von dem Locale der Bibliothek und den Hauptmerkwürdigkeiten derselben, und ein beschreibendes Verzeichniß der Gemälde in der dasigen Gallerie. Der Landsitz Althorp, von welchem sowohl eine äußere Ansicht als ein Grundriß gegeben wird, liegt in dem Kirchspiel Great Drington in Northamptonshire, ungefähr sechs englische Meilen von Northampton, und ist bereits seit dreihundert Jahren ein Eigenthum der Familie, indem er von John Spencer um das Jahr 1508 gekauft wurde. Doch hielt sich die Familie anfangs fortwährend auf ihrer frühern Besizung zu Wormlington in Warwickshire auf, ohne deshalb Althorp zu vernachlässigen. Im Gegentheil wurden schon frühzeitig schöne Anpflanzungen im dasigen Park gemacht, und auch die Gebäude seit des ersten Earl von Sunderland Zeit um 1640 immer mehr verschönert und erweitert, da es unterdessen wirklicher Wohnsitz der Familie geworden war. Ob sich gleich die Gegend weder durch besondere Naturschönheiten, noch die Gebäude durch architektonischen Schmuck auszeichnen, so erlangte doch Althorp schon frühzeitig einen Ruf, welcher ihm mehrere hohe Besuche zuzog. Am 25. Juni 1603 gab der damalige Besizer, Robert Spencer, der Gemahlin Jacob I. daselbst ein Fest, bei welchem ein von Ben Johnson verfertigtes und in dessen Werken unter dem Titel the Satyr befindliches Pastoral aufgeführt wurde. Der König ernannte ihn für diese Aufmerksamkeit zum Pair des Reichs und Baron. In Althorp war es, wo der unglückliche Carl I., als er sich 1647 auf dem nahegelegnen Landsitze des damaligen Herzogs von York, Holmby, aufhielt und von da aus häufige Excursionen nach Harrowden und Althorp machte, die erste Nachricht von der Näherung seiner Verfolger erhielt. Auch Robert Spencer, zweiter Earl of Sunderland, erhielt zweimal hier Besuche von Fürsten, 1669 von Cosmus III., Großherzog von Toscana, und 1695 von seinem eignen Monarchen, König William. Die Geschichte der Besizer von Althorp ist für den auswärtigen Leser von geringerem Interesse. Wir bemerken daher nur, daß sich S. XXXVI ff. über den zweiten Earl of Sunderland, König Williams Minister, und seine Gemahlin anziehende Nachrichten, und freimüthigere Bemerkungen über sein mehr als zweideutiges politisches Leben finden, als man sie in einer Familiengeschichte erwarten sollte. Von dem Leben des jetzigen Besizers erfahren wir nur so viel, daß er sich 1781 mit Lavinia, Tochter von Charles Earl of Lucan, verband, 1794 erster Lord der Admiralität wurde, welche Stelle er bis 1801 bekleidete, 1799 den Hofenbandorden erhielt, und 1806 den Posten als Staatssecretair

der innern Angelegenheiten einnahm. Doch bereits im folgenden Jahre legte er diese Stelle wieder nieder, und lebt seitdem seiner Familie und seinen Studien.

In das Haus selbst eintretend führt uns nun der Verf. durch die einzelnen Zimmer und beschreibt die Gemälde, mit denen sie geziert sind. Wir folgen ihm, indem wir unsern Lesern nur dasjenige wieder berichten, was uns als das Ausgezeichnetere und Interessantere erscheint. In der Vorchalle sieht man mehrere Jagdstücke von John Wootton, einem in dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts in England sehr berühmten und noch jetzt nicht zu verachtenden Maler. Von dem einen, eine beendigte Jagd vorstellend, erhalten wir S. 2 eine Abbildung, welche einen nicht unvortheilhaften Begriff von dem Originale gibt. Es sind auf demselben die Portraits von John Spencer (Großvater des jetzigen), Charles Herzog von Marlborough und Lord Bane angebracht, und das Ganze gibt uns ein treues Bild eines Jagdreviers aus Georg II. Zeit. Der Verf. bemerkt übrigens, daß Wootton nur in kleinern Figuren glücklich war. Seine größern Pferde und Hunde sehen aus, als wenn sie aus Pappe gemacht wären (S. 4). Auch zwei Thierstücke von Stubbs aus seiner frühern Zeit (das eine ist von 1777) vertragen schon den nachher so hoch gepriesenen „Kaiser der Rossmaler.“ Im Speisezimmer zieht vor allem das Portrait der Sofonisba Angosciola, von ihr selbst gemalt, unsere Blicke auf sich. Es ist wahrscheinlich dasselbe, welches sie nach Balbinucci für Annibale Caro fertigte, und wurde von der Herzogin Sara von Marlborough für siebenhundert Guineen gekauft. In dem hier davon zuerst gelieferten Kupferstiche scheinen uns die Augen und der kleine Finger der rechten Hand verzeichnet. Ein Seestück von Albert Cuyp, eine Windstille vorstellend, hat den Charakter der sanftesten und erquickendsten Ruhe, und der hier davon gelieferte Kupferstich (von Fittler) ist einer der schönsten im ganzen Werke. Ein Fragment eines raphael'schen Cartons, der bethlemitische Kindermord, von dem jetzigen Lord Spencer in Rom gekauft und hier ebenfalls zuerst gestochen. Der Tadler im Gentleman magazine (s. oben) will diesen Kopf nicht zu den Pierden des Werks rechnen. Zu den übrigen ausgezeichneten Stücken dieses Zimmers gehören: ein Portrait von dem durch seine strenge Diät berühmten Venetianer Luigi Cornaro, und ein andres von einem Enkel desselben, beide von Titian; ein Frauenkopf von Paul Veronese; eine Madonna von Caravaggio; ein Magdalenenkopf von Domenichino; ein verendender Hirsch von Snyder; eine Landschaft von Salvatore Rosa; der heil. Carl Borromeo, Hochamt haltend, von Domenichino, ein Capitalgemälde und wahrscheinlich ein Altarstück.

für eine Privatcapelle; zwei Gemälde von Teniers, eine Landschaft und Hero und Leander.

In dem daran stoßenden Zimmer, worin sich die Familie in den Morgenstunden aufzuhalten pflegt, sind folgende Stücke bemerkenswerth. Dädalus und Icarus*, von Bandyk. Venus und Adonis, von Titian. (Denselben Gegenstand malte dieser Meister noch einmal für die Familie Colonna; aber der letzte Fürst Colonna ließ die nackten Figuren aus Andächtelci mit Gewändern überziehen, welche man später, so gut es sich thun ließ, wieder wegzuschaffen bemüht gewesen ist. Dieses zweite restaurirte Gemälde besitzt jetzt Hr. Angerstein in England). Ein Maskenball, welcher gewöhnlich Cornelius Polemburg zugeschrieben wird. Der Verf. äußert einige Bedenkllichkeiten über die Richtigkeit dieser Behauptung und meint, wenn das Stück nicht von Polemburg seyn solle; so möge es wohl ein Werk des Antonius Palamedes seyn. Unsers Erachtens hätte er es Polemburg noch weit entschiedner absprechen können, wenn sich gleich dessen Zeichen darauf befindet. Es ist hier ein Kupferstich davon geliefert. Eine Skizze von Rubens, ein jüdisches Opfer darstellend, wahrscheinlich für die brüsseler Tapetenfabrik gefertigt. Diana mit ihren Nymphen im Bade, von van Valen und Johann Breughel. Die Hauptfiguren sind von van Valen und von sehr geringem Verdienst; aber die von Breughel gemalten Thiere, Vögel, Verzierungen und übrigen Kleinern Gegenstände geben dem Gemälde Werth. Zwei weibliche Gemälde von Titian. Ein Seehafen von Claude Lorraine. Eine heilige Familie von Rubens. Eine Landschaft von Berghem. Ein Seehafen von Wandervelde. Eine sterbende Cleopatra, und eine Lucretia, beide von Guido Reni. Acis und Galatea, von Nic. Poussin. Ein spanischer Sackpfeifer, von Velazquez.

Wir betreten nun die Bibliothek, welche jetzt fünf an einander stoßende Zimmer füllt. Noch vor wenigen Jahren enthielt sie bloß vier Zimmer (vgl. Hermes B. II. S. 285). Das erste Zimmer, the long library genannt, von welchem hier eine Ansicht gegeben wird, enthält die Theologie und diejenigen Werke aus allen Fächern der Literatur, welche sich durch besondere Seltenheit oder durch vorzügliche Eleganz der Einbände auszeichnen. Unter den Gemälden in diesem Zimmer nimmt Rubens Mutter, von ihm selbst gemalt, eine der ersten Stellen ein. Es wird hier ein Kupferstich davon gegeben, an welchem Herr Dibdin nur das auszufehen findet, daß die Gesichtszüge ein wenig zu jung dargestellt sind. Und scheint es, als sey das sanfte und lustige Chiaro = Oscuro, welches Rembrandt so eigenthümlich ist, zu hart behandelt. Nur im aufgeschlagenen Buche hat der Grabstichel mit dem Meister glücklich gewetteifert. Von den übrigen Gemälden dieses Zimmers nennen wir nur eine

Geburt Jesu von Baroccio, einen heil. Franciscus von Guido Reni, eine heil. Familie von Carlo Maratti, und eine Madonna von Pietro Perugino. Das zweite Zimmer enthält Poesie und Provinzialtopographien, und heißt the Raphael library vom herrlichen Gemälde der heil. Familie dieses Meisters, welches über dem Camin hängt. Es ist in der spätern Manier Raphaels, und die Figuren sind in Lebensgröße. Der jetzige Lord Spencer kaufte es 1786 in Italien von einer vornehmen Familie, in deren Besiz es sich seit Raphaels Zeit befunden hatte. Es wurde durch Originaldocumente bewiesen, daß das Gemälde ausdrücklich für einen Ahnherrn dieser Familie gefertigt worden war. Ein anderes ähnliches Gemälde desselben Meisters, aber mit einem verschiednen Hintergrunde, ist in der königlichen Gallerie zu Neapel befindlich. In dem dritten Zimmer, von einem in der Mitte stehenden Billard the Billard library genannt, steht auf der einen Seite die Geschichte, auf der andern die Fortsetzung der Poesie. Man findet hier unter andern ein Gemälde von Calot, die Landung des Herzogs von Buckingham auf der Insel Rhé während der Belagerung von la Rochelle vorstellend, und eine sehr niedliche Landschaft von van Goyen. Von dem Portrait des jetzigen Viscount Althorp, von Reynolds, ist hier ein Kupferstich geliefert. Reisen und Geschichte füllen das vierte Zimmer oder die Marlborough library. Diesen Namen führt es von einem schönen Originalgemälde des großen Helden Marlborough, welches wegen des großen Werthes, den dessen eigne Gemahlin darauf setzte, als eins der gelungensten zu betrachten ist, ob es gleich von den gewöhnlichen Darstellungen Marlboroughs abweicht. Der Name des Malers ist unbekannt. Es wird hier ein schöner Stich desselben von Worthington gegeben. Durch einen ebenfalls mit Gemälden verzierten Coridor, welcher unter andern die Heirath der heil. Catharina von Carlo Dolci, eine heil. Familie von Albano, eine Flucht nach Egypten von Carlo Maratti und mehrere andere ausgezeichnete Stücke von Poussin, Wouvermans, Bloemart, Cuyp und Vanderweide enthält, gelangt man in das erst 1819 dazu gebaute fünfte Zimmer oder die gothic library. Es ist, wie schon der Name zeigt, ganz in dem sogenannten altgothischen Geschmack angelegt und mit einer Gallerie versehen. Hier stehen die vorzüglicheren Exemplare, namentlich die Großpapiere; aber außer einer Copie von einem alten Originalportrait des mit der Familie verwandten berühmten Dichters Spencer finden sich hier keine Gemälde.

Soviel über das Local der Bibliothek. Der Verfasser kehrt nun mit uns wi-der zurück, um uns auch einen Begriff von ihrem Inhalt zu geben und uns mit den Merkwürdigkeiten derselben, welche sie außer den bereits in der bibliotheca Spenceriana

besonders beschriebenen alten Drucken besitz, bekannt zu machen. Schon vor 1603 besaß die Familie eine kleine Sammlung, meist von alten und jetzt sehr seltenen englischen Büchern. Der Vater des jetzigen Lords kaufte dazu die Bibliothek eines gewissen George, head - master's der Schule zu Eton, von ungefähr 5000 Bänden, worin sich unter andern viele Miscellanbände kleiner Schriften befanden. Aber der eigentliche Stifter ist doch ihr jetziger Besitzer. Ihr gegenwärtiger Plan ist sehr allgemein und erstreckt sich, mit Ausnahme der juristischen, botanischen und medicinischen eigentlichen Professions- oder Elementarwerke, über alle Zweige der Literatur und Wissenschaft. Die Nachricht von den Merkwürdigkeiten der Bibliothek beginnt mit einem beschreibenden Verzeichniß der Bibelsammlung, welche viele merkwürdige Stücke enthält und für eine Privatsammlung sehr beträchtlich ist. Wir heben nur einzelnes aus. Bei der antwerpener Polyglotte, von welcher der Lord das ehemalige de Thou'sche Exemplar besitz, dessen fünf erste Bände auf groß Papier, die drei letztern aber nur auf klein Papier sind, vermuthet Herr Dibdin, daß es von den drei letzten Bänden wohl kein Großpapier geben möge, was uns nicht recht wahrscheinlich ist. Wie wir hören, besitz die königl. Bibliothek zu München ebenfalls ein Exemplar auf groß Papier. Ob wohl dort die drei letzten Bände dieselbe Verschiedenheit haben mögen? Von der londner Polyglotte sollen nach S. 39 die Großpapiere, deren es bekanntlich nur zwölf geben soll, sämmtlich royal copies seyn. Der Titel der biblia pentapla ist hier sehr fehlerhaft wiedergegeben, und in der Note zu Reineccius Ausgabe ist 1550 ein Druckfehler statt 1750. Bei den Ausgaben des hebräischen Textes vermiffen wir ungern die bomburgischen und die von Menasseh ben Israel besorgten Ausgaben. Houbigants Ausgabe wird S. 47 viel zu sehr überschätzt. Der Apparat von Ausgaben der Septuaginta ist beinahe vollständig; aber bei der Ausgabe von Bos sehen wir ungern wieder den Druckfehler 1609 statt 1709. Bei der von Mich. Servetus besorgten lateinischen Ausgabe von 1542 behauptet der Verf. unrichtig, daß Brunet sie mit Stillschweigen übergangen habe. Sie steht bei letzterem Th. 1, S. 204 (der 3ten Ausg.). Auch seine Beschuldigung der neuern französischen Künstler, daß es ihnen an richtiger Kenntniß des Costume fehle (S. 60 Not.), möchte in dieser Allgemeinheit wohl Widerspruch finden. Desto wichtiger sind die Nachrichten über die in großer Vollständigkeit vorhandenen Ausgaben der Bibelübersetzung in den verschiednen Sprachen von Großbritannien (S. 61 ff. 112 ff.). Mehrere selbst den englischen Bibliographen bisher unbekannte Ausgaben werden hier zuerst beschrieben, und auch von andern finden sich Nachrichten, welche wenigstens den deutschen Bibliographen sehr willkommen seyn werden:

z. B. von der April- und Julausgabe des Jahres 1540, von der ersten schottischen Bibel von 1579, von den verschiedenen wältschen und irischen Ausgaben u. s. w. Von der italienischen Uebersetzung Brucioli's nennt der Verf. S. 84 die Ausg. von 1539 unrichtig die erste, da die erste Ausg. bereits 1532 zu Benedig bei Giunta in Folio erschienen war. Auch zieht er mit Unrecht die Existenz einer Ausgabe derselben Uebersetzung Bened. 1542 — 1547 f. in Zweifel, da diese doch durch Patton's genaue Beschreibung aus eigener Ansicht (*biblioteca degl' autori volgarizz. V, 30*) hinlänglich beglaubigt ist. Bei Gelegenheit der ersten spanischen Bibel von 1553 bemerken wir, daß sie im Grunde diejenige Uebersetzung ist, welche bereits Alphonsus der Weise fertigen ließ; s. Gasp. Ibañez *memorias historicas del rei D. Alonso el Sabio. Madr. 1777, f. p. 451*. Der arabische Psalter von 1725 ist nicht zu Oxford (S. 98) sondern zu London gedruckt, und es hätte bemerkt werden können, daß seine Seltenheit daher rührt, daß alle Exemplare in den Orient geschickt wurden. Daß das neugriechische Neue Testament von 1638 zu Genf gedruckt worden, ist gar nicht ungewiß (S. 104), da es des dortigen Druckers Chouet Zeichen hat. S. 119 ist Risbenhaun ein arger Schreib- oder Druckfehler statt Kiöbenhavn.

Der Verf. legt uns nun einige merkwürdige Ausgaben und Exemplare alter Classiker vor. Von Steney's Aeschylus gibt es nach S. 123 kein Großpapier. Dem Exemplar des Glasgauer Aeschylus von 1795, welches einen kostbaren Einband von Roger Payne hat, sind die Originalhandzeichnungen Flarmens zum Aeschylus beigelegt. Der Einband allein kostete 16 Pf. St. 7 Schil., so wie der Einband des Euripides von Barnes, ebenfalls von Payne, 8 Pf. 12 Schil. Der Verf. hat S. 128 die wortreiche, aber interessante Note des Buchbinders abdrucken lassen. Von der Suite der Ausgaben in usum Delphini ist ein vollständiges Exemplar vorhanden, welches außer dem seltenen Prudentius und Statius auch die echte Ausgabe von Cicero's philosophischen Schriften enthält. Letztere allein bezahlte Lord Spencer mit 57 Pf. St. 10 Schil. Von Renouard's Lucanus gibt es nicht bloß zwei Exemplare auf Pergament, wie S. 139 gesagt wird, sondern fünf, wie Herr Dibdin selbst bereits im Decam. II, 358 richtig angegeben hatte, und was auch durch Renouard's Katalog II, 289 bestätigt wird. Unter den Werken neuerer lateinischer und anderer Schriftsteller zeichnet der Verf. Souza = Botelho's Prachtausgabe der Lusiade von Camoens mit gerechter Anerkennung aus, ohne doch auch hier seine Nationalvorurtheile gegen die französischen Künstler verleugnen zu können. Man höre ihn selbst: These engravings are of very unequal merit; and upon the whole are perhaps too glittering,

hard and metallic — as the chief defect of the french school of engraving consists, not in want of ability, but in the want of paying sufficient attention to the *surfaces* of things. Their draperies have sometimes the hardness of armour. Every thing seems to have a glazed aspect; and the flesh looks too frequently like marble or brass (S. 144). Wie, wenn die Franzosen zur Wiedervergeltung von der feinen, saubern und geleckten, aber weder geistreichen noch kräftigen Fabrikarbeit der meisten englischen Kupferstecher sprechen wollten? Wir meinen, daß sie so Unrecht eben nicht haben würden. Auch können wir mit dem Verf. nicht übereinstimmen, wenn er die Kupfer zum fünften und sechsten Gefange als die besten in dieser ganzen Ausgabe auszeichnet. Nach dem Urtheile vieler, denen wir diese Ausgabe vorzulegen Veranlassung hatten, gebührt dieser Ruhm vielmehr dem Blatte, welches die Ermordung der Ines de Castro darstellt. Erst auf dieses folgt die Erscheinung des Riesen Adamastor. — Von dem sehr seltenen *Delectus gemmarum ex dactylithecis ducis Marlburienensis* so wie von den nicht minder seltenen *Devonshire gems* werden vollständige Verzeichnisse der Kupfer mit Angabe ihres Inhalts mitgetheilt. Als Probe der Merkwürdigkeiten, welche die Bibliothek in der italienischen Literatur besitzt, legt uns der Verf. ein Verzeichniß der daselbst befindlichen Ausgaben des Ariosto aus dem 16ten Jahrhundert vor. Es beginnt mit der höchst seltenen ersten, von welcher der Verf. außer dem spencer'schen Exemplar nur noch das in der königl. Bibliothek zu Paris kennt. Wir können ihm außerdem ein wohl-erhaltenes in der königl. Bibliothek zu Dresden (in frühern Zeiten Eigenthum des bekannten Jac. Corbinelli) und ein anderes in der Privatbibliothek des Großherzogs von Toscana anzeigen. Die dresdner Bibliothek besitzt auch die fast noch seltenere ferrareser Ausgabe von 1521, deren Lord Spencer entbehrt. Unter den englischen Büchern zeichnen sich Halstead's *genealogies of noble and ancient houses* (Lond. 1685, f.) durch ihre Seltenheit aus, indem nur 25 Exemplare gedruckt seyn sollen. Noch seltner ist die erste Ausgabe des altenglischen Romans von Richard Löwenherz (London, Wynkyn de Worde 1509, Fol.), von welcher man nur zwei vollständige Exemplare kennt. Die Nachrichten von einigen sogenannten *illustrated works* beginnen mit der Beschreibung eines Bandes, welcher 100 mit Farben ausgeführte Handzeichnungen von Peter Brughel (Breughel?) enthält. Lord Spencer kaufte ihn für 100 Guineen. Darauf folgt eine ausführliche Beschreibung eines Exemplars der bodwell'schen Prachtausgabe des Shakspeare, an dessen Illustrirung die verwittwete Gräfin Lucan, Schwiegermutter des Lords, sechzehn Jahr gesammelt hat. Auch findet sich hier

ein zweites illustriertes Exemplar des Shakspeare nach Steevens Ausgabe von 1793, welches Steevens selbst angelegt und gesammelt hat. Noch werden drei neuere mit vorzüglichen Miniaturen geschmückte Pergamentdrucke (darunter Whittaker's Golddruck der Magna Charta) und ein illustriertes Exemplar von Clarendon's history of rebellion beschrieben; Gegenstände, welche keines Auszugs fähig sind.

Der Verf. verläßt nun die Bibliothek, nennt uns die Familienportraits, mit denen die Hausflur behängt ist, und führt uns durch die Schlaf- und Ankleidezimmer des Lords und der Lady. Von den daselbst befindlichen Gemälden nennen wir nur das hier in einem trefflichen Kupferstiche von J. Freeman uns vorgeführte Portrait der Schwiegermutter des Lords, Gräfin von Lucan, von Angelica Kaufmann gemalt; ein in mehrfacher Hinsicht interessantes Gemälde! Hierauf führt er uns die hier abgebildete Haupttreppe, welche wir nicht eben vorzüglich schön finden, hinauf in die eigentliche Gemäldegallerie, welche zwar bloß Portraits, aber unter diesen sehr ausgezeichnete und authentische, enthält. Wir nennen hier: Minister Colbert, von Mignard. Herzog von Marlborough, von Kneller. Heinrich VIII., Königin Maria und den lustigen Rath Will. Sommers, auf einem Gemälde, von welchem hier ein sehr gelungener Kupferstich gegeben wird, und welches der Verf. gewiß mit weit weniger Bedenken, als er thut, Holbein hätte beilegen können. Die Herzoge Maximilian und Franz Sforza von Mailand, von Albrecht Dürer. Rubens, von Vandyl, sowie Vandyl, von Rubens. Das Portrait der berühmten Maitresse Carls II., Nell Gwynn, von Peter Lely, welches hier gestochen ist und in welchem wir wenigstens die Hände abscheulich finden, hat Anlaß zu einem kleinen Federkriege gegeben. Der Verf. sagt nämlich S. 247 in der Note, das bei Herding's elenden (wretched) Kupfern zu der Quartausgabe der Memoiren des Grafen Grammont befindliche Portrait von ihr sey eine Copie des zu Althorp aufbewahrten. Sowohl jenes Urtheil als diese Behauptung wird an dem Eingangs dieser Recension angeführten Orte des Gentleman magazine vergangenen Jahres etwas hart in Anspruch genommen, die von Barolozzi, Tomkins, Schenecker und andern berühmten Künstlern gearbeiteten Kupfer jenes Werks vertheidigt, und nachgewiesen, daß das in den grammont'schen Memoiren, befindliche Portrait nach einem Original im Besitze des Baronets Brook Boothby gestochen und in jeder Hinsicht von dem zu Althorp verschieden, mithin keine Copie des letztern sey. Dagegen wird die Wahrheit der Portraits in den aedibus Althorpianis in Anspruch genommen und gefragt, ob Lely wohl je Haar und Draperie so seltsam dargestellt habe, als es hier in den Portraits von Nell Gwynn, Lady Denham

u. a. geschehen sey. „Sie sehen eher,“ fährt der strenge Gegner fort, „wie Holzspäne in einer Zimmermannswerkstatt aus. Der Kopf der Nell Gwynn ist dem Originale ganz unähnlich, und es ist sichtbar, daß man sich viele Freiheit damit genommen hat, um, wie man jetzt sagt, a pretty portrait daraus zu machen. Genauigkeit ist jetzt veraltet. Ich will dem Verf. gern zugeben, daß seine Werke ein glänzendes Aeußere haben, aber er darf nicht denken, als wären sie deshalb über allen Tadel erhoben. Er mag die Portraits von Robert Spencer, den Kopf nach Raphael, Algernon Sidney u. a. ansehen, die seinem Werke nicht zur Zierde gereichen. Auch seine eigne Aufmerksamkeit erschlappt bisweilen. Unter den Kupfern ist ein Portrait (S. 262), welches nach seiner Bemerkung eine unbekannte Person mit einem Hunde vorstellt; und doch erzählt er in dem Werke selbst, daß es ein authentisches Portrait von Ant. More sey, welches dieser selbst gemalt habe. Gleich dem Menschen in der Parabel sieht er den Splitter in seines Bruders Auge, aber den Balken in seinem eignen wird er nicht gewahr.“ — Eine Erwiderung zu Herrn Dibdin's Gunsten im Gentleman mag. 1822, August S. 108 ist nicht sehr genügend und läuft bloß darauf hinaus, daß Herr D. zu seinen Werken allemal die besten Künstler wähle und sie gut bezahle. Indessen lassen wir diesen Streit auf sich beruhen.

Auch bei dem gleich darauf folgenden und hier ebenfalls gestochenen Portrait der Herzogin von Portsmouth, Nebenbuhlerin der Gwynn, scheint uns die rechte Hand mißlungen. An sie reiht sich, eben auch nicht wegen ihrer Tugend, Lady Denham, von welcher wir hier ein schönes Kupfer (von S. Freeman) erhalten. Lady Jane Grey, ein herrliches und vielleicht das einzige authentische Portrait, gemalt von Lucas de Heere. Ein schöner Kupferstich davon findet sich im bibliogr. decameron Th. III, S. 249. Diana von Poitiers, angeblich von Janet, erst kürzlich aus der ehemaligen crausfurth'schen Sammlung zu Paris gekauft. Hans Holbein und Heinrich VIII.; beide von Holbein selbst gemalt. Anton More, von ihm selbst gemalt, und Sara Herzogin von Marlborough in ihren jüngern Jahren, von Kneller, werden hier beide in zwei vorzüglich schönen Kupferstichen vorgeführt. Kenelm Digby's Portrait, nach einem Gemälde von Corn. Jansen, stößt uns ganz ohne Schuld des Künstlers durch einen gewissen mystisch = schwachseligen Zug ab, und bildet ein sehr ungünstiges Gegenstück zu dem würdigen, kräftigen und verständigen Gesicht des edlen Algernon Sidney, dessen Portrait wir als eine der größten Zierden dieses Werks betrachten. Den Beschluß des ersten Bands macht ein kurzes Verzeichniß der Gemälde, mit denen die übrigen Schlafzimmer verziert sind, und unter denen sich

noch manche schöne Stücke von Rembrandt, Wandysk, Lucas van Leyden, Salvator Rosa, Guercino u. a. finden.

Der zweite Band enthält die Beschreibung von 314 Drucken des 15ten Jahrhunderts, mit welchen der Lord seit 1815 seine Sammlung vermehrt hat, und ist ein unentbehrliches Supplement zur bibliotheca Spenceriana, mit welcher er schon durch die fortlaufende Bezifferung der Artikel zusammenhängt. Auch dieses Supplement ist reich an den herrlichsten und zum Theil bisher unbekannten Schätzen, und für den Bibliographen ungemein wichtig. Der Verf. hat diesmal zu unserer großen Freude nachgewiesen, woher die meisten der hier beschriebenen Artikel gekommen sind, was zur Erkennung der Identität der Exemplare in vielen Fällen so nützlich ist und in der bibliotheca Spenceriana nur sehr selten geschehen war. Die Ordnung ist alphabetisch nach den Namen der Verfasser, doch nicht sehr streng durchgeführt, wie denn z. B. Pius II. Schriften zum Theil unter Aeneas Sylvius und zum Theil unter Pius stehen. Wir können hier aus der reichen Masse nur einzelnes ausheben.

§. 5 ff. gibt der Verf. Nachricht von der ersten Ausgabe der italienischen Bearbeitung von des bekannten Jac. de Cessolis Buch über das Schachspiel (Florenz 1493, 4.), weil der Schriftsteller in der Schlußschrift Jacopo dacciesole genannt wird, hat Hr. D. hier das Buch sehr unbequem unter Acciesole aufgeführt. Er gibt uns Facsimile der sämtlichen Holzschnitte desselben, welche, obgleich ohne Kunstwerth, doch zum Theil recht ergötzlich und, wie namentlich die Abbildungen des Schmids, Wollarbeiters, Kaufmanns und Gastwirths (§. 9 — 12), nicht ohne Interesse für das Costume sind. Wir hätten gewünscht, etwas näheres über die Uebersetzung selbst zu lesen, und namentlich zu erfahren, ob sie dieselbe sey, von welcher in Bandini catal. cod. lat. bibl. Laurent. T. V, p. 348, ein Manuscript angeführt wird. Ueberhaupt wäre es wohl der Mühe werth, über dieses Werk besondere Forschungen anzustellen, und dabei namentlich auf die verschiednen Interpolationen des lateinischen Originals (von welchen uns die Vergleichung drei verschiedner Handschriften überzeugt hat) und auf das Verhältniß der verschiednen Uebersetzungen und Bearbeitungen unter einander Rücksicht zu nehmen. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß es außer der bekannten deutschen Bearbeitung von Conrad von Ammenhausen noch eine andere ebenfalls gereimte gibt, von welcher wir nur flüchtig einen dem Herrn Graf Dzialinski in Glusyna bei Posen zuständigen Pergamentcodex in Folio gesehen haben, welcher im Jahr 1355 geschrieben war, und zu Ende die Angabe hatte:

Diz hat gemacht ganz rechte
Der Pfarrer zu dem Hechte.

In v. d. Hagen's Grundriß finden wir weder von dieser zweiten Uebersetzung noch von dem „Pfarrer zu dem Hechte“ etwas. — Von dem undatirten mentelin'schen Drucke des Augustinus de civitate dei wird S. 20 ein von dem Illuminator Johann Bämber (der Verf. schreibt unrichtig Bämber) mit einer Handrubrik von 1468 versehenes Exemplar beschrieben, welcher Umstand für die Geschichte der mentelin'schen Druckerei sehr wichtig ist. Man erinnert sich aus der tour III, 289, daß die königl. Bibliothek zu München ein Exemplar des ebenfalls mentelin'schen Thomas von Aquino de virtutibus et vitiis mit einer Handrubrik desselben Illuminators von demselben Jahre besitzt. Aus so beglaubigten Angaben, welche zugleich zum Beweise der Richtigkeit der Handrubriken von 1466 und 1467 in andern mentelin'schen Drucken dienen können, lassen sich sichere Resultate ziehen. Aus diesem Grunde wünschten wir, daß der Verf. hier ein Facsimile dieser Handrubrik gegeben hätte. Der Ulrich Zell'sche Pergamentdruck von Augustini enchiridion, welcher S. 21 aufgeführt wird, muß von dem ehemaligen m'carthy'schen Pergamentexemplar verschieden seyn, da Lord Spencer sein Exemplar aus Deutschland durch Hrn. Horn erhielt. Außer diesen beiden Exemplaren kennt man keinen andern Pergamentdruck von Zell. S. 30 lernen wir den bisher unbekannten ersten Druck zu Perugia kennen (Bartoli lectura super secunda parte veteris codicis), der zwar undatirt ist, in dessen Vorrede aber ausdrücklich gesagt wird, daß der Balio Bracchi zuerst Drucker nach Perugia habe kommen lassen, um dieses Werk zu drucken. Dagegen wird S. 31 der italienischen Uebersetzung der Batrachomyomachie von Sommaripa mit der Schlusschrift: Veronae d. 15. Januarii 1470, der Ruhm abgesprochen, das erste zu Verona gedruckte Buch zu seyn, und das obige Datum bloß auf die Vollendung der Uebersetzung bezogen. Der Druck scheint vielmehr einer florentiner Presse anzugehören. Die S. 34 f. befindliche Beschreibung der Tractatus quidam de regimine sanitatis (Bonon. 1477, 4.) ist S. 252 aus Versehen noch einmal, aber vollständiger, wiederholt. Die undatirte deutsche mentelin'sche Bibel mit 61 Zeilen, welche Panzer als zweite zählt, wird hier als erste betrachtet, worin wir dem Verf. doch nicht unbedingt beistimmen können. Das Jahr im münchener Exemplar ist aber nicht 1468 (S. 39), sondern 1466, wie man aus Steigenderger und aus Herrn D's. eigner Tour III, 288 weiß. Zu den angezeigten vier Exemplaren der höchstselten lateinischen mentelin'schen Bibel mit 49 Zeilen fügen wir noch das sehr wohlerhaltene in der königl.

Bibliothek zu Dresden und ein andres in der Hofbibliothek zu Carlsruhe hinzu. Herr Dibdin gesteht hier die Aehnlichkeit ihrer Capitalbuchstaben mit denen des mentelin'schen Terentius, Virgilius u. s. w. wieder ein, die er in der Tour III, 56 geleugnet hatte. Bei der 1492 zu Venedig von Gio. Ragazo a instantia di Luchanthonio di Giunta gedruckten italienischen Bibel hätte der Verf. zu der Erwähnung des Druckerzeichens von Lucantonio Giunta nicht die Worte fügen sollen: the whole book has the aspect as if executed in his office at Florence, da die florenzer Officin, welche damals noch gar nicht bestand, nicht Lucantonio sondern Filippo Giunta gehörte, und Lucantonio sowohl vorher als nachher noch mehrere andere Bücher zu Venedig für seine Rechnung (a sua instantia) drucken ließ, ehe er ebendasselbst seine eigne Officin errichtete. Interessante Nachrichten findet man über die echte Deo = Gratiar und über die seit der roxburgh'schen Auction so berühmte valdarfer'sche Ausgabe des Decamerone von Boccaccio. Letztere kaufte bekanntlich aus des Herz. von Marlborough Auction der Buchhändler Longman in des Lords Auftrag für 918 Pf. 15 Schil. (Dibdin tour I, 236 not. Gentleman magaz. 1819, I, 501 p. 556). Der Verf. sucht hier zu beweisen, daß nicht die valdarfer'sche, sondern die Deo = Gratiar = Ausgabe die wahre Princeps und ins Jahr 1470 zu setzen sey. Die Typen sind denen des undatirten Terentius vollkommen gleich, welcher in biblioth. Spencer. II, 409 beschrieben ist und nach Dibdin's Vermuthung einem Drucker in Brescia, nach Lord Spencer aber der Presse von Sixtus Riessinger angehört. Zugleich erfahren wir hier, daß das in der bibl. Spenc. IV, 72 beschriebene unechte Deo = Gratiar = Exemplar wirklich der mantuaner Ausgabe von 1472 angehört (vgl. Ebert's bibliogr. Lexikon No. 2506). Eine sehr schätzbare Zugabe aber ist der vollständige Abdruck einer ganzen Erzählung nach diesen drei Ausgaben S. 54 — 73, durch welche nunmehr jeder in den Stand gesetzt ist, über das kritische Verhältniß derselben unter einander zu urtheilen. In der Beschreibung des undatirten Ter Hörnen'schen Boethius S. 79 müssen die Worte: Probably the same printer executed both the preceding (dieß ist aber ein laut der Unterschrift von Hans Glim gedrucktes Buch) and the present edition, auf No. 1061 S. 80 bezogen werden, welche in des Verf. Manuscript anfangs wahrscheinlich vor No. 1059 gestanden hatte. Von der gereimten Komödie des Bojardo, Timone, lernen wir hier die Originalausgabe (Scandiano, 1500, 4.) genauer kennen. Wir hätten gewünscht, hier auch eine der ältern Ausgaben seines Orlando innamorato zu finden. Vielleicht ist es manchem Leser nicht uninteressant, von einer derselben, welche bisher unbekannt war, folgende Nachricht zu finden, welche

wir hier mit den Worten eines Freundes geben, dem wir dieselbe verdanken:

„Folgender Druck des letzten Theils des Orlando innamorato von Bojardo scheint mir nirgend angeführt zu seyn. Ein Bändchen von 24 Blättern in klein Quart ohne Seitenzahlen. Auf dem ersten Blatte steht: EL FIN DEL INAMORAMENTO DORLANDO. Das zweite Blatt mit der Signatur a jj beginnt:

Incomencia el terzo libro de
lo Inamoramento del Conte
Orlando

La somma verita e lo splendore
del chiaro lume del fior de dio u. f. w.

Jede Seite enthält in zwei Columnen zehn Stanzas, die erste jedoch nur neun. Das Ganze sind 444 Stanzas; noch nicht, wie später, in Gesänge abgetheilt. Die Schlussstanz auf der Stirnseite des 24sten Blattes ist: Parlavia fior de Spina in cotal forma u. f. w. Es fehlen mithin die 26 Stanzas, welche in den Ausgaben des Domenichi den neunten Gesang des dritten Buchs bilden, und diese Ausgaben haben in den acht ersten Gesängen des dritten Buchs 477 Stanzas, also 33 mehr. Wem diese angehören, weiß ich nicht. Das in beiden Ausgaben Vorhandene aber weicht nur in einzelnen Worten und Ausdrücken von einander ab, woraus sich ergibt, daß Domenichi's Arbeit nicht, wie Berni's, eine völlige Umgestaltung ist, und daß Sanguene diesen Punct unrichtig erklärt. Die Schlußschrift lautet:

Finito el terzo libro de linamoramen
to dorlando impresso in Venecia per
Simone bevilacqua da pavia nel anno
del M. CCCC. lxxxv.

Wenn Sanguene sagt, auch Domenichi habe das ganze Gedicht völlig umgeschmolzen, und diese Behauptung mit einigen Stanzas des Anfangs scheinbar belegt, so ist dies nur ein Beweis, daß er nicht mehr als diese paar Stanzas angesehen hat. Allerdings weicht der Anfang des dritten Buchs bei Domenichi und in diesem Originaldruck gänzlich von einander ab; dagegen aber findet man bei Vergleichung der fünften und folgenden Stanzas, welche mit Domenichi's siebenter und ff. correspondiren, daß der Unterschied nur in Verbesserung der Druckfehler und einzelner Ausdrücke besteht, und in allen folgenden Stanzas ist im Allgemeinen der Un-

verschied nicht größer. Zum Behuf der Vergleichung folgen hier die fünfte und ff. Stanzas des Originaldrucks:

Onde fu el regno tutto desertato
abandonato ciascuno el lo paese
hora trouosse un vechio desperato
qual non sapendo fare altre defese
passando avanti al represo e ligato
con alti cridi a terra se destese
che ogni ho intorno trase ad ascoltare
facendo si diverso lamentare.

Mêtre chio parlo dice el vechio aspeta
e poi fara de mi quel che ti pare
lanima del to padre 'e maledeta
no po el mal fiume al inferno passare
per che scordato se lasso vendeta
sopra a la ripa stasi a lamentare
stasi piangendo e ten la testa bassa
che ogni altro morto sopra si trapassa.

Elto padre agrican non so sel sai
e non el sapere te infingi per paura
dal conto orlando occiso fu con guai
a te del vendicar toca la cura
tu fai morire chi non te offese mai
e meni per orgolio tanta fura
non estimado datelo da intendere
chi offende quello che non si po defendere.“

Soweit unser Freund. Wir kehren zu Herrn Dibdin zurück. — Der Drucker des S. 101 beschriebnen Cato moralissimus (Bas. 1486, 4) ist wahrscheinlich Nicolaus Kessler. S. 103 in der Beschreibung des Ceremoniale nigrorum monachorum ist zu lesen Quirinus und Tegernsee, ein bekanntes ehemaliges Kloster in Baiern. Die consuetudines feudorum S. 109 sind bloß ein Stück eines größern Werkes, und zwar wahrscheinlich der Authenticæ bei Schöffer 1477. Bei der chronique Martinienne S. 113 hätte bemerkt werden können, daß sie nicht vor 1503 gedruckt seyn kann, als bis zu welchem Jahre die Chronik hier fortgesetzt ist. Bei der Cronica de S. Isidoro wird S. 113 unrichtig behauptet, daß Panzer die Drucker in Friuli ganz übergangen habe, da er doch Th. I. S. 141 f. zwei derselben verzeichnet, von denen der eine eben diese Chronik ist. S. 119 bei Num.

1103 finden wir die Erklärung des Worts scripsimus durch impressimus nicht passend, da in dieser Stelle nicht der Drucker, sondern der Verfasser selbst spricht. Die bei Weidener 1480 erschienene Uebersetzung des Fasciculus temporum ist keine deutsche, wie es S. 126 heißt, sondern eine holländische (nicht german, sondern dutch). Die undatirte Ausgabe des Ficino della cristiana religione (S. 128) ist höchst wahrscheinlich zu Florenz von Nic. Alemanus gedruckt, vgl. Fossi bibl. Magliab. T. III. praef. p. XXVIII. Eine höchst interessante Mittheilung ist S. 131 das vollständige Facsimile einer Ankündigung oder eines Verlagskatalogs von einem alten deutschen Buchdrucker, mit derselben Type gedruckt, welche in der undatirten 49zeiligen Ausgabe des Fortalitium fidei erscheint. Der Zettel selbst ist bereits vor längern Jahren im Neuen literar. Anzeiger und in Lambinet origine de l'impr. I, 253 ss. bekannt gemacht worden, und wurde damals Mentelin beigelegt, was auch uns wegen der darauf bemerkten Ausgaben des Virgilius, Terentius und Valerius Maximus, welche auch nach den kritischen Forschungen der neuesten Bibliographen als echte Producte der mentelin'schen Presse anerkannt worden sind, das Wahrscheinlichste ist. Der Verf. aber ist (wie schon vorher in der Tour III, 295) gegen diese Meinung, weil die Typen des Zettels, und somit auch die des Fortalitium fidei nicht mit den als echt anerkannten mentelin'schen übereinstimmen. Es wäre zu wünschen, daß ein deutscher Bibliothekar sich einmal mit einer besondern und genauen Untersuchung dessen beschäftigen möchte, was der mentelin'schen Presse wirklich angehört, und was nicht. Am sichersten würde es seyn, dabei von den engern Beschränkungen auszugehen, welche die neueren englischen Bibliographen gemacht haben; denn allerdings haben Braun und Panzer ihm wohl zuviel zugeschrieben, und namentlich sind die Drucke mit dem sonderbaren R gewiß nicht sein Werk, vgl. Hermes XI, 355. Die bibliotheca Spenceriana und aedes Althorpianae können dabei gute Dienste leisten. Insbesondere rathen wir hierzu nur der Behutsamkeit wegen, ohne deshalb alles auf die Entscheidung der englischen Bibliographen ankommen lassen zu wollen, da die mentelin'schen Drucke erst seit neuerer Zeit in England bekannter geworden sind, und mithin ihre Kenntniß dort immer noch nicht vollständig genug ist. Denn wirklich werden dort bisweilen mentelin'sche Drucke bezweifelt, die es bei näherer Untersuchung doch wohl seyn dürften, was uns namentlich in Hinsicht dieses Zettels und des Fortalitium der Fall zu seyn scheint. — Die rieffinger'sche Ausgabe des Sabarellis über die Clementinen (S. 132) fehlt bei Panzer keineswegs, sondern steht Th. IV. S. 381 Num. 83^b. Die historia de calumnia novercali S. 147 ist nicht von 1496, sondern von 1490; die

VI in der Schlusschrift gehört zum Monatsstage. Die lateinische Uebersetzung des Josephus (Verona 1480) ist nicht von Ludw. Enderata (S. 160), der bloß die Herausgabe besorgte, sondern die alte des Ruffinus. Die valdarfer'sche Ausgabe des Justinus von 1476 ist, nach dem Verf. S. 160, ein Nachdruck der jenson'schen. Andre glauben sie unmittelbar aus einem Manuscript abgedruckt. In der Nachricht von der undatirten Ausgabe der *Legenda sanctorum* S. 166, muß der Name des basler Druckers nicht Neuchlin, sondern Richel heißen. Indessen möchte doch die Frage seyn, ob das Buch seiner Presse wirklich angehöre, wenigstens ist es bestimmt früher als 1476 gedruckt, da das dresdner Exemplar, laut der darin befindlichen gleichzeitigen Inschrift, bereits im Jahr 1474 zu Leipzig gekauft wurde (s. Ebert's bibliogr. Lexikon Num. 10672^b.) Den schöffer'schen Druck des *Mammotrectus*, von 1470, betrachtet der Verf., S. 171, nunmehr selbst als die erste Ausgabe und nimmt somit stillschweigend die allerdings schwachen Einwendungen und Vermuthungen zurück, welche er in der bibl. Spencer. I, 155 zu Gunsten der ergow'schen Ausgabe gemacht hatte. Die Buchstaben H. S. in dem ulmer Druckerzeichen von 1499 (S. 171) wären wir geneigt, durch Hans Schöffler zu erklären. Einen Drucker, Namens Schott, auf welchen der Verf. rath, gab es wohl zu Strassburg, aber unsers Wissens nicht zu Ulm. Von der sehr selten nürnberg'schen Ausgabe der deutschen Uebersetzung von Marco Polo's Reisen von 1477, behauptet der Verf. S. 176, daß sie Panzer unbekannt geblieben sey, da sie dieser doch in den *Annalen* der ältern deutschen Literatur I, 99 genau beschrieben hat. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß sich Herr Dibdin mit diesem unentbehrlichen Werke bekannter machte und ihm zu Gefallen Deutsch lernte, so wie der Verf. dieser Anzeige Herrn Dibdin's Werken zu Gefallen Englisch gelernt hat. Schon S. 188 kommt wieder ein Fall vor, wo ihm Panzer's Werk von Nutzen gewesen seyn würde. Die xylographirte deutsche Ausgabe der *Mirabilia Romae* ist gar nicht so wholly unknown to other bibliographers, als hier und in der Tour III, 284 behauptet wird. Schon Panzer I, 45, hat eine sehr genaue Beschreibung aus eigener Ansicht gegeben und das Buch ebenfalls für ein Product der Xylographie erklärt. Indessen ist Herrn Dibdin's Beschreibung auch neben der vorigen mit Dank anzunehmen, da wir hier zugleich ein Facsimile der ersten Seite des Textes und der Schlusschrift erhalten. Bei der französischen Uebersetzung von Breidenbach's Reisen, welche zu Lyon 1488 erschienen ist, gesteht der Vf., S. 88 u. 215, nunmehr selbst ein, daß die Abbildungen, in Kupfer gestochen, nicht, wie er im *Decameron* I, 196 und in der biblioth. Spencer. III, 219 behauptet hatte, in Holz geschnitten sind. Hätte es doch Herrn Dibdin

gefallen, uns von ihnen ein Facsimile zu geben! Bei der undatirten (eggeffeyn'schen) Ausgabe des Petrarca de remediis utriusque fortunae hat sich der Verf. S. 227 überlistet, wenn er sagt, sie sey evidently a copy of that of Ter-Hoernen's, welche in der biblioth. Spencer. III, 452 beschrieben sey. Der Ter-Hoernen'sche Druck enthält bekanntlich gar nicht das Werk des Petrarca, sondern das zwar gleich betitelte, aber von jenem ganz verschiedene des Carthäusers Hadrianus, wie Herr Dibdin in der Bibl. Spencer. selbst zeigt. Auch ist S. 228 in der Schlusschrift der italienischen Uebersetzung der Briefe des Phalaris ein Fehler im Vornamen des Uebersetzers Fontius, welcher nicht Barthius, sondern Bartholomäus heißen muß. Unter den Holzschnitten, welche aus dem Recueil des histoires de Troye mitgetheilt werden, ist derjenige sehr ergötlich, auf welchem Jupiter erscheint, wie er sich bei der Danae als reisender Galanteriehändler oder Tabuletkrämer darstellt, S. 248. Die übrigen Holzschnitte würde man leichter entbehren haben. Desto weniger befriedigt uns die kurze Beschreibung des undatirten Guil. de Saliceto de salute corporis S. 256, dieses für die Forschungen über Coster's angebliche Erfindung der Buchdruckerkunst so wichtigen Drucks, welcher Renouard in seinem Katalog II, 152 ff. zu so interessanten Bemerkungen Veranlassung gab. Hätten wir nur wenigstens ein Facsimile bekommen! Zwar versichert uns der Verf., sowohl die Majuskel als Minuskel seyen der Schrift des angeblich xylographirten Speculum humanae salvationis vollkommen ähnlich, indessen gibt er doch zugleich selbst zu, daß sie viel größer wären. In solchen Dingen verläßt man sich doch am liebsten und sichersten auf das eigne Schauen und Vergleichen. Auch seine Meinung ist übrigens, daß der Druck einer niederländischen Presse angehöre. Eine Seltenheit vorzüglichsten Ranges ist ein undatirter zweiter Druck des Terentius von Ulrich Han mit dessen größerer Type (S. 267). Den, welchen derselbe Drucker mit einer kleinern Type lieferte, hält der Verf. für den frühern, obgleich der mentelm'schen Ausgabe noch immer das Recht der Princeps bleibt. Beide han'sche Drucke scheinen übrigens einen und denselben Text zu enthalten. Von derselben Seltenheit ist die erste Ausgabe der meditationum des Turrecremata (Rom, 1467, f.), von welcher man nur drei Exemplare kennt, und aus welcher hier, S. 275 f., zwei Holzschnitte mitgetheilt werden. Sie ist Ulrich Han's erster bekannter Druck. Auch werden die han'schen Ausgaben von 1473 und 1478, und seine Ausgabe des Turrecremata super psalterio von 1470 beschrieben. Ueberhaupt befindet sich wohl schwerlich in irgend einer bekannten Bibliothek eine so schöne Reihe der han'schen Drucke, als sie Lord Spencer besitzt. Aber die beiden kostbarsten Stücke dieses ganzen Bandes

sind doch die beiden Ausgaben des Virgilius, nämlich die undatirte zweite von Sweynheym und Pannartz (wahrscheinlich von 1471), und die bei Adam, ebenfalls vom Jahre 1471. Die erste ist noch seltener, als die bei denselben Druckern 1469 erschienene *Princeps*, und ist von dem bekannten Bischof von Uleria, nach einem seit Besorgung der ersten Ausgabe erhaltenen Manuscript aufs neue verbessert worden, wie er in einem Nachtrage zu seiner frühern Vorrede selbst berichtet. Man kennt nur fünf Exemplare. Noch seltner ist die adam'sche Ausgabe, welche nach der des Spira von 1470 abgedruckt scheint. Der Verf. beweist, daß der Drucker Adam derselbe sey, welcher den Lactantius und Cicero's Briefe, beide von 1471, gedruckt hat, und daß er weder mit Adam Rot, noch mit Adam von Rotwil zu verwechseln sey. In der Beschreibung des Titul, den der Verf. nicht eben ein *extremely popular heroic poem* in Germany hätte nennen sollen, ist es ein Irrthum, daß er von zwei Ausgaben spricht, von denen die eine die Verse fortlaufend gedruckt, die andere aber, von demselben Jahr, dieselben abgesetzt enthalten solle. Die angebliche letztere ist offenbare Verwechslung mit dem *Parcival*, obgleich Herr Dibdin diesen ausdrücklich von ihr unterscheidet. Vom Titul gibt es ganz zuverlässig nur Eine Ausgabe.

S. 298 beginnt eine neue alphabetische Reihe, welche Beschreibungen von Werken enthält, die während des Drucks angekauft worden sind. Gleich das erste ist ein Stück von der höchsten Seltenheit, der bisher unbekannte carton'sche Druck der *four sonnes of Aymon*. Er hat weder den Namen des Druckers, noch Jahrzahl, ist aber ganz mit denselben Typen gedruckt, wie Carton's *Dictes et Sayings* und andre Drucke. Eben so unbekannt war bisher eine undatirte Ausgabe des *Decamerone* von Boccaccio, in Folio, mit der Signatur a—T und 36 Zeilen, welche um 1476 im Kloster S. Jacopo di Ripoli zu Florenz gedruckt seyn soll. Das Letztere möchten wir bezweifeln, da in den Registern dieser Druckerei bei Fossi (in der Vorrede zum dritten Theile der Biblioth. Magliabech.) nichts von einem Drucke des *Decameron* vorkommt. Auch hier wieder hätten wir ein Facsimile gewünscht. Der Text derselben scheint übrigens nicht Nachdruck einer frühern Ausgabe zu seyn. Ein zweites Exemplar fand Lord Spencer in der Bibliothek Corsini zu Rom. Von der seltensten aller Abbinen, *horae b. virginis* von 1497 (s. Hermes XI, 369), sind außer dem spencer'schen Exemplar nur noch drei andre bekannt, in der kön. Bibliothek zu Paris, in Renouard's Sammlung, und in England in der Bibliothek zu Blickling in Norfolk, welche sehr viel Interessantes enthält und meist von Maittaire gesammelt ist. Den Beschluß macht Andreas Gallus Ausgabe der Achilleis des Statius von 1472, welche so selten ist, daß Herr Dibdin in der Biblioth. Spenceriana II, 369 sogar ihre Existenz bezweifelt hatte.

Hier endigt das Werk ohne Register, auf welches doch Th. I. S. 40 Not. verwiesen wird. Wahrscheinlich wird es nachgeliefert. Wer indessen dieses Werk und die Biblioth. Spenceriana recht benutzen will, thut am besten, selbst für sich noch besondre Register zu fertigen. So haben wir uns über sämtliche dibdin'sche Werke besondere Verzeichnisse der gegebenen Typenproben (sowohl nach den Sprachen als nach dem Namen der Drucker) und der Facsimile's von Kupfern, Holzschnitten und Druckerzeichen angelegt, welche uns schon häufig gute Dienste geleistet haben. Oder haben wir vielleicht noch einen dritten Band zu erwarten? Fast vermuthen und hoffen wir dies. Bekanntlich hat der Lord in den letztern Jahren auch die Sammlung des Herzogs von Cassano-Serra zu Neapel gekauft (der Verf. sagt es Th. II. S. 300 selbst); gleichwohl aber haben wir bei keinem Buche angemerkt gefunden, daß es aus dieser Sammlung sey, ja wir haben sehr große Seltenheiten hier vergebens gesucht, von denen wir doch aus anderweitigen sichern Zeugnissen wissen, daß sie sich in der Sammlung des Herzogs fanden, z. B. die zweite, zu Rom bei Lauer 1471 erschienene Ausgabe des Petrarca (s. bibliograph. Lexikon Num. 16357). Wie wir uns übrigens in der That freuen, diesmal ein Werk von Herrn Dibdin mit derjenigen Werthschätzung haben anzeigen zu können, mit welcher der Deutsche jedes Verdienst so willig ehrt, so wünschen wir von Herzen, daß er die Vorzüge, durch welche sich dieses Werk vor seinen frühern auszeichnet, auch künftig immer mehr bewähren möge. Bei den reichen Quellen, die ihm fließen, und bei den technischen und merkantilitischen Vortheilen und Begünstigungen, welche ihm sein Vaterland bietet, hängt es nur von seinem ernstern Bestreben ab, den Rang eines der ersten Bibliographen unsrer Zeit würdig einzunehmen und zu behaupten. 35.

VI.

Gries und Streckfuß Uebersetzungen von Tasso's befreitem Jerusalem.

Wir haben unlängst in der Einleitung zu unster Beurtheilung der beiden neuesten deutschen Uebersetzungen des rasanten Roland *) zu zeigen unternommen, wie durchaus schief und unbestimmt die Kritik bisher den eigenthümlichen Charakter des ario-

*) Hermes. XIV. p. 49. ff.

stischen Gedichts aufgefaßt hat, und wie es nur auf dem geschichtlichen Wege, durch eine genaue Verfolgung und Entwicklung der Fäden, welche den rasenden Roland an die populären Romanzi, an den Morgante und an den verliebten Roland des Bojardo knüpfen, möglich ist, den Geist des ariostischen Gedichts und die ganze formelle Einrichtung seiner Erzählung klar und vollständig zu erkennen.

Ariost hatte den Ton getroffen, der seiner Zeit recht war; und obgleich er zunächst einem vornehmen Hofkreise erzählte, so wurde doch sein Gedicht bald auch ein Liebling des Volks; und auf diese Weise gereichte das populäre Element dem Roland zu doppeltem Nutzen. Der aufrichtige und ehrliche Hausverstand, das treuherzige Weibchen, die allzeitfertige Sprichwörterlei und andere populäre Masken waren eine pikante Würze für den vornehmen Geschmack, der, lächelnd und weise thüend, den Schalk dahinter erkannte; dem Volke selbst aber sagte der Geist zu, der sich in der Sphäre zu bewegen schien, die Jeder auch wohl erreichen konnte. Die italienischen Kritiker folgten dem Strome; und obschon sie den Roland unrichtiger verstanden, als irgend ein fürstlicher oder bettelnder Zuhörer und Leser, so überboten sie sich doch in pomphaften Lobeserhebungen des Gedichts, das sie bald mit Homer's und Virgil's Epopeen verglichen, bald in seiner bunten, regellosen Composition diesen und andern epischen Werken entgegensetzten, an welche sie, oft Unkisch genug, die aristotelische Regel anlegen zu können meinten. Endlich waren sie froh, eine Benennung für das Gedicht erfunden zu haben, die ihnen das weitere Vergleichen und Entgegenstellen abnahm, und mit dem Titel romantisch, oder, wenn man vollständig seyn wollte, heroisch-romantisch *) war die Sache zwischen Homer, Virgil, Pulci, Bojardo und Ariost beendet, bis auf die Zeit der Erscheinung des befreiten Jerusalems, das doch auch seinen Titel haben wollte.

Daß es dem rasenden Roland nicht fehlen konnte an Nachahmungen und Ueberbietungen, läßt sich wohl denken. Man wollte ja, nach der Verbreitung des ariostischen Gedichts, in ganz Italien nichts anderes hören und lesen, als Ariostisches; und Hoch und Niedrig, Reich und Arm kannte und forderte zu seiner Unterhaltung nichts als ariostischen Ton. Dieser Ton war aber so leicht nicht zu treffen, wie er sich leicht anhörte, und auf der einen Seite verfielen die Nachahmer des rasenden Roland in Plumpheit und Plattheit, und auf der andern in

*) So nannte die *Grusca* das Gedicht des Ariost.

langweilige Geschwägigkeit. Die Literatur der epischen Poesie der Italiener, von Ariost bis auf Tasso, liefert Belege in Menge zu unsrer Behauptung, und wenn wir den unglückseligen Trissino mit seiner regelmäßigen *Italia liberata*, die ja kaum der Poesie angehört, ausnehmen, so lassen sich fast alle bis zur *Gerusalemme liberata* in Italien erschienene sogenannte epische oder romantische Heldengedichte in die beiden Classen von Nachahmungen oder Uebernietungen des rasenden Roland einordnen.

An der Spitze der hyper-ariostischen Dichter steht der lockere, oft witzige und drollige, oft aber auch in fade Possenreißerei versinkende Berni mit seiner Parodie oder Travestie des verliebten Roland. Denn obgleich Bojardo's Gedicht dem durch den ariostischen Styl geblendeten Italien in seinem Tone zu ernst und edel war, so konnte doch der Reichthum seines Inhalts durch seinen genialen Fortsetzer nicht so ganz in Vergessenheit und Verachtung gebracht werden, als daß man nicht die abenteuerliche Geschichte des verliebten Roland, neben der des rasenden, auch wohl noch gern gelesen hätte. Aber man fand, sie sey in der Form, welche Bojardo ihr gegeben, nicht wohl lesbar, und so übernahm Berni das dankbare Geschäft, sie für den Geschmack seiner Zeit zuzurichten, und er sah dabei auf einen Geschmack, der noch in Zweifel stand, ob Ariost es mit seiner Erzählung ernsthaft oder scherzhaft meine. Dieser Zweifel konnte nun bei der Lesung des berni'schen Gedichts nicht leicht aufkommen, und so ist es wohl denkbar, daß ein Theil des Publicums, welches den Ariost vergötterte, doch an dem Tone des Berni ein Aergerniß nahm, besonders weil sein Werk sich so eng an das ariostische anschloß, und somit den Erhabenen — denn auch dieses Epitheton hat sich Ariost müßig gefallen lassen — in eine niedrigere Sphäre herabzuziehen drohte. Späterhin machte sich jedoch die Poesia bernesca neben der ariostischen geltend, und die italienische Kritik hat den verliebten Roland des Berni in die Zahl ihrer classischen Gedichte aufgenommen, während sie des Originals kaum noch mit vornehmer Geringschätzung erwähnt. Auch ist dieses eine typographische Seltenheit geworden und wird es bleiben, wenn nicht vielleicht ein Deutscher es zu unternehmen wagt, das erste italienische Rittergedicht, in gewissem Sinne das einzige, unter fremdem Himmel wieder abdrucken zu lassen.

Hätte Berni's parodirter Bojardo gleich nach seiner Erscheinung *) so allgemeine Theilnahme in Italien erweckt, wie der

*) Er wurde zum ersten Male gedruckt zu Venedig, im Jahre 1541. 4., also bald nach Berni's Tode, der wahrscheinlich in das Jahr 1536 fällt.

spätere Auf dieses Gedichts erwarten lassen könnte, so ist es nicht leicht erklärlich, daß ein zweiter Bearbeiter, der, wenige Jahre nach der Bekanntmachung des bernischen Orlando, mit einem geglätteten und ausgebefferten Bojardo auftrat, so viele Leser gefunden habe, als die zahlreichen Ausgaben seines Werks bezeugen. Wir meinen Lodovico Domenichi, dessen Orlando riformato 1545 zum ersten Male ans Licht trat *). Dieser sagt zwar in der Vorrede seines Buches: „er habe das Originalgedicht nur in den Stellen umgebildet, welchen der Verfasser, theils verhindert durch den Tod, theils unfähig gemacht durch die Rohheit der Sprachweise seiner Zeit, in welcher die italienische Rede noch weit von der jegigen „Pulitezza“ entfernt gewesen wäre, die Vollendung und diezier nicht hätte geben können, welche er im Sinne gehabt.“ Demungeachtet braucht man nur wenige Stanzas des Domenichi mit denen des Originalgedichts zu vergleichen, um in dem angeblich nur sprachlichen Uebersetzer ariostisches Bestreben zu erkennen, so wenig Talent zu diesem Bestreben auch in ihm seyn mag **).

Auch in den populären Romanzi der Italiener fängt bald nach der Erscheinung des rasenden Roland ariostische Frivolität und Modernität zu spuken an, und natürlich neigt sich der Ton solcher Poesien immer mehr nach der groben Seite des Pulci hin und versinkt in crasse Travestie. Unter den erzählenden Dichtern, die auf die Unterhaltung der höheren Stände Anspruch machen, ariostifiren mehr und minder glücklich und stark die Verfasser der Fortsetzungen und Einleitungen des rasenden und verliebten

*) Nach diesen Angaben ist ein kleiner Irrthum in meinem Aufsatze über den *Orlando furioso* (S. 57) zu berichtigen, wo Berni's Parodie später gesetzt wird, als Agostini's Uebersetzung. Diese führt den Titel: *Orlando innamorato del Sig. Matteo Maria Bojardo, conte di Scandiano, insieme coi tre libri di Niccolò degli Agostini, nuovamente riformato per M. Lodovico Domenichi. Vinegia, appresso Girolamo Sotto. 1545. 4.* Die Fortsetzung des Agostini besteht aus 33 Gesängen und erschien schon 1531 mit dem Gedicht des Bojardo vereinigt. Geschrieben ist sie wenigstens vor 1526, und in ihrem prosaisch gemeinen, höchst langweiligen Style ist noch keine Spur ariostischen Einflusses zu erkennen.

**) Wer keine andere Gelegenheit zu dieser Vergleichung hat, dem können selbst die drei Anfangsstanzen in den Notizen zum vierten Theile der pariser Ausgabe des *Singuené* Genüge leisten. Fast unbegreiflich ist es, daß Singuené das Nachahmeln des ariostischen Styles in Domenichi's Arbeit gar nicht bemerkt hat. Bouterwek sieht hier klarer. S. dessen Geschichte der italienischen Poesie 2c. B. 2. S. 168.

Roland, Sigismondo Paolucci, Vicenzo Brusantini und der unermüdlche, aber seine Leser desto mehr ermüdende Lodovico Dolce, vieler Andern nicht zu gedenken, die allmählig den Ton der epischen Poesie durch Nachahmung, Uebersetzung und Vermischung des Pulci, Ariost und Berni völlig in die Sphäre des Burlesken herabzogen, welches schon im sechzehnten Jahrhundert anfängt, den italienischen Parnass zu beherrschen.

Nun wurde man denn doch irre an dem Ariostifiren, wenn auch nicht an dem Ariost. Zwei gelehrte Staatsmänner, Giovan Giorgio Trissino, und Bernardo Tasso, versielen fast zu gleicher Zeit auf den seltsam antiken Einfall, ein italienisches Epos nach der aristotelischen Regel und in reimlosen Versen zu schreiben. Trissino wählte sich zum Gegenstande die Vertreibung der Gothen aus Italien, also wenigstens etwas recht Anti-Romantisches, und kam wirklich mit einem Gedicht zu Ende, welches, wie selbst Bernardo Tasso in einem seiner Briefe gesteht, an einem und demselben Tage erschien und begraben wurde *). Bernardo Tasso wurde in der Ausführung seines classischen Planes durch Umstände gestört, welche für die Geschichte des Geschmacks in jenem Zeitalter charakteristisch sind. Er ging anfangs damit um, ein aristotelisch geregeltes Epos in versi sciolti zu schreiben, besonders bewogen durch den Rath seines gelehrten Freundes Sperone Speroni. Wahrscheinlich würde aber der romantische Gegenstand, welchen Bernardo sich zur Behandlung ausersehen hatte, in dem classisch kalten und steifen Gewande sich noch seltsamer ausgenommen haben, als Trissino's Gothenvertreibung, und der Prinz von Salerno, Don Lodovico d'Avila, welcher den Dichter vermochte, seinen Amadis in Stenzen zu besingen, hatte ohne Zweifel mehr Urtheil und Geschmack, als Sperone Speroni; auch mußte die um diese Zeit erscheinende Italia liberata jeden etwa noch zurückgebliebenen Zweifel über die zu wählende Form aus Bernardo's Kopfe verjagen. Nichts desto weniger aber blieb in ihm die Idee der aristotelischen Einheit noch fest und sicher, und er bearbeitete zehn Gesänge seines Amadis in fortgehender, ununterbrochener Erzählung, ohne Sprünge und Einlenkungen, ohne persönliche Einmischung seiner und seiner Zuhörer und ohne einleitende Digressionen. Diese las er dem Hofe von Salerno vor, und nach der Beendigung

*) Dennoch hat Trissino's Epos einen Nachahmer gefunden, wenn auch erst nach zwanzig Jahren, wir meinen den Verfasser der Alamma, den Vicentiner Oliviero. S. Giuguené. T. V. p. 145.

weniger Gesänge war sein Auditorium leer. So mußte denn Bernardo, wollend oder nicht wollend, sich in die ariostische Regellofigkeit stürzen, in welcher er nun, hundert Gesänge hindurch, gleichsam wider seinen und der Muse Willen aushielt. Der Leser vermag nicht so viel. Vom Ariost hat Bernardo Tasso nur die formelle Einrichtung seiner Erzählung entlehnen können; und den charakteristischen Ton des Orlando furioso nachzuahmen, dazu fühlte er weder Lust noch Anlage in sich. Sein Amadigi ist ein correctes Gedicht, dem man nicht viel Schlechtes nachsagen kann, aber leider auch nichts unbedingt Gutes. Jedes ihm zu spendende Lob wird mehr oder minder negativ ausfallen müssen, und von den mancherlei übertriebenen Panegyrikern des Amadis *) ist nur einer zu entschuldigen, Torquato Tasso, der Sohn des Bernardo, dessen Preis ein Opfer kindlicher Liebe seyn mag.

So unglücklich nun auch diese anti-ariostischen Versuche in ihrem Erfolge waren, so hatten sie doch die Idee des sogenannten geregelten Epos nach der Norm der Alten und ihres kritischen Gesetzgebers Aristoteles angeregt, die sich in den classischen Studien der Italiener immer mehr und mehr befestigte und ernährte. Die gelehrten Dichter und Kritiker fingen allmählig sogar an, den romantischen Wirrwarr des Ariost, den Mangel an Einheit und Zusammenhang im rasenden Roland zu tadeln, unbeschadet jedoch dem Nationalgeschmack. Sonderbar ist es, daß die bezeichneten regelmäßigen Epiker dennoch fast alle romantische Fabeln in ihren Gedichten behandelten, wodurch denn natürlich ein arger Contrast der Form und des Stoffes entstand. Ich nenne hier nur den durch sein Lehrgedicht bekannten Alamanni, dessen Epos Girone il Cortese zu der oben angedeuteten anti-ariostischen Gattung gehört. Die Erzählung macht hier einen geregelten Gang, der Dichter läßt sich und seine Zuhörer aus dem Spiele und unterbricht die Fabel nicht durch Digressionen am Anfang und Schluß der Gesänge. Ein seltsames Zwitterproduct ist das andere Epos des Alamanni: *L'Avarchide*, eine ritterlich gemachte und modernisirte Ilias, deren Handlung aus der trojanischen Ebene nach Avarcum in Frankreich, dem jetzigen Bourges, verlegt ist. Die Idee eines geregelten Epos mit allen daran haftenden Vorurtheilen und Mißverständnissen hatte sich auch des Torquato Tasso bemächtigt, als er in seinem siebzehnten Jahre, damals noch Student zu Padua, sein erstes Gedicht, den wenig bekannten

*) Lodovico Dolce in der Vorrede zur Ausgabe des Amadis von 1560 setzt dieses Gedicht hoch über den rasenden Roland.

Rinaldo, verfaßt. Der Held dieses Epos gehört bekanntlich zu dem Fabelkreise Karls des Großen und steht in genauer Verbindung mit dem beliebten Roland. Man kann den Rinaldo des Tasso, auch mit der größten Liebe für den Sänger des befreiten Jerusalem, nicht anders, als einen mißlungenen Versuch nennen. Der Dichter sagt in der Vorrede, er habe sich bemüht, seine Fabel so zu behandeln, daß sie Einheit zu haben schien, wenn auch nicht im strengsten, doch im weiteren Sinne *). Er gedenke, die Mittelstraße einzuschlagen, auf welcher er weder die Ansprüche der eifrigen Jünger des Aristoteles, welche nur Homer und Virgil vor Augen hätten, würde befriedigen können, noch den Geschmack der ausschließlichen Liebhaber der arioistischen Poesie. Diese letzteren würden ihm vielleicht den Vorwurf machen, am Anfange der Gesänge jene Betrachtungen und Moralitäten nicht angebracht zu haben, welche man so gern in dem Ariost läse. Jedoch hätten weder Homer, noch Virgil sich solcher Prologe bedient, und Aristoteles sage ganz klar in seiner Poetik, ein Dichter wäre um so vortrefflicher, je mehr er nachahme, und er ahme um so mehr nach, je weniger er als Dichter spreche, und je mehr er seine Personen sprechen lasse. Diese Regel sey von denen übersehen worden, welche aus ihrem eigenen Munde Sentenzen und Moralitäten, namentlich zu Anfang der Gesänge, zum Besten gäben, und er glaube daher, daß Ariost solche Prologe nur nothgedrungen zugelassen habe, um bei der Mannichfaltigkeit und Menge seiner Personen und Begebenheiten die Zuhörer zurecht zu führen und ihnen die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern. Er aber wolle nur einen Helden besingen und dessen Thaten zu einer Handlung vereinigen, soweit der Geschmack der Zeit es erlaube, er wolle den Faden seiner Erzählung nirgends zerschneiden, um ihn wo anders wieder anzuknüpfen: warum habe er also dem Beispiel des Ariost folgen sollen?

Diese Vorrede ist charakteristisch und verdient hier mitgetheilt zu werden. Das Gedicht selbst hält die versprochene Mittelstraße: der Styl ist ziemlich einfach, aber modern, und der classische Geschmack hat das Romantische von der alten Ritterfabel fast ganz abgestreift. In einigen Stellen mag man wohl einen Funken von dem Geiste des Sängers der Gerusalemme Liberata erkennen, in den meisten aber einen über sein Alter ausgebildeten Geschmack und eine wohlklingende Leichtigkeit des Versbaues.

*) È ben vero, che nell' ordine il mio poema mi sono affaticato ancora un poco in far sì, che la favola fosse una, se non strettamente, almeno largamente considerata.

Es liegt uns nun ob, dasjenige Element aufzusuchen, welches in der Gerusalemme Liberata so mächtig und lebendig waltet, daß es dieses Gedicht aus dem Kreise, welchen das Epos in Italien und andern Ländern vor und nach Tasso beschrieben hat, weit heraustreibt und ihm eine Bahn angewiesen hat, welche solche Beobachter und Beurtheiler, für die nur dasjenige gut und recht ist, was in das Fachwerk und die Nomenclatur ihrer beschränkten Kunsttheorie paßt, nothwendig irre und stutzig machen mußte. Da man den Ariost einmal romantisch genannt hatte, so war es schon dadurch unmöglich, für Tasso's Jerusalem eine Benennung zu finden, die nur im Allgemeinen und Unbestimmtesten den Charakter dieses Gedichts richtig bezeichnet hätte. Denn, mochte man den Orlando des Ariost seiner alten ritterlichen Fabel wegen romantisch genannt haben, oder mochte man mit diesem Titel die einheitslose, verworrene, bunte Behandlung dieser Fabel, im Gegensatz zu der antiken Regelmäßigkeit und Einheit, andeuten wollen: in keinem Falle konnte Tasso auf dieselbe Benennung seines Gedichts Anspruch machen. Denn der erste Kreuzzug lag der Zeit und dem Zeitgeiste derjenigen Periode, in welcher Tasso dichtete, keinesweges so fern, daß man ihn, als Stoff eines Epos, romantisch hätte nennen mögen, und Tasso's Styl und Ton, so wie die ganze formelle Einrichtung seiner Erzählung, machten den entschiedensten Contrast mit dem Charakter der ariostischen Poesie. Man kann sich daher nicht wundern, wenn die Lobredner der Gerusalemme Liberata, da die Romantik einmal occupirt war, für das bewunderte Gedicht einen Platz neben Homer und Virgil suchten. Ohne in den Geist des Tasso einzudringen, hielten sie sich auf der Oberfläche seines Gedichts und fanden daselbst das echte, geregelte italienische Epos, das sie denn, als solches, über den regellosen Ariost setzten und dadurch den heftigsten Widerspruch der privilegierten Wächter des Geschmacks, der Akademiker della Crusca, hervorriefen. Es konnte diesen nicht schwer fallen, darzuthun, daß die Gerusalemme Liberata den ihr angewiesenen Platz neben der Ilias oder der Aeneis auf keine Weise einzunehmen und zu behaupten im Stande sey; und da sie nun auch nicht in das ariostische Fach passen wollte, so wurde sie völlig und förmlich von dem italienischen Parnasse heruntergeworfen, als ein Ueberschüssiges, und man verweigerte ihr kurzweg den Namen eines Gedichts *).

*) Die bekannteste Lobrede und die erste, welche von der Crusca beantwortet wurde, ist die dialogisirte von Camillo Pellegrino. Der Cavaliere Lionardo Salviati ist der Herausgeber der academischen Antwort, auf die wir uns hier bezogen haben.

In diesem Sinne sagt noch Boileau, dieses würdige Haupt aller antipoetischen Kritik und Aesthetik, in seiner neunten Satyre:

Tous les jours à la cour un sot de qualité
Peut juger de travers avec impunité,
À Malherbe, à Racan préférer Théophile,
Et le clinquant du Tasse à tout l'or de Virgile.

So lästerlich frech und dumm hier aber auch der Gegensatz zwischen Virgil und Tasso gestellt wird, so ist der Gegensatz an und für sich doch viel passender und richtiger, als die Vergleichung und Zusammenstellung dieser beiden Dichter in den Schriften der Lobredner des Tasso. Und wie wenig überhaupt die anti-ariostische oder antike Einheit und Regelmäßigkeit des Epos an und für sich vermögen, das haben ja wohl die Gedichte des Alamanni und selbst Tasso's Rinaldo bewiesen; daher müssen wir das belebende Element der Gerusalemme Liberata tiefer und weiter suchen.

Zuvörderst wollen wir den italienischen Mißbrauch des Wortes romantisch, in den wir uns bisher gefügt haben, ganz vergessen und uns erinnern, daß an dem Ariost nichts Romantisches ist, als der fremde Stoff seines großen Gedichts, und daß seine moderne, parodirende Behandlung recht eigentlich antiromantisch heißen könnte und natürlich auch auf den romantischen Geist seines Stoffes zerstörend wirken muß. Dieser romantische Geist des Ritterthums, welcher Jahrhunderte lang das Leben und die Kunst des Abendlandes beherrscht hat, ist in Italien niemals recht einheimisch geworden. Den Grund einer solchen Unempfänglichkeit könnte man ohne Weiteres in die Idiosynkrasie des italienischen Charakters setzen; aber wir wollen doch auch auf einige äußere und zufällige Ursachen hinweisen, die wohl nicht ohne Mitwirkung in dieser Entfremdung gewesen sind. Wir erinnern an die Ruinen des Alterthums nicht bloß auf dem Boden Italiens, sondern auch in den Sitten und Einrichtungen des Lebens seiner Bewohner. Sie geben einen falschen Stolz und eine falsche Sehnsucht und lassen kein lebendiges, thatenkräftiges Nationalgefühl emporkommen; denn sie wirken nach einer Welt hin, die todt ist und nie wieder zum Leben erweckt werden kann. Das aber, was das morsche italienische Alterthum befruchtet hat, ist aus Norden gekommen und hat bei den Nachkommen der römischen Weltbeherrscher immer barbarisch und gothisch geheissen. Der Geist des Ritterthums aber ist ebenfalls über die Alpen nach Italien gezogen. Außerdem nennen wir den zu früh erwachten republikanischen Geist der Italiener als einen Gegner des Ritter-

thums; das Bürgerthum überwächst, durch Handel genährt, gar bald den Adel, und in andern Staaten dominirt der Klerus. Dazu kommt endlich noch der frühe Einfluß der antiken Literatur und Kunst auf den Geist der Italiener, der wieder mit jenem antiken Nationalgefühl zusammenhängt, welches das Fremde ohne Ausnahme barbarisch nennt und sich weit über dasselbe erhaben dünkt.

Als daher das Ritterthum mit nordischen und westländischen Einwandern und Eroberern sich über Italien verbreiten wollte, fand es keinen günstigen Boden auf der schönen Halbinsel. Mochte auch ein ritterlicher Geist an einigen normännischen Höfen herrschen und um sich greifen, mochte auch die Blüthe des Ritterthums unter dem sicilischen Throne der Hohenstaufen gedeihen, mochten selbst manche italienische Fürsten von einheimischem Stamme, aus Neigung oder aus Mode, den Sinn und die Form der Ritterlichkeit bei sich einzuführen suchen: alle diese Erscheinungen waren doch nur einzeln und nicht anhaltend, und, wenn wir auf das Ganze sehen, so erblicken wir den Geist des Ritterthums in Italien immer nur als einen geduldeten Fremdling. Nicht anders verhält es sich mit der romantischen Ritterpoesie. Als die Sagen der beiden epischen Fabelkreise, in denen sich dieselbe bewegt, die Sagen von Carl dem Großen und die von der Tafelrunde, nach Italien hinüberklangen, ließ man sich hier die unterhaltenden Märchen wohl gefallen; man that auch manches aus eigenen Mitteln und Quellen hinzu und pastete sie dem italienischen Local an. Dadurch wurden sie aber der ganzen Nation nicht näher gebracht, und der vornehme und gelehrte Stand trat bald in modern kluge Opposition gegen die wunderbaren Sagen des Ritterthums, so daß ihre Behandlung in gebundener und ungebundener Rede den gemeineren Classen anheim fiel, welche mit ihren Romanzi und Volksbüchern etwa in demselben Verhältnisse zu der echten Ritterpoesie stehen, wie unsere Meistersänger in ihren Einkleidungen ritterlicher Sagenstoffe. Wie aber die vornehmen Italiener die alten romantischen Ritter sagen sich in parodischen Verkleidungen zu frivoler Unterhaltung vorführen ließen, das haben wir in unserm Aufsatze über Ariost gezeigt.

Der einzige Bojardo macht in dem Kreise der italienischen Dichter, welche romantische Ritter sagen behandelt haben, eine rühmliche, von seinen Landsleuten aber wenig gerühmte Ausnahme. Seine Ansicht des alten Ritterthums ist rein und edel, und er ist von dessen Herrlichkeit gläubig und freudig durchdrungen. In seinem klaren Gemüthe steht die ganze untergegangene Welt des Glaubens, der Liebe und der Ehre unerschütterlich da, und

kein Zweifel an derselben findet in seinem Herzen Raum. Darum haben wir seinen Orlando innamorato oben das erste und einzige italienische Rittergedicht genannt.

In unserm Torquato Tasso ist der romantische Geist des Ritterthums gewiß nicht zu verkennen; aber er gelangte in ihm, dem unstät Umhergeworfenen, nicht zu der Ruhe und Klarheit, welche zu einer Anschauung seiner selbst unerlässlich sind. Das Ritterthum stand nicht so fest und vollständig in ihm, wie in dem Dichter des Orlando innamorato; fern lag es vor ihm in wunderbar dämmernder Glorie, er sah es in einzelnen Zauberbildern aufleuchten durch die Nacht seines Lebens, er streckte sehnsuchtsvoll seine Arme nach demselben aus, er glaubte es zu ergreifen: aber er hat es nie ganz erfaßt. Daher ist ihm auch die objective Darstellung desselben in seinem Jugendgedicht so wenig gelungen, und darum wählte er zu seinem großen Epos keinen Helden aus den alten ritterlichen Sagenkreisen, sondern einen neueren Stoff, dessen Verherrlichung mit seinen schönsten Gefühlen und Hoffnungen auf das innigste zusammenhing.

Wir möchten nun sagen: wie Tasso nie zu einer klaren und vollständigen Anschauung des Ritterthums gelangen konnte, so ist der romantische Geist desselben, der in dem Dichter der *Gerusalemme liberata* so herrlich und lieblich weht, ein elegischer, oder, damit man diese Benennung nicht zu enge finde, ein lyrischer Geist geblieben. Als solcher läßt er sich denn in dem unglücklichen Leben des großen Dichters, in seinen kleineren lyrischen Gedichten und in seinem Epos nachweisen, als dessen eigentlichen Lebensodem wir eben diesen subjectiven romantisch ritterlichen Geist erkennen.

Sehr treffend bemerkt Bouterwek in seiner Geschichte der italienischen Poesie *): „Torquato Tasso's Leben ist das romanhafteste aller italienischen Dichter nach Dante. Wenn es mit dem Leben Ariost's vergleicht, kann, auch ohne von dem einen oder dem andern einen Vers gelesen zu haben, sich schon in der Muthmaßung ein ziemlich richtiges Bild von der Charakterverschiedenheit der Poesie beider Dichter entwerfen. Beide lebten ungefähr unter denselben Verhältnissen, wenn gleich zu verschiedenen Zeiten, an demselben Hofe. Aber Ariost war, zu seinem Glück, ein praktisch verständiger Mann, und Tasso, zu seinem Verderben, auch da, wo es praktischen Verstand galt, ein Dichter. Jener wurde mit aller seiner Weltklugheit seines Lebens nicht froh. Welches Glück durfte sich dieser, der sich mit leidenschaftlich schwärmender Phantasie jedem Gefühle hingab, an einem Hofe versprechen?“

*) Zh. 2. S. 219.

Eins müssen wir noch besonders hervorheben, nämlich den Widerspruch, in welchem Tasso's Leben mit seiner Zeit steht. Sein romantisch ritterlicher Geist trieb ihn zu manchen Handlungen, Unternehmungen und Wünschen, die seinen Zeitgenossen seltsam und fragenhaft erscheinen mußten; und was in seinen Poesien als romantisch anspricht, tritt in seinem Leben oft als romantisch hervor. Aus demselben Geiste entsprangen auch die gewiß überspannten Ansprüche, welche Tasso an den Hof von Ferrara machte. Während Ariost sich hatte müssen gefallen lassen, daß sein Gönner, der Cardinal Ippolito von Este, das ihm gewidmete Gedicht *Minchionerie* nannte, war es dem Tasso nicht genug, daß der Herzog Alfonso seine Rückkehr nach Ferrara durch ein großes Hoffest feiern ließ. Wie hoch, wie weit schwärmte nicht die ritterliche Phantasie unsers Tasso! — Zu einem Kreuzzuge, zur Eroberung des heiligen Grabes rief er die Fürsten der Christenheit auf; sein Alfonso sollte ein zweiter Bouillon werden; und er selbst wäre dann mitgezogen, die Leier in der einen, das Schwert in der andern Hand; und wer ahnet nicht, daß im Hintergrunde dieser großen Unternehmung irgend eine ungeheure That vor des Sängers Seele stand, eine That, durch die er seine Eleonora vielleicht errungen hätte, oder die ihn wenigstens würdig gemacht hätte, mit seinem letzten Hauche das Geheimniß seiner Liebe auszusprechen *)? So innig hängt also Tasso's großes Gedicht, wie wir oben gesagt haben, mit den schönsten Gefühlen und Hoffnungen seines Lebens zusammen. Sein ganzes Leben aber ist so durch und durch romantisch, daß man dieses Epitheton damit erläutern könnte. Wir sehen ihn als ritterlichen Dichter an einem der glänzendsten Höfe Italiens; eine Prinzessin ist seine Dame; stolz auf seinen Degen und stolz auf seine Feder **), versteht er, gereizt, beide nicht zu regieren; dann flüchtig, bald als Schächer, bald in Pilgerkleidem umherirrend; nach und nach an

*) In diesem Sinne spricht Tasso in dem göttlichen Trauerspiel:

O daß die edelste der Thaten sich
Hier sichtbar vor mich stellte, rings umgeben
Von größlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben — — — forderte
Die besten Menschen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edlen Schaar
Nach ihrem Will und Willen zu vollbringen.

**) *Colla penna e colla spada*

Nessun val, quanto Torquato.

So lautet der Anfang eines italienischen Volksliedes zu Ehren unsers Dichters.

aller Welt verzweifeln, zuletzt an sich selbst; im Hospital als Wahnsinniger eingesperrt; endlich dahinsterbend am Tage vor seiner Krönung in der alten Hauptstadt der Welt, auf dem Siechbette, unter Mönchen, in einem stillen Bergkloster, wo er sich schon dem Himmel näher fühlt *). So romantisch, wie Tasso's Leben in diesen seinen Hauptzügen erscheint, eben so mag es in den kleinsten Gewohnheiten und Sitten, in Tracht und Benehmen gewesen seyn; und es ist nicht zu verwundern, wenn der alltägliche Mensch ein solches Leben lächerlich findet; eine andere etwas höher stehende Classe haßt aber diese aus der Bahn der zeitgemäßen Convenienz herauschweifende Originalität. Daher also die Spötter und Feinde; von denen sich der unglückliche Dichter überall verfolgt und umgarnt sieht: sie verfolgen ihn nicht, keine Pläne werden gegen ihn geschmiedet; aber überall, wo er erscheint, tritt die alltägliche Gegenwart ihm in ihrer prosaischen Wirklichkeit spöttisch und feindlich entgegen. Dabel muß aber zur vollständigen Erkenntniß unseres Dichters auch bemerkt werden, daß der Hof von Ferrara, unter dem Herzoge Alfonso II., einen gewissen ritterlichen Anstrich zur Schau trug, der den jungen Schwärmer begeistern und überspannen mußte, welcher als Neuling in diese gleißende Welt eintrat. Was dem Hofe von Ferrara eine mehr oder minder zur belustigenden Maske dienende Form war, das ging tief in den Geist des jungen Dichters ein und schlug darin so feste Wurzeln, daß ihre Ausrottung sein ganzes Leben zerstören mußte.

Wollen wir den eigenthümlichen Geist der lyrischen Poesie des Tasso in seinem Mittelpunkte auffassen, so müssen wir eine nicht kleine Anzahl von Sonetten, Canzonen, Madrigalen u. s. w. für unsere Betrachtung ausscheiden, ohne ihnen deswegen ihren bedingten Werth abzuspochen: wir meinen solche Stücke, in welchen Tasso, der poetischen Form und Weise seiner Zeit folgend, bald mit mythologischen Bildern zierlich spielt, bald, als Nachahmer des Petrarca, die Liebe in die platonische Philosophie versenkt. Dringen wir aber durch diese poetische Außenseite in den eigentlichen Kern der lyrischen Eigenthümlichkeit unseres Tasso ein, so begegnen uns in ihm eng untereinander verschlungen die drei Elemente des wahren Ritterthums: Frauendienst, Männerehre und Gottergebenheit; und hier vernehmen wir Töne, wie die italienische Poesie seit ihren ersten Lyrikern, den Lehrlingen der Provenzalen, keine, die wir ähnlich oder verwandt nennen möchten, von sich gegeben hat. Vor allem, wie in heiliger Glorie, prangt das

*) Siehe Tasso's letzten Brief an Costantini.

Bild der hohen Unnennbaren, Ungenannten und Unerreichbaren *). Für sie kämpfen, bluten, sterben, das ist der Liebe schönstes Ziel. Dann erscheint das Kreuz, nieder gebeugt von den Heiden, und die Stimme des Sängers ruft nach Waffen für das gefesselte Jerusalem. Aber vergebens sang er dessen Befreiung, sein Lied verklang in den kalten Herzen der Menge. Und ist endlich alles verschwunden, alles verwehrt, alles verklungen, was seine Jugend beseligte, schmückte und begeisterte, so klammert er sich in der letzten Noth um das Kreuz seines Erlösers und findet Leben im Sterben **).

*) Götthe im Tasso:

Mit mannichfalt'gem Geist verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen seinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend,
Wie Engel über Wolken, vor dem Bilde;
Dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz;
Entfernt sich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leis' ihr schöner Fuß betrat.
Versteckt im Busche, gleich der Nachtigall,
Hält er aus einem Liebetranken Busen
Mit sehnlicher Klagen Wohlklang Hain und Lust;
Sein reizend Lied, die sel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach.

Und weiter unten:

Hier ist die Frage nicht von einer Liebe,
Die sich des Gegenstands bemessen will,
Ausschließend ihn besitzen, eifersüchtig
Den Anblick jedem Andern wehren möchte.

Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder. — — —

**) Wir wollen hier nur auf einige wenige Gedichte hinweisen, die uns die Hauptzüge dieser Charakterstizze gegeben haben, und citiren nach der mit Professors Carl Föhrster's Uebersetzung übereinstimmenden kleinen zwischauer Auswahl, die wohl in den Händen der meisten Leser seyn wird. Son. 97. Quel, che l'Europa con mirabil ponto. S. 102. L'arme o'l duce cantai, che per pietate. S. 118. In questo sacro legno, ove la vita. Wer sich vertrauter mit Tasso's lyrischem Charakter zu machen wünscht, als es aus unsern Andeutungen möglich ist, dem empfehlen wir einen, mit eben so viel Kenntniß, als Geist und Gefühl, geschriebenen Aufsatz des eben genannten Uebersetzers. Er steht am vollständigsten abgedruckt in der Zeitschrift Askania (Heft 4), und etwas zusammengezogen in der Einleitung der zwischauer Uebersetzung. Dort suche man auch die Belege zu dem hier nur angedeuteten Charakter der ritterlichen Rinne unseres Dichters, die mit dem petrarchischen Platonismus nicht in der leisesten und fernsten

So ergänzen und erläutern sich in unserm Tasso Leben und Poesie; ja, beide sind Eins, nur daß natürlich das Leben in diesem Geiste anders erscheint, als ein Gedicht, in welchem derselbe lebt und webt. Wir wollen diesen Geist nun auch in Tasso's großem Gedicht aufzufinden suchen.

Der lyrische oder subjective Geist in der Gerusalemme liberata ist so mächtig und so reich, daß auch der hartfühlige und blinde Hörer oder Leser ihn nicht leicht überhören oder übersehen kann. Die ersten italienischen Gegner des Gedichts legten eben kein großes Gewicht auf diese Subjectivität, die doch so ganz gegen die Regel des aristotelischen Epos ist. Wahrscheinlich war sie ihnen zu geistig, um sich viel damit zu befassen, und sie hielten sich lieber an Worten und Formen fest. Auch würden sie mit ihrem Ariost in's Gebränge gerathen seyn, wenn sie die Subjectivität in dem epischen Gedicht an und für sich verdammt hätten. Denn Ariost's persönliche Einmischung in die Erzählung, seine Reflexion und sein Scherz darüber konnten doch auch nicht anders, als subjectiv, genannt werden. Freilich aber ist die Subjectivität in dem Dichter des Orlando furioso eine ganz andere, als im Tasso. Ariost steht in vornehm kalter Opposition gegen die Welt und die Menschen, von denen er erzählt; Tasso ist mit seinem Gegenstande innig vereint, er lebt und webt, liebt und leidet, kämpft und triumphirt mit seinen Helden und Heldinnen, und sein Gedicht selbst ist ein Kreuzzug gegen die Ungläubigen. Wir sind weit entfernt, diese subjective Theilnahme und lyrische Sympathie als etwas dem Epos überhaupt wohl Anstehendes und Gebührendes vorzustellen; wir finden darin aber eine Eigenthümlichkeit der Gerusalemme liberata, die dieses Gedicht so entschieden charakterisirt, daß wir sie nicht als einen fehlerhaften Zusatz, sondern als den eigentlichen Lebensgeist des Ganzen anerkennen müssen. Dieser subjective Geist der Liebe, der Ehre und des Glaubens ist denn eben auch das romantische Element der Gerusalemme liberata, worauf wir in dem Gange unserer Untersuchung unverrückt hingewiesen haben, und welches wir jetzt noch etwas näher betrachten müssen.

Am deutlichsten erkennen wir Tasso's eigene Liebe, seine Wonne und sein Leid, seine Sehnsucht und seine Trunkenheit in den sogenannten Epifoden des großen Gedichts, welche aber eben deswegen nicht als Epifoden betrachtet werden dürfen, weil sie in

Berührung steht. Alle Züge des lyrischen Charakters unsers Dichters finden wir auch in der ersten Scene des göttlichen Tasso meisterhaft zusammengestellt und gewürdigt.

dem wesentlichsten Elemente desselben leben: wir meinen in der Geschichte des Olin und der Sophronia, in Erminia's einsamen, unerhörten Klagen, in Armida's Liebesparadiese u. s. w. Lassen wir hier den Dichter selbst aus eines andern Dichters Munde sprechen:

Was auch in meinem Liebe wiederklingt,
 Ich bin nur Einer, Einer alles schuldig!
 Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild
 Vor meiner Stirne, das der Seele bald
 Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
 Mit meinen Augen hab' ich es gesehn
 Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
 Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben:
 Lancelots Helbenliebe zu Chlorinden,
 Erminiens stille, nicht bemerkte Treu',
 Sophroniens Großheit und Olin's Noth.
 Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
 Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.
 Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
 Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
 Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
 Dem holden Lied bescheiden anvertraut?

Aber nicht allein seine Liebe läßt unser Tasso in seinem epischen Gedicht laut werden; auch sein ritterlicher Geist der Ehre und des Glaubens spricht sich vernehmlich genug in demselben unter fremden Namen und in fremden Verhältnissen aus. Wie dürfen wir bei einer Würdigung der Gerusalemme liberata den großen, ritterlichen, christlichen Zweck derselben aus den Augen verlieren. Es ist nicht etwa ein gelegentlicher, in einigen Einleitungsstangen ein für allemal ausgesprochener Wunsch, daß der Dichter einst eine neue Befreiung des heiligen Grabes singen möchte; wie eine göttliche Flamme durchströmt dieser Gedanke das ganze Gedicht, und im Siegesjubel wie im demüthigen Gebete, im letzten Hauche des tapfern Märtyrers und in der großherzigen Opferweihe des für seinen Erlöser in den Kampf ziehenden Ritters hören wir die Stimme des Herzens, die zu Herzen geht, aus des Dichters eigenem, tiefstem Busen emporklingen. In dieser Hinsicht haben wir oben das Gedicht unsers Tasso einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen genannt. Betrachten wir ferner die Weihestangen an den Herzog Alfonso im ersten Gefange des befreiten Jerusalems etwas näher, und vergleichen wir damit einige lyrische

Gedichte des Tasso *), stehen wir endlich auch das Leben und den Charakter des unglücklichen Schwärmers mit zu Rathe; so werden wir nicht verkennen, wie innig der Stoff seines Epos mit seinen eigenen schönsten Gefühlen und Hoffnungen zusammenhing. Wir wollen uns noch bestimmter und deutlicher aussprechen. Wer fühlt es nicht bei der Lesung der ersten Stanzas des dritten Gesanges der *Gerusalemme liberata*, daß der Dichter, welcher diese Verse schrieb, selbst einmal den heiligen Boden, der Christi Blut getrunken hat, als göttlicher Kämpfer zu betreten, anzubeten und zu befreien wünscht, hofft und vertraut? Wer ahnet nicht in der Erzählung von Sueno's christlichem Opfertode **), daß der Sänger dieses ritterlichen Märtyrers selbst in heiligen Träumen nach dem Sternenkranze zu greifen wagte, mit dem er den herrlichen Königssohn des Nordens gekrönt hat? — Wir müssen hier geradezu an das Gefühl unserer Leser appelliren, und wer hier einen Beweis verlangt, für den wird das, wovon wir reden, ewig verborgen bleiben.

Wer aber mit uns einverstanden ist über das, was wir Tasso's ritterliche Subjectivität in seinem Epos nennen, der wird sich nun auch manches aus des Dichters letzten Lebensperioden genügend erklären können, was sonst unauflösliches Räthsel bleiben muß. Wir meinen namentlich seine gänzliche Umarbeitung der *Gerusalemme liberata* in eine *Gerusalemme conquistata*, und das seltsame Mißverstehen seines eigenen, aus dem tiefsten Gemüthe entsprungenen Gedichts, wie er es durch mancherlei Bemerkungen und Erläuterungen über dasselbe und vornehmlich durch die allegorische Deutung des Ganzen zu erkennen gibt. Man glaube nicht, daß die akademischen Kritiken ihn so irre an seinem eigenen Werke gemacht haben; nein, nur erst nachdem das Gefühl und der Geist, deren Liebesflamme und Lebensodem durch dasselbe so allmächtig wehen, in seinem eigenen Busen erloschen und erstorben waren, nachdem er an allem verzweifeln mußte, was einst seine Jugend beseligt und erhoben hatte; da erst ward er seiner schönsten Schöpfung fremd und feind, da verstand er sein Gedicht nicht mehr und verzweifelte an der Poesie, da, möchte man sagen, starb der Dichter der *Gerusalemme liberata*.

Die *Gerusalemme conquistata* mag hier zum Schlusse auch noch als eine Bestätigung unserer Ansicht der *Gerusalemme*

*) Wir erinnern nur an die beiden oben citirten Sonette. Die Einleitungstanzas geben wir weiter unten bei der Vergleichung der Uebersetzungen.

**) Gesang 8.

liberata dienen. Wenn die Lobredner Tasso's, welche die Eigenthümlichkeit und den Werth seines Epos in dessen Regelmäßigkeit und Einheit setzen, Recht haben; so werden sie, wie der Dichter selbst, die correctere, mit mehr Einheit und Gleichmäßigkeit durchgeführte Gerusalemme conquistata dem Gedichte vorziehen müssen, für welches die Welt und Nachwelt sich entschieden hat. Die Gerusalemme conquistata gibt uns deutlich zu erkennen, was Tasso's Epos ohne das lyrische Lebenselement ist, welches der Dichter selbst in dieser traurigen Umarbeitung erstickt hat *).

Wir haben nunmehr mit der Nachweisung des lyrischen Lebenselementes in der Gerusalemme liberata des Tasso nur den großen, alles beherrschenden Hauptzug in der Charakteristik dieses Gedichts gezeichnet, und es bleibt uns noch gar vieles zu einer vollständigen Entwicklung der innern und äußern Eigenthümlichkeit desselben übrig. Diese Arbeit dürfen wir uns jedoch sehr erleichtern und abkürzen, da andere Kritiker sie bereits mit Glück unternommen haben. Wir erinnern z. B. an Ginguené und Bouterwek, welche sowohl die Vorzüge, wie auch die Mängel der Gerusalemme liberata mit Einsicht und Geschmaek darlegen. Der größte Theil von Tasso's epischen Mängeln und Fehlern fließt ohne Zweifel eben aus dem lyrischen Geiste seines Gedichts, und diesem dürfen wir viel verzeihen. Es liegt nämlich in der Natur jeder subjectiven Darstellung, daß sie mit einer nur nach Gefühl wählenden Vorliebe bald diese, bald jene Persönlichkeit, hier und da eine Scene oder ein Verhältniß mit besonderer Innigkeit und Gluth, oder mit wohlwollender Weitläufigkeit hervorhebt, wodurch der ruhige, gleichförmige Gang des Epos gestört wird, und manches objectiv Wichtige dem subjectiv Lieben geopfert zu werden Gefahr läuft. Auch ist die subjective Theilnahme an Helden und Thaten der bestimmten Charakterzeichnung derselben oft im Wege, indem der Charakter des Dichters sich gar leicht den Gefühlen und Grundsätzen seiner Helden unterstellt. Tasso's befreites Jerusalem liefert viele, aber darunter auch wahrhaft schöne Belege zu diesen Bemerkungen, auf welche wir nur hinzudeuten brauchen: sie stehen in den Herzen aller Leser des Gedichts. Olin und Sophronia, Erminia's Ruhe unter den Schäfern am Jordan, und manches andere, was der epischen Würde und Einheit anstößig schien, hat Tasso aus der Gerusalemme conquistata verwiesen; wollen wir diese Fehler der epischen Regel aufopfern?

*) Nur in einigen unangerührten Trümmern des alten Gebichts fühlen wir noch dessen Hauch: alles Veränderte und Angefägte ist starr und leblos.

Die Welt und Nachwelt hat gegen die Regel entschieden, und ohne Vorläufer und Nachfolger steht das Epos des Tasso in seiner herzdurchdringenden Gewalt vor uns und spottet der armseligen Kritik, der es bei seiner ersten Erscheinung begegnete. Kein italienisches Gedicht ist so populär geworden, und zwar populär in der edelsten Bedeutung, wie die Gerusalemme liberata, und es gibt fast keine Sprache, welche geschrieben wird, in der wir nicht eine und mehrere Uebersetzungen derselben finden *). Auch in die verschiedenen Dialekte der italienischen Sprache ist das Gedicht umgesetzt und auf diese Weise dem Geschmacks und Verstandnisse des Volks näher gebracht worden.

Man glaube übrigens nicht, daß alle diese dialektischen Umsetzungen der Gerusalemme liberata populär sind; vielmehr stehen die meisten im Widerspruche mit dem Geiste des Tasso und mit dem Geiste des Volks, und sind aus der Feder gelehrter Dichter hervorgegangen, welche, etwa nach Art des Pulci, eine gewisse gemeine Popularität als Würze ihres Stils gebraucht haben. Sie sind mehr und minder freie Parodien oder Travestien des befreiten Jerusalems, und nähern sich insofern bald dem Style des Ariost und Berni, bald dem des Pulci. Wie wenig aber Tasso dazu geeignet ist, auf diese Weise populär gemacht zu werden, wird Niemand verkennen wollen, und so sind denn auch in der That dergleichen Umsetzungen, trotz ihrer Volkssprache, nie Volksgedichte geworden **).

Die Andeutungen über Tasso's epischen Charakter, welche wir als Einleitung unserer Beurtheilung der beiden neuesten deutschen Uebersetzungen des befreiten Jerusalems gegeben haben, mögen uns nun als Grundlage dieser Beurtheilung dienen.

Es muß einleuchten, daß eine so durch und durch subjective Poesie, wie wir sie in dem befreiten Jerusalem erkannt und charakterisirt haben, von einem Uebersetzer nicht bloß vollständig verstanden, sondern auch tief und warm gefühlt werden muß, wenn es demselben gelingen soll, den lyrischen Lebensgeist dieses Gedichts in seiner Nachbildung mehr oder minder fühlbar

*) Unter andern chinesische, arabische und türkische.

**) Der Verfasser dieses Aufsatzes erinnert sich, die Gerusalemme liberata selbst in Venedig und Neapel sehr häufig in ihrer Originalsprache von Sängern der niedrigsten Classen gehört zu haben. Proben aus dialektischen Umsetzungen des Tasso finden sich im dritten Theile von Fernow's römischen Studien.

zu machen. Wenn es zu einer glücklichen Uebersetzung vieler andern Dichter hinreicht, dem Gange ihrer Gedanken und der Form ihrer Ausdrücke treu und leicht zu folgen, und sie mit geistreicher Virtuosität in einen fremden Sprachkörper überzuführen; so müssen die Forderungen an einen Uebersetzer des Tasso vielfacher und schwerer seyn. Nicht allein das, was das Wort fest und klar ausspricht, muß einen Uebersetzer des Tasso ansprechen; es steht ein unsichtbarer Geist neben den sichtbaren Zeichen der Gedanken, und wer an diesem vorübergeht, ohne ihn um Deutung und Erleuchtung zu befragen, und wem dieser nicht Antwort gibt, der übersehe einem andern Dichter.

Wenn wir auf diese Weise von einem berufenen Uebersetzer des Tasso tiefes, inniges Eindringen in den lyrischen Grundton des befreiten Jerusalems heischen, ohne welchen er uns nur einen starren Körper, für einen von warmer Liebesgluth bewegten, wiedergeben würde; so wollen wir diese Forderung nicht so weit überspannen, als daß wir jugendliche und romantische Geistesverwandtschaft zu einer Bedingung dieses Uebersetzerberufs machen sollten. Wir glauben vielmehr im Allgemeinen, daß eine sehr entschiedene Geistesverwandtschaft solcher Art nicht zum Uebersetzen, sondern zum eigenen Schaffen in gleichem Geiste antreiben würde. Ein guter Uebersetzer ist von Natur vielseitig; denn eine vorherrschende und überwiegende Richtung oder Eigenthümlichkeit des Geistes hindert das Eindringen und Untergehen in eine fremde. Aus diesem Grunde ist Göthe ein besserer Uebersetzer, als Schiller, und Jean Paul möchte nicht leicht im Stande seyn, irgend einen andern Schriftsteller erträglich zu übersetzen. Unsere besten deutschen Uebersetzer sind vielseitig, wie z. B. A. W. Schlegel, der den Shakspeare und den Calderon gleich rein und treu in sich aufzunehmen und aus sich heraus wiederzugeben vermag. Freilich soll aber auch ein Uebersetzer nicht allseitig seyn wollen, wenn er nicht zu einem Fabrikanten herabsinken will, der alle dünne und grobe, weiße, schwarze und bunte Fäden in ein Gerüst spannt. Ein berühmter und in vieler Hinsicht verdienster Uebersetzer hat uns in den letzten Jahren die vollgültigsten Beweise für diese Behauptung geliefert.

Es darf also wohl kein ungünstiges Vorurtheil gegen den Beruf eines Uebersetzers des befreiten Jerusalems in uns erwecken, daß derselbe eben von der Uebersetzung des rasenden Roland herkömmt, also von dem Werke eines Dichters, der in vielen, ja in allen wesentlichen Beziehungen ein Antipode des Tasso heißen könnte. Dieses Vorurtheil könnte selbst durch eine Bemerkung in unserer Beurtheilung der beiden deutschen Uebersetzungen des rasenden Roland bestränkt werden. Wir haben dort (S. 67) ge-

äußert: „Gries kam von der Uebersetzung des Tasso her, als er an den Ariost ging. Vielleicht rührt es daher, daß im Ganzen die Sprache des rasenden Roland in seiner Uebersetzung etwas ernster, weniger bequem und beweglich, eintöniger, kälter *), mit einem Worte, epischer ist, als in dem Original.“ Diese Vermuthung will sich nicht so weit ausdehnen, daß sie jeden Uebersetzer, der einen Dichter gut nachgebildet hat, bloß deswegen für unfähig hielte, einen zweiten von verschiedenem Charakter eben so gut nachzubilden. Gries selbst hat die allgemeine Gültigkeit einer solchen Vermuthung durch seinen Calderon genugsam widerlegt.

Die Uebersetzung des befreiten Jerusalems von Gries erschien im Jahre 1800, und die dritte Auflage derselben von 1819 kündigt sich als eine neue Bearbeitung an. Wir müssen daher beide Ausgaben in unserer Beurtheilung berücksichtigen. Die Uebersetzung von Carl Streckfuß ist ein Geschenk des Jahres 1822.

Die Zueignung vor der ersten Auflage der griesischen Uebersetzung spricht in begeisterten Worten den liebevollen Drang des Herzens aus, welcher den Uebersetzer zu dem Dichter hinzog, und in welchem er Beruf, Lust und Kraft zu seiner Arbeit fand. Warum fehlen diese Stanzas in der neuen Bearbeitung? Etwa, weil bei dieser das Gefühl eines liebevollen Berufs weniger empfunden wurde? Oder, weil die neue Bearbeitung an und für sich im Widerspruch zu stehen schien mit den in jener Zueignung stolz und freudig ausgesprochenen Gefühlen? Wie dem auch sey, wir vermissen sie ungern in der neuen Bearbeitung.

Das Urtheil des deutschen Publikums über den griesischen Tasso steht seit Jahren fest, und wir sind nicht Willens, es zu erschüttern. Mögen wir diese Uebersetzung vergleichen mit den übrigen Arbeiten desselben Verfassers, oder auch mit andern deutschen Nachbildungen italienischer Dichter überhaupt und des Tasso im Besondern, so wird sie uns im Ganzen als eins der gelungensten Werke derjenigen höchsten Gattung von Uebersetzungen erscheinen, die wir mit dem Namen Uebersetzungen ehrend hervorheben sollten. Wir dürfen die Anerkennung der allgemeinen Eigenschaften einer guten poetischen Uebersetzung hier für überflüssig halten; aber auch das, was wir von einem Nachfänger des befreiten Jeru-

*) Dieses Wort bedarf wohl einer Erklärung. Es kann natürlicher Weise nicht den epischen Ton des Tasso treffen, der warm ist, und wärmer, als der des Ariost; aber ein Anflug von Tasso's Tone macht Ariost's Ton kälter, obschon beide ihre eigenthümliche Wärme haben, die aber von unverträglicher Natur gegen einander ist.

salems im Besondern erheischen, der lyrische Ton aus der Tiefe des Herzens spricht uns in den wohlklingenden Stangen des deutschen Gedichts bald mehr, bald minder vernehmlich und ergreifend an.

Daß im Einzelnen manches anders seyn sollte und auch wohl könnte, das darf der Beurtheiler eines Werks nicht verschweigen, welches der Verfasser selbst neu bearbeitet hat. Denn diese neue Bearbeitung ist eine Uebersetzung der alten, und bessert nur, mehr oder minder um sich greifend, Einzelheiten aus, ohne die Grundlage des Ganzen anzugreifen und eine neue nach veränderten Ansichten und Regeln zu legen. Wir wollen die Einleitungsstangen hier in beiden Bearbeitungen gegen einander stellen, um dem Leser die Vergleichung derselben zu erleichtern.

E r s t e A u f l a g e .

Den Feldherrn sing' ich und die frommen Waffen,
Die des Erlösers hohes Grab befreit.
Viel hat sein Geist und Arm vermocht zu schaffen,
Viel duldet' er, bevor ihm Sieg bereit.
Doch fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Asien und Libyen sich empor zum Streit:
Gott schützt ihn; zum Panier des Hochverehrten
Bringt er zurück die irrenden Gefährten.

O Muse, die, wo Pinus Nieder schallen,
Mit welchem Lorbeer nie die Stirn umflüht;
Die hoch im Himmel, in der Sel'gen Hallen
Mit ew'gen Sternen schmückt das Angesicht:
Laß Himmelsglut durch meinen Busen wallen!
Belebe du mein Lieb! Doch zürne nicht,
Wenn ich in leicht Gewand die Wahrheit hülle,
Nicht bloß mit deinem Schmuck die Blätter fülle.

Es horcht die Welt dem Ton der süßen Pöter,
Die lieblich schallt vom schmeichelnden Parnas.
Die Wahrheit lockt nur in der Dichtung Schleier
Und überwindet so der Feinde Haß.
Das kranke Kind scheut nicht das bittre Feuer
Der Arznei im süß bestrichenen Glas; —
Getäuscht empfängt es, ohne Widerstreben,
Den herben Saft, und durch die Täuschung Leben.

Großmüthiger Alfons, erhabner Retter
Des irren Fremblings, der, vom Bliß umgläht,
Verfolgt von des Geschicks ergrimtem Wetter,

Gescheitert fast, in deinen Hafen flieht:
 Mit heitrer Stirn empfang' diese Blätter;
 Wie zum Gelübde weih' ich dir mein Lied.
 Vielleicht, was jetzt der ahnungsvollen Feier
 Nur leis enthalt, singt mein Gesang einst freier.

Wohl ist es recht — wenn von des Krieges Leiden
 Das wackre Volk der Christen sich geheilt,
 Und nun mit Schiff und Roß dem wilden Heiden
 Die große Beute zu entreißen eilt,
 Daß dir des Landes Scepter, dir mit Freuden
 Des Meers erhabne Herrschaft werd' ertheilt.
 Racheiferer Gottfrieds, höre seine Siege
 In unserm Lied und rüste dich zum Kriege!

D r i t t e A u f l a g e .

Den Felsherrn sing' ich und die frommen Waffen,
 So des Erlösers hohes Grab befreit.
 Viel wirkt' er durch des Geists und Armes Schaffen,
 Viel duldet' er im glorreich kühnen Streit.
 Und fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
 Sich Asien auf, und Libyen, kampfbereit;
 Denn Gott vergnnt ihm, die verirrtten Seinen
 Bei dem Panier des Heiles zu vereinen.

O Muse, die mit welken Lorbeerkronen
 Nie auf dem Helikon die Stirn umflieht;
 Doch die im Himmel, wo die Sel'gen wohnen,
 Strahlt mit des Sternenkränzes ew'gem Licht:
 Hauch' in die Brust mir Blut aus Himmelszonen!
 Erleuchte du mein Lied, und zürne nicht,
 Füll' ich das Blatt, vermählend Schmuck und Wahrheit,
 Zum Theil mit anderm Reiz, als deiner Klarheit.

Du weißt ja, daß die Welt, wo seiner Gaben
 Parnas die süßesten verströmt, sich drängt;
 Und daß die Wahrheit manchesmal, vergraben
 In holden Reim, die Spröb'sten lockt und fängt.
 So reichen wir auch wohl dem kranken Knaben
 Des Bechers Rand mit süßem Raß besprengt;
 Getäuscht empfängt er, ohne Widerstreben,
 Den herben Saft und, durch die Täuschung, Leben.

Großmüthiger Alfons, erhabner Ketter
 Des irren Fremdlinge, der, vom Bliz umglüht,
 Verfolgt von des Geschicks ergrimtem Wetter,
 Geseitert fast, in deinen Hasen flieht;
 Mit heitrer Stirn empfang' diese Blätter;
 Wie zum Gelübde weih' ich dir mein Lieb.
 Vielleicht, was jetzt die ahnungsvolle Leiter
 Nur leise winkt, tönt sie von dir einst freier.

Wohl ist es recht — wenn je in künft'gen Jahren
 Die Völker Christi sich in Frieden sehn,
 Und nun mit Schiff und Ross kühn dem Barbaren
 Die große Beute zu entreißen gehn —
 Daß sie die Föhrung, wie du willst, der Schaaren
 Zu Wasser oder Land dir zugestehn.
 Racheiferer Gottfrieds, horch' auf seine Siege
 In unserm Lied, und rüste dich zum Kriege.

So vielfach und so groß auch die Veränderungen in diesen Stanzas sind, so stimmen sie doch keinen eigenen, neuen Ton an, und wenn wir das Original, welches ja wohl jedem Leser zur Hand ist, mit der neuen Bearbeitung der griesischen Uebersetzung vergleichen; so finden wir in ihr vornehmlich ein durchgängiges Bestreben, die Worte und Wendungen desselben in ihrem Gewicht und ihrer Folge treuer, bestimmter und vollständiger wiederzugeben. Selten fand es der Uebersetzer nöthig, der Schönheit und dem Maße der deutschen Rede und des deutschen Verses, ohne Rücksicht auf das Original, feilend und glättend nachzugehen. Manche dieser Aenderungen sind glücklich gelungen und stören durch keinen fremdartigen Anklang den Genuß des Lesers, wie z. B. der Anfang der zweiten und das Ende der dritten Stanze, die man, auch ohne Vergleich mit dem Original, das eben hier fast Wort für Wort nachgebildet ist, den entsprechenden Stellen der ersten Bearbeitung vorziehen wird. Aber viele, ja die meisten Umbildungen sind von der Art, daß nur das Original sie gegen die alten Lesarten schützen kann, und dieser Schutz findet gar oft zwei harte Widersacher in der deutschen Sprache und im deutschen Verse, die ihre Freiheit und ihren Wohlklang vertheidigen wollen. Und endlich spricht auch das Gefühl des Lesers in diesem Streite mit, jenes Gefühl, das sich durch Taasso's lyrischen Ton so innig anregen läßt, und in der deutschen Uebersetzung seines großen Gedächts einen Wiederklang dieser wunderbaren Romantik sucht, die tief aus dem Herzen tief in das Herz eindringt. Auch ein Uebersetzer bringt nicht dieselbe Begeisterung und dieselbe Liebe, die ihn zu dem Beginne seiner Arbeit trieben, nach

zehn oder zwanzig Jahren mit zu der Uebearbeitung desselben Werkes; und je wärmer und inniger der erste Drang war, desto merklicher wird dem Uebersetzer selbst die Abnahme und Erlauung desselben bei der zweiten Arbeit seyn, die ja auch, ihrer Natur nach, besonnener und langsamer ist, als die erste. Aber kein Fleiß, keine durch längere Übung gewonnene Virtuosität können das erreichen, was die erste Begeisterung im Fluge erhascht; und wo sie das, was diese gegeben hat, wegen einzelner Flecken oder Lücken herausmärzen, zerstören und umschaffen wollen, werden sie zwar oft etwas Fleckenloses und Vollständiges zu Stande bringen, aber selten ihrer Nachschöpfung den Hauch des frischen Lebensgeistes einströmen können, den sie durch die Vernichtung ihres alten Gebildes verloren hat. Bei Dichtern muß diese Erscheinung natürlich noch merklicher seyn, als bei ihren Uebersetzern, und unter den Dichtungen werden wieder diejenigen am wenigsten eine späte Uebearbeitung ertragen, welche die Früchte einer jugendlichen, das innerste Leben tief aufregenden Empfindung sind. Tasso gibt hier selbst das entscheidendste Beispiel, und seine *Gerusalemme conquistata* sollte jedem neu bearbeitenden Uebersetzer der *Gerusalemme liberata* ein Warnungsbuch seyn.

Gewiß ist es zwar, daß eine späte Bearbeitung einer Uebersetzung nie so weit und so wesentlich von dem Geiste oder dem Tone der ersten abweichen kann, als der Dichter selbst sein eigenes Werk durch eine Umbildung dieser Art zu entstellen und zu verstimmen vermag; denn dort bleibt doch immer das Vorbild fest und unverändert stehen und beschränkt den veränderungslustigen Bearbeiter. Aber diese Beschränkung bringt zugleich ein gewisses unsicheres, halbes und ungleiches Wesen in die Uebearbeitung hinein, die das Ganze nicht umstoßen will und kann, und nur einzelnes vernichtet und wieder herstellt, herausnimmt und wieder ausfüllt, bald längere Sätze angreift, bald ein einzelnes Wort umstellt oder durch ein anderes ersetzt, und so den Ton des Ganzen nur in einzelnen Accorden verstimmt, bald zu hoch, bald zu tief, bald zu stark, bald zu schwach. Wir wollen durch diese Aussprüche keinesweges die Feile ohne Weiteres, als ein unnützes Werkzeug, zerbrechen. Aber sie kann nicht schaffen, und muß sich daher hüten, so tief und so weit zu bringen, daß große Lücken und Unebenheiten durch ihre Arbeit entstehen, wenn sie nicht dieselbe Schöpferkraft zum Beistande hat, welche das Werk, an dem sie feilt, einst hervorbrachte. Diese pflegt sich aber in zehn und zwanzig Jahren zu modificiren, wenn sie auch nicht eben schwach und kalt wird; und sie ist auch nie so rüstig und wohlgemuth zu Uebearbeitungen, wie zu der ersten Arbeit. So ist unsere Ansicht über späte, weit und tief greifende Uebearbeitungen von poetischen Originalwerken und ihren Uebersetzungen

im Allgemeinen. Wir wollen nun versuchen, sie auf die griechische neue Bearbeitung seiner Uebersetzung der Gerusalemme liberata anzuwenden.

Mit frübiger Anerkennung haben wir schon oben bemerkt, daß manche Aenderungen dieser neuen Bearbeitung glücklich gelungen sind, und dahin gehören namentlich solche, die zu klein und oberflächlich sind, um in dem Tone des Ganzen, als Aenderungen, bemerklich zu werden. Aber auch wohl eine halbe, ja selbst vollständige Stanzas sind hier und da so ganz im Geiste der ersten Arbeit, aber mit genauerem Fleiße und gewandter Kunstfertigkeit umgeschmolzen, daß wir den Nachguß nicht störend in das Ganze einfließen sehen, und Altes und Neues sich, wie in einem Gusse, zu vereinigen scheint. Wir haben selbst aus den ersten Stanzas ein Paar solcher neuen Stellen herausfinden können und sie oben bezeichnet. Dagegen bieten uns aber auch eben diese wenigen Stanzas schon Belege zu dem, was wir als mißlungen und störend in der neuen Bearbeitung zu rügen haben. Das offenbare Bestreben, sich treuer und fester an die Worte des Originals anzuschließen, sich sicherer und bestimmter auszudrücken, dem Redegange der fremden Sprache näher nachzufolgen, dieses an und für sich so löbliche Bestreben hat nicht überall löbliche Früchte getragen. Bald ist der Freiheit und Leichtigkeit der deutschen Rede Zwang geschehen, bald fühlen wir das Mühselige der Arbeit aus der neuen Schöpfung heraus, bald reißt ein überspannter Ausdruck uns aus dem ruhigen Tone zu heftig fort, bald hemmt uns ein matter, langsamer und lauer im Fluge der warmen, kräftigen Begeisterung, und im Ganzen ist dadurch die Einheit des Tones empfindlicher gestört worden, als durch die einzelnen Flecken und Lücken, welche die erste Arbeit entstellen mögen, und denen man mit viel geringerem Aufwande wohl glücklicher hätte nachhelfen können. Der philologische Werth, den die zweite Bearbeitung vor der ersten behaupten kann, wiegt sehr leicht für ein poetisches Kunstwerk; und so müssen wir bekennen und behaupten, daß wir die erste Auflage der griechischen Uebersetzung, im Ganzen betrachtet, der letzten vorziehen, die zwar durchaus wörtlich treuer, im Einzelnen hier und da glücklicher in Ausdrücken, Wortstellungen, Sätzen und auch wohl im Bau der Stanze, im Allgemeinen aber schwankend und unstät im Style und Tone ist, und die Nacharbeit der Feile und des wieder ausfüllenden Gusses in der Farbe und Gestalt des Ganzen durchschauen läßt.

In den mitgetheilten Stanzas heben wir folgende Stellen, als Belege dieser Behauptung, heraus:

„Biel wirkt er durch des Geiſt's und Armes Schaffen.“

Hart, gezwungen, gesucht im Ausdruck.

Halt' ich das Blatt, vermählend Schmutz und Wahrheit,
Zum Theil mit anderm Reiz, als deiner Klarheit.

Schleppend und verworren, durch das des Reimes wegen zugescho-
bene Wort: Klarheit, von dem das Original nichts weiß, und
nach dem der Sinn des Satzes nicht verlangt.

Du weißt ja, daß die Welt, wo seiner Gaben
Parnass die süßesten verströmt, sich drängt;
Und daß die Wahrheit manchesmal, vergraben
In holden Reim, die Spröb'ßen lockt und fängt.

Wie mühsam windet sich diese Uebersetzung dem Original nach,
welchem die erste leicht und frei nachfliegt! Die Spröb'ßen, für
i più schivi, möchten wir eine zu wörtliche Uebersetzung nennen,
ohne die Härte der Zusammenziehung noch dagegen aufzuführen.
Eben so stört uns das allerdings ganz wörtlich treue winken, für
accennare, in der folgenden Strophe. Die Feder (la penna)
winkt nicht, sondern sie deutet leise an, und etwas anderes
kann auch die Leier, welche die Uebersetzung, statt der Feder,
gibt, nicht wollen. So die erste Uebersetzung:

Vielleicht, was jetzt der ahnungsvollen Leier
Nur leis' enthält, singt mein Gesang einst freier.

Die fünfte Strophe in der ersten Uebersetzung enthält einige uner-
trägliche Unrichtigkeiten. Sie will nämlich dem Alfons die Füh-
rung der Kreuzfahrer zu Wasser und zu Lande übertragen, während
das Original ihm nur die Wahl läßt, diese oder jene Führung zu
wählen. Die Umschmelzung ist ziemlich gelungen.

Die Uebersetzung von Streckfuß tritt ohne Vorrede auf,
und wir müssen uns selbst Antwort geben auf die Frage: warum
er nach Gries einen deutschen Tasso seiner Arbeit und der
Aufmerksamkeit des Publikums für werth gehalten hat. Diese
Antwort fließt aber nothwendig aus dem Urtheil, welches ein Jeder
sich über den Charakter und den Grad der Vollendung jener Ueber-
setzung seines Vorläufers gebildet hat, und mithin haben wir sie
schon gegeben. Ob die des neuen Uebersetzers selbst mit der unsrigen
stimmen würde, wagen wir nicht zu vermuthen. Wie dem aber
auch sey, und wie gern wir den Herrn Streckfuß für einen
wohlberufenen Nachseiferer seines Vorgängers anerkennen; so dürfen
wir doch auch den Wunsch nicht unterdrücken, daß derselbe nun
auch einmal nach dem Kranze einer Laufbahn ringe, die noch kein
Anderer mit glücklichem Erfolge durchmessen hat. Die Ehre für
ihn würde reiner und ungetrübt seyn, kein Reid würde sie ver-

gallen, und der Gewinn für uns wäre bei gleicher Leistung von seiner Seite ungleich größer und wichtiger.

Wir haben in unserer Beurtheilung der streckfußischen Uebersetzung des rasenden Roland bemerkbar gemacht, wie ein großer Theil dieses Werks eigentlich aus Uebersetzungsversuchen besteht, die fast wie Studien zu einer vollständigeren und ebenmäßigeren Arbeit aussehen; und wie im Laufe dieser probeweise begonnenen Nachbildung sich die Grundsätze und Behandlungsart, so wie die Geschicklichkeit und Fertigkeit des Uebersetzers erst allmählig entwickelt und befestigt haben. Somit hat sich Herr Streckfuß unter den Augen des Publikums zu einem guten Uebersetzer gebildet. In der Uebersetzung der Gerusalemme liberata tritt uns nun der Meister entgegen, nicht mehr unsicher schwankend, und rechts und links umherschauend und wählend, sondern auf einer Bahn sichern Schrittes dem Ziele entgegeneilend. Die ganze Arbeit zeigt in keinem Theile eine Spur von Erschlaffung, so wie wiederum kein anderer Theil vorzugsweise, mehr als seine Bedeutung und seine Stellung es erheischen, durch einen Aufwand von Kraft und Feuer begünstigt scheint. Ihre Sprache ist lebendig, warm und wohlklingend, bald kräftiger in den Tönen des Krieges, bald sanfter und lieblicher in den Gesängen der Liebe. An Treue der wörtlichen Nachbildung wetteifert sie würdig mit der zweiten griechischen Arbeit, in leichtem, freiem Fluß der Rede mit der ersten. Wollen wir unsere Vergleichung noch weiter fortsetzen, so müssen wir vor allem nach dem lyrischen Lebensgeiste fragen, dessen Anhauch wir in der Uebersetzung von Gries, und vorzugsweise in der ersten, so frisch und warm empfunden haben. Dieser Geist möchte sich freilich nicht gut abwägen und abschätzen lassen, so daß wir die Quanta desselben in den Werken der beiden Uebersetzer genau angeben könnten. Aber wir befürchten und scheuen keinen Widerspruch in der Behauptung, daß dieser Geist in der ersten Uebersetzung von Gries so lebendig und rein weht, als es wohl überhaupt in einer Uebersetzung möglich ist. Die Uebersetzung von Streckfuß lebt durch denselben Geist, aber wir haben die Gluth und die tiefe Innigkeit desselben in ihr nicht stärker empfunden, als in der griechischen. Und so möge denn hier unsere allgemeine Parallele endigen, und einigen, weniger wesentlichen und mehr in das Einzelne gehenden Bemerkungen noch einen kleinen Raum lassen.

Unsere Ansicht über die glücklichste Form der deutschen Octavreime haben wir in der Beurtheilung der Uebersetzungen des rasenden Roland (S. 68 und 69) dargelegt, und es ist uns erfreulich, zu bemerken, daß Herr Streckfuß in seinem deutschen Tasso die Stanzas mit durchgängig weiblichen und durchgängig männlichen Reimen nicht zugelassen hat. Er ist also dadurch seiner

ersten Meinung wieder näher gekommen: „daß in dem ganz gleichmäßigen Hinschweben der Reime ein Reiz liege, welcher durch den Reiz des Wechsels nur gestört, nicht ersetzt werde.“ Dieser Meinung hat Herr Gries sowohl in seinem Ariost wie in seinem Tasso gehuldigt, und demnach beginnt bei ihm jede Stanze mit dem weiblichen Reime, der dreimal mit dem männlichen wechselt, und so die beiden Schlußverse wieder dem weiblichen Reime überläßt. Herr Streckfuß hat die Gleichmäßigkeit des Wechsels in etwas weiterer Bedeutung aufgefaßt: er wechselt zwar gleichmäßig mit männlichen und weiblichen Reimen, läßt aber die Stanze bald, wie Herr Gries, mit dem weiblichen Reime anfangen und endigen, bald aber stellt er auch den männlichen Reim an die Spitze, so daß diesem dann auch der Schluß zufällt. Somit zählt die Stanze der ersten Gattung fünf weibliche Reime und drei männliche, die der zweiten aber nur drei weibliche und dagegen fünf männliche. Wir dürfen Herrn Streckfuß diesen kleinen Zuwachs von Freiheit gönnen, da seine Wechselform die allgemeine Regel des Gleichmaßes nicht zerstört, sondern nur erweitert. Gewissermaßen erhält seine Abwechselung unter männlich und weiblich beginnenden Stanzas das Gleichgewicht der beiden Reimarten durch das ganze Gedicht, und dies ist in der deutschen Sprache, deren weibliche Reime fast alle mit dem stummen *E* verklingen, ein Gewinn für das Ohr, welches sich an dem vollen Tone der männlichen Reime stärken muß, um bei den eintönigen, matten Ausgängen der weiblichen nicht zu ermüden. Diese Ausgänge hat Herr Streckfuß auch dadurch weniger eintönig und kräftiger zu machen gestrebt, daß er die volleren weiblichen Endungen auf ung häufig in seine Reime einschleibt. Schade nur, daß dieses Streben gar zu absichtlich durchblickt und dadurch den Genuß des Lesers stört. Dazu kommt, daß jeder Reimzwang bei solchen Reimen um so bemerklicher wird, weil sie seltner sind und wenig Auswahl verstaten, und weil sie sich selbst durch ihren vollern Klang herausheben. Gleich im ersten Gesange finden wir diese weiblichen Reime auf ung in Stanze 21. 24. 31. 33. 39. 53. 74. 75. Das scheint uns im Verhältniß des Reimvorrathes der auf ung endigenden Wörter zu oft in 90 Stanzas, und es kann daher nicht fehlen, daß Wörter, wie *Regung*, *Bewegung* u. d. d. manchmal in einen Vers kommen, der sie lieber von sich wiese. So z. B. Stanze 33:

Die Andern mit! Sein Amt sey nun Erwägung
Und sey Befehl! — Nach einer Schlacht Gewinn
Schließ' er Vertrag' und ordne die Bewegung
Des Heers, und wähle frei, wann und wohin!
Und es verzicht' auf eigne Willens-Regung!!!

Wer möchte hier nur einen Vergleich wagen mit der Gries'schen Uebersetzung?

Die Andern stimmen bei; er soll erwägen,
Beschießen und gebieten Jedermann;
Gefesse den Besiegten auferlegen,
Krieg führen, gegen wen er will, und wann;
Nichts darf sich wider seinen Willen regen 2c. *)

Noch mehrere Stanzas sind durch solche weibliche Reime verdorben worden, z. B. Gesang 6, Stanze 106:

Sie ist's! so heißt's bei flimmernder Bewegung
Des Strahles auf des Helmes Silberprägung.

Ober Gesang 5, Stanze 88, eine der verunglücktesten in der ganzen Uebersetzung:

Es breite jetzt bei mangelnder Verbämmung
Die irrende Barbaren-Horde frei
Sich ringsum aus, gleich einer Ueberschwemmung,
Stets lecker, frecher, sonder alle Ehen.
Daher denn schnell zu ihrer Frechheit Hemmung
Ein Kriegeshäufen abzuschicken sey 2c.

Wie viel wörtlicher und zugleich schöner und leichter übersezt hier Gries!

Und auf dem Palm der große Lieger brannte
So silberhell, daß jeder sie erkannte.

Und die andre Stelle:

Und so gewachsen nun sey dieser ledern,
Streiflußt'gen Horden Troß und Uebermuth,
Daß, ohne Hemmung, sie die weiten Strecken
Rings überziehn, gleich einer Wasserfluth.
Drum müsse man, um sie zurückzuschrecken,
Kriegsvölker senden zu des Landes Hüt 2c. **)

Wir lassen jetzt die fünf Einleitungsstanzen des befreiten Jerusalems auch in der Streckfuß'schen Uebersetzung folgen, um sie in einigen einzelnen Stellen mit ihren Vorgängerinnen zu vergleichen.

*) Nach der zweiten Bearbeitung.

**) Beide Stellen nach der zweiten Bearbeitung.

Die frommen Waffen sing' ich und den Führer,
 Der des Erldfers hohes Grab befreit.
 Viel wirkte der erhabnen That Vollführer
 Durch Geist und Hand, viel duldet' er im Streit.
 Umsonst erstanden Hybier, Perser, Syrer,
 Umsonst die Höl' in ihrer Furchtbarkeit:
 Denn Gott verlieh ihm Günst, daß die Gefährten,
 Die irrenden, zur heil'gen Fahne lehrten.

O Muse, die zu schnellverwelkten Kränzen
 Nicht Vorbeer auf dem Helikon sich pflückt,
 Du, oben, jenseits dieser Erde Gränzen,
 Mit ew'ger Sterne goldnem Kranz geschmückt,
 Du laß dein Licht in meinem Liede glänzen,
 Von Himmelsgluth sey meine Seel' entzückt!
 Verzeih' auch, wenn ich Schmucl durch's Wahre webe
 Und andrer Luß, als deiner, mich ergebe!

Du weißt, daß sich die Welt am liebsten finde,
 Wo der Parnas sein Süßestes ihr reicht,
 Wo Wahrheit oft in Reimen, mild und linde,
 Die Sprödesten belehrt hat und erweicht:
 So wie man öfters wohl dem kranken Kinde
 Des Vaters Hand mit süßem Raß bestreicht;
 Die bittern Gäfte trinkt es dann, betrogen,
 Und hat sich Leben aus dem Trug gefogen.

Großhetziger Alphons, du, aus dem Wetter
 Des Mißgeschicks zum Hafen mein Geleit,
 Des irren Pilgers, den beim Sturmgeschmetter
 Die Wog' am Riff mit Untergang bedräut!
 Mit heitrer Stirn empfang' diese Blätter,
 Die ich, wie zum Gelübde, dir geweiht!
 Vielleicht, daß einst von dir mein Lied verbreitet,
 Worauf es jezt prophetisch leise deutet.

Recht ist's, wenn's je geschieht, daß abgeschlossen
 Des Heilands gutes Volk den Frieden sieht,
 Und wilden Thraciern dann mit Schiff und Rössen
 Unrechte Beute zu entreißen zieht,
 Daß es zu Land und, wenn du es beschloßen,
 Zu Meer zum höchsten Führer dich ersieht.
 Racheiferer Gottfried's, höre mich indessen,
 Doch sey die Kriegekrüstung nicht vergessen.

Der Anfang der ersten Stanze ist vortrefflich gelungen und gibt das Original Wort auf Wort wieder. Aber der Führer, als Reim des ersten Verses zieht den Vollsührer in dem dritten Verse nach sich, der uns beleidigt; denn der Ausdruck: der erhabnen That Vollsührer, scheint uns zu gesucht und prosaisch prächtig, und die erlaubte Freiheit, dasselbe Wort in einer Zusammensetzung und unter andrer Bedeutung wieder als Reim zu gebrauchen, hätte doch nicht gleich in der ersten Stanze eines so großen Gedichts in Anspruch genommen werden sollen. Auch in den Schlussversen genügt uns der treuere Gries besser, als sein Nachfolger. Die zweite Stanze ist musterhaft, die dritte ohne Makel. Der Anfang der vierten Stanze überbietet das Original fast durch das Sturmgeschmetter. Der Schluß derselben findet die schöne Mäßigung wieder. Die fünfte Stanze theilt die unrichtige Uebersetzung der ersten Gries'schen Bearbeitung, welche in der zweiten verbessert worden ist.

Die wenigen, bis hieher betrachteten Stanzas bieten uns nicht genug Vergleichungspuncte dar, um durch Belege aus denselben unser allgemeines Urtheil über die Gries'sche und Streckfuß'sche Uebersetzung zu befestigen und zu schützen. Wir geben daher zum Beschlusse unsrer Recension noch einige Stanzas aus der schönen Episode von Olinb und Sophronia im zweiten Gesange.

Stanze 16.

Gries. In allen Auflagen gleich.

Sophronia und Olinb nennt man die beiden,
 Derselben Stadt, desselben Glaubens Zier.
 So reizend sie, so sehr ist er bescheiden,
 Voll Wunsch, an Hoffnung arm, fern von Begier.
 Zu reden bang, erträgt er still sein Leiden,
 Wenn nicht verschmäht, doch unbemerkt von ihr.
 So hat der Arme längst für sie geschmachtet,
 Die ihn nicht sieht, nicht kennt — vielleicht verachtet.

Streckfuß.

Olinb, Sophronia — Beide sah entsehn
 Dieselbe Stadt — an einem Glauben hangend;
 Bescheiden Er nicht minder, wie Sie schön,
 Viel wünschend, wenig hoffend, nichts verlangend,
 Verschmäht, wenn auch gesehn, doch übersehn,
 Der Lieb' unkundig, oder vor ihr hangend:
 So dient der arme Jüngling ihr bis jezt,
 Die ihn vielleicht nicht sieht, nicht kennt, nicht schätzt.

Bei dieser Stanze schwankt unser Urtheil. Streckfuß ist dem Original zum Bewundern treu, z. B. in dem Verse:

O lo sprezza, o nol vede, o non s'avvede.

Beschmäht, wenn auch gesehen, doch übersehn.

Die Gries'sche Stanze scheint dagegen mehr aus einem Gusse und in einem Flusse zu seyn.

Stanze 18.

Gries. Erste Auflage.

Und sie verläßt die einsam stille Hütte,
Verhehlt nicht ihren Reiz und zeigt ihn nicht.
Sie geht einher mit hohem, ehlem Schritte,
Ein Schleier birgt der Augen holdes Licht.
Schmückt Fleiß und Kunst, bei dieser reinen Sitte,
Schmückt Zufall nur ihr schönes Angesicht?
Natur und Lieb', und selbst der Himmel, scheinen
Zu ihrem Schmuck sich willig zu vereinen.

Die beiden letzten Verse lauten im Original:

Di natura, d'amor, de' cieli amici

Le negligenze sue sono artefici.

Der schöne Sinn dieser Worte leuchtet nicht aus der oben stehenden Uebersetzung hervor. Herr Gries vermiste ihn selbst und änderte:

Natur und Lieb', und selbst der Himmel, streben,
Nachläss'gen Reiz durch ihre Kunst zu heben.

Gewungen und nicht klar genug.

Streckfuß.

Die Jungfrau kam allein hervorgegangen,
Den Reiz nicht ausgestellt, nicht bang verwahrt,
Mit stetem Blick, von ihrem Schleier umfassen,
Ablehnend, edelstolz in Gang und Art.
Ob sie geschmückt? nachlässig? ob der Wangen,
Der Züge Reiz durch Kunst, durch Zufall ward?
Lieb' und Natur, der Himmel selbst, bereiten
So wunderliebliche Nachlässigkeiten.

Stanze 33.

Gries. Erste Auflage.

Schon sieht man rings den Holzstoß sich erheben,
Schon wird die Gluth des Todes angefaßt;
Da bricht der Jüngling aus mit leisem Weben,

Da weicht sein Muth des Schmerzens größrer Macht:
 So ist denn dies das Band, das ich im Leben
 Mit dir mich zu vereinen mir gedacht?
 Die Flammen dies, die unsres Herzens Triebe
 Entzünd'n sollten, ach! zu gleicher Liebe?

Die durch den Druck herausgehobenen Stellen geben ihre Flecken ohne bestimmtere Andeutung zu erkennen. Die neue Bearbeitung hat gebessert.

Und spricht zu ihr, ihm nun so nah' gebracht.

Eine harte Participialconstruction für: zu ihr, die ihm nun so nah' gebracht war. Ferner:

Sind dies die Bande denn, die ich, im Leben
 Mit dir mich zu vereinen, mir gedacht?

Hier hat nur die Interpunction an Bestimmtheit gewonnen. Der Schluß:

Ist dieses denn die Gluth, die uns zusammen
 Das Herz entzünd'n sollt' in gleichen Flammen?

In der Streckfuß'schen Uebersetzung dieser Strophe loben wir zuvörderst, daß der Uebersetzer sich eben so wenig vor dem Blasebälge, als vor einem unpoetischen Instrumente, gescheut hat, wie sein Dichter vor dem *Mantice*.

Geschichtet ist der Holzstoß rings um beide,
 Und schon erklingt des Blasebälgs Gebräus,
 Da bricht er gegen sie, zum letzten Leide
 Mit ihm vereint, in diese Klagen aus.

Warum nicht: mit ihr vereint? Das Original hat freilich:

Disse a lei, ch'è seco unita:

aber dem Sinne nach ist: mit ihr vereint, eben so richtig, die Participialconstruction: mit ihm vereint, aber unerträglich.

Ist dies das Band, das mich zur Lebensfreude
 Mit dir verknüpft? Ist dies das Hochzeitshaus?
 Die Gluth dies, die, wie ich geglaubt, die Brüste
 Mit gleichen Flammen uns entzünd'n müßte?

Der materielle Pluralis: die Brüste, mag passend seyn für die Flammen des Holzstoßes, aber die Liebesflammen verbrennen die Brust wohl, jedoch nicht die Brüste. Das Original hat: *i cori*.

Stanze 34.

Gries. Erste Auflage.

Ein andres Band hat Lieb' uns einst beschieden,
 Ein andres knüpft des Schicksals Nachtgebot.
 Wohl waren wir zu sehr getrennt hienieden,
 Nur ach! zu hart vereint uns jetzt der Tod.
 Doch sollt' ich nie besigen dich in Frieden,
 Willkommen dann, mit dir, Gefahr und Tod!
 Nur dein Geschick, nicht meines, dünkt mich herbe;
 Wohl mir, daß ich an deiner Seite sterbe!

Matt und träge scheint uns gegen diese Stanze die, der neuen Bearbeitung:

Ach, andre Band' und Gluth hot Lieb' hienieden,
 Und andre gibt des Schicksals Nachtgebot.
 Zu sehr, zu sehr hat es uns einst geschieden,
 Zu grausam jetzt vereint es uns im Tod.
 Doch wohl mir, war dir solcher Tod beschieden,
 Genosse dir zu seyn in Dual und Noth,
 Wenn nicht im Glück! Dein Schicksal dünkt mich herbe,
 Das meine nicht, weil ich ja mit dir sterbe.

Die Aenderungen in dieser Stanze erstreben eine wörtlichere Nachbildung des Originals und verbessern wenigstens eine Stelle:

Wohl waren wir zu sehr getrennt hienieden.

Nicht hienieden, sondern einst, denn noch ist der Sprecher hienieden. Das Original hat: *già noi divise*. Leider ist aber Herr Gries zu spröde gewesen, die Stelle:

— *Del rogo esser consorte,*
 So *del letto non fui* — treu zu übersetzen.

So ist denn der Scheiterhaufen zu Dual und Noth geworden, und das Bett ist durch Glück ersetzt worden. Herr Streckfuß übersetzt unbefangener:

Wohl hot uns andre Ketten, andre Flammen
 Der Liebe Huld, als das Geschick vergönnt.
 Im Tode bringt es grausam uns zusammen,
 Das uns im Leben ach! zu sehr getrennt.
 Doch wollt' es dich zu solchem Tod verdammen,
 Dann Dank! daß es uns einen Holzstoß gönnt,
 Wenn nicht ein Bett! — Dein Loos nur macht mir Leiden,
 Nicht meins — ich soll ja neben dir verschneiden.

Da weicht sein Muth des Schmerzens größrer Macht:
 So ist denn dies das Band, das ich im Leben
 Mit dir mich zu vereinen mir gedacht?
 Die Flammen dies, die unsres Herzens Triebe
 Entzündn sollten, ach! zu gleicher Liebe?

Die durch den Druck herausgehobenen Stellen geben ihre Flecken ohne bestimmtere Andeutung zu erkennen. Die neue Bearbeitung hat gebessert.

Und spricht zu ihr, ihm nun so nah' gebracht.

Eine harte Participialconstruction für: zu ihr, die ihm nun so nah' gebracht war. Ferner:

Sind dies die Bande denn, die ich, im Leben
 Mit dir mich zu vereinen, mir gedacht?

Hier hat nur die Interpunction an Bestimmtheit gewonnen. Der Schluß:

Ist dieses denn die Gluth, die uns zusammen
 Das Herz entzündn sollt' in gleichen Flammen?

In der Streckfuß'schen Uebersetzung dieser Strophe loben wir zuvörderst, daß der Uebersetzer sich eben so wenig vor dem Blasebalge, als vor einem unpoetischen Instrumente, gescheut hat, wie sein Dichter vor dem *Mantice*.

Geschichtet ist der Holzstoß rings um beide,
 Und schon erklingt des Blasebalgs Gebraus,
 Da bricht er gegen sie, zum letzten Leide
 Mit ihm vereint, in diese Klagen aus.

Warum nicht: mit ihr vereint? Das Original hat freilich:

Disse a lei, ch'è seco unita:

aber dem Sinne nach ist: mit ihr vereint, eben so richtig, die Participialconstruction: mit ihm vereint, aber unerträglich.

Ist dies das Band, das mich zur Lebensfreude
 Mit dir verknüpft? Ist dies das Hochzeitshaus?
 Die Gluth dies, die, wie ich geglaubt, die Brüste
 Mit gleichen Flammen uns entzündn mußte?

Der materielle Pluralis: die Brüste, mag passend seyn für die Flammen des Holzstoßes, aber die Liebesflammen verbrennen die Brust wohl, jedoch nicht die Brüste. Das Original hat: *i cori*.

Stanze 34.

Gries. Erste Auflage.

Ein andres Band hat Lieb' uns einst beschieden,
 Ein andres knüpft des Schicksals Nachtgebot.
 Wohl waren wir zu sehr getrennt hienieden,
 Nur ach! zu hart vereint uns jetzt der Tod.
 Doch sollt' ich nie besigen dich in Frieden,
 Willkommen dann, mit dir, Gefahr und Tod!
 Nur dein Geschick, nicht meines, dünkt mich herbe;
 Wohl mir, daß ich an deiner Seite sterbe!

Matt und träge scheint uns gegen diese Stanze die der neuen Bearbeitung:

Ah, andre Band' und Gluth hot Lieb' hienieden,
 Und andre gibt des Schicksals Nachtgebot.
 Zu sehr, zu sehr hat es uns einst geschieden,
 Zu grausam jetzt vereint es uns im Tod.
 Doch wohl mir, war dir selcher Tod beschieden,
 Genosse dir zu seyn in Dual und Noth,
 Wenn nicht im Glück! Dein Schicksal dünkt mich herbe.
 Das meine nicht, weil ich ja mit dir sterbe.

Die Aenderungen in dieser Stanze erstreben eine wörtlichere Nachbildung des Originals und verbessern wenigstens eine Stelle:

Wohl waren wir zu sehr getrennt hienieden.

Nicht hienieden, sondern einst, denn noch ist der Sprecher hienieden. Das Original hat: già noi divise. Leider ist aber Herr Gries zu spröde gewesen, die Stelle:

— Del rogo esser consorte,
 So del letto non fui — treu zu übersetzen.

So ist denn der Scheiterhaufen zu Dual und Noth geworden, und das Bett ist durch Glück ersetzt worden. Herr Streckfuß übersetzt unbefangener:

Wohl hot uns andre Ketten, andre Flammen
 Der Liebe Huld, als das Geschick vergönnt.
 Im Tode bringt es grausam uns zusammen,
 Das uns im Leben ach! zu sehr getrennt.
 Doch wollt' es dich zu solchem Tod verdammen,
 Dann Dank! daß es uns einen Holzstoß gönnt,
 Wenn nicht ein Bett! — Dein Loos nur macht mir Leiden,
 Nicht meins — ich soll ja neben dir verschneiden.

Stanze 35.

Gries. Erste Auflage.

Und, o mein Tod, du einziges Verlangen!
 O süße Rart! Qual, beglückt genug!
 Darf nun mein Mund an deinem Munde hangen,
 Verhauchen nun den letzten Athemzug
 In deine Brust, den deinigen empfangen,
 Und so vereinen unsrer Geister Flug!
 So spricht der Jüngling unter sanften Zähren;
 Doch tröstend sucht sie seinem Schmerz zu wehren.

Die Schlußverse entsprechen den Worten des Originals nicht:

*Coni dico piangendo: ella il ripiglia
 Soavemente e in tal detti il consiglia.*

Daher die Veränderung in der neuen Bearbeitung:

Er spricht's und weint; mit freundlichem Berweise
 Ermahnet sie den Jüngling solcher Weise.

Nicht minder schön und noch etwas treuer ist diese Stanze bei Streckfuß *):

Und o mein Tod, wie selig und beglückt!
 O himmelsüße Qual der letzten Stunde!
 Erlang' ich es, daß, Brust an Brust gedrückt,
 Ich meinen Geist verhauch' an deinem Munde;
 Daß du, mit mir der Welt zugleich entrückt,
 Die Seel' in mich verhauchst im sel'gen Bunde.
 So spricht Olin, indem er schmerzlich weint,
 Doch sanft verweisend mahnt sie so den Freund.

Stanze 36.

Gries. Erste Auflage.

Andre Gedanken, Freund, und andre Klagen
 Aus ernsterm Grund, erheischt jetzt die Zeit.
 Gedanke deiner Schuld, doch ohne Zagen;
 Reich ist der Lohn, den Gott dem Guten bent.

*) Namentlich die erste Hälfte:

*Ed oh mia morte avventurosa appieno!
 Oh fortunati miei dolci martiri,
 S'impetred, che giunto seno a seno,
 L'anima mia nella tua bocca io spiri.*

Du stiehst für ihn; kann noch ein Schmerz dich nagen?
 Sieh freudig auf zu seiner Herrlichkeit!
 O sieh den schönen Himmel! Sieh die Sonne!
 Sie tröstet uns, sie winkt zu höh'rer Banne.

Die Veränderungen der neuen Bearbeitung, obgleich nicht sehr bedeutend, versimmen doch den begeisterten Ton dieser Strophe.

Willst du der Schuld nicht denken? nicht dir sagen,
 Wie reichen Lohn dem Frommen Gott verleiht?
 Ihm dulde du, und lieblich seyn die Plagen,
 Und trachte froh nach seiner Herrlichkeit.

Streckfuß.

Freund, andere Gedanken, andre Klagen
 Aus höh'erm Grund erfordert jetzt die Zeit.
 Willst du der Schuld nicht denken? nicht dir sagen,
 Wie reichen Lohn der Herr den Frommen beut?
 In seinem Namen dulde, und durch die Plagen
 Strebe auf zu Gottes Thron mit Freudigkeit.
 Den Himmel sieh, wie schön er ist, die Sonne!
 Scheint's nicht, sie biet' uns Trost und höh're Banne?

Soffri in suo nome, e sian dolci i tormenti,
 E lieto aspira alla superna sede.
 Mira il ciel, com' è bello, e mira il sole,
 Ch' a se par che n'inviti e ne consola.

Strophe 37.

Gries. Erste Auflage.

Laut jammert hier das Klaggeschrei der Weiden,
 In leisern Tönen klagt der Christen Schmerz.
 Ein fremd Gefühl für das Geschick der Weiden
 Erschüttert selbst des Königs hartes Herz.
 Er merkt es, strebt die Nührung zu vermeiden,
 Verläßt den Ort und eilet hinterwärts.
 Nur dich, Sophronia, sieht man nimmer zagen,
 Beklagt von jedem, bleibst du ohne Klagen.

Gänzlich mißlungen in dieser Strophe ist die neue Bearbeitung:

Hier muß sich laut der Weiden Klag' erheben,
 Es klagt der Christ mit leiserm Schmerzenswort.
 Beinahe reißt ein ungewohntes Streben
 Zum Mitgefühl den harten König fort.
 Er merkt es, zürnt, doch will sich nicht ergeben,
 Kehrt ab die Augen und verläßt den Ort.

Nur du, Sophronia, fremd der allgemeinen
Bekümmerniß, willst, allbeweint, nicht weinen.

Streckfuß siegt hier über die beiden Gries'schen Uebersetzungen.

Hier hebt sich laut das Klageschrei der Heiden,
Auch klagt, doch leiser nur, der Christen Schmerz.
Ein weich Gefühl durchbringt bei solchem Leiden
Wie nimmer noch des Königs hartes Herz.

Diese Stelle nähert sich dem Sinne des Originals ziemlich glücklich.
Schade, daß der schöne und charakteristische Ausdruck desselben:

Un non so che d'inusitato e molle etc.

aufgeopfert werden mußte.

Er fühlt es, zürnt und will die Nührung meiden,
Blickt weg von dort und kehrt sich anderwärts.
Nur du, Sophronia, schweigst, da alle stöhnen,
Und hast, beweint von Allen, keine Thränen.

Bis auf den sehr unreinen Reim eben so treu, wenn auch nicht so
wörtlich, wie die matten, schwerfüßigen Schlußverse der zweiten
Gries'schen Bearbeitung.

Tu sola il duol comun non accompagni,
Sofronia, e pianta da ciascun non piagni.

Die Schilderung der heldenmüthigen Klorinde schließe unsre
Parallele.

Stanze 39 u. 40.

Gries. Erste Auflage.

Der Weib'ers Sitt' und Lebensart verschmähte
Die edle Jungfrau, noch von Jahren zart.
Arachnens Arbeit, Nadel, Spinnengeräthe,
Ward nimmer mit der stolzen Hand gepaart.
Sie floh die Tracht und Weichlichkeit der Städte;
Denn Ehr' und Zucht wird auch im Feld bewahrt.
Man las nur Streng' und Stolz in ihren Blicken,
Und, streng und stolz, gelang's ihr, zu entzücken.

Die wesentlichste Veränderung der neuen Bearbeitung trifft die
Schlußverse, denen sie auch einen reinern Reim gibt:

Stolz waffnet' ihr Gesicht, ihr Wohlgefallen
War strenger Ernst; doch, ernst, gefiel sie Allen.
Armò d'orgoglio il volto, e si compiacque
Rigido farlo; e pur rigido piaque.

Ein Paar Musterverse, bis in die Sylben treu übersezt.

Als Kind schon lenkte sie mit kleiner Rechten
Das muth'ge Roß in seinem schnellsten Lauf.
Bald lernte sie mit Schwert und Lanze fechten
Und schwang sich hell zur höchsten Kunst hinauf.
Auf Bergen dann und in der Wälder Rächten
Sucht sie die Spur des wilden Edwen auf.
Ein reißend Thier muß sie der Mann in Schlachten,
Und einen Mann das Wild in Wäldern achten.

Zweite Bearbeitung.

Als Kind schon lenkte sie mit kleiner Rechten
Das muth'ge Roß, hielt's auf und trieb es an.
Bald lernte sie mit Schwert und Lanze fechten,
Und übt' und stärkte sich auf freiem Plan.
Dann folgte sie auf Höhen, in Waldesnächten
Den Feu'n und Bären nach auf rauher Bahn.
Sie schien im Forst und auf dem Schlachtgesilde
Ein reißend Thier dem Mann, ein Mann dem Wilde.

Tenera ancor con pargoletta destra
Strinse e lentò d'un corridore il morso.
Trattò l'asta e la spada, ed in palestra
Indurò i membri ed allenogli al corso:
Poscia o per via montana o per silvestra
L'orme seguì di fier leone e d'orso:
Seguì le guerre, e in esse, o fra le selve
Fera agli uomini parve, uomo alle belve.

Streckfuß.

Sie floh der Weiber Geist und Sitten immer,
Verschmähte sie seit ihrer Jugendzeit.
Gewebe, Nadel, Spindel hatten nimmer
Der hohen Jungfrau stolze Hand entweiht.
Auch floh sie üpp'ge Tracht und stille Zimmer,
Denn auch im Feld bewahrt man Ehrbarkeit;
Mit Streng' und Stolz bewehrte sie die Mienen,
Die, streng' und stolz, doch hold und reizend schienen.

In der Uebersetzung des fünften Verses:

Fuggì gli abiti molli e i lochi chiusi —

Können wir nicht mit Herrn Streckfuß übereinstimmen; denn der
Gegensatz: *i campi*, zeigt deutlich genug, daß unter *lochi chiusi*

nicht verschlossene Zimmer, sondern durch Mauern geschlossene Plätze, also Städte, zu verstehen sind.

Als Kind mit zarter Hand den Kenner zwingend,
 Riß sie ihn fest hernieder und heraus,
 Und übte Lanz' und Schwert, und machte ringend
 Die Glieder hart, und stärkte sie im Lauf,
 Und suchte, in Schluchten und in Wälder bringend,
 Die Spur des grausen Leu'n und Bären auf,
 Und suchte Krieg, und mußte in Schlacht und Hainen
 Dem Manne wild, dem Wild als Mann erscheinen.

Hier möchte man im Schlußverse einen Druckfehler vermuthen, der für einen großen Buchstaben einen kleinen gegeben hätte, so daß es heißen sollte:

Dem Manne Wild, dem Wild u.

Aber dadurch wäre leider auch noch nicht viel gewonnen, denn das Original hat ja nicht:

Belva agli uomini parve, uomo alle belve;

sondern es unterscheidet das Jagdwild sehr bestimmt von dem wilden, reißenden Raubthier, und dieses letztere bezeichnet *la fera* *). So hat auch Gries diese Stelle in beiden Bearbeitungen übersezt. Herr Streckfuß scheint *fera* als Eigenschaftswort zu nehmen; dadurch verliert aber der Sinn an Kraft und Bildlichkeit.

Wilhelm Müller.

*) Freilich besteht Florindens Wild aus reißenden Raubthieren. Aber dennoch ist es erlaubt, *le belve* im Allgemeinen durch Wild zu übersezen, aber *la fera* kann die genauere Bestimmung nicht entbehren. Hier allein wäre unedel, Wild ist zu schwach und kann mißverstanden werden.

VII.

Englische Colonial-Politik, besonders in Ansehung der westindischen
Zucker-Inseln.

(Nach Edinburgh-Review LXXV.)

Seit einiger Zeit ist die bisherige Politik Englands in Ansehung des äußeren Handels, sowohl in öffentlichen Schriften als auch im Parlamente, sehr stark angegriffen worden. Die national-ökonomischen Begriffe, wornach der Handel nur bei vollkommener Freiheit am besten gedeiht, und alles Einmischen der Staatsgewalt in den Gang desselben zuletzt nur Schaden bringt, wenn es auch gleich anfangs scheint, daß die künstlichen Maßregeln zur Vermehrung des Nationalreichthums führen, diese Ideen sind in unsern Tagen immer klarer geworden und haben in der Meinung der Sachverständigen einen immer größeren praktischen Einfluß gewonnen, so daß es scheint, die bisherige Routine, die Kurzsichtigkeit der alten Praktiker, und der Eigennuß werden denselben doch bald weichen und einer liberaleren Politik Platz machen müssen.

Vielleicht mehr noch, als das Licht der Theorie, haben die unglücklichen Wirkungen der Versuche, welche die Routiniers des Mercantilsystems in unsern Tagen in ihrer Praxis bis aufs äußerste getrieben haben, dazu beigetragen, das Mißtrauen gegen ihre Maximen zu verstärken und die Hartnäckigkeit der Empiriker zum Nachgeben zu bewegen.

In der vollsten Klarheit hat sich in den neueren Zeiten das Fehlerhafte der alten Politik in den englischen Korngesetzen gezeigt, wo der durch erkünstelte hohe Preise erzeugte Getraideüberschuß die Ackerleute und Landbesitzer, statt daß er ihnen helfen sollte, ins größte Elend gestürzt, oder ihnen doch die empfindlichsten Verluste beigebracht hat. Was diese Kornpolizei für großen Schaden angerichtet, ist schon im Hermes No. VII. bei Gelegenheit von der Anzeige der Schrift von Torrens gezeigt, und wird noch klarer durch die neue Schrift von Lowe werden, von welcher kürzlich eine deutsche Bearbeitung erschienen ist *). Nach so schlimmen Erfahrungen hat man denn auch nicht umhin gekonnt, das alte System zu verlassen, und durch das neueste Gesetz über den Getraidehandel ist der erste Rückschritt schon geschehen, um nach und nach eine

*) England nach seinem gegenwärtigen Zustande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet — von Joseph Lowe, nach dem Englischen bearbeitet von D. E. F. von Jakob zc. 1823.

bessere und freiere Politik an die Stelle des bisherigen Prohibitiv-Systems ohne allzugroßen Schaden zu bringen.

Dieselben Grundsätze, welche so viel Unheil über die Ackerbauer und die arbeitenden Classen in England durch ihre praktische Anwendung gebracht haben, sind in ihren Wirkungen in Westindien für die Zuckerbauer und deren Arbeiter eben so nachtheilig gewesen, und es ist diese Colonial-Politik in mehreren englischen Schriften aufgedeckt und in ihrer Blöße gezeigt worden, so daß man hofft, die Minister werden sich ihrer ebenfalls bald schämen lernen und nicht umhin können, den Grundsätzen einer vernünftigeren Politik Schärfe zu geben.

Gewiß wird man bald die Grundsätze der Gesetzgebung und Verwaltung in den Colonien verändern müssen, und es würde eine interessante Untersuchung seyn, die ganze bisherige Gesetzgebung und Verwaltung der Colonien einer scharfen Prüfung zu unterwerfen, ihre Fehler aufzudecken und zu zeigen, welche Mittel anzuwenden sind, um die Krankheiten, an welchen diese Politik leidet, zu heilen. Es ist indessen für jetzt noch nicht unsre Absicht, eine Untersuchung von so weitem Umfange hier anzustellen; jedoch denken wir sie bald folgen zu lassen. Unterdessen wollen wir diese größere und wichtigere Untersuchung hier vorbereiten. Die Gelegenheit dazu gibt uns der zwischen den ostindischen und westindischen Zuckerpflanzern entstandene Streit. In der That ist derselbe vom größten Interesse und greift in die eben erwähnte Hauptuntersuchung tiefer ein, als es beim ersten Anblick scheinen möchte. Denn es hängt von ihm die Entscheidung ab: ob England und ganz Europa ein so allgemein verbreitetes und nothwendiges Bedürfnismittel, als der Zucker ist, zu so wohlfeilen Preisen kaufen soll, als er in Ostindien, und zwar in Englands eigenen Besizungen daselbst, gewonnen werden kann; oder ob diese wohlfeile Production in Ostindien aufgeopfert werden soll, bloß um der Zuckerproduction in Jamaica eine Aufmunterung zu gewähren und die westindische Zuckerproduction auf eine künstliche Art zu begünstigen und dadurch England, so wie ganz Europa, zu zwingen, den Zucker viel theurer zu bezahlen; auch hängt davon die Entscheidung der Frage ab, ob der Sclavenhandel nicht bloß den Gesetzen nach, sondern auch in der That abgeschafft werden soll?

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die westindischen Pflanzler eine geraume Zeit hindurch in eine schlimme Lage verwickelt worden sind. Die Frage ist nur, ob ihnen die Regierung helfen konnte, und ob es recht und politisch war, ihnen auf Kosten Anderer zu helfen; ja ob ihnen dadurch auf die Dauer wirklich geholfen worden, und sie nicht vielleicht durch die temporäre Hülfe in noch größeres Elend gestürzt worden sind? Sollte sich deutlich beweisen lassen, daß letz-

teres wirklich geschehen, so würden wir ein neues Beispiel vor uns haben, wie die positiven Maßregeln der Regierung, die zum Schutz oder zur Unterstützung des einen Gewerbes ergriffen werden, leicht andere Gewerbe ruiniren und am Ende selbst denen schaden, denen sie haben helfen sollen. Um die Begriffe über diesen Gegenstand zu erhellen, wollen wir die Lage der Dinge kurz, aber deutlich vor Augen legen.

Es war nämlich ein natürlicher Erfolg, daß die Verwüstung von St. Domingo durch die Insurrection der Neger, die im Jahre 1792 ausbrach, die Quantität Zucker, welche jene Insel bisher geliefert hatte, und die sich jährlich auf 115,000 Orthost erstreckte, erst verminderte, und zuletzt ganz vernichtete. Mit diesem Zucker waren die Märkte von Frankreich und dem ganzen Continent bisher versehen worden. Da nun diese Quantität nach und nach verschwand, so mußte sich natürlich die Nachfrage nach Zucker sehr vermehren, die Preise dadurch in die Höhe getrieben, und die Zucker-Cultur in den übrigen Inseln ermuntert und erweitert werden. Dieser Einfluß war von solcher Stärke, daß Jamaica, welches, nach einem sechsjährigen Durchschnitt, vor dem Jahre 1799 83,000 Orthost Zucker erzeugt hatte, in den Jahren 1801 und 1802 286,000 Orthost, also jährlich 143,000 Orthost ausfuhrte. Allein derselbe hohe Preis, welcher in den brittischen Inseln so erstaunliche Wirkungen hervorbrachte, verursachte auch bald, obgleich nicht so schnell als dort, eine ähnliche Ausdehnung des Zuckerbaues in den Colonien der Continental-Mächte. Die vielen Zufuhren von Zucker aus Cuba, Portorico, Martinique, Guadeloupe und Brasilien ersetzten nicht nur gar bald den Abgang des Zuckers von St. Domingo, sondern die Märkte wurden auch sogar überfüllt. Die große fremde Nachfrage nach brittischem Colonial-Zucker ließ also allmählig immer mehr nach und hörte in den Jahren 1805 und 1806 fast ganz auf; und da nun der ganze Ueberfluß dem Inlande zuströmte, so sank der Preis des Centner Zuckers im Jahr 1806 bis auf 34 Schilling herunter; ein Preis, von welchem eine Parlaments-Comité urtheilte, daß er kaum die Erzeugungskosten erstatte und nicht den geringsten Gewinn für den Pflanzeur übrig lasse.

Dieser Zustand der Dinge konnte natürlich nicht lange bestehen. Denn kein Producent wird bei einer Production beharren, die ihm nicht den gewöhnlichen Capitalgewinnst einbringt. Hätte man also der Sache ihren Lauf gelassen, so hätten die Pflanzeur ihren Zuckerbau nach und nach vermindert. Ihr eigener Vortheil würde sie gelehrt haben, wie viel sie Zucker bauen durften, um der Nachfrage, die ihnen billige Preise bewilligte, zu genügen; und so wäre nach und nach der Schaden gründlich geheilt worden, den man ganz umsonst mit dem Palliativen und schmerzstillenden Mitteln des Be-

Verdrängungssystems wegzuschaffen suchte. Allein dieses natürliche und gesunde Princip ward nicht befolgt. Die Eigenthümer der Pflanzungen brachten im Jahr 1806 die Bitte vors Parlament, den Zuckerdebit dadurch zu vergrößern, daß man ein Verbot gäbe, Branntwein aus Getraide zu brennen, damit der Zucker statt dessen dazu angewandt werden müßte. Ob nun gleich die zur Prüfung dieses Vorschlags im Jahr 1806 ernannte Comité denselben verwarf, so wußten es die Plantagen-Eigenthümer durch ihren Einfluß doch dahin zu bringen, daß die im J. 1808 zur nochmaligen Prüfung dieser Sache ernannte Comité den Vorschlag empfahl. Um dieser Empfehlung willen wurde nun wirklich das Branntweimbrennen aus Getraide verboten, und es wurde eine große Menge Zucker in den Jahren 1809 bis 1814 in den Brennereien verbraucht. Die Wirkungen dieser Maßregel waren so, wie man sie leicht vorhersehen konnte. Die vermehrte Nachfrage der Brenner nahm die aufgehäuften Indevorräthe bald weg; die Preise stiegen und verhinderten die Zuckerplanzer, ihr Capital aus ihrem Gewerbe herauszuziehen, das sie sonst ganz oder zum Theil aufgegeben haben würden. Statt daß sich der Zuckerbau hätte vermindern sollen, wurde er vielmehr noch erweitert. Als nun aber der Getraidspreis so tief sank, daß man das Verbot des Branntweimbrennens aus Getraide nicht länger bestehen lassen konnte, so kehrte die Noth der Zuckerplanzer plötzlich in höherem Grade als je zurück.

Die Ursachen der gegenwärtigen Noth der englisch-westindischen Zuckerplanzer liegen also klar vor Augen. Sie liegen in der übertriebenen Vermehrung der Zuckercultur, die ein Mal durch die Bewüstung von St. Domingo, und das andere Mal durch die Hemmung des Branntweimbrennens aus Getraide veranlaßt wurde. Die Bodencultur ward in Westindien, so wie es in England geschehen ist, auf Ländereien von niedrigeren Classen ausgebehnt, welche bei den jetzigen gesunkenen Preisen nicht mehr fortgesetzt werden kann. Die Generalversammlung auf der Insel Tabago legte neulich dem Gouverneur einen Etat des Gewinnes und Verlustes auf einer Plantage von 250 Negeren bei dem jetzigen Stande der Preise der Producte vor. Dieser Etat stimmt in Ansehung der Culturokosten fast ganz genau mit dem Etat zusammen, den Bryan Edwards über eine ähnliche Plantage aus Jamaica im Jahr 1791 gab *). Allein der Durchschnittsertrag der Plantage auf Jamaica wird von Edwards wohl zweimal so groß angegeben, als der Ertrag der Plantage auf Tabago angegeben ist, und deshalb konnte die erstere ihren Pflanzern noch einen sehr großen Nutzen gewähren, als die Preise

*) History of the West-Indies. Vol. II. p. 295. Ed. 1819.

so tief gefallen waren, daß sie die letztern ganz ruinirten. Dasselbe Verhältniß kann aber auch auf einer und derselben Insel zwischen verschiedenen Plantagen stattfinden. Hieraus erhellt also, daß die Noth der Westindier nicht von solcher Beschaffenheit ist, daß sie durch eine Hülfe von außen erleichtert werden könnte. Sie rührt von übertriebener Eultur her, und kann daher bloß dadurch gehoben werden, daß man diese wieder vermindert. Wenn die westindischen Pflanzler das thun, was jeder andere unter denselben Umständen zu thun pflegt; wenn sie die Zuckervorräthe nach der Proportion der wirklichen Nachfrage einzurichten suchen, so wird der Preis sehr bald zu seinem natürlichen Stande zurückkehren. Es ist nichts als Irrthum und Täuschung, wenn man sich schmeichelt, aus irgend einer andern Quelle wahre Hülfen zu erlangen. England kann keine so hohe Prämie auf die Ausfuhr des Zuckers geben, als erforderlich seyn würde, um die Zuckerbauer auf den brittisch-westindischen Inseln in den Stand zu setzen, den Zuckerbau auf den armen Plantagen fortzusetzen und damit die Concurrenz mit den Zuckerbauern auf dem viel fruchtbaren Boden in Cuba, St. Domingo, Brasilien u. s. w. auf den Continental-Märkten auszuhalten. Aber man setze selbst den Fall, England könnte eine so hohe Prämie geben; wäre es wohl rathsam und vernünftig, es zu thun? Warum sollte denn das englische Volk sich eine Steuer auflegen, um den westindischen Pflanzern zur Fortsetzung eines Gewerbes behülflich zu seyn, das Schaden bringt, oder um sie gegen die nachtheiligen Wirkungen zu schützen, welche sie sich durch ihre eignen, unvorsichtigen Speculationen zugezogen haben? — Daß sie den Zuckerbau übertrieben haben, ist ihre eigne Schuld; mögen sie nun auch ihren Fehler selbst wieder verbessern; mögen sie sich von einer Beschäftigung zurückziehen, die ihnen Verlust bringt — mögen sie aufhören, den Markt mit Zucker zu überfluthen, der auf schlechtem Boden gewonnen wird, und das unverhältnißmäßige Zufließen wird sich bald vermindern. Sie haben die Mittel, dem Uebel abzuhelfen, in eignen Händen, und wenn sie nicht Lust haben, sie anzuwenden, so kann dieses kein Grund für den Staat seyn, den Zuckerhandel mit verderblichen Einschränkungen zu belasten, oder den Fremden Geld zu geben, damit sie die Waare jener Pflanzler kaufen, um nur letztern aus ihren Verlegenheiten zu helfen. Eine solche Politik kann nur dem Staate Schaden bringen, ohne daß sie den Pflanzern selbst reelle und dauernde Hülfe gewährt. Das einzige, weise und gerechte politische System hierbei, so wie in allen andern ähnlichen Fällen, ist, das Princip bestimmt auszusprechen und fest darauf zu halten, nämlich: die Dinge ihren natürlichen Gang gehen und sie selbst den Stand suchen zu lassen, der ihnen natürlicher Weise zukommen muß. Dieses Verfahren wird schneller als jede andere

Künstel dasjenige Gleichgewicht zwischen dem Preise und den Productionskosten der Waaren hervorbringen, welches zufällige Ereignisse und die Hitze der Speculation öfters verrücken, das aber das eigne Interesse der dabei Betheiligten allein unfehlbar wiederherstellen wird, so bald man es nur ungestört walten läßt.

Allein anstatt diesem gerechten und liberalen Systeme immer mehr und mehr den Zugang zu eröffnen, hat ihm die englische Regierung vielmehr neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Außer dem schon erwähnten Verbot des Branntweimbrennens aus Getraide und den hohen Prämien auf die Ausfuhr des westindischen Zuckers, hat sie auch versucht, ihre eignen Unterthanen in Ostindien vom Zuckerbaue abzuhalten, damit sie nicht mit den westindischen Zuckern auf dem einheimischen Markte in Concurrenz treten sollten. Vor dem Jahre 1813 mußten alle ostindische Zucker drei Schilling für die hundert Pfund mehr Zoll bezahlen, als die westindischen; eine Abgabe, welche im J. 1813 gerade zehn Procent betrug. Und im Julius 1821 erging eine Verordnung, die alle bisherigen Abgaben auf ostindische Zucker aufhob und an deren Statt eine Abgabe von 45 Schilling auf den Centner raffinirten Zucker und 40 Schilling auf den Centner Moscovade legte, welches 15 Schilling mehr auf raffinirte, und 10 Schilling mehr auf rohe Zucker aus Ostindien ist, als die Zucker aus unsern westindischen Besizungen geben. Allein diese Verordnung erfuhr einen starken Widerspruch, und um von neuem Gelegenheit zu geben, die Gründe, weshalb man einen solchen Unterschied zwischen den Abgaben auf die ostindischen und westindischen Zucker machte, nochmals zu prüfen, wurde jene Verordnung auf die Zeit von drei Jahren beschränkt, und man hofft, daß die Frage, ob dieses Gesetz verlängert werden soll, in der jetzigen Parlamentssitzung genauer untersucht werden wird.

Die westindischen Pflanzer stützen ihren Anspruch auf den Schutz gegen die Concurrenz von Ostindien hauptsächlich auf zwei Gründe, erstlich, weil die Productionskosten des Zuckers in Ostindien viel geringer sind als in Westindien, und zweitens, weil sie, nach altem Brauch und nach positiven Gesetzen, zu einem gänzlichen Zucker-Monopol auf dem einheimischen Markte berechtigt wären. Laßt uns daher den Grad des Gewichts kürzlich untersuchen, der den Gründen, die auf solchen Grundsätzen ruhen, zukömmt.

Was den ersten dieser Sätze betrifft, daß nämlich die Westindier mehr Productionskosten haben als die Ostindier, so beweiset dieser Umstand gerade das Gegentheil von dem, was die westindischen Pflanzer dadurch beweisen wollen, und ist gerade ein wichtiger Grund, weshalb ihr Gesuch um eine Schutzsteuer nicht bewilligt werden sollte. Wenn ein Land in irgend einem Theile seines Gebiets eine Waare wohlfeiler erhalten kann, als in einem

andern, so läßt sich durchaus kein vernünftiger Grund denken, weshalb die Einwohner verhindert werden sollten, die wohlfeilere Waare zu kaufen. Ein Gesetz, das die Getraidebauer in England gegen die Concurrenz der Getraidebauer in Schottland schützen wollte, würde doch wohl allgemein für ungereimt, unpolitisch und unterdrückend gehalten werden; nun ist ja aber klar, daß ein solches Gesetz, seinem Princip nach, nicht um ein Haar schlechter und tadelnswerther wäre, als das, wodurch jetzt die westindischen Zuckerbauer gegen die Concurrenz derer, die in Ostindien dasselbe Gewerbe treiben, in Schutz genommen werden. Die Regierung ist allen ihren Unterthanen gleichen Schutz schuldig, und es kann keinen Unterschied machen, ob sie unter diesem oder jenem Grade der Länge und Breite leben. Wir verlangen keinen Vorzug für die Ostindier vor den Westindiern, aber wir behaupten, daß sie Ansprüche auf gleiche Gunst mit jenen haben. Die einen dadurch zu bereichern, daß man die andern hindert, ihre Producte auf denselben Markt zu bringen, heißt nicht nur, die Interessen der einen Million, die noch dazu größtentheils aus Sklaven besteht, den Interessen von hundert Millionen von Unterthanen vorziehen, sondern widerspricht auch allen Grundsätzen einer unparteiischen Gerechtigkeit und einer gesunden Politik.

Aber, so wie es allenthalben der Fall ist, so bestraft sich auch hier die Ungerechtigkeit und die Unterdrückung selbst. Wenn England die ostindischen Zucker nicht zu gleichen Bedingungen auf den Markt läßt, als die westindischen, so wirkt es unvermeidlich eine große Last auf sich selbst. Der Zucker ist in England zu einem nothwendigen Lebensbedürfnisse geworden; und da er zum Thee gebraucht wird, und dieser unter allen Classen ein gemeines Getränk ist, so ist er sowohl für den Reichen als Armen ein Bedürfnis. Es ist aber von der äußersten Wichtigkeit, daß dergleichen Waare so wohlfeil als möglich zu haben ist. Nun ist es ganz klar, daß die Summe, welche die Engländer deshalb mehr für den Zucker bezahlen müssen, weil die Zufuhr des ostindischen verhindert wird, als er gelten würde, wenn der letztere unter eben den Bedingungen zugelassen würde, als der westindische Zucker, gerade dieselbige Wirkung hat, als wenn man die Mehrabgabe auf die Einfuhr des ostindischen Zuckers aufhob, diese sonst als Abgabe bezahlte Summe auf eine andere Art aus den Taschen der Consumenten zöge und sie als Prämie unter die westindischen Pflanze theilte. — Jetzt wollen wir die Gründe darlegen, welche uns bestimmen, zu glauben, daß diese Prämie, welche an die westindischen Pflanze gezahlt, und der Verlust, der durch die hohe Auflage auf die ostindischen Zucker dem Publicum zugesügt wird, in gewöhnlichen Jahren nicht unter zwei Millionen Pfund Sterling angeschlagen werden kann.

So verschieden auch die Productionskosten des Zuckers in Ostindien berechnet werden mögen, so steht doch die Thatsache fest, daß sie allgemein weit geringer sind, als in Westindien. Sir Heinrich Colebrooke, einer der einsichtsvollsten Beamten der ostindischen Compagnie, zeigt in seinem Werke: Ueber die Wirthschaft und den innern Handel von Indien, das im Jahr 1806 erschienen ist, daß der Zucker eins der hauptsächlichsten Producte von Bengalen ausmacht.

„Von Benares bis Rengpur“ schreibt er, „und von den Küsten von Aschom bis zu denen von Katal ist kaum eine Gegend in Bengalen, wo nicht der Zuckerbau blühte. Insbesondere wird er in den Provinzen Benares, Behar, Rengpur, Birbhum, Bidwan und Mednapur stark betrieben; überall wird in Bengalen die Möglichkeit der noch viel größeren Erweiterung des Zuckerbaues durch nichts beschränkt, als durch die Grenzen der Nachfrage und der Möglichkeit des Absatzes. Die innere Consumtion und der indische Handel des Zuckers verbraucht schon unendlich viel, aber es bedürfte nur der Aufmunterung, um die Cultur so zu erweitern, daß auch der ganzen europäischen Nachfrage Genüge geleistet werden könnte.“

„Er wird mit geringen Kosten erzeugt, und die Manufactur des Zuckers geschieht eben so sparsam und einfach. Die Bereitung des Rohzuckers geschieht auf eine in Indien eigenthümliche Art, die jedoch dem Proceß bei der Verfertigung der Moscovaden ähnlich ist; die Kosten betragen weniger als fünf Schilling für hundert Pfund. Eine gleiche Quantität Moscovade zu verfertigen, würde hier ein wenig mehr kosten; in Westindien aber würde sie wohl sechsmal so viel zu stehen kommen. Dieser große Unterschied in den Kosten wird nicht mehr so auffallend erscheinen, wenn man die Umstände in beiden Ländern genauer mit einander vergleicht. Der Ackerbau wird in Ostindien auf die frugalste und einfachste Weise betrieben. Die nothwendigen Lebensbedürfnisse sind daselbst wohlfeiler, als in irgend einem andern Verkehr treibenden Lande, und namentlich in Bengalen noch wohlfeiler, als in irgend einer andern Provinz von Ostindien selbst. Der Bauer begnügt sich mit der einfachsten Kost und mit der schlechtesten Kleidung, und der Arbeitslohn ist deshalb äußerst niedrig. Alle Ackerinstrumente sind gleichfalls spottwohlfeil, und das Vieh kostet weder viel im Einkauf, noch bei der Unterhaltung. Bei der Bereitung des Zuckers ist aller Aufwand vermieden. Der Manufacturist wird durch keine kostbaren Bauten belästigt. Seine Wohnung besteht in einer Strohütte; seine Maschinen und Werkzeuge bestehen aus einer höchst einfachen Mühle und aus ein Paar irdenen Gefäßen. Kurz, er bedarf wenig Capital, und der unbedeutende Vorschuß für die erste Anschaffung des Zuckerrohrs trägt reich-

lichen Gewinn. Daher haben die erhöhten Zuckerpreise in England die Einfuhr aus Bengalen, trotz der hohen Auflagen darauf und der theuern Fracht, dennoch nach sich gezogen. Hätte man diese Nachtheile auf, so würde Bengalen zu allen Zeiten Großbritannien mit wohlfeilem Zucker versehen und verhindern, daß die westindischen Zucker nicht zu so hohen Preisen als bisher abgesetzt werden könnten."

Die Nachrichten, welche in einem sehr unterrichtenden Briefe eines bengalischen Pflanzers (1793) über den Zuckerbau jenes Landes gegeben werden, stimmen so ziemlich mit denen von Sir Heinrich Colebrooke überein. Jedoch erregt das, was Dr. Buchanan in seiner Reisebeschreibung durch Mysore u. s. w. sagt, einigen Verdacht, daß die letzten eben erwähnten Schriftsteller die Erzeugungskosten des ostindischen Zuckers etwas allzuniedrig angegeben haben; auf jeden Fall muß man noch die Transportkosten bis zum Einschiffungsorte zu seinem ursprünglichen Preise hinzurechnen, wenn man ihn mit dem Preise der westindischen Zucker an Ort und Stelle vergleichen will. Die feinsten Sorten von bengalischem Zucker (denn die schlechteren Arten können wegen des Unterschieds der hohen Abgaben darauf gar nicht auf unsern Markt gebracht werden) kosten in Calcutta, zu den höchsten Preisen gerechnet, das Maon von 84 Pfund, neun oder zehn Rupien, welches nach dem jetzigen Course (1822) 21 Schillinge 4 Pence für den Centner betragen würde; rechnet man noch 8 Schilling 8 Pence für Fracht, Affecuranz und andre Kosten für die Fahrt bis nach England hinzu, so würde der nothwendige Preis des Centners auf dem londner Markte 30 Schilling zu stehen kommen; dieses ist ohngefähr 10 Schilling weniger, als wofür die Westindier ihren Zucker, der von weit geringerer Güte ist, in England verkaufen können.

Indessen würde gewiß, wenn die Abgaben für die ost- und westindischen Zucker gleich gemacht, und die Production der ersteren die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich zöge, die vermehrte Nachfrage sehr zur Bervollkommnung der Zuckercultur in Ostindien anreizen und dadurch die jetzigen Zuckerpreise daselbst noch beträchtlich herunterbringen. Aus des Dr. Buchanan's Werke, wo er einen sehr genauen Bericht über den Anbau und die Fabrication des Zuckers in Ostindien gibt, wird sichtbar, daß die Methoden in beiden noch höchst roh und unvollkommen sind, wobei viel überflüssige Mühe und Arbeit angewandt wird; ein Umstand, der die außerordentlichen, natürlichen Vorzüge der Ostindier, in Ansehung des Zuckerbaues, aufs klarste beweiset, da sie eine große Quantität Zucker nach England führen können, ungeachtet ihre Culturart, ihre Maschinen und alle ihre Methoden beim Bereiten des Zuckers so viel unvollkommener und schlechter sind, als man sie in Westindien

findet, da das Land dreimal weiter von England entfernt ist, sie eine viel höhere Fracht zu bestreiten haben, und noch obenein durch den drückenden Zoll von 15 und 10 Schilling mehr als die Westindier belästigt werden. Findet also unter den jetzigen Umständen eine Einfuhr statt, so läßt sich kaum berechnen, wie weit die Zuckercultur sich in Ostindien ausbreiten, und die Preise heruntergebracht werden möchten, wenn der Unterschied der Abgaben aufgehoben und europäische Wissenschaft und Kunst angewandt würde, um die Production des Zuckers daselbst vollkommener einzurichten. Das Gewerbe des Zuckerbaues ist in Ostindien noch in seiner Kindheit und sehr großer Vervollkommnung fähig. Bis jetzt sind die Einwohner zufrieden, wenn sie nur für ihre Landesconsumtion genug haben. Aber es ist klar, wenn man den grenzenlosen Umfang und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes betrachtet, daß Bengalen mit ein wenig mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit dahin gebracht werden könnte, daß die ganze Welt von ihm mit Zucker versehen werden könnte.

Um das bisher Gesagte noch mehr zu bestätigen, wollen wir unsern Lesern einen Auszug aus einem Briefe mittheilen, der den 22sten Febr. 1822 von Thomas Scott an den Major Colebrooke geschrieben ist. Dieser Scott ist ein Ehrenmann, der die höchste Achtung verdient, und da er zwanzig Jahre in Benares gelebt hat und beim Zuckerbaue interessirt gewesen ist, so ist sein Zeugniß von einer seltenen Wichtigkeit. Dieser Mann schreibt also: „Die mittlere Classe der Eingebornen bauet das Zuckerrohr, nach dem Maße ihres Vermögens, auf kleinen Landstücken von $\frac{1}{2}$ bis 1 oder 2 Bigha's, deren $2\frac{1}{2}$ ohngefähr einen englischen Acker ausmachen. Den Saft kochen sie in kleinen eisernen Pfannen, machen dann kleine Kugeln daraus und bringen den Zucker in dieser Gestalt auf den Markt zum Verkauf. Ein solches Stück nennt man *Gour* (Gaur), und davon wird das Maon (84 Pfund) für 1 Rupie, oder 1 Rupie 12 Annas verkauft. Eine andere Art wird zwar eben so gemacht, aber nachher, zerschlagen und ganz gereinigt, in eine Form gebracht und ihm ein besseres Ansehen gegeben; dergleichen nennen sie *Khoor* und *Schucker*. Derselbe wird etwas höher verkauft, von $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$ Rupien für das Maon. Dieses ist eine sehr gute Art Zucker, der gewiß für den englischen Markt passend seyn würde. Denn er gleicht dem vollkommenen, der von Westindien kommt und jetzt zu 7 Pence das Pfund in England verkauft wird. Wenn diese mittlere Classe sich mehr Debit versprechen könnte, so würden sie leicht so viel Zucker liefern können, als man nur immer verlangte. Die Zemindars, welche reich sind, treiben den Anbau mehr ins Große.“ Diese letzte Art Zucker, wovon das Maon, nach Scott's Bericht, im Durchschnitt $2\frac{1}{2}$ Rupien

gilt, wird, nach dem jetzigen Course, ohngefähr mit 6 Schilling 8 Pence der Centner bezahlt.

Aus diesen Nachrichten ersieht man, daß man aus Ostindien die größte Quantität Zucker zu einem Preise erhalten könnte, der, wenn die Cultur nur noch einigermaßen vervollkommenet würde, kaum halb so hoch wäre als der, womit wir jetzt gewöhnlich den westindischen Zucker bezahlen. Aber selbst ohne eine Verbesserung der Culturmethode in Anschlag zu bringen, ist schon aus dem Umstande, daß, der hohen Abgaben ungeachtet, doch ostindischer Zucker auf den londoner Markt gebracht wird, sichtbar, daß der Preis aller raffinierten Zucker um 15, und der der rohen um 10 Schilling fallen würde, sobald die Abgabe, welche den ostindischen Zucker mehr als den westindischen belästigt, aufgehoben würde. Wie viel dadurch die Einwohner von England ersparen, kann man aus folgender officiellen Tabelle über die von 1815 bis 1821 zur innern Consumption eingeführten ost- und westindischen Zucker ersehen:

Jahre endend den 5. Jan.	Durchschnittspreis jedes Jahr.	Einfuhr von westindischen Zuckern zur innern Consumption.			Einfuhr von ostindischen Zuckern zur innern Consumption.		
		Schill.	Pence.		Str.	Qu.	Pfd.
1815	73 4 $\frac{1}{4}$	3,030,042	1 23	12,916	1 0		
1816	61 11 $\frac{1}{4}$	2,941,735	3 8	42,707	1 2		
1817	47 6 $\frac{1}{2}$	3,220,594	2 26	33,130	2 6		
1818	47 8	4,151,230	2 24	27,059	0 4		
1819	49 11 $\frac{1}{4}$	2,672,226	0 7	24,775	0 23		
1820	41 8 $\frac{1}{4}$	3,283,058	3 24	99,440	1 12		
1821	33 2 $\frac{1}{4}$	3,661,730	3 27	83,231	2 12		

Rechnet man, nach dieser Tabelle, den jährlichen Zuckerverbrauch in England zu 3,744,962 Centner, so ergibt sich, daß, wenn man auch nur annimmt, daß der Centner durch Gleichstellung der Abgaben 10 Schilling wohlfeiler wird, das Volk in England schon 1,872,411 Pf. St. jährlich weniger für Zucker ausgeben würde. Zwar würde bei dem diesjährigen niedrigen Stande der Preise der westindischen Zucker der Gewinn nicht ganz so groß seyn. Allein es ist zu erwägen, daß dieser gar nicht lange so niedrig bleiben kann. Der Ueberfluß wird gar bald aufhören, die Production muß sich vermindern, und dann werden die Westindier ihren Kostenpreis mit Profit wieder erhalten, d. h. die Zucker werden bald wieder theurer werden. Bleiben die ostindischen Zucker vom Markte ausgeschlossen, so wird nicht nur die ganze Differenz des Preises, welche

durch die Schutzsteuer zum Besten der westindischen Zucker aufgelegt ist, für die inländischen Consumenten verloren seyn, sondern sie büßen auch noch alle die Vortheile ein, welche durch die Verbesserung der Culturmethode des ostindischen Zuckerbaues bei einem freien Handelssystem für sie entstanden seyn würden. So ist also klar, daß die Beibehaltung des gegenwärtigen Systems nicht bloß ungerecht und drückend gegen die brittischen Unterthanen in Ostindien ist, sondern daß dadurch auch den Einwohnern von England selbst eine Last von ungefähr zwei Millionen Pfund Sterling aufgelegt wird; eine Last, welche, wohl zu merken, dem allgemeinen Besten durchaus nicht nützlich ist, sondern zu gar nichts dient, als einer Anzahl von Sklavenbesitzern eine Prämie zu geben, damit sie ein sonst mit Verlust verknüpftes Gewerbe forttreiben können. Man wird nun sehen, wie lange die Volksvertreter sich noch werden gefallen lassen, daß das Publicum eine so bedeutende Summe für einen solchen nichtswürdigen Zweck bezahlen muß. Wenn sie sich nicht einmal Mühe geben, das Volk von einer so skandalösen Auflage zu befreien; welche Hoffnung ist dann vorhanden, daß man solche Abgaben vermindern werde, die für volksthümliche und allgemeine Zwecke erhoben werden?

Wir kommen nun zur Prüfung des zweiten Grundes, womit die Westindier ihre Ansprüche auf eine Schutzsteuer rechtfertigen wollen, nämlich zu der Behauptung, daß ihr Monopolrecht, den inländischen Markt mit Zucker zu versorgen, auf altem Brauch und auf positiven Gesetzen beruhe. Allein wenig Worte werden hinreichen, zu zeigen, daß dieser Grund so wenig Stich hält als der erste. Vor dem Jahre 1805 waren die Abgaben von den ostindischen Zuckern nach dem Werthe desselben bestimmt, und ob sie gleich im Allgemeinen höher waren, als die Auflagen auf die westindischen Zucker, so waren sie doch, sobald die Zuckerpreise sehr gedrückt wurden, in der That niedriger, als die Auflagen auf letztere *). Dieses ist also entscheidend gegen die Behauptung der Westindier, als ob ihr Monopol auf alter Gewohnheit beruhe, und was die verbietenden Clauseln in der Navigationsacte und in andern Verordnungen betrifft, worin sie die Hauptkraft des Beweises für ihr Monopol zu finden vermeinen, so haben sie offenbar sämmtlich bloß den Zweck, fremde, nicht aber englische Unterthanen von der Concurrenz auszuschließen. Demerara, Trinibad und verschiedene andre bedeutende Niederlassungen sind in dem Besiz von England während der Zeit,

*) Man sehe: Report of the Liverpool Association of Free Traders and the Refutation of the Claims of the West-India-Colonists to a protecting Duty, p. 10.

wo die Pflanze von Jamaica, Barbados u. s. w. ihr vermeintliches Monopol behaupteten; aber Niemandem ist es eingefallen, jene an der Einfuhr ihrer Producte zu hindern. Warum sollte also dieses anders in Ansehung Ostindiens seyn? Warum sollten die Zuckerbauer von Bengalen, die eben so gut brittische Unterthanen sind als die Zuckerbauer in Trinidad, Demerara, Berbice u. s. w., anders behandelt werden als letztere? Ist es ungerecht und unpolitisch, den Zugang der Producte dieser auf unsere Märkte zu verwehren, so muß es eben so ungerecht und unpolitisch seyn, jene einem solchen Zwange zu unterwerfen. Wir gestehen den Westindiern das Recht zu, die englischen Märkte unter gleichen Bedingungen, wie alle übrigen brittische Unterthanen, zu besuchen; aber weiter können sie ihre Ansprüche nicht treiben, ohne den Uebrigen das größte Unrecht zuzufügen.

Aber, sagen die Westindier, wenn uns dieser Schutz nicht zugestanden wird, so sind wir ruinirte Leute, und viele Millionen Capitale, die wir auf Sklaven und Gebäude verwandt haben, um die Zuckermanufacturen in Gang zu bringen, sind gänzlich verloren. Dieses ist das sophistische und stets wiederholte Geschrei Aller, welche sich in unvortheilhafte Speculationen eingelassen haben. Wollte man darauf hören, so würde jede Verbesserung gehemmt werden, und die Gesellschaft würde stets auf derselben Stufe der Cultur stehen bleiben oder gar wieder rückwärts schreiten müssen. Keine neue Maschine, keine neue Methode, die Arbeit abzukürzen oder zu erleichtern, nichts, was die Kosten der Production der Waaren vermindert, dürfte eingeführt werden, wogegen nicht dieselben Gründe von denen gebraucht werden könnten, die ihr Capital auf ältere und theurere Productionsmethoden verwandt haben. Allein dieses sind Dinge, in welche sich die Regierung durchaus nicht mischen darf. Sie ist nicht dazu da, daß sie ihrer Unterthanen Rechnungen führen und sich um Gewinn oder Verlust derselben bekümmern soll. Ihre Bestimmung ist, die Rechte und die Freiheit ihrer Bürger dergestalt zu sichern, daß jeder derselben seine productiven Kräfte nach eigenem Gefallen und nach seiner Einsicht gebrauchen kann. Jeder hat selbst dafür zu sorgen, daß er sich nicht irre und sein Geschäft so betreibt, daß kein Schade für ihn daraus entspringt. Aber selbst abgesehen von dieser Betrachtung, sind die Behauptungen der Westindier ganz irrig. Nur soviel ist darin wahr, daß bei einer Gleichstellung der Abgaben ihre schlechten Felder nicht mehr mit Zucker würden bebaut werden können; aber ihr Land und ihre Sklaven würden deshalb doch bleiben, und sie könnten beide theils zum Kaffeebau, der jetzt sehr vortheilhaft ist, theils zur Erzeugung von Getraide und andern Artikeln anwenden, die jetzt aus andern Ländern eingeführt werden müssen. Hierbei würde auf den bessern Feldern der

Zuckerbau immer noch mit Vortheil betrieben werden können, und der Zustand der Sklaven würde bedeutend verbessert werden. Auch beruht dieser Vorschlag nicht etwa auf einer bloßen theoretischen Speculation; er ist vielmehr schon von mehreren der am besten unterrichteten westindischen Pflanze selbst gethan worden. Einer der verständigsten Pflanze, Herr Robley, zeigt in seiner schätzbaren Schrift: *A permanent and effectual Remedy for the Evils, — under which the British West-India's. Now labour* (1808), was für große Vortheile erwachsen würden, wenn statt der Zuckercultur auf dem schlechteren Boden der Kornbau betrieben würde; er leitet mit Recht das ganze Unglück Westindiens von der übertriebenen Zuckercultur daselbst ab, welche dadurch verursacht wird, daß es ein Monopol auf dem brittischen Markte hat und dadurch zu der unmäßigen Zuckercultur auf eine künstliche Art angereizt wird.

Ohne Zweifel ist es auch wahr, daß der westindische Handel gleichfalls durch eine Menge ungereimter und schädlicher Einschränkungen gedrückt wird. Allein der ostindische Handel hat in dieser Hinsicht kein besseres Loos; aber wenn dieses auch wäre, so läge doch darin kein Grund, ihn in noch mehr Fesseln zu schmieben. Anstatt sich immer tiefer und tiefer in den Unrath der Einschränkungen und Verbote zu verwickeln, sollte man vielmehr ernstlich darauf denken, die englische Politik davon zu reinigen. Die Acte der letzten Parlaments-Sitzung, wodurch den westindischen Inseln ein freier Verkehr mit den Vereinigten Staaten ertheilt worden ist, hat den ersteren schon ungemeine Vortheile verschafft, und die guten Wirkungen dieser Maßregel werden, wie wir hoffen, wahrscheinlich die Realisirung eines allgemeineren liberalen Systems unsrer Colonial-Politik beschleunigen helfen. Wir wünschen den Westindiern von Herzen, daß sie von allen Fesseln und Beschränkungen, die jetzt ihren Handel und ihre Industrie beengen, frei werden, und daß sie zum vollkommenen Genuße aller Vortheile gelangen, welche die Natur ihrem Lande verliehen hat. Aber daß ihnen Vortheile auf Anderer Kosten verschafft werden, das können wir nicht billigen; und die Regierung macht sich einer großen Verletzung ihrer Pflicht schuldig, wornach sie die Gleichheit des Rechts aller Classen ihrer Unterthanen ohne Unterschied schützen soll, wenn sie dem jetzigen ungerechten Bestreben der Westindier, ihre Vortheile auf Kosten der Einwohner von England und Ostindien zu vergrößern, sich nicht mit Kraft entgegensetzt.

Es scheint kaum nöthig, hier die Uebertreibungen zu ahnden, deren sich die Sachwalter der westindischen Angelegenheiten zu Schulden kommen lassen, wenn sie von dem Werthe und der Wichtigkeit des westindischen Handels für Großbritannien reden und von dem großen, öffentlichen Einkommen, welches von dessen Producten gezo-

gen werden soll. Es liegt gar nicht in unsrer Absicht, den westindischen Handel herabzusetzen, oder dessen Werth geringer anzuschlagen, als er ist. Wir räumen ihm gern seine Wichtigkeit ein, und es könnte uns nichts angenehmer seyn, als wenn sein Umfang noch zehnmal so groß würde, als er jetzt schon ist. Aber wir erheben uns gegen jedes Bestreben, demselben dadurch eine unnatürliche und künstliche Ausdehnung zu verschaffen, daß man Maßregeln einführt, welche in eben dem Maße, und selbst noch im größeren Grade, dem ostindischen Handel schaden, als sie dem westindischen Nutzen bringen sollen. Ueberdem ist es ein Irthum, ja eine völlige Ungereimtheit, anzunehmen, daß die Abgabe vom Zucker weniger einbringen sollte, wenn sie auf alle inländische Zucker gleich gesetzt, und also vom ostindischen nicht mehr gehoben würde, als vom westindischen. Vielmehr ist es klar, daß der niedrige Preis, zu welchem dann der ostindische Zucker verkauft werden würde, und dem der westindische folgen müßte, die Consumption des Zuckers beträchtlich vermehren und also auch die Summe der davon eingehenden Abgaben vergrößern würde. Da sodann wohl nach und nach so viel Zucker aus Ostindien ausgeführt werden würde, als aus Westindien, so wird dadurch nicht allein alle Besorgniß, daß das Schifffahrtsinteresse von einer solchen Gleichmachung der Zölle leiden möchte, beseitigt, sondern man sieht auch, daß ihm dadurch vielmehr eine der schönsten Gelegenheiten eröffnet würde, mehr Fahrzeuge zu beschaffigen und größere Frachten zu erhalten.

Gleichfalls ist zu erwägen, daß der scheinbare Umfang der Ausfuhr von England nach Westindien kein Zeichen ist, wornach die wahre Ausfuhr dahin beurtheilt werden kann: denn der größte Theil der in den letzten Jahren dahin gehenden Güter war nicht für die Consumption der brittisch-westindischen Colonien bestimmt. Sie wurden bloß dahin versandt, weil sie daselbst einen bequemen Niederlagsort fanden, um von da weiter nach Brasilien und nach Südamerica verschickt zu werden. Werden diese Länder unabhängig, so tritt England mit denselben in freien, directen Verkehr, und die Ausfuhr nach Westindien wird sodann auf eine Kleinigkeit zusammenschmelzen, wenn man sie mit der Ausfuhr nach Ostindien vergleicht. Es würde eine vergebliche Mühe seyn, noch Gründe dafür anzuführen, daß das unermessliche Land von Hindostan, welches hundert Millionen fleißige und erfindsame Bewohner in sich faßt, einen unendlich größern Markt für die brittischen Manufacturwaaren abgeben müsse, als die Paar westindischen Inseln mit ihrer geringen Zahl reicher Pflanze und ihren Bettelsclaven. Der Handel mit Ostindien ist bis jetzt noch in seiner Kindheit. Die Fesseln des Monopols haben bisher verhindert, daß er nicht gedeihen und sich gehörig ausdehnen konnte. Allein schon das große Wachsthum, welches in

dem Handel mit dem Osten seit 1815 stattgefunden hat, wo ein Theil davon für die Privatpersonen eröffnet ward, läßt den erstaunlichen Umfang ahnen, den er erreichen würde, wenn das Monopol-System ganz wegfiele; wenn alle Schutzsteuern und Unterschiede der Besteuerung aufgehoben, und die unendlichen Marktplätze in Asien der freien und unbeschränkten Bewerbung unsrer Kaufleute und Manufacturisten geöffnet würden. Nach dem Bericht einer Parlaments-Comité über den auswärtigen Handel, der im Mai 1821 gedruckt erschienen ist, beträgt der Werth der Waaren, die im Jahr 1815 aus England nach Indien gegangen sind, 870,177 Pf. St.; dieser war aber im J. 1819 bis auf mehr als drei Millionen Pfund gestiegen. Eine eben so vortheilhafte Veränderung war in dem Handel mit Baumwollen-Waaren zwischen Indien und Großbritannien und Europa vorgegangen. Anstatt daß England und Europa sonst baumwollene Zeuge aus Indien einfuhrten, versehen wir jetzt Indien mit dergleichen Waaren zu wohlfeileren Preisen, als sie solche im Lande selbst verfertigen können. Folgende Tafel zeigt die sonst nie erhörte reißende Zunahme des Werths unsrer baumwollenen Waaren, welche seit 1815 nach Indien gegangen:

Officielle Nachweisung der Quantität und des Werths der baumwollenen Waaren, welche ostwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung ausgeführt sind.

Jahre.	Gedruckte Zeuge.		Weiße Waare.		Andere Arten.	
	Yards.	Werth. Pfd. St.	Yards.	Werth. Pfd. St.	Werth. Totalwerth. Pfd. St. Pfd. St.	Pfd. St.
1815	604,800	60,100	213,408	30,877	8,561	109,980
1816	866,077	72,960	489,399	57,966	11,484	142,411
1817	991,147	72,386	714,611	70,827	17,320	160,534
1818	2,848,705	198,330	2,468,824	195,170	29,303	422,813
1819	4,227,665	292,282	4,614,881	373,633	34,970	700,892
1820	3,713,601	233,618	3,414,060	219,399	8,248	461,266
1821	7,602,245	474,004	6,724,031	343,124	33,752	850,881
1822	9,979,866	587,523	9,940,736	508,805	23,995	1,120,323

An sich gibt es keine andere Grenze für den Verkauf brittischer Manufactur- und anderer Waaren in Indien, als die Schwierigkeit, welche die Eingebornen verhindert, Aequivalente für dieselben auf unsern Märkten darzubieten. Manufacturwaaren können sie uns nicht schicken, und so lange wir ihre Zucker und ihre übrigen rohen Producte nicht in unser Land lassen, so werden sie wider ihren Willen genöthigt seyn, uns nichts abzukaufen. Im Verkehr ist es ein Axiom, daß kein Verkaufen ohne ein diesem gleiches Kaufen stattfinden kann. Und wenn wir daher uns weigern, die Zucker, welche Indien

allein uns für unsre Waaren anbieten kann, zum Aequivalent anzunehmen, so ist es ganz unmöglich, daß sich unser Handel mit diesem Lande erweitere. Bringen wir von den Producten unsrer östlichen Besitzungen viel herein, so werden wir nothwendig auch viel dahin ausführen; und wenn wir die Einfuhr von daher fesseln, so fesseln wir gerade in demselben Maße die Ausfuhr dahin. Es ist ganz die Sache unseres Willens, ob der indische Markt mehr erweitert werden soll, oder ob uns die offenbaren und wirksamen Mittel, die Handelsvorthelle unsres Reichs zu erweitern und den öffentlichen Wohlstand zu vermehren, ferner entzogen bleiben sollen, um den Anbauern der schlechten Ländereien in Westindien die Fortsetzung der Zuckercultur auf des Reichs Unkosten möglich zu machen. Dieses letztere zu thun, ist wirklich ein solcher Grad von Thorheit und politischer Verblendung, daß sich kaum ein ähnliches Beispiel in der ganzen Weltgeschichte davon findet (wenn nicht etwa die englischen Korngesetze noch einen stärkern Beleg dazu liefern).

Aber es gibt noch eine andere Betrachtung, die man bei Erörterung dieses Gegenstandes nicht vergessen darf. Da nämlich die Waaren, welche England von Indien einzuführen erlaubt, ungemein leicht sind, und gewöhnlich Schiffe von 500 Tonnen zu dem indischen Handel gebraucht werden, so muß jedes Schiff im Durchschnitt 200 Tonnen Ballast auf seiner Rückfahrt nach England einnehmen. Würde nun das Prohibitivsystem gegen den ostindischen Zucker aufgehoben, so würden sie Zucker als Ballast laden, und England würde einen großen Theil des Zuckers ohne alle Frachtkosten erhalten. Unsre Kaufleute würden dann nicht mehr sich in der unerhörten Nothwendigkeit befinden, zwei Fünftel ihrer Schiffe in dem ostindischen Handel zur Einführung des Sandes vom Ganges nach England anzuwenden. Der americanische und Continental-Handelsstand ist von dieser Last frei, und wenn man sie den englischen Kaufleuten nicht ebenfalls abnimmt, so wird man dadurch am Ende (und dieses muß bald erfolgen) den ganzen indischen Handel in die Hände ihrer Nebenbuhler werfen.

Bis hierher haben wir diese wichtige Sache bloß in Beziehung auf die Rechte und Interessen der Zuckerbauer von Ost- und Westindien und des englischen Volks *) betrachtet. Aber es gibt noch eine andere Menschenclasse, deren Wohl und Weh noch enger mit

*) Da die englischen Schiffe das Monopol des ostindischen Handels haben, und die indischen Waaren nur über England nach Europa gelangen dürfen, so ist bei der hier kritisirten Verfügung ganz Europa interessirt, solange Ostindien nicht dem freien Handel aller Nationen eröffnet ist.

der Entscheidung derselben zusammenhängt — wir meinen die armen Africaner. Die Freunde der Abschaffung des Sklavenhandels müssen sich besonders bei dieser Gelegenheit regen. Es ist bekannt genug, daß dieser abscheuliche Handel bis diesen Augenblick noch immer im Gange ist, ja daß er, trotz aller Maßregeln, die getroffen sind, um ihn zu hemmen, jetzt stärker als je, und noch dazu mit viel ärgeren Grausamkeiten als sonst betrieben wird. Auch wird es nie gelingen, diesen Handel durch die bloße Kraft von verbotenen Gesetzen abzuschaffen. Die freie Arbeit ist bis jetzt in Westindien so theuer, daß sie ein unüberwindliches Reizmittel zur Einführung von Sklaven wird, und so lange dieses der Fall ist, werden alle Gesetze und Verbote kraftlos seyn, um deren Einfuhr zu verhindern. Die Meinung, welche Bryan Edwards hierüber äußert, verdient die ernstlichste Aufmerksamkeit. „Ob es,“ sagt derselbe, „je irgend einer Nation, ohne daß sich die übrigen gleichfalls dazu verbinden, möglich seyn wird, ihre Unterthanen abzuhalten, sich Sklaven aus Africa zu verschaffen, solange Africa dergleichen zum Verkauf anbietet, ist eine Frage, worüber ich viele Zweifel hege. Das aber ist außer allen Zweifel, daß die so gekauften Sklaven, trotz aller Seemacht von Europa, nach jeder Insel in Westindien geschafft werden können. Niemand, der die Ausdehnung der unbewohnten Küsten der größeren dieser Inseln, die Leichtigkeit, an allen Stellen derselben zu landen, die daselbst herrschenden Winde, und die zahlreichen Kay's und Häfen in allen benachbarten Besitzungen fremder Mächte (so vortheilhaft für den Schleichhandel gelegen) kennt, kann nur einen Augenblick Bedenken tragen, zu urtheilen, daß ein Bemühen, die Einführung von Sklaven in unsre westindischen Colonien einzuführen, eben soviel seyn würde, als ein Bemühen, die Winde in Fesseln zu schmieden, oder dem Ocean Gesetze zu geben.“ (History of the West-Indies. Vol. II. p. 136). Es gibt in der That nur ein Mittel, die Sklaverei in Westindien abzuschaffen, und dieses ist: die Gestattung der freien Concurrenz der Producte, welche durch vergleichungsweise wohlfeilere, freie Arbeit gewonnen werden, mit denen, welche Sklaven erbauen. Sobald diese stattfindet, bringen die Sklaven keinen Nutzen mehr, und es fällt folglich der Bewegungsgrund weg, die armen Africaner aus ihrem Vaterlande fortzuschleppen.

Es ist also klar, daß der Ausgang des Kampfes zwischen den ost- und westindischen Zuckerbauern nicht nur die Frage entscheidet: ob die Vortheile von hundert Millionen Unterthanen den Vortheilen einer Million aufgeopfert werden, und ob die Engländer eine Prämie von zwei Millionen Pfund Sterling alljährlich an die westindischen Pflanzer bezahlen sollen; sondern auch die: ob der Sklavenhandel wirklich und wahrhaftig abgeschafft wer-

den soll? Hr. Cropper aus Liverpool hat diese Frage gründlich abgehandelt in der Schrift: *Letters addressed to William Wilberforce M. P. Recommending the Cultivation of Sugar in our Dominions in the East-Indies, as the natural and certain means of effecting the total and general Abolition of the Slave-trade.* By James Cropper. Liverpool, 1822.

Hr. Cropper gehört zur Secte der Quäker, denen die Ehre, die Abschaffung des Sklavenhandels zur Sprache gebracht zu haben, hauptsächlich gebührt. Seine Schrift enthält nicht nur die stärksten Spuren eines wohlwollenden und echt philanthropischen Charakters, sondern sie ist auch mit gründlicher Einsicht und richtiger Beurtheilung ihres Gegenstandes geschrieben.

Aber, sagen die Westindier, und das ist ihre letzte Zuflucht: In Ostindien ist ja die Sklaverei gleichfalls zu Hause, und wenn also den ostindischen Zuckern der Eingang auf die brittischen Märkte eingeräumt wird, so bewirkt man dadurch nichts, als daß die Zahl Sklaven, welche bisher den Zucker in Westindien erbauet haben, nur von einer andern Art, in Ostindien deren Stelle einnimmt! — Wir werden aber gleich zeigen, daß zwischen der west- und ostindischen Sklaverei gerade so ein Unterschied stattfindet, als zwischen den Landbauern von England und den leibeigenen Ackerbauern in Rußland. Aber selbst angenommen, die Behauptung der westindischen Pflanzer, daß in Ostindien die Arbeiter auch Sklaven wären, sey wahr, so bleibt doch noch immer der Unterschied, daß die Wohlfeilheit des Arbeitslohns in Ostindien nie die Einfuhr fremder Sklaven gestattet, daß also durch diesen Wechsel wenigstens dem Skandal jenes unmoralischen und barbarischen Handels mit africanischen Sklaven gesteuert werden würde, und also Europa von diesem scheußlichen Verbrechen, und die Africaner von der unmenschlichen Grausamkeit, die mit diesem Handel verknüpft ist, befreiet werden würden. Dieses wäre schon eine ausreichende Antwort auf jenen Einwand der Westindier. Allein es läßt sich noch mehr dagegen sagen. Es findet nämlich in der That kaum ein Vergleich zwischen der Behandlung der westindischen und der ostindischen Sklaven statt. Mit dem Elende und der Herabwürdigung der ersteren sind die Leser hinlänglich bekannt; und um sie in den Stand zu setzen, die Lage derselben mit der Lage der ostindischen Sklaven zu vergleichen, mag hier die Beschreibung des Zustandes der letzteren stehen, so wie sie Sir Heinrich Colebrooke in seinen Nachrichten über den ostindischen Zucker *) gibt.

„Eigentliche Sklaverei,“ sagt dieser unverwerfliche Zeuge, „kennt man in Bengalen nicht. In einigen Districten werden die ländlichen

*) Report on East-India Sugar. Third appendix. p. 80.

Arbeiten durch verpflichtete Knechte (Bond-servants), verrichtet; in manchen Districten sind die Feldarbeiter freilich fast Sklaven der Bauern, in deren Dienste sie sich befinden. Jedoch werden sie von ihren Herren mehr als Erbknechte, oder wie Freigelassene, als wie gekaufte Sklaven behandelt; sie arbeiten, ohne daß es des Zwanges bedarf, mit Lust fleißig und eifrig. In einigen Plätzen haben die Eigenthümer in der That einen Anspruch auf die Knechtschaft von Tausenden, die auf ihren Ländereien wohnen. Dieser Anspruch, der selten gewaltsam ausgeübt wird, ist aber fast ganz verjährt und gründet sich auf einige hergebrachte Privilegien, die von mehreren Generationen herkömmlich üblich waren, wo ein ganz anderer Zustand der Gesellschaft stattfand, als der jetzige ist. Die Sklaven dieser Art genießen in der That alle Rechte eines freien Menschen, außer dem Namen, und müssen mehr als an den Boden gebundene Erbleute, als wie Leibeigene, betrachtet werden, welche bloß für den Nutzen des Herrn arbeiten müssen. In der That scheint durch ganz Indien das Verhältniß des Herren und Sklaven nur darin zu bestehen, daß jener dadurch die Pflicht erhält, seinen Sklaven zu beschützen und für ihn zu sorgen, und dieser seinem Herren treu und gewärtig zu seyn; und ihr gegenseitiges Betragen stimmt vollkommen mit der Idee einer solchen Verpflichtung überein, indem die Herren sich freundlich und nachsichtig gegen ihre Knechte, und diese sich dienssfertig und treu gegen die letzteren beweisen." In diesem Bilde kann doch wohl Niemand etwas Aehnliches mit dem Zustande der westindischen Sklaven entdecken.

Hier wollen wir von dieser Materie abbrechen. Sie wird doch wohl endlich einmal so entschieden werden, wie es die Gerechtigkeit, das Wohl der Menschheit und eine gesunde Politik verlangen. Was man aber auch für jetzt darüber beschließen mag; was am Ende erfolgen wird, darüber kann man doch nicht zweifelhaft seyn. Es ist ganz unmöglich, daß das Bemühen der westindischen Pflanze, den Handel mit Ostindien in Ketten zu halten, das brittische Volk schwer zu beschäzen und den Sklavenhandel in seinem Bestehen zu sichern, noch lange gelingen kann. Früher oder später muß es doch aufgegeben werden; aber je länger es dauert, desto mehr Unrecht und Schaden wird dadurch bewirkt, und desto größer wird der Verlust und das Elend, welches dadurch über Großbritannien, über Asien, Africa und Westindien gebracht wird.

VIII.

Neueste Schriften über Nachdruck und Verlagsrecht.

Die Verhandlungen beim Bundestage in Folge des Artikels 18^a der deutschen Bundesacte, so wie die ähnlichen Verhandlungen auf dem letzten württembergischen Landtage haben die Streitfrage über die Widerrechtlichkeit des Nachdruckes wieder einmal recht lebhaft bei uns angeregt und zwar, was merkwürdig ist, zuerst durch die Abstimmung ehrenwerther, bei dem Handwerk des Nachdruckes gar nicht betheiligter Männer für die gesetzliche Beschützung desselben.

Die gewerbsmäßige Ausbildung des Bücherdruckes machte es zuerst möglich, daß auch aus der Schriftstellerei ein regelmäßiges, bürgerliches Gewerbe werden konnte. Der Schriftsteller konnte von nun an unter der äußern Form eines Buches seine Gedanken dem Volke so mittheilen, daß er durch den Verkauf des Buches zugleich einen freien bürgerlichen Erwerb fand. Diese Schriftstellerei ist ein geistigeres Handwerk, als je eins zuvor bestanden. Hier konnte ohne die äußere Form von Lehranstalten und ohne Begünstigungen von Staats wegen ein Mann ausschließlich der Ausbildung seiner Gedanken für eine Wissenschaft oder Kunst leben, und durch deren Mittheilung an das Volk sein gewerbsmäßiges Bestehen finden.

Natürlich mußte dieses für die Ausbildung und Durchbildung des Geistes in unsern Völkern ein mächtiges Hülfsmittel werden, welches von den Freunden der Aufklärung hoch in Ehren gehalten, von denen, die in ihr Gefahren befürchten, mit eifersüchtigen Blicken bewacht worden ist. So entstanden für das öffentliche Recht die Streitigkeiten über Freiheit oder Beschränkung der Presse.

Privatrechtlich bildeten sich daneben durch Gewohnheit und Herkommen die neuern Rechtsinstitute des Autor-Rechtes und des Verlagsrechtes aus, und für beide machte sich bald das Bedürfniß einer positiven gesetzlichen Rechtsordnung und eines gesetzlichen Schutzes gegen die Störungen dieses bürgerlichen Gewerbes durch Nachdruck bemerklich. Jene bürgerliche Ordnung von Autor- und Verlegerrecht bildete sich nach dem Herkommen, besonders in Deutschland, regelmäßig aus; allein dabei zeigte sich die Nothwendigkeit eines gesetzlichen Schutzes gegen den Nachdruck, welche Nothwendigkeit freilich von Anfang an alle unparteiischen, rechtlichen, gesunden und sachkundigen Männer einsahen, der jedoch in Deutschland weit schwerer, als anderswo, zu entsprechen war. In Holland, England und Frankreich, wo das durch Bücherverkauf in Gedankenverkehr stehende Volk größtentheils unter demselben Geseß steht, war hier leichter zu helfen; bei uns hingegen, wo derselbe Gedankenverkehr

über vieler Herren Land läuft, ist dies weit schwieriger. Daher ist bei uns diese Angelegenheit weit mehr Vorwurf schriftstellerischer Streitigkeiten, als gesetzlicher Verfügungen geworden. Auch wird es gut seyn, wenn noch jetzt eine recht gründliche, freie Berathung der Abfassung eines Gesetzes vorhergeht. Denn ein fehlerhaftes Gesetz ist hier leicht schlimmer, als der bestehende gesetzlose Zustand des Bücherhandels; und wie wenig Sicherheit wir haben, gleich die zweckmäßigsten Gesetzworschläge zu erhalten, dies zeigt folgender neue Widerspruch der Meinungen.

1) In der zweiten Sitzung des Bundestages im Jahr 1823 ließ die königlich württembergische Regierung durch ihren Herrn Gesandten ein Gutachten rücksichtlich der Abfassung gleichförmiger Verfügungen zu Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger zu Protocoll geben. Hier wird zu beweisen gesucht, daß das Verlagsrecht kein Eigenthumsrecht sey, der Nachdrucker aber durch das unbeschränkte Eigenthum an seinem Exemplar die Befugniß, nachzudrucken, habe. Doch dürfe die positive Gesetzgebung den Gebrauch der natürlichen Freiheit aus Gründen der Sittlichkeit oder des überwiegenden allgemeinen Nutzens beschränken. Nun sprechen sich, was den moralischen Gesichtspunct betrifft, die öffentliche Stimme mit Recht ziemlich allgemein gegen den Nachdruck aus; die Beförderung und Verbreitung der geistigen Cultur fordere den Flor des Buchhandels, dieser sey aber durch unbeschränkte Befugniß zum Nachdruck gefährdet. Dadurch rechtfertige sich das Einschreiten der positiven Gesetzgebung zum Schutze der Verfasser und Verleger gegen den Nachdruck. Jedoch habe die Gesetzgebung auch dagegen zu bedenken, daß sie durch diese Beschränkung der natürlichen Freiheit der Nachdrucker und durch besondere Begünstigungen an die Verleger einer unbilligen Steigerung der Bücherpreise keinen Vorschub thue.

Dem gemäß sey das Beste, den Bucherverlag in Form eines Privilegiums (oder Monopols) gegen den Nachdruck, jedoch beschränkt auf eine bestimmte Zahl von Jahren, zu begünstigen.

Die königliche Regierung verwirft daher als nicht zweckmäßig die von der Bundestags-Commission gemachten Vorschläge zu einer Büchertaxation gegen willkürliche Steigerung der Bücherpreise, und anstatt der von der Commission vorgeschlagenen Verordnung: den Nachdruck eines Buches die ganze Lebenszeit des Verfassers hindurch, und nach dessen Tode noch 15 oder 10 Jahre lang allgemein zu verbieten, — rath sie an, jedes Buch nur die ersten sechs Jahre nach seiner ersten Erscheinung gegen den Nachdruck zu schützen. Eine solche Sicherheit für den Verkehr durch ganz Deutschland werde dem Verleger alle nöthigen Vortheile sichern.

2) Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspuncte des Rechts, der Moral und Politik betrachtet, von D.

Lud. Fr. Griesinger. Stuttgart, bei (dem Nachdrucker) U. F. Macklot, 1822, enthält die weitere Ausführung einer Rede, welche der Verfasser, ein Rechtsgelehrter, den Nachdruckern zu Lieb vor den württembergischen Ständen gehalten hat.

In dem Vorwort sagt der Verfasser: „Wer keinen Widerspruch ertragen kann, gesteht damit selbst, daß Vorurtheil ihn beherrsche.“ An dieser Gallenkrankheit liegt die Wahrheit selbst danieder: einleuchtende Wahrheiten vertragen keine scheinbaren Gengruppde.

Die Rede selbst behauptet 1): Der Nachdruck ist auf jeden Fall ganz rechtmäßig und durchaus nicht gesetzwidrig. Für diesen Satz wird aus verworrenen Begriffen folgendes Raisonnement entwickelt. S. 12 steht: jeder Mensch sey nach dem Naturrecht und nach dem Civilrecht berechtigt, jedes Buch, von dem er ein Exemplar gekauft hat, nachzudrucken; denn der rechtmäßige Eigenthümer einer Sache könne von derselben jeden beliebigen Gebrauch machen, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieses einem Dritten schädlich oder unschädlich sey. Der Verf. führt dafür als Beispiele an: ich darf in meinem Garten einen Brunnen graben, wenn ich dadurch gleich des Nachbars Brunnen verderbe; ich darf auf meinem Grund und Boden bauen, wenn ich gleich dem Nachbar Luft und Licht verbaue. Wir fahren fort: ich darf auf meinem Grund und Boden dem Nachbar den Mühlbach abgraben. „Rein!“ wird der Herr Doctor erwidern, „das dürfte man wohl nach dem Naturrecht, aber das Civilrecht hat es verboten.“ Wir sagen weiter: aber mit meinem Feuerzeug darf ich mein Haus anzünden und wegbrennen machen, wenn auch die ganze Stadt mit abbrennt; was kümmert mich der Schaden andrer Leute? Mit meinem Gewehr, meinem Pulver und Blei darf ich jeden Nachbar niederschießen; was hat er mir das Zielen und Schießen mit meinen Sachen zu wehren? dum jure meo utor, neque ini facio injuriam. „Um Gottes willen!“ ruft der Herr Doctor, — „so geht es nicht, welche thörichte Rechtsverdrehungen!“ Aber, entgegnen wir, dennoch folgt es aus dem S. 12 geäußerten Grundsatz *). Meine eigne Sache

*) Sehr treffend, und, wie uns dünkt, hinlänglich abweisend, erwidert der geh. R. Schmid in der unten anzuführenden Schrift auf unsers Verf. Satz: meine Sache darf ich beliebig nachmachen und das Nachgemachte verkaufen, — auch deine Banknoten?

für sich darf ich behandeln, wie ich will; wenn ich aber mit denselben auf andere Sachen oder Personen einwirken will, so muß ich erst zusehen, ob dies erlaubt oder verboten sey.

Also was erlaubt ist, das ist erlaubt; folglich muß der Nachdruck erlaubt seyn in jedem Falle, in dem er erlaubt ist!?

Und die Moral?

2) „Der Nachdruck kann überhaupt nicht für unmoralisch gehalten werden, und wäre dies auch der Fall, so folgt doch

3) daraus nicht, daß er gesetzlich verboten werden müßte.“

Für 2) kann freilich dem Verfasser der Beweis nicht fehlen. Wäre nämlich das natürliche Nachdruckrecht, welches nach dem Verf. jedem Menschen gegen jeden Schriftsteller zusteht, bewiesen, so könnte der Nachdruck, als solcher, gewiß nicht unsittlich genannt werden. Für 3) geht der Verf. wieder gar nicht näher auf die Verhältnisse zwischen Schriftsteller und Nachdrucker ein, sondern erzählt uns etliche schauerliche Anekdoten, aus denen klar werden soll, daß nicht jede unsittliche Handlung widerrechtlich sey, welches wir ihm auch ohne jene Anekdoten zugegeben hätten.

Daraus folgt aber wieder nur, daß, wenn man die Art der Schändlichkeit, welche, der öffentlichen Meinung nach, auf der Nachdruckerei lasten soll, nicht näher untersucht, man auch nicht weiß, ob er gesetzlich gehindert werden solle, oder nicht.

Endlich 4) behauptet der Verf., daß ein Verbot des Nachdrucks, selbst politisch betrachtet, im Allgemeinen nicht rathlich sey. Er beweist dies auf die herkömmliche Weise durch die zwei bekannten Gründe, nämlich den wohlfeilen und den theuern. Das Verlagsrecht sey ein Monopol, alle Monopole seyen bekanntlich schädlich, der Nachdruck öffne dagegen die freie Concurrenz und mache die Bücher wohlfeil. Zweitens der Nachdruck mache, daß das liebe, theure Geld im Lande bleibe, ja wohl noch mehr herein komme.

Indessen so verworren und oberflächlich der Gedankengang des Verf. uns erscheint, so müssen wir dagegen doch die Lebendigkeit seiner Rede loben, welcher wir zum Theil die Anregung mancher andern Stimmen für die Wahrheit danken, und endlich ihm in seinem schließlichen Antrag an die württembergische Kammer, daß die königliche Regierung keine Separat-Verfügungen in dieser Angelegenheit treffen, sondern dahin wirken möge, um einstimmige Verordnungen für ganz Deutschland zu erhalten, vollkommen beistimmen.

Nach dem Durchlesen dieser Schrift drängte sich uns der Gedanke auf: wie sehr die Freunde der Fehden es bedauern müssen, zur Zeit des großen Maximilian gegen das Gesetz des Landfried-

dens keinen solchen Vertheidiger gefunden zu haben. Alle Hauptgründe des Verf. kommen auch jenen zu statten.

Dies hätten sie etwa auf folgende Weise geltend machen können, wobei wir die Belege in vorliegender Schrift nach den Seitenzahlen nachweisen.

Wurde nicht Dherma, der alte indische Gott des Rechtes, selbst als Hermes oder Mercurius ein Beschützer der Diebe? Nahm nicht der weise Lykurg die Erlernung des Diebstahls unter die Gegenstände des Unterrichts für die lakédämonische Jugend auf? „Dies muß uns schon etwas mißtrauisch machen gegen die Behauptung, welche jetzt so allgemein angenommen wird, daß nämlich aller Straßenraub widerrechtlich sey“ (S. 11). Ohne uns also um solche Vorurtheile zu kümmern, wollen wir zeigen 1), daß der Straßenraub in offener Fehde auf jeden Fall ganz rechtmäßig und durchaus nicht gesetzwidrig sey.

„Das Recht des Straßenraubs ist un widersprechlich, und zwar nicht nur nach dem Naturrechte, sondern selbst nach dem Civiltrechte. — Nach dem Natur- und nach dem Civiltrechte kann der rechtmäßige Eigenthümer einer Sache jeden beliebigen Gebrauch von ihr machen, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieses einem Andern schädlich oder nützlich sey“ (S. 12. 13). Der Räuber darf also mit seinen Waffen sich der Güter Anderer bemächtigen und sie für sich gewinnen, ohne sich darum zu bekümmern, wem er dadurch Schaden zufügt. Sollte das Civiltrecht etwas dagegen verordnen, so wäre dies nur eine gewaltsame Beschränkung der Raubfreiheit, welche dem Naturrechte nach jedem Menschen gegen jeden Andern zusteht. Allein auch dem römischen Civiltrecht nach ist der Straßenraub in offener Fehde offenbar erlaubt. Denn in diesem Rechte ist die leichteste und einträglichste Erwerbungsart von Eigenthum die Erbeutung, und der Rechtstitel dazu, daß die Beute im Kriege dem Feinde abgenommen sey. Das in offener Fehde geraubte Gut ist also auch nach römischen Rechte das Eigenthum des Räubers.

2) „Der Straßenraub in offener Fehde kann selbst nicht überhaupt für unmoralisch gehalten werden, und 3) wäre auch dieses der Fall, so würde daraus nicht folgen, daß er gesetzlich verboten werden müßte.“ Dafür gelten alle Gründe, welche der Verf. von S. 29 bis 45 für den Nachdruck angeführt hat; man kann aber für den Straßenraub noch weiter anführen, wie er die Tugenden der Vorsicht, Klugheit und Tapferkeit ausbilde.

4) „Ein Verbot des Straßenraubes ist auch, selbst politisch betrachtet, im Allgemeinen nicht rätlich.“ Die gesetzliche Beschränkung der natürlichen Raubfreiheit jedes Menschen gibt dem Kaufmann, der seine Waare mühsam erhandelt hat, nur ein Monopol

ihres Verkaufes. (S. 46). Alle Monopole aber sind schädlich und haben eine unbillige Uebertheuerung der Waare zur Folge (S. 49 u. f.) Dagegen zeigt die Erfahrung, daß geraubtes Gut viel wohlfeiler abgelassen werden kann; es wird daher weit natürlicher seyn, guten Köpfen ihr Recht, sich der Kaufmannsgüter auf der Heerstraße zu bemächtigen, nicht zu beschränken; ja, wenn die Politik dieselben besonders auf das sogenannte Transitogut aufmerksam macht, so kann unser Volk dadurch noch bedeutend bereichert werden. Quod erat demonstrandum!

Soviel nun hiedurch für die gesetzliche Freigebung des Straßenraubes bewiesen ist, eben soviel hat Hr. Gr. für die gesetzliche Beschützung des Nachdruckes bewiesen!

Gegen diese, in Nr. 1 und 2 enthaltenen Beurtheilungen der alten Streitfrage haben sich jetzt wieder drey deutsche Männer in freisinniger, kräftiger und gesunder Rede, der geheime Rathenrath Paulus in Heidelberg, Professor Krug in Leipzig und der geheime Rath Schmid in Jena, nebst noch einem Ungenannten, hören lassen.

3) Der Büchernachdruck aus dem Gesichtspuncte des Rechts, der Moral und Politik. Gegen Dr. L. F. Griesinger von Dr. Karl Ernst Schmid. Jena, bei Friedrich Frommann, 1823.

Eine sehr beachtenswerthe Schrift, welche, wenn sie schon der Form nach nur eine Streitschrift gegen Griesinger scheint, doch weit reicher an Inhalt ist und uns eigenthümliche, schöne Beleuchtungen zum Theil von weit allgemeineren Wahrheiten gibt, als die der genannten Streitfrage gehörenden.

Auf eine gelehrte, geschichtliche Einleitung, die gesetzlichen und schriftstellerischen Verhandlungen über den Nachdruck betreffend, folgt zuerst die Beleuchtung der Sache von Seiten der Moral. Eine vortreffliche kleine Rede über die große Wahrheit, daß für den Menschen die Pflicht früher ist, als das Recht. „Daraus, daß die Rechtsgesetze nicht alle unsittlichen Handlungen verbieten können, folgt noch bei weitem nicht, daß die äußere Gesetzgebung von der innern ganz getrennt sey, und sich ohne alle Rücksicht auf die Gehalte der Moral nur mit Aufrechterhaltung der Rechtssicherheit zu beschäftigen habe. Dies ist das, was Hugo die Todtschlagsmoral genannt und mit Recht bekämpft hat. Durch nichts hat sich die ganze Rechtswissenschaft mehr Schaden gethan, sich den Völkern mehr entfremdet und das Zutrauen auf die Rechtspflege mehr vernichtet, als durch diese unglückliche Losreißung von der Herrschaft der Moral und der mit dieser auf das innigste verknüpften Religion.“ — Dies führt weiter auf den Satz: „Das an sich und schlechthin Unsittliche, Schändliche, Nichtswürdige kann nie den

Schutz des äußern Rechts genießen; es kann nie ein Recht erworben werden, dergleichen Handlungen von Andern zu fordern; es kann kein Recht geben, sie selbst zu begehen, oder zu deren Begehung den Schutz des Staates in Anspruch zu nehmen."

Davon nun die Anwendung auf unsre Streitfrage: „Wäre also der Nachdruck überhaupt und an sich unmoralisch, so müßte er auch von der positiven Gesetzgebung unbedingt verworfen werden." — Daß nun diese Unmoralität des Nachdrucks stattfindet, zeigt der Verf. sehr klar besonders dadurch, daß er den allein angefochtenen Nachdruck als „die Vervielfältigung der von einem Andern zuerst verlegten Schrift, welche durch den Druck in der Absicht geschieht, aus dem Verkaufe derselben ein vortheilhaftes Gewerbe zu machen" — von andern unschuldigen Arten, zu drucken und wieder zu drucken, unterscheidet.

Ferner was das Recht betrifft, so kann es nicht darauf ankommen, ob die Verlagsrechte schon hier oder da positiv anerkannt seyen, auch nicht darauf, ob sie sich nach andern positiven Rechtsinstituten vor Gericht beurtheilen lassen, sondern es handelt sich ja gerade um eine neue Gesetzgebung, für welche Burke sagt: to follow, not to force the public inclination, to give a direction, a form, a technical dress and a specific sanction to the general sense of the community, is the true end of legislature. Es soll hier nur nach den natürlichen Bedingungen, nach denen Schriftstellerei und Buchhandel in unser bürgerliches Leben eingreifen, bestimmt werden, welche Festsetzung, Anordnung und Sicherstellung von Verlagsrechten dem gemeinen Besten am zuträglichsten sey. Für die Beantwortung dieser Frage ist aber der unvermeidliche Grundgedanke, daß die Rede eines Verfassers in ihrer äußerlich mittheilbaren Form, des Verfassers (wenn schon nicht römisches) Eigenthum ist, mit welchem, als dem seinen, er in das bürgerliche Gewerbe einzugreifen vermag. Dieses Recht muß jede Gesetzgebung hier achten und schützen, wenn sie ein für die gesellige Ordnung zweckmäßiges, und also auch der gebildeten öffentlichen Meinung entsprechendes Recht herstellen will. Diesem Recht aber ist jeder Nachdruck wider den Willen des Verfassers ganz zuwider.

Aus dem Gesichtspunct der Politik sind die allbekannten zwei Gründe für den Nachdruck: wohlfeile Bücherpreise und Zurückhalten des Geldes im Lande. Der Verf. zeigt im folgenden Abschnitt treffend und wichtig die Grundlosigkeit und die Widersprüche in dem, was Herr Griesinger darüber gesagt hat. „Wenn der Nachdruck allgemein gestattet würde, müßte unfehlbar der ganze Buchhandel sich auf mittelmäßige Schriften beschränken;

welche mit geringen Kosten, bei geringem Absatz, einen geringen Gewinn versprächen. Größere Unternehmungen aber, auf welche gelehrte und talentvolle Männer Zeit, Mühe und Kosten aufwenden, Reisen machen, Hülfsmittel herbeischaffen müßten, könnte kein Buchhändler mehr unternehmen. Denn, so wie sie einigen Gewinn versprächen, fielen der Nachdrucker darüber her, könnte alle jene Kosten ersparen und durch geringere Preise, bei welchen er doch mehr gewönne, als der erste Unternehmer, alle Käufer an sich locken."

Der folgende Abschnitt hat die Ueberschrift: *Autoritäten*. Der Rechtslehrer bedarf überall dieser Autoritäten, „denn das ganze Geschäft des Juristen, er handle als Richter, als Sachwalter oder als Berather der Gesetzgebung und Rechtslehre, besteht, vornämlich darin, das im Volke bereits herrschende Recht zu finden, mit sich selbst und seinen obersten Grundsätzen in Uebereinstimmung, in eine wissenschaftliche Form und endlich zur Anwendung zu bringen, und er ist hierdurch nothwendig verpflichtet, seine Sätze als geltende, oder als consequente Folgerungen des Geltenden durch Zeugnisse zu belegen. Die nachtheiligsten Mißgriffe der Gesetzgebung sind immer gerade daraus entstanden, daß man die Gesetze nicht aus den im Volke herrschenden Begriffen von Recht und Sitte abgeleitet hat.“ — „Die Freunde der Nachdrucker führen nun wohl als Autoritäten eine ansehnliche Reihe von angeblichen Philosophen auf, welche den Nachdruck für rechtmäßig erklärt haben sollen, aber, wenn man davon diejenigen austreicht, deren Stimme unter den Philosophen gar nicht gezählt werden kann, so wird unter den übrigen schwerlich ein einziger gefunden werden, welcher den Nachdruck an sich in Schutz nehme.“ Für unbillig, für schändlich hält ihn ein Jeder, nur zweifeln Viele, ob er den bestehenden positiven Rechten zuwider laufe.

Mit großer Sachkenntniß und Gelehrsamkeit zeigt dann der Verf., wie überall die gewichtigsten Stimmen, alle ausländischen und die meisten deutschen positiven Verfügungen schon gegen den Nachdruck zusammensimmen.

Endlich der letzte Abschnitt, die Resultate überschrieben, enthält sehr beachtenswerthe Vorschläge für eine neue Gesetzgebung über diese Gegenstände, besonders in Beziehung auf Deutschland. Es wird besprochen: 1) das Verhältniß des Bundesgesetzes zum Landesgesetz; 2) Rechtsverhältniß des Schriftstellers zum Verleger; 3) Eigenthum des Verfassers; 4) Verlagsrecht des Verlegers; 5) über welche Gegenstände sich der Schutz gegen den Nachdruck verbreiten solle; 6) Bestrafung des Nachdrucks; 7) Verbot des Kaufens nachgedruckter Bücher; 8) Bücherpreise.

Der Verf. schließt: „Man wird nicht vergessen, daß die Wichtigkeit der Sache nicht in dem Interesse der Schriftsteller und Buchhändler gesucht werden darf, sondern in den Folgen, welche sie für wissenschaftliche und sittliche Bildung des Volks hat, für die gesammte Literatur, für die treue Ueberlieferung eines von den Vorfahren uns anvertrauten Schazes. Und wenn man sich endlich auch sogar über diese beruhigen könnte, so ist schon die Ueberzeugung von der Rechtswidrigkeit und Unsittlichkeit des Nachdrucks, welche in der öffentlichen Meinung so fest steht, ein hinreichender Grund, auch die Gesetze damit in Einstimmung zu bringen.“

4) Schriftstellerei, Buchhandel und Nachdruck rechtlich, sittlich und klüglich betrachtet. Eine wissenschaftliche Prüfung des von Wangenheim'schen Vortrages darüber beim Bundestage. Vom Professor Krug in Leipzig. Leipzig, bei F. A. Brockhaus, 1823. *).

—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

5) *Reflexionen über den Büchernachdruck* — besonders zur Gewinnung eines neuen Standpunctes in Betreff seiner Widerrechtlichkeit. Aus Veranlassung des Vortrages der königl. würtemb. Gesandtschaft bei der hohen deutschen Bundesversammlung. Fiat, Justitia! Heidelberg. Neue akad. Buchh. von Karl Groos. 1823.

Der Verf. dieser Schrift zeigt, daß, wenn schon die im genannten Vortrage zu Grunde gelegte Behauptung, das Verlagsrecht sey kein Eigenthumsrecht, zugegeben werde (wie er sie denn auch wirklich zugibt), so folge daraus doch noch nichts Entscheidendes für

*) Da diese Schrift des Herrn Prof. Krug wegen einiger darin, in Betreff der Bundes-Versammlung, enthaltenen unzulässigen Aeußerungen im Königreich Sachsen verboten worden, so hat nach Entscheidung der höchsten Censurbehörde auch die kritische Beurtheilung und Analyse, welche der Verf. dieses Aufsatzes von dieser Schrift gegeben hatte, hier nicht abgedruckt werden dürfen.

die Streitfrage; denn jenes Recht könne ja ein persönliches Recht seyn. Hier hätte er aber lieber nur ein vom Eigenthum verschiedenes Recht sagen sollen; denn ein persönliches Recht nach dem herkömmlichen Sprachgebrauch ist das Recht des Schriftstellers auf seine Werke und den Erwerb durch sie nicht. Er sucht dann zu beweisen, daß jeder Schriftsteller sich ein solches persönliches Recht durch seine eigene Thätigkeit bei Abfassung der Handschrift erwerbe, und dadurch ausschließlich über den Gebrauch derselben und den Erwerb durch dieselbe zu verfügen habe. Er nennt als unantastbares Princip dieses Theiles der Gesetzgebung: „Der geistige Arbeiter ernte ungestört die Früchte seines Fleißes, das ausschließliche temporäre Verlagsrecht desselben ist ewige Wahrheit unter dem Schutze des Staates. Zum Gericht mit dem Nachdrucker, Strafe und Schande dazu bedecke seinen Frevel!“ — Daraus folgert er aber nur den Vorschlag einer zwanzigjährigen Dauer des Verlagsrechtes zur gesetzlichen Bestimmung bei reinwissenschaftlichen Werken, während er sogenannte gemeinnützige Schriften sehr bald dem Nachdruck preisgeben will.

Hier möchte es dem das Gute wollenden Verf. an Sachkenntniß fehlen. Sein Vorschlag läßt keine gesetzliche Schärfe zu, und würde die Sicherheit des Buchhandels ganz vernichten. Der sicherste Fonds des Buchhandels liegt in diesen Schul- und andern gemeinnützigen Büchern. Verdirbt man diesen Theil des Buchhandels, um wohlfeile Waare zu erhalten, so wird bald kein Buchhändler mehr im Stande seyn, reinwissenschaftliche Werke zu honoriren, und sich schwer entschließen, im gemeinnützigen Fach etwas Neues zu unternehmen.

Kein Gesetzvorschlag taugt hier zur Anwendung, wenn dabei nicht genau mit bedacht ist, mit welchem Wagniß die Buchhändler bei weitem den größten Theil ihrer ganz neuen Werke übernehmen müssen.

6) Des schriftstellerischen Erwerbrechts Vertheiligung. In vier offenen Schreiben an Se. Excellenz, den k. w. Staatsminister und Bundestagsgesandten, Freiherrn von Wangenheim: Die beliebige Verkürzung des vom Eigenthum untrennbaren Erwerbrechts, das Allgemeinmachen der erweislich rechtswidrigen Nachdruckerei, die Verderblichkeit des Unrechts und die Vereinbarkeit des Rechts mit dem Nutzen in dieser Sache betreffend. Als Beilagen zum literarischen Conversationsblatt. 1823. Nr. 5 bis 9.

Nach dem Vorwort zuerst eine reiche, sachkundige, klare Beleuchtung des Sages: Auch der Schriftsteller Erwerbrecht

ist, so lange es niemand Unrecht thut, ein unverletzlich fortdauerndes Recht. Möchte das hier Gesagte doch von denen genau erwogen werden, welche in dieser Sache zur Gesetzgebung mitwirken können!

Ist es je einem Menschen eingefallen, dem Gesetzgeber zu rathen, die Handelshäuser allzu glücklicher Wechsler, Kaufleute, Fabrikanten dem Volke nach einer bestimmten Zahl Jahre preiszugeben, weil diese Leute nun schon genug verdient hätten und durch ihren Reichthum bewiesen, daß sie zu hohe Preise machten? — Und ist nicht gegen das Gewerbe der Schriftsteller dieses eine oft wiederholte Rede? — Warum will man unter allen Verkäufern allein den Schriftsteller zwingen, für ein geringes Entgelt zu arbeiten? — Vielleicht nur, weil gerade in sein Gewerbe ohne besondern Schutz der Gesetze so leicht raubgierige Eingriffe mit Erfolg gemacht werden können?

Hören wir hier nur des Verfassers folgende Worte: „Was wäre aus irgend einem Rechtsgrunde dagegen zu sagen, wenn Schiller u. A. seine Schriften seinen Erben als ein Majorat oder besser als ein Fideicommiß hätte hinterlassen können? Welcher Rechtsgrund ist denkbar, um ihnen das Eigenthum der Erbschaft und dadurch das Recht, dadurch auch wieder, auf so lange es möglich ist, sich eine Rente zu erwerben, — abzuspochen? Wer wird dagegen sagen wollen: „die Erben können nichts mehr für das Product thun. Sollen sie von dem, was der (geistig und um des Geistes willen geadelte) Vater allein verdient hat, auf unbestimmbare Zeit hinaus eine Rente ziehen?“ Ich denke nicht, daß die Gesetzgebungen unsrer Tage gegen ein so ruhmvoll selbstgestiftetes Majorat oder Familien-Fideicommiß Einwendungen machen möchten, welche doch alle aus dem Staatsvermögen jemals genomme Erbschaften dieser Art zugleich treffen müßten.“

„Weil Schiller, Herder es nicht erlebten, daß ihr Eigenthum und Erwerbmittel nach sechs Jahren im ganzen biedernd Deutschland für vogelfrei, für *res nullius*, *cedens primo occupanti*, erklärt werden sollte, so vermochten sie wenigstens noch ihr eigenthümliches Erwerbrecht für eine unbestimmbare Anzahl von Ausgaben sich nach einer freiwilligen Schätzung von einem klugen, aber auch auf den Staatsschutz rechnenden Verleger zum voraus bezahlen zu lassen und zu ihren eigenen Bedürfnissen anzuwenden.“

„Weil Viele eine Schrift recht wohlfeilen Kaufs zu haben Lust hätten, daraus soll am Ende gar — ein Bedürfnisrecht fingirt werden, um das endlich doch unleugbar gewordene Erwerbrecht des Pro-

ducenten, sogar während er noch lebt, ihm nach sechs Jahren ohne Weiteres zu nehmen?"

Zum andern wird behauptet: Nachdruckerei ist Unrecht an sich, als Verletzung eines an sich bedingten Verkaufsvertrags. Der französische Handelsstand erbat sich einst von Colbert nur die Gnade: laissez nous faire! Dieses laissez les faire wendet der Verf. mit gleichem Reichthum an Sachkenntniß, wie im Vorigen, auf den Buchhandel an. Um die Rechtswidrigkeit des Nachdruckergewerbes zu zeigen, wird besonders der bekannte Pütter'sche Rechtsgrund ausgeführt: die Natur des Buchhandels bringt von selbst mit sich, daß jeder Käufer eines Buches, (der nicht blödsinnig ist,) weiß, „er müsse die Copie entweder stehlen, oder er könne sie zu Kauf nur unter der stillschweigenden Bedingung erhalten, sie nicht zum Schaden dessen, für den alle vom Manuscripte mögliche, verkäufliche Copien rechtliches Erwerbsmittel sind, zu gebrauchen.“

Der letzte Brief enthält die Prüfung der rechtlich scheinenden Gegengründe, besonders in Rücksicht des k. w. Entschens. Wir verweisen auf die Blätter selbst, um nicht zu viel abzuschreiben. Nur noch folgende Worte: „Wo denn aber der deutsche Bund im Ganzen, oder wo ein Bundesstaat das privatrechtliche Eigenthum eines Schriftstellers, als für viele auf das wohlfeilste wünschenswerth, anerkennt, o! da wird er gewiß die Nation dadurch ehren, daß es nur — gegen vorgängige vollständige Entschädigung geschehe. Wie gern wird eine Familie, die von einem der Ihrigen ein solches ausschließliches Erwerbsrecht hätte, in die billige Entschädigung auch die Ehre einrechnen, der Nation etwas für nothwendig, für classisch Anerkanntes gewähren zu können! Nicht mehr ein Sandstein, sondern die Nationalentschädigung selbst, wird das Monument dessen seyn, welcher der Nation die Ehre verschaffte, in ihm sich also ehren zu können.“

„Wären Schiller's Schriften noch Familieneigenthum, wie könnte Württemberg sich den Genius des im edelsten Sinne so württembergisch gebliebenen Landmannes wieder ehrenvoller zu eignen, als durch den Ankauf und die allgemeinste Verbreitung seiner geistigen Reliquien?“

Aus dem Ganzen dieser neuen Verhandlungen über die Buchverlagsrechte wird der Hauptgewinn hervorgehen, daß die Discussion nicht mehr nur bei leeren, naturrechtlichen Abstractionen und

Vergleichungen mit positiven Rechtsbegriffen stehen bleibt, sondern auf das wahre Verhältniß hinweist, in welchem die Schriftstellerei und ihr Buchhandel zum bürgerlichen Leben stehen, auf das Verhältniß, welches allein das lebendige Recht in diesen Dingen zu bestimmen vermag, das Recht, welches sicher zu stellen und zu ordnen, der alleinige Zweck der Gesetzgebung seyn sollte.

Sehen wir endlich noch einige eigene Bemerkungen hinzu! Wir beschränken uns dabei auf den Satz: unsre Gerichte hätten, so gut wie die holländischen (wahrlich wohl eben so tüchtig romanistisch ausgebildeten), ohne erst besondere gesetzliche Bestimmungen zu fordern, die Klagen der Schriftsteller gegen den Nachdruck hören sollen. Sie haben sich nur durch falsche Vergleichung der Begriffe irre machen lassen, indem sie das Recht des Schriftstellers oder gar nur den Verlags-Contract auf falsche Weise mit positiven Rechtsbegriffen zusammenstellten, die da nicht hingehören. Die Sache richtig beurtheilt, hat auch nach gemeinem oder römischem Recht der Schriftsteller eine genannte Klage gegen den Nachdrucker.

1) Die Unbestimmtheit in den Streitigkeiten über Schriftsteller- und Verleger-Recht rührt einzig her von der Einnengung einseitiger römischer Rechtsbegriffe in die Beurtheilung solcher Rechtsinstitute, die den Römern unbekannt waren.

Es war allerdings höchst unpassend, das Rechtssystem einer heidnischen Despotie dem Leben christlicher Völker in monarchischen Staaten unterzuschleichen. Besonders mußten die dem freien Gewerbsleben der neuern Völker dienenden Rechtsinstitute dadurch verkümmert werden.

Das unglückliche erste Gesetz in des Cajus Institutionen ist: *homines sunt vel liberi vel servi*. Die *homines servi* sind aber wie Pferde, Schlachtvieh u. a. *res corporales*, die von ihrem Eigenthümer beliebig gebraucht und verbraucht werden dürfen. Die *homines liberi* sind dagegen zwar einstweilen Personen, können aber doch leicht durch die *occupatio bellica* in *servos* verwandelt werden. Diese rohe Sklavenwirthschaft mußte dem Gewerbsleben eine weit unedlere Gestalt geben, als diejenige, welche sich in der christlichen freien Betriebsamkeit der Handelsstädte auszubilden anfing.

Ein Jäger kauft sich sein Wild nicht auf dem Markte, sondern da sucht er sich etwa nur Jagdhunde, um sich sein Wild selbst zu jagen, wenn er sich nicht auch seine Hunde auf dem eigenen Gehöfte abrichtet. Auf ähnliche Art ging es einem gut-römischen Hauswirth mit den Handwerken. Er kaufte nicht eben seine Tische, Kleider, Wagen, sondern er kaufte sich lieber auf dem Markte die Tischler, Schneider, Stellmacher selbst, oder er ließ sich solche auf seinen Gehöften abrichten.

Die Rechtsbegriffe, die in einem solchen Volksleben entwickelt waren, können freilich auf unser freies Gewerbsleben nur sehr schlecht passen. Nun hatten aber die Doctoren den unglücklichen Einfall, anstatt das römische Recht zu studiren und seine Folgerichtigkeit auf das lebendige Recht unsrer Völker anzuwenden, dieses lebendige Recht zu unterdrücken und ihre lateinischen Definitionen anstatt dessen unterzuschieben. Das hat der freien Fortbildung unsers Gewerbslebens sehr geschadet.

Unter andern hat denn dies auch die Folge gehabt, daß die Grundbegriffe des Sachenrechtes sehr unvollkommen ausgebildet wurden. Das vollständige Recht auf eine Sache nennen die römischen Rechtslehrer *dominium*, beschränken dann aber das *dominium* auf den handgreiflichen Fall von bestimmten körperlichen Sachen. Ein ähnliches Sachenrecht auf unkörperliche Sachen hat im Allgemeinen gar keinen Namen, und die damit in Verbindung stehenden Gesetze sind äußerst roh geblieben. Schöne Bilder achtet der römische Gesetzgeber wohl noch: wer ein fremdes Bret bemalt hat, darf das Gemälde behalten, wenn er das Bret bezahlt; wer aber aus Versehen das künstlichste Bildwerk aus fremdem Wachs oder Erz formte, der ist desselben an den Eigenthümer des Wachses oder Erzes verlustig, und jede Schrift gehört dem Eigenthümer des Blattes, worauf sie geschrieben. An den Werth, den die Schrift als solche haben kann, denkt hier der Gesetzgeber nicht einmal, sondern höchstens an die theure Farbe, womit die Buchstaben gemacht sind.

Dies nun trifft unsern Fall. Je freier sich selbstständige, gewerbtreibende Stände in einem Volke über den bloßen Grundbesitz erheben, desto mannichfaltiger bilden sich geordnete Geschäfte, welche für sich, oft ohne an irgend einen Grundbesitz angeknüpft zu seyn, als unkörperliche Sachen, Gegenstände eines Eigenthumsrechtes werden.

Vergleichen Realrechte bilden sich, wie eben auch die Beschränkungen des *dominium* durch Servituten und Aehnliches, zuerst durch den Gebrauch (*usus*) und die Gewohnheit (*consuetudo*). aus, bedürfen aber meist hintennach noch, um jeden Streit vor dem Richter schlichten zu lassen, besonderer gesetzlicher Bestimmungen.

So haben sich denn seit der gewerbsmäßigen Ausbildung der Druckerei die Geschäfte der Schriftstellerei und des Bucherverlags durch Gebrauch und Gewohnheit zu so festen Rechtsordnungen ausgebildet, daß das Recht des Schriftstellers auf sein Werk nicht als auf beschriebenes Papier allein, sondern als auf eine unkörperliche Sache so bestimmt als literarisches Eigenthum feststeht, daß die Gesetzgebung desfalls nur noch wenige Nebenverhältnisse fester zu-

oednen nöthig hat. Diese Rechte sind also freilich kein lateinisches, aber wohl neues deutsches Eigenthum, und die Beeinträchtigungen, die sich der Nachdrucker dagegen zu Schulden kommen läßt, sind freilich kein furtum, aber doch dem Diebstahle nahe verwandt.

Der Streit darüber, ob ohne besondere Geseze nach allgemeinen, also wohl römischen Grundsätzen, der Schriftsteller eine Real-klage gegen den Nachdrucker habe, wird sich daher immer leicht in Wortstreit verlieren. Jedoch läßt sich nicht leugnen, daß durch Gebrauch und Gewohnheit allein neue Rechte im Staate entstehen können, die der Richter anzuerkennen hat; und will man das Autorrecht als ein solches hinlänglich festgestelltes Realrecht gelten lassen, wogegen ich keinen wesentlichen Grund sehe, so würden die Streitigkeiten über die Erwerbungsart hierbei leicht nach Analogie der römischen Lehre von der Specification geschlichtet werden können. Die Institutionen sagen (l. 2. t. 1. §. 25.): Si ea species ad priorem et rudem materiam reduci possit, eum videri dominum esse, qui materiae dominus fuerit: si non possit reduci, eum potius intelligi dominum, qui fecerit. Für unsern Fall entspricht dieser rudis materia die eigene Rede des Verfassers, und Specificationen derselben sind die Abschriften und Abdrücke derselben. Wer seine Rede nach Wort und Gedanken nur so aus der Rede eines Andern zusammensetzt, daß sie gar nicht zu einer eigenen Rede wird, sondern ganz auf die erste zurückgeführt werden kann (ad priorem materiam reduci potest), der begeht ein sogenanntes literarisches Plagium. Wer die Rede eines Andern abschreibt oder abdruckt, macht eine Specification derselben, an welche der Verfasser derselben nach Analogie dieses Gesezes, wenn sonst nichts im Wege steht, Eigenthumsansprüche machen darf.

2) Doch eine so geistige Ansicht der Sache ist der Handgreiflichkeit der römischen Begriffe vom dominium so sehr zuwider, daß wir ihre Anwendung auf rechtliche Ordnung des literarischen Verkehrs neuern, bessern Gesezgebungen überlassen wollen. Nach römischem Recht würden wir dem Schriftsteller nicht rathen, ein Realrecht an seine Werke geltend zu machen, aber ein persönliches, vor Gericht zu verfolgendes Recht gegen den Nachdrucker wird ihm ein Jeder, der die Begriffe richtig vergleicht, unstreitig zugestehen müssen. Dafür brauchen wir nur die von Kant in der Abhandlung: von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks geltend gemachten Gründe näher zu erläutern.

Durch Gebrauch und Gewohnheit ist der Buchhandel ein regelmäsiges Geschäft geworden, in welchem der Schriftsteller seine Rede im Volke bekannt macht. Für dieses Geschäft der Bekannt-

machung seiner Werke ist der Schriftsteller unstreitig nach der Natur der Sache der dominus negotii, der Eigenthümer des Geschäfts, ohne daß es dafür irgend einer besondern gesetzlichen Bestimmung bedürfte. Wer wird läugnen, daß über Thee und Kaffee ein Kauf-Contract abgeschlossen werden könne, obgleich Cajus und Ulpian weder Thee noch Kaffee getrunken haben? Wer wird läugnen, daß auf den Fall, wo jemand für mich Wechselgeschäfte besorgt hat, die Gesetze über negotiorum gestio anwendbar seyen, wenn gleich das römische Recht diese Art von Geschäften noch nicht kannte?

Dasselbe gilt von dem buchhändlerischen Vertrieb eines Werkes. Es scheint also unbestreitbar, daß nach gemeinem Rechte da, wo keine besondern Verordnungen dagegen gegeben sind, jeder Schriftsteller gegen den, der sein Werk nachdruckte, die actio negotiorum gestorum directa haben sollte. Der Nachdrucker führt fremde Geschäfte ohne Vorwissen und meist wider Willen des dominus negotii; sein Gewerbe wird widerrechtlich, sobald er seinen Gewinn dabei sucht *), und sonst, sobald der Schriftsteller sich dagegen erklärt **); der Nachdrucker sollte gehalten seyn, (höchstens, wenn er bona fide verfuhr, bei Erstattung der Druckkosten) die ganze Auflage und den schon gemachten Erlös an den Autor auszuliefern, oder auf eine ähnliche gesetzlich zu bestimmende Weise, sich seinem Willen zu fügen, auch außerdem noch, wenn er, wie gewöhnlich, die Mißbilligung des Schriftstellers schon zum voraus weiß, also mala fide handelt, einer Strafe unterliegen.

3) Ein Hauptfehler, der diese Beurtheilung einer wenig schwierigen Sache so schwankend bleiben ließ, lag darin, daß man das Rechtsverhältniß zwischen Schriftsteller und Verleger nicht richtig beurtheilte.

Man nennt die Bezahlung des Schriftstellers ein Honorar, wie die des Feldmessers, Advocaten, Arztes u. s. w., und vergleicht sie dadurch mit dem Lohn bei einem Mieth-Contract, indem man den Autor nur für zu vornehm hält, um den Contract locatio operae nennen zu dürfen. Dies ist ein ganz falscher Gesichtspunct. Denn dann könnte sich der Verleger für sein ganzes ausschließliches Verlagsrecht nur auf sein Eigenthumsrecht an die Hand-

*) Dig. de neg. gestis. fr. 6. §. 3. Sed etsi quis negotia mea gessit, non mei contemplatione sed sui lucri causa, Labeo acripit, suum eum potius quam meum negotium gessisse. Qui enim depraedandi causa accedit, suo lucro, non meo commodo studet. Sed nihilominus, imo magis et is tenetur negotiorum gestorum actione.

**) Cod. lib. 2. c. 19. l. 24.

schrift berufen, eben so, als ob er die Handschrift gekauft habe. Darauf hätte aber der Nachdrucker offenbar die Antwort: „Und ich habe mein Exemplar gekauft und drucke es mit gleichem Rechte nach, wie du die Handschrift.“ Das heißt, wir kämen nur auf das abenteuerliche natürliche Nachmachrecht, wogegen wir mit Schmid wieder an die Banknoten erinnern.

Anderer finden im Verlags-Contract nur die Cession eines Rechtes, welche der Schriftsteller an den Verleger mache, wobei nicht klar wird, worin denn das cedirte Recht eigentlich bestehe. Hier beweist uns Mühlenbruch, daß nur Forderungen in der engsten Bedeutung des Wortes Gegenstand der Cession seyn können. *) Der Schriftsteller veräußert aber im Verlags-Contract unmittelbar nicht Forderungen, die ihm an jemand zustehen, sondern ein ganzes Geschäft mit seinen im Gewerbe ihm natürlich verbundenen Folgen. Ob mit dieser Veräußerung eine Cession der Klage gegen den Nachdrucker verbunden sey, oder nicht, kann nicht in Frage kommen, so lange nur des Schriftstellers eigenes Recht gegen den Nachdrucker untersucht wird. Erst wenn wir das Recht des Schriftstellers gegen den Nachdrucker voraussetzen, dann der Verlags-Contract dazwischentritt und es nun zur Klage gegen den Nachdrucker kommen soll, so entsteht die Frage nach der Cession; die Frage, ob der Schriftsteller sein Recht gegen den Nachdrucker selbst verfolgen müsse, oder ob diese Klage an den Verleger übergegangen sey. Diese Frage aber zu beantworten, können wir hier süglich Andern überlassen.

Mit mehr Anschein sagen noch Andere, der Verlags-Contract sey ein *mandatum*; der Verleger handle hier als Mandatar des Schriftstellers. Allein auch dies ist gegen die römischen Begriffe. Denn erstlich muß das *mandatum* unentgeltlich übernommen werden. Paulus sagt (fr. 1. §. 4. dig. mand. vel contra): *Mandatum, nisi gratuitum, nullum est: nam originem ex officio atque amicitia trahit. Contrarium ergo est officio merces: interveniente enim pecunia, res ad locationem et conductionem potius respicit.*

Freilich sagt auch Ulpian (fr. 6. pr. dig. mand. vel contra): *Si remunerandi gratia honor intervenit, erit mandati actio.* Das heißt aber nur, wenn der Mandans dem Mandatar aus Erkenntlichkeit ein nicht bedungenes Geschenk als Honorar nach beendigtem Geschäft gibt, so bleibt der Contract auch nach römischem Recht ein Mandat. Allein hiermit darf die bei uns Ho-

*) G. F. Mühlenbruch, Lehre von der Cession der Forderungsrechte. §. 18.

norar genannte Zahlung, welche der Verleger aus dem Contract an den Schriftsteller zu zahlen verbunden ist, nicht verwechselt werden. Eine solche Zahlung könnte römisch den Namen eines Honorars gar nicht bekommen. Indessen, wie Glück (Erl. der Pand. 15. erste Abtheil. S. 322.) sagt, heut zu Tage kann die *actio mandati contraria* auch auf Bezahlung eines versprochenen Honorars gerichtet werden. — Der neuern Ansicht nach wäre hierin also eben noch keine Abweichung des Verlags-Contractes vom Mandat. Allein zum zweiten, welches das wichtigste ist, beim *mandatum* übertrage ich meine Geschäfte an einen Andern, so daß er sie für mich verrichtet, aber ohne daß irgend eine Veräußerung des Meinigen an ihn dabei stattfindet. Im Verlags-Contract hingegen veräußert der Schriftsteller sein Geschäft an den Verleger, so daß der Verleger das Geschäft nach seinem Gewinn und Schaden als sein eignes zu betreiben hat.

Alle diese angeführten Ansichten über die Natur des Verlags-Contractes sind fehlerhaft, weil sie den eigentlichen Gegenstand des Verlags-Contractes nicht richtig bezeichnen haben. Dieser Verlags-Contract ist nach Umständen bald eine Schenkung, bald ein Pachtvertrag, bald ein Kauf-Contract. Eine Schenkung nämlich, wenn der Verfasser sein Werk dem Verleger zur Bekanntmachung durch den Druck ganz übergibt, ohne Vorbehalt und ohne Honorar; ein Pachtvertrag, wenn der Contract nur bestimmte Auflagen betrifft; ein Kauf-Contract endlich, wenn der Verfasser ein ganzes Werk für immer dem Verleger gegen Bezahlung überläßt. In allen diesen Fällen bleibt aber der wahre Gegenstand des Verlags-Contractes immer derselbe, nämlich das in der Regel für einträglich gehaltene Gewerbe, das Werk drucken zu lassen und dann im Buchhandel zu verkaufen. Der Verfasser veräußert entweder sein *dominium negotii* an den Verleger, oder er verpachtet ihm nur sein *negotium* selbst auf eine Zeit lang.

Unser Meinung nach sollte also nach der Natur dieses Geschäftes jedem Schriftsteller das ausschließliche Verlagsrecht Zeit seines Lebens zustehen; jede gesetzliche Beschränkung desselben erscheint als anbillig. Allein mit seinem Tode erlischt dieses Recht, und wie weit er es über seinen Tod hinaus zu vererben oder anderweit zu veräußern berechtigt seyn soll, das müßte erst durch besondre Gesetze festgestellt und der Natur dieses Geschäftes gemäß geordnet werden.

Verschiedene Arten der Schriftstellerei würden da am schädlichsten verschiedenen Verfügungen unterliegen, wenn sich solche Unterschiede nur mit hinlänglicher gesetzlicher Schärfe hervorheben ließen. Da dies aber wohl nicht der Fall seyn möchte, so bleibt das beste, die verschiedenen Interessen im Ganzen zu erwägen und dann die im Durch-

schnitt ihnen allen zuträglichsten Verfügungen im Allgemeinen zu treffen.

4) Die ausschließlichen Berechtigungen an Verleger sind bisher gewöhnlich als Privilegien gegeben und darum Monopole genannt worden. Von Monopolen aber weiß man, daß sie die Waare theuer und schlecht machen, und dies führt man als den sogenannten politischen Grund für den Nachdruck an. Allein diese Folgerungen sind alle unrichtig. Das reine Verlagsrecht ist der Natur der Sache nach gar kein Monopol, und wahre Bücher-Monopole machen die Bücher nicht theuer, sondern wohlfeil und schlecht.

Um dies richtiger beurtheilen zu lernen, müssen wir erst Acht geben, worin denn beim Buchhandel die freie Concurrrenz wahrhaft bestehe. Dafür zerfallen die literarischen Werke in zwei Classen.

Die erste will ich die technische Classe nennen; sie enthält alle Schul- und Unterrichtsbücher — Kupfer, Charten, ferner Wörterbücher aller Art, Lesebücher für Neuigkeiten, bloß zur Unterhaltung u. s. w. Die andere Classe nenne ich die geniale; sie enthält die Werke unsrer großen Meister, der Geschichtschreiber, Denker, Redner, Dichter, Meister in andern schönen Künsten, so wie die Werke großer Gelehrsamkeit, auch die Werke derer, die nach diesen Zielen streben.

Die guten Werke der technischen Classe sind, was das Geld betrifft, die große und sichere Grundlage unsers Buchhandels; die geniale Classe kann mit wenigen Ausnahmen ihrer allerersten Werke nur unter dem Schutze der technischen mitbestehen.

Für die Werke der technischen Classe ist nun erstlich zu bemerken, daß hier die Rechte der Schriftsteller und Buchhändler sich gar nicht von einander trennen. Eine Buchhandlung, die ein solches Werk in immer verbesserten Auflagen oder weitem Fortsetzungen erscheinen läßt, hat hierin ihr geordnetes eignes Geschäft und macht gar keine Ansprüche an ein Monopol, wenn sie fordert, dies Geschäft frei von fremden Eingriffen zu betreiben. So sind die Hallischen, die Meimerschen, Weidmannischen, Frommannischen, Hinrichs'schen, Vogel'schen, Barth'schen Schulbücher, oder Brochhaus Conversations-Lexicon, oder Sauerländers Stunden der Andacht eigene, zum Theil erbeigenthümliche Geschäfte einer bestimmten Buchhandlung. Dabei besteht zweitens die freie Concurrrenz darin, daß es jedem Schriftsteller und Verleger freisteht, neue Werke über dieselben Gegenstände in den Buchhandel zu bringen, aber nicht darin, daß jeder Unberufene sich in das schon unternommene Geschäft eines Andern drängen dürfe.

Die freie Concurrenz im Handel fordert nicht, daß ein Handelsherr jeden Fremden, der ihn anrennt, zum Compagnon annehmen solle, sondern nur, daß er ihn nicht hindern dürfe, ein ähnliches eigenes Geschäft zu unternehmen. So auch hier. Die Frommannsche Handlung z. B. wird niemand wehren wollen, neue englische oder griechische Wörterbücher auf die Messe zu bringen; aber daß ihr niemand das Batleysche und Niemersche nachdrucke, hat sie zu fordern volles Recht. Wer ihr hier die Original-Auslagen mit Schmutz-Auslagen verfolgt, der hindert und verpfuscht das Frommannsche eigne Geschäft, er dringt sich dieser Handlung als ein unverschämt zudringlicher Mensch zum Compagnon gewaltsam auf, wie es Herr Brodhaus neuerdings so handgreiflich mit Maklot erlebt hat.

Der ausschließliche Verlag bestimmter Werke aus der technischen Classe ist also kein Monopol, sondern Bücher-Monopole finden sich nur da, wo der Staat nur bestimmte Kalender, Zeitungen, Schulbücher u. s. w. zuläßt.

Nun hat bei den Werken dieser technischen Classe der Staat unbestreitbar das Recht, vom Ganzen der Buchhändler zu fordern, daß sie die bürgerliche Gesellschaft mit guten Werken zu billigen Preisen versorgen. Erfolgt nun dies nicht von selbst, was soll die Regierung da verfügen? Wie sie für die Hauptzwecke wohlfeile Bücher erhalten könne, ist leicht zu sagen. Dafür braucht sie nur unter vorsichtig gewählten Bedingungen Monopole zu errichten. Denn der Buchhandel hat hier ganz andere Gesetze, als andere Fabricationszweige. Der Buchhändler kann wohlfeil verkaufen und nur dann wohlfeil verkaufen, wenn er sichern Absatz großer Auflagen hat. Dies gewährt das Monopol. Sollen wir aber darum Monopole anrathen? — Keinesweges! Denn sie haben immer Geizlosigkeit und Schlechtigkeit der Waare im Gefolge; die Sicherheit des mechanisch fortgesetzten Gewerbes begünstigt die Trägheit, und die aufgehobene Concurrenz nimmt der wissenschaftlichen und künstlerischen Betriebsamkeit die Triebfedern.

Gerade die allzugroße Concurrenz, die Ueberfüllung des Marktes mit zu vielen ähnlichen Werken, die sich einander den Absatz schmälern, ist die Ursache unsrer hohen Bücherpreise. Lassen wir uns aber lieber dieses kleinere Uebel gefallen, ehe wir den Geist durch Monopole gefesselt sehen.

So haben wir den Vertrieb technischer Werke zu beurtheilen. Für die geniale Classe sind die Verhältnisse wesentlich andere. Hier steht der Schriftsteller ganz anders gegen das Publicum, als der Verleger. Hier hat offenbar niemand das Recht, dem Schriftsteller Preise vorzuschreiben. Wenn seine Preise zu hoch sind, der lasse

das Buch ungekauft liegen. Die wahren Werke des Genius wird aber unser Volk immer nur mit Dank vom Geber empfangen.

Allein so stehen wir nur gegen den Schriftsteller, so lange er lebt. Nach seinem Tode tritt er zu den großen Vorfahren zurück, deren Werke Gemeingut unseres Volkes oder der ganzen gebildeten Menschheit sind. Hier können wir es nicht gut heißen, wenn solche Werke nach dem Tode der Verfasser auf unbestimmte Zeiten ein Gegenstand eines ausschließlichen Privatgewerbes bleiben sollten. Indessen achten wir daneben auch die gewerbsmäßigen Interessen dieser Verfasser, so werden wir ihnen doch so weit das Vererbungsrecht ihres Geschäftes zugestehen müssen, daß sie alle privatrechtlichen Vortheile für sich und ihre Familie genießen, die ja jedem andern Gewerbe zustehen. —

Alles dieses nun reiflich erwogen, werden wir den Vorschlägen der Bundestags-Commission, als den einfachsten und zweckmäßigsten, dahin durchaus beistimmen, daß den Verfassern Zeit ihres Lebens das ausschließliche Verlagsrecht ihrer Werke und das Recht der Veräußerung desselben mit einer Gültigkeit bis eine bedeutende Zeit (etwa zwanzig Jahre) nach ihrem Tode zugestanden werden solle. Was aber öffentliche Bestimmungen von Bücherpreisen betrifft, so scheinen uns die in der königlich württembergischen Erklärung dagegen angeführten Gründe überwiegend. Der freie Verkehr selbst wird in der Regel überall das beste Mittel zur Regulirung der Preise seyn. Ausgenommen muß daher nur der Fall wahrer Bücher-Monopole werden, wenn eine Regierung solche zweckmäßig finden sollte. Um da, wo die Regierung Kalender-, Zeitungs- oder gar Schulbücher-Monopole gut findet, das Publicum nicht ganz der Willkür der Monopolisten preiszugeben, wird allerdings öffentliche Aufsicht gegen Schlechtigkeit der Waare und gesetlich vorgeschriebener niedriger Preis nothwendig werden.

Diese kurzen gesetzlichen Bestimmungen würden eine Grundlage geben, die in der Hauptsache allem Interesse genüge. Sollten nämlich mehr einer Buchhandlung als einem Verfasser eigene technische Werke so lange leben, so werden sie doch in weit kürzerer Zeit nach dem Tode eines Redigirenden einen neuen auf dem Markt zeigen. Nur in Rücksicht auf geniale Hauptwerke könnte ein freisinniger Mann einwenden: wozu denn überhaupt eine gesetzliche Beschränkung der Vererbung bei dem Verlagsrecht eines Schriftstellers? Der Erbe eines Handelshauses macht ja z. B. auch ohne alle Baarschaft durch die Handelsverbindungen und den Credit des Hauses einen Gewinn, der oft einem bedeutenden Capital gleich zu setzen ist, — hat man aber je nöthig gefunden, die Vererbung einer solchen unkörperlichen Sache gesetzlich zu beschränken? Darauf antworten wir: Alles Erbrecht ist in seiner Bestimmtheit von posi-

über Stiftung; der Gesetzgeber hat das Recht, es so zu ordnen, wie es den ganzen betreffenden Lebensverhältnissen am besten entspricht und Streitigkeiten am leichtesten schlichtet läßt. Nun wäre der Buchhändler freilich ein schlechter Geschäftsmann, der sich von andern, als kaufmännischen Beurtheilungen leiten ließe; allein dem Gesetzgeber ist der wissenschaftliche und künstlerische Geist der Werke das Wichtigste. Der Gesetzgeber muß wünschen, daß jedes ausgezeichnete Werk, wenn der Verfasser keine eigenen Ansprüche an Erwerb durch dasselbe mehr machen kann, von allen privatrechtlichen Ansprüchen frei (nicht als *res derelicta* dem ersten Besizergreifer angeboten,) sondern als *res communis*, als Gemeingut des ganzen Volkes, zu jedermanns ungestörtem Gebrauche frei werde, nicht damit ein Drucker sich daran bereichere, sondern damit die Schriftsteller in Ausgaben und Bearbeitungen frei damit schalten dürfen. Paulus erwidert zwar (in den vier Briefen im *Conversationsblatt*): „Gut, wenn ihr das wollt, so kauft den Erben ihr Recht ab und schenkt es dem Volke!“ Das wäre in einzelnen glänzenden Fällen recht schön, aber es langt nicht aus, wir bedürfen im Allgemeinen doch gleichsam ein Verjährungsgesetz für die sichere Ordnung des Gedankenverkehrs. Unter tausend Werken überlebt den Verfasser auf der Buchhändlermesse kaum eins eine bedeutende Zahl Jahre. Wenn nun ein Schriftsteller an solche Werke wieder zurückkommt und den Geist des Verfassers wieder erwecken will, so ist es nicht gut, wenn wir ihn ins Unbestimmte verbindlich machen wollten, erst zuzusehen, ob er nicht als Nachdrucker in fremde Erwerbsrechte eingreife; es wird besser seyn, wenn das Gesetz hier jedem jene Freiheit gestattet, nach einer Zeit, die nur lang genug ist, um den Verfasser selbst, auch bei Veräußerungen, für die Zukunft nicht mehr zu beeinträchtigen. Dafür möchten zwanzig Jahre in jedem Falle auslangen. Die wenigen Werke, die nach so langer Zeit noch ein gesuchter Artikel auf der Messe geblieben sind, sind gewiß in der Zwischenzeit schon in so großer Zahl von Abdrücken vertrieben, daß der weiter Verkaufende nicht mehr im Stande seyn wird, seine Preise über billige Zinsen der Fabricationskosten neuer Auflagen hinauf zu treiben, und dann verliert er an seinem ausschließlichen Verlagsrecht nichts mehr. Auch wäre es offenbar ein unschädliches Monopol, wenn es noch nach Jahrhunderten von den Launen einiger Handlungshäuser abhängen sollte, wo, wie, wann und zu welchen Preisen die Werke der großen Meister unsers Volkes allein gedruckt und neu verkauft werden dürften. Dazu kommen endlich noch die allgemeinen Gründe für Institute der Verjährung: Unbestimmtheit der ersten Verträge, Schwierigkeit der Herbeischaffung der Beweismittel und so viel Anderes.

Doch wir haben keineswegs die Absicht, uns selbst auf einen Gesetzesvorschlag einzulassen. Dafür müßten noch gar viele Punkte berücksichtigt werden, für die besonders der G. R. Schmid eine vollständige Uebersicht mit Andeutung der Hauptinteressen für jeden am Ende seiner Schrift gegeben hat. Nur noch zwei Bemerkungen.

Erstens, sollte auch für Werke, welche nicht ursprünglich eigene Unternehmungen einer Buchhandlung sind, die Verjährung des Verlagsrechtes zwanzig Jahre nach dem Tode des Verfassers angenommen werden, so würde dies doch nicht auslangen, um hier die Geschäfte zweckmäßig zu ordnen. Vielmehr sollte es bei jeder nicht mehr im Buchhandel vorkommenden Schrift schon gleich nach dem Tode des Verfassers jedermann freistehen, sie wieder herauszugeben, nach einer vorgängigen Edictalladung an alle, die ein Näherrecht an dieselbe beweisen könnten; für welche Ladung dann Form und Termin gesetzlich zu bestimmen wären.

Zweitens, sehen wir recht, so sollte jeder Verfasser nach den allgemeinen Grundsätzen gegen jeden Buchhändler, der wider Willen des Verfassers eine seiner Schriften in den Handel bringt, die Klage wegen Nachdruck haben. Die Anwendung bei uns in Deutschland wird aber dabei jetzt noch zwei große Ausnahmen fordern. Einmal nämlich beruht die ganze Ordnung dieses Geschäftes auf dem regelmäßigen Verkehr durch den Buchhandel, durch welchen wir wohl mit dem Norden, mit Holland, Frankreich und England, keineswegs aber regelmäßig mit Italien, Spanien, Amerika und Ostindien verbunden sind. Wenn daher jemand bei uns für deutsches Bedürfniß Werke nachdruckt, welche außer dem Kreise des geordneten Buchhandels erschienen sind, so kann hier nie mala fides präsumirt werden, und sollte der ausländische Verfasser hier gegen unsern Verleger seine Ansprüche geltend machen, so müßte schon im Allgemeinen unser Gesetz den Verleger so weit schützen, daß er ohne Schaden bliebe. Zum andern aber, so lange unsre Nachbarn ihren gesetzlichen Schutz wie bisher nur inländischen Verlegern zu Theil werden lassen, so muß das deutsche Gesetz zum mindesten die Retorsion dabei eintreten lassen und auch nur die deutschen Verleger schützen.

S. F. Fries.

IX.

Ueber die französische Tragödie. Mit besonderer Rücksicht auf das „Classische Theater der Franzosen.“ Uebersetzt von Peucer. Leipzig, F. A. Brodthaus. 1819—1823. Nr. I. Zaire, von Voltaire. Einl. I—cix. 259 S. Nr. II. Semiramis, von dems. 269 S. Nr. III. der Tod Cäsars, von dems. 177 S. Nr. IV. Iphigenia, von Racine. 269 S.

Was man dem Deutschen schon so vielfältig zum Vorwurf gemacht hat, daß er, wie keine andere Nation, Neigung und Fähigkeit besitze, die Eigenthümlichkeiten der Ausländer in sich aufzunehmen und ihre Schöpfungen, ohne Eifersucht und Neid, neben seinen eignen aufzustellen, das habe ich ihm nun schon, so lange ich denken kann, zur größten Ehre angerechnet, und mit wahrer Wehmuth sehe ich auf das dormalen sehr weit verbreitete Streben aller derjenigen hin, welche im Handel und Wandel und allen sonstigen menschlichen Beziehungen dem gutmüthigen Deutschen eine Schroffheit und Abgeschlossenheit aufnöthigen wollen, mit welcher er sich nun den Ausländern eben so egoistisch entgegensetzen soll, wie es diesen in Beziehung auf ihn immer natürlich gewesen ist — eine Schroffheit, die, Gott sey Dank! durchaus nicht in seinem Charakter liegt.

Mag auch aus jener Biegsamkeit, aus jener Neigung, die ausländischen Producte den einheimischen gleich zu setzen, sie neben den eigenen in Ueberfluß aufzuspeichern, tausendmal in gegebenen Fällen nicht zu billigenbe Nachäfferei, Ueberschätzung des Fremden, Zurücksetzung des Heimischen geworden seyn; mag auch hier in Individuen sich nur zu oft unerfreuliche Unselbständigkeit und geistige Abhängigkeit von fremder — ausländischer — Autorität offenbart haben; — in allen — der deutschen und den fremden — Nationen findet sich zu aller Zeit gemeiner Trost genug, der zu den Wortführern und Geistern des ersten Ranges in ihrer Mitte in demselben unwürdigen Abhängigkeitsverhältnisse steht; und die Ausländer compensiren diese Schwachheit des Deutschen mit ihrem eiteln, selbstischen Dünkel überreichlich. — Die Wurzel aber, aus welcher jene freilich oft genug gemißbrauchte Eigenthümlichkeit des Deutschen hervorgeht, ist höchst edel; ist am Ende mit jener gar nicht zu verwechseln, aus der das imitatorum pecus unter uns nur zu frech und üppig hervornächst; ist nichts anders, als der schöne, wirklich ideale Sinn, überall und mit Hinwegdrängung aller Schranken, die Zeit und Raum und Individualität setzen, das Schöne und Vortreffliche an sich und um sein selbst willen anzuerkennen — unter allen Zonen und Himmelsstrichen das Gute und Rechte aufzusuchen und zu ehren.

Deutschland ist schon tausendmal das Herz Europa's genannt worden, von welchem das Leben gebende und erhaltende Blut in alle Glieder der großen Jungfrau ausströmt — wohin es nach vollendetem Kreislauf wieder zurückströmt. Und so erscheint der Deutsche in jener Beziehung als der gutmüthige Vater, der, während er selbst in einfacher, ernster Lebensweise nur erwirbt und das Erbe möglichst zu vermehren sucht, seine Kinder, die nachbarlichen Völker, gern in einen bunten Josephs-Rock gekleidet sieht, ihre leichtfertigen Spiele mit älterlichem Wohlgefallen gewähren läßt, und am Ende ihre einzelnen Kräfte doch immer zu benutzen weiß, um das Haus der Kunst und Wissenschaft und alles reinmenschlichen Lebensgenusses höher zu bauen und freundlicher auszuschnüden. Ich könnte dies Bild recht weit ausmalen: ich könnte die Ungezogenheiten und Flegeljahre unserer Völkerkinder umständlich detailliren; könnte daran erinnern, wie oft schon und auf wie mancherlei Weise jene, leichtfertig, den sauer erworbenen Schweiß ihres alternden Vaters verschwendet und durchgebracht haben — mehr als einer unserer Söhne ist schon eine Zeit lang ein verlornen gewesen — das Ei will so immer klüger seyn als die Henne. Doch als Einleitung, als Moreske um das Miniatur-Portrait, das ich jetzt vor den Lesern des Hermes zu radiren gedenke — genug! vielleicht schon zu viel! — wir treten unserer eigentlichen Absicht näher! —

Mag auch der Schöpfer unserer deutschen Bühne, Göthe, in seinen Wanderjahren ein hartes Wort über Schauspiel und Theater ausgesprochen haben; wir wissen, das heftige Wort eines väterlichen Greises gegen sein vielleicht etwas verzogenes Schooßkind ist nicht immer so ernstlich gemeint. Der Sinn und die Richtung unsers Publicums darf sich dadurch nicht irre machen lassen. Wenn in Berlin und München eine Flammennacht Millionen unter Theatertrümmern begräbt — in unserem Actienzeitalter sind diese bald genug wieder zusammengeschossen; und, wie ja der nämliche Dichtergreis ohnlängst erst gesagt hat, das Theater gilt mit Recht jetzt überall in Deutschland als „eine der schönsten Nationalthätigkeiten;“ es ist und bleibt der Tempel der Kunst, und diesen zu erbauen und zu weihen, kann und wird keine Nation ungestraft unterlassen, wenn sie einmal bis zu einer gewissen Bildungsstufe vorgerückt ist.

Wenn nun aber dem so ist, sollten wir da nicht ganz besonders unserem Volke zu seiner im Vorworte belobten Eigenthümlichkeit Glück wünschen, nach welcher doch gewiß zu erwarten ist, daß es gerade für das Theater, nachdem es in eigenen Productionen unbezweifelt auf diesem Felde in unserer Zeit die Palme vor allen andern Mitbewerbern ersiegt hat, nun auch noch die

köstlichsten Blüthen und Früchte des Auslands zu sammeln und sie auf das Repertoire seines großen Nationaltheaters zu bringen wissen werde? Würde so nicht wirklich das deutsche Theater als das Centrum, oder in einem gemeineren Bilde, als der Sammelquell anzusehen seyn, der selbst aus eigener Fülle den reichsten Beitrag lieferte, in welchen aber auch zugleich alle die kleinen Aehren und Wächlein der Nachbarländer geleitet wären, und von dem aus nun der theatralische Strom voll und erquickend dahinflösse, um endlich der dramatischen Poesie die Anerkennung wieder zu verschaffen, die sie in der Geschichte außerdem nur einmal noch, in der blühendsten Zeit der atheniensischen Republik, gefunden hat? — *Hic illius arma, hic currus* — sagt Virgil und bezeichnet Carthago als die Kistkammer und das Zeughaus der Himmelskönigin. Und wie schön wäre es nicht, wenn unser Deutschland, dem noch immer seine theatralischen Sterne erster Größe leuchten, so auf eine ähnliche Weise als Melpomene's und Thaliens herrlichstes und reichstes Heiligthum betrachtet zu werden verdiente? — Wahrlich! der Deutsche soll auch hier der Hausvater seyn, der, indeß er selbst in der Heimath und auf seinem gesegneten Acker reichlich schafft und erwirbt, seine Kinder in die Fremde, nach Westen und Süden, ausgesendet hat, um ihm das zuzuführen, was er selbst nicht in der Heimath erzeugen kann; wodurch sein Erbe zu einem Speicher wird, in welchem, wie sonst nirgends, alles Köstliche und Herrliche aller Zonen und Himmelsstriche vereinigt anzutreffen ist! —

— Melpomene wird immer Thalien vorangehen, und das Trauerspiel bleibt die höchste Aufgabe der dramatischen Poesie. Wir können dies als Axiom voranstellen, und sollten mit meine Leser aus geneigter Connivenz diese Vorliebe für die Tragödie diesmal auch nur deshalb zugeben, weil ich gerade bloß von dem Trauerspiel zu handeln mir vorgenommen habe. Rechnen wir jene unglücklichen, beklagenswerthen Verirrungen ab, zu welchen die tragische Muse in der letzten Zeit durch jene dramatischen Irrlichter *) mit fortgerissen worden ist, die, freilich natürlich genug, bei jener Bewegung sich entwickeln mußten, mit welcher der Genius den stehenden Wassern unsers Theaters die heilende Kraft wieder verlieh: so ist das Tragische durch Göthe

*) Man muß denken, die hier gemeinten Dichter setzen ihren, Gott weiß, durch was überreizten und nun bloß noch durch das Pikanteste anzuregenden Geschmack bei dem ganzen deutschen Publicum voraus. Wenn das wahr wäre, wie traurig sähe es nicht um uns aus!

und Schiller in Deutschland zu einer Würdigung und Anerkennung gelangt, die es, seitdem das athenische Theater geschlossen war, nicht wiedergefunden hat. Der Deutsche hat so seinen Einstand, der überall als der calculus Minervae, als das Entscheidende zu betrachten ist, redlich abgetragen. Aber sind die Nachbarländer zurückgeblieben? und wenn dies der Natur der Sache nach nicht anders seyn konnte, was haben sie wenigstens in ihrer Weise an dem tragischen Tempel mitgebaut? ja, um unserem eigentlichen Ziele um einen großen Schritt näher zu rücken, was hat insbesondere das heitre, flüchtige, aber im Sinn für das Schickliche und Angemessene allen voranstehende französische Kind in sein deutsches Vaterland abgeliefert? — Wir bitten unsere Leser, uns einen Augenblick in das große Repertoire des tragischen Welttheaters zu folgen, um da die vereinigten ausländischen, d. h. nicht deutschen, wichtigsten Cabinetsstücke einer flüchtigen Betrachtung zu würdigen und dann, aus besonderer Gefälligkeit, etwas länger bei der französischen Section zu verweilen.

Die tragische Muse ist in dem neuen Europa überhaupt noch nicht alt. Wo sie am frühesten zur Entwicklung gekommen ist, in England, hat sie das Alter von 200 Jahren noch nicht weit überschritten. In Deutschland war sie vor einem Jahrhunderte noch völliges Kind. Darüber aber wollen wir uns mit der Bemerkung trösten, daß das Eblere, das Aufseitige überall am spätesten zur Entwicklung kommt. Merkwürdig und doch ganz naturgemäß, daß in Spanien, Frankreich und England, mit dem Durchgange weniger Sterne erster Größe durch den tragischen Horizont, das Trauerspiel so gut wie untergegangen, dagegen in Deutschland, seit die ersten, bessern Strahlen mit Lessing aufglühten, immer ein tragisches Gestirn dem andern gefolgt ist, und so dem Trauerspiel auf deutscher Bühne ein bleibendes Leben gesichert zu seyn scheint. Offenbar eine neue Bestätigung unserer Grundansicht! Und augenscheinlich sind auch in dieser Beziehung jene Ausländer wirklich nur ausgesendete Silberflotten, um ihre gewonnenen Schätze auf deutscher Bühne neben den heimischen Erzeugnissen zur bleibenden Aufbewahrung niederzulegen, Deutschland aber das herrliche Vorrathshaus, in welchem die Kleinode treu und sicher und an dem würdigsten Orte aufgestellt werden. — Nein! der Deutsche soll immer verständig und ernst und demüthig und anspruchslos bleiben, aber er soll auch wissen, was er ist, und die väterliche Zärtlichkeit gegen seine, am Ende in der Fremde hoffärtig gewordenen Kinder nicht bis zur Affenliebe oder großväterlichen Schwachheit treiben!

England hat nur einen Tragiker, und Spanien, genau genommen, auch nur einen, aber von dem einen wie von dem

andern gilt das alte: *μεγας μεγαλωνι κειται*. Shakspeare und Calderon — sie sind über ihre Bühnen hinweggeschritten, und keiner ihrer Landsleute nach ihnen hat es gewagt, das Aegaeusschwert unter dem verhehlenden Felsen hervorzuziehen. Mit ihnen hat die tragische Poesie beider Nationen ihren Culminationspunct durchschnitten, und ihr Licht allein ist es, das dort bis in die neuesten Zeiten herüber leuchtet. Frankreich hat nach dem Vorbilde der Griechen, an welche es sich nur zu slavisch in seinen dramatischen Productionen anschließen zu müssen glaubte, ein tragisches Dreigestirn, Corneille, Racine und Voltaire, aufzuweisen, und fast zu gleicher Zeit trat dies mit jenen Sternen der ersten Größe in England und Spanien in den tragischen Horizont.

Wir wollen diesmal die deutschen Leistungen nicht berühren; wir wollen nur die Gaben, die uns die Kinder aus der Fremde gebracht haben, charakterisiren, um zu fühlen, wie sehr wir Ursache haben, den Ausländern für ihre Zufuhren — Ladungen des *Aeschylus* — dankbar zu seyn. Wäre es doch möglich, einen kleinen Beitrag zu liefern, um jene Ungerechtigkeit auszugleichen und zu vergüten, die der Deutsche, ganz seinem Charakter zuwider — irre geleitet — lange genug und in der letzten Zeit nur zu heftig — gegen seinen freilich oft recht leichtfertigen Sohn jenseits des Rheins sich hat zu Schulden kommen lassen! Wäre doch die Zeit schon vergessen, wo der Franzose, parallel dem Türken, der Erbfeind der Deutschen hieß! — O daß diese ungerechte und inhumane Erbitterung mit so blutiger Schrift in die deutschen, väterlich wohlwollenden Herzen geschrieben ist! —

Englands Shakspeare — wer hat den kühnen, weltüberflügelnden Genius schon völlig erfaßt und ergründet? Möchte ich nur einen flüchtigen, rohen Carton zu liefern im Stande seyn, der wenigstens die stärksten, markirtesten Züge des Unübertroffenen abzeichnete, ehe der frische Kalk erstarrt! Er ist Tragiker, aber Engländer! Die abgeschiedene, von Amphitritens schlagenden Armen umgürtete Insel kann nicht universal seyn, und eben so wenig ihr Genius. Aber hat sie, unter allen Ländern der Erde, das wichtigste Agens alles Irdischen, den kräftigsten Hebel, der, mächtiger als ihre Gase und Dämpfe, des Schaffens und Bildens Kräfte hebt und umtreibt, das Gold, am glücklichsten in ihre Gewalt zu bringen gewußt, so hat auch ihr großer Dichter das Mark der Tragödie, den festen, ehernen Grund, auf welchem der Cothurn allein erst volltönend einherschreitet, das Schicksal im Großen und die Charakterzeichnung für sich genommen und siegreich bis diese Stunde ausschließend behauptet. Herrlicher Kern, mächtiges Gold, das,

wo du einschlägst, gediegen bricht! Es ist, wie Göthe in seinem Wilhelm Meister irgendwo sagt, als ob du vor den aufgeschlagenen Büchern des Schicksals stündest, und ein gewaltiger Genius wendete dir die inhaltsschweren Blätter um. Ja, seine Helden sind wirklich, nach dem treffenden Bilde des eben genannten Dichters, künstliche Uhren in crystallinen Gehäusen, in deren Thaten du zugleich die Räder siehst, von welchen sie getrieben werden. Aber — seinem Schicksale fehlt der romantische Schmuck; das weiche, mildernde Detail. Es ist der ernsteste, in düstere, gigantische Nebel gehüllten Insel entsprungen. Und seine Helden, so treu und wahr und vollendet in ihrer eigensten Individualität, sie verleugnen das ernst melancholische und doch zugleich auch genialisch barocke Vaterland nicht, in welchem sie geboren worden sind. Im Detail ist alles englisch, weit entfernt von griechischer Einfachheit und Simplicität und Reinlichkeit; die Sprache höchst pikant und tausendmal über die Schönheitslinie hinüber gewürzt und geschmückt. Die getrennte, abgeschiedene Insel konnte nur einen Shakespeare haben. Ihre Bühne schwankte unter dem Schritte dieses einen Heros, wie die Erde unter den Tritten der Pallas Athene.

Spanien liegt wie eine südeuropäische Schweiz hinter seinen Pyrenäen, eine Halbinsel, zugleich aber durch die Pyrenäenscheidewand von dem Festlande recht scharf abgetrennt. Auch ihm konnte nur ein tragisches Gestirn leuchten, Calderon, der seinen Vorgänger, Lope de Vega, weit überglänzt, völlig verdunkelt hat. Er ist Tragiker, aber Spanier. Welches Gericht hat er zu dem dramatischen Gastmahl des neuen, romantischen Europa geliefert? — Die grüne Schlange in Göthe's Märchen, die sich im Shakespeare noch zum herrlichen Brückenbogen bäumt, ist in ihm schon in die glänzenden Edelsteine zerfallen. Das Detail ist bei ihm in einer üppigen Fülle emporgeschossen; die Verknüpfung, die Intrigue bis zum Uebermaß ausgebildet. Das romantische Element, das so wenig unserer Tragödie fehlen darf, als die Drangen und Trauben des Südens unseren Gastmählern, schlingt sich weich und zart um die Helden, wie um ihre Schicksale. Die Sprache liefert köstliches, süßliches Gewürz, aber fast nur für die Auswahl — ein bunter, nicht selten betäubender Gewürzgarten. Die Schicksalsidee dagegen ist in der Weichheit der Liebes- und Glaubensintrigue fast untergegangen, und der universale Dichter muß den üppigen Reichthum und Ueberfluß, in Verschlingung der dramatischen Momente, so gut, wie in der Sprache, sehr streng reduciren. — Seine Charaktere, voll Leben und Individualität, müssen erst die Läuterung des griechischen Feuers bestehen, in welcher mancher als schmutzige

Schlacke und Schaumblase ganz ausgeschieden werden wird. O wie viel hat der Spanier, was wir schmerzlich an uns vermissen, was wir, glücklich auswählend, aus seinem großen Waarenlager eintauschen sollten! — Hat er doch allein in dem jüngsten großen Umbildungsproceß Europa's dem Schicksal, das wir alle verehrten und suchten, in seinen verschlungenen Sterren und Gebirgen die Bahn geöffnet; aber dafür muß er nun auch am längsten auf dem Kampfplatz stehen, und der Diamant kann nur im stärksten Feuer geschmolzen werden.

Frankreichs tragisches Dreigestirn verleugnet seine Individualität nicht, wenn es auch schon in seiner Mehrzahl von der schroffen Geschiedenheit Spaniens und Englands den Uebergang zur deutschen Universalität bildet, und in dem Amphictyonengerichte der tragischen Muse, in welchem der Deutsche den Vorrang führt, verdient es gar wohl auch seine Stelle.

Mit Ludwig XIII., oder vielmehr mit seinem Premierminister, dem Cardinal Richelieu, wurde der Grund zu der glänzendsten Epoche Frankreichs gelegt; mit dem XIV. Ludwig erfüllte sich die goldene Zeit; und sein Nachfolger ließ den Wurm, den schon sein Vorgänger in die Blüthenkrone Frankreichs gesetzt hatte, groß wachsen. Hier gewann Frankreich über ganz Europa jenen Einfluß, der ihm wohl nie wieder entzissen werden wird. Dem gewandten, nach außen hin ewig beweglichen Volke ging zuerst unter allen der Sinn für die Form des Lebens auf, und es ergriff den Scepter der Mode, mit welchem es immer über die andern herrschen wird; aber dafür sollen ihm auch die innern Heiligthümer des rechten Lebens ewig verschlossen bleiben.

Zuerst, wie es immer der Fall da ist, wo endlich der fortschreitenden Cultur der Unterschied zwischen Wesen und Form, zwischen Gegenstand und Darstellung klar wird, rang die Form, im Bewußtseyn ihres jugendlichen Lebens, nach einem selbstständigen Daseyn, das ihr doch nie werden kann, und so gefiel sie sich noch im Zeitalter des XIV. Ludwigs im Eckigen und Unnatürlichen. Erst späterhin kehrte sie von diesem Uebergang zum rechten Gleichgewicht des Schönen und Naturgemäßen zurück. Aber entschieden war hiermit die Stellung des Franzosen im Ganzen der europäischen Völkerschaften, und nirgends her konnte des Lebens Schmuck und Zierrath vollständiger und vollendeter geholt werden, als vom Ufer der Seine. Aber ist nicht auch das dankenswerthe Gabe, und am Ende vor dem gerecht richtenden Rhadamanthus die silberne Schale so wichtig, als die goldenen Äpfel, die in ihr gereicht werden? —

Jenem Blüthenstande Frankreichs, dem noch immer von den Franzosen als ihr Culminationspunct gepriesenen Zeitalter des XIV. Ludwigs ging der Tageskreis ihres tragischen Dreigestirns parallel. Corneille, anfangs der Günstling, später der Gegner des allmächtigen Richelieu, noch in seinem Eid an das romantische, provenzalische Spiel der unmittelbar vorhergegangenen Zeit erinnernd, ist, in seinem gebiegenen, noch ziemlich schwerfälligen Gewande, von seinem eiteln Volke mehr als zu oft dem griechischen Aeschylus, in seinem kühn und drohend auftretenden Costurn, verglichen worden. Den klaren, rein durchsichtigen und ängstlich correcten Racine, eine Zeit lang der Liebling Ludwigs XIV. — wollen sie mit dem Sophokles parallelisiren, und wohl mag noch andere Aehnlichkeit zwischen beiden, als die zwischen ihrem Tode, den jener in der Trauer über die verlorne Hofgunst, dieser im Genuß einer Weinbeere gefunden haben soll, obwalten. Und welch anderer *παράγγελλος* bleibt nun für Voltaire, den glänzendsten Stern am Abendhimmel der französischen Herrlichkeit unter Ludwig XV. — uns mehr durch böse als durch gute Gerüchte nur zu bekannt — übrig, als Euripides, der wenigstens nicht schlechter philosophirt und sophistisirt, als sein tragisches Gegenbild? —

Und ist nun das französische Kind, trotz dem, daß es seinem Vater schon so viel Noth gemacht hat, durch seine Gewandtheit und Geschicklichkeit in allen schönen leiblichen Künsten, durch das Gefällige in allen Bewegungen des fein gebildeten Körpers, der Liebling des Hauses, ob man es auch nicht gern gesehen mag — sollen wir es nicht gebührend zu schätzen wissen, wenn jenes tragische Dreigestirn der Franzosen zum platonischen Bähnenschmause auch wirklich nichts weiter liefert, als eine Vollenbung der Form, eine Zeichnung, in Farbe und Strich gleich meisterhaft gebildet, deren kein anderes Volk sich rühmen kann? Sollen wir es nicht sogar als Gewinn betrachten, daß sie in Genauigkeit und Aengstlichkeit der Form mehr uns bieten, als wir annehmen können — nur zu oft das rechte Maß überschreiten, so daß uns die Auswahl sogar frei bleibt? —

Hören wir hier einen Meister, der, echt deutschen Sinnes, doch selbst am Strande der Seine gelernt hat, den französischen Tragikern ihr rehtes Schrot und Korn zu bestimmen. Wie wahr und schön ist alles, was der Uebersetzer des vor uns liegenden classischen Theaters der Franzosen in der gehaltvollen Einleitung zur *Taire* gleich auf S. 111, besonders aber S. xv f. darüber urtheilt. Ich unterliege der Versuchung, das, was in der letzten Stelle gesagt wird, hier noch einmal abdrucken zu lassen: „In keiner andern Absicht unternahmen es unsere Meister, die stren-

gere Form der Franzosen uns wieder etwas näher zu bringen, damit andeutend, daß im Gebiete der Kunst, ohne Maß und Ordnung, keine Vollenbung erreichbar sey. Göthe verschmähte nicht, den Mahomed und den Tancrèd, von Voltaire, Leistungen zweiten Rangs, für die deutsche Bühne metrisch zu bearbeiten. Jeder Gebildete weiß die herrlichen Stanzas auswendig, die aus Schillers Feder flossen, als Mahomed im Jahre 1800 auf dem weimarischen Hoftheater zum ersten Mal aufgeführt wurde. Wahrheit, Menschlichkeit, Natürlichkeit sind die Grundlagen der Kunst. In dieser Hinsicht ist von den Franzosen wenig zu lernen. Auch geschah es nicht deshalb, daß Göthe seinen Landesleuten den übersehten Voltaire darbot; er wollte nur erinnern, daß über dem Streben nach Natur nicht die Kunst, über dem Wahren nicht das Schöne vergessen werden dürfe. Schiller erkannte diese heilbringende Bemühung und machte durch sein treffliches Gedicht darauf in weiteren Kreisen aufmerksam. Es drohe die Kunst, meinte er, von der deutschen Schaubühne zu verschwinden; die Phantasie herrsche wild und menge Hohes und Niedriges untereinander. Darum sey es gut, einmal wieder die französische Manier zu vergegenwärtigen, die nicht auf der Wahrheit und Natur, sondern hauptsächlich auf der Kunst ruhe. Es sey zweckmäßig, von Zeit zu Zeit die französischen Tragiker, wie abgesehene Geister, über die oft entweihte deutsche Bühne hinwegzuführen, damit das breitere Gerüst, mit seinen Schatten und Idolen, von dem roh andrängenden Leben nicht umgestürzt werde. Nicht Muster solle uns das französische Trauerspiel seyn, aber es solle uns dem Bessern treu erhalten und unser Theater von allem Uebermaß reinigen. Schiller selbst gab bald darauf eine Uebersetzung der Phädra, die zu den größten tragischen Erscheinungen auf der deutschen Bühne gerechnet wird."

Nur in der Luft eines Hofes, wie der französische in jener Zeit war, und wie dieser wohl immer seyn wird, wenn nichts von außen seine Ruhe stört, konnte die französische Poesie ihre rechte Vollenbung, den besten Grund und die fruchtbarste Atmosphäre für ihre Entwicklung finden. Sie ist nur Poesie der Form, und für diese ist ja wohl nirgends mehr fruchtbares Gedreih aufgehäuft, als an Höfen, zumal an einem französischen. So erhielt Frankreich auch ganz natürlich eine tragische Poesie erst in der Zeit, wo der französische Hof in seinen Meridian getreten war; aber das Classische an ihr, das Eigenthümliche und Individuelle derselben ist eben darum auch die hohe Ausbildung der tragischen Formen, der Juwelienglanz — freilich kalt aber doch leuchtend — und die Pracht, die, sinnreich und geschmackvoll vertheilt, in der Kunst, theatralische

Situationen hervorzubringen; nach Maß und Nüchternheit die Gruppirungen abzugirkele, alles, was nicht nett und sauber und zierlich und anständig ist, zu entfernen, wohl das Höchste erreicht haben. Da mögen die Tragiker aller Völker in die Schule gehen! Da mögen besonders auch unsere Deutschen Nettigkeit und Reinlichkeit, Anmuth und gefälliges Wesen, kritische Genauigkeit und Pünctlichkeit lernen! Jenes überzierliche Wort des Pyllos in der euripideischen Hekuba, als er Polykrena's Opferung der tiefgebeugten Mutter berichtete:

— — — ἡ δὲ, καὶ θυήσασα, ὅμως
πολλὴν πρόνοιαν εἶχεν ἐνοχλήματος πεσεῖν,

dürfte als Motto und Denkpruch über jeder französischen Tragödie stehen können.

Man möchte wohl auf den ersten Anblick meinen, die höchste Correctheit der französischen Sprache — wie der Uebersetzer des classischen Theaters so treffend auf S. LX sagt: „ein nach gewissen Regeln für immer begrenztes Ganzes, ein einförmig abgezirkelter Garten von Lenotre, ein Stereotypenabdruck — müsse selbst in dieser Hinsicht dem französischen Tragiker die größten Schwierigkeiten in den Weg legen, und die poetischen Schwingen ihm so abstugen und einziehen, daß sie so wenig weiter zum Fliegen taugen, als die zierlichen Schuhe der Chineserinnen zum Gehen. Dann mag wohl auch jene seltsame Aengstlichkeit, mit welcher die französischen Tragiker, ganz der romantischen Natur der neueren Tragödie zuwider, nur, wie mit einem bösen Gewissen, von den drei aristotelischen Einheiten der Handlung, des Ortes und der Zeit abweichen, sie in die beschwerlichsten Fesseln schmieden, die wir uns doch ja nicht aufnöthigen wollen. Endlich kann selbst die völlige Maßlosigkeit der französischen Verse, die man doch nur als den Ausfluß einer bis in das Unendliche getriebenen Beweglichkeit und Biegsamkeit der Sprache erklären kann, schwerlich als eine Begünstigung der poetischen Darstellung ansehen. Aber — genau betrachtet, liegen nicht gerade in diesen drei Puncten eben so viel Zeugnisse dafür, daß der geschmackvolle Franzose weit eher in seiner Aufmerksamkeit für die Form das Maß überschritten habe, als daß er, wie die Uebrigen, erst noch auf dem Weg sey, die Bedeutung und den Werth der Form zu ahnen oder sie dem Culminationspunct anzunähern? — Können nicht gerade aus diesen Verirrungen des zierlichen Nachbarn die Andern lernen, da stehen zu bleiben, wo jener schon vor lauter Eifer, sein Palladium zu pflegen, über das Ziel hinausgeeilt ist, wie die geschmackvolle Schöne bei der eiteln Puzdarrin — der Sabina im Puzzimmer — in gar vie-

ten Dingen nur am glücklichsten in die Schule gehen kann? — Wäre, um nur eins zu erwähnen, die französische Sprache in dem Theilen und Verschlingen und Verdünnen ihrer Laute, wodurch ihre Worte fast in die Reihe der bloßen Töne und Klänge eingetreten, und darum, von einem Nationalfranzosen ausgesprochen, dem Ausländer so schwer verständlich sind, auf halbem Wege stehen geblieben, würde sie dann nicht für den Vers und den Gesang vielleicht eine Vollendung zeigen, mit welcher sich keine der neuern Sprachen, auch nur von weitem, zu vergleichen im Stande wäre? —

So viel ist gewiß, keine Kritik ist, was die Darstellung anlangt, selbst gegen ihre gefeiertsten Dichterheroen, strenger als die französische. Ich mache hier auf die ausführliche, mehr als einmal ins Kleinliche gehende Kritik der voltairischen Zaire aufmerksam, die uns der treffliche Uebersetzer des classischen Theaters der Franzosen (No. I. Einl. S. LXXXII — LXXXVII) aus den französischen Kritikern mittheilt. Jeder Leser unterschreibt gewiß das Endurtheil, das auf der letzten Seite steht: „Auf diese Weise behandeln die Franzosen ihre Classiker, und so kann es freilich nicht fehlen, daß ihre Literatur correcter ist, als die unsrige.“ Gewiß, wollten wir solchen Maßstab an unsere deutschen tragischen Producte legen, wollten wir darnach den Spanier und den Engländer messen — der Bлизableiter im Wallenstein unsers Schillers, und die Universität Wittenberg im Hamlet und die Küste von Böhmen im Wintermärchen würden in einem seltsamen Contraste zu den winzigen Sommerflecken stehen, die die französischen Kritiker im Teint ihrer Melpomene zu entdecken wissen.

Es ist wahr, der echte tragische Kern ist über dieser blinzelnden, glänzenden Schale in Frankreich so gut völlig vernachlässigt, als dort das eigentliche Innere des Lebens zu den Dingen gehört, von welchen man am wenigsten besitzt. Zur wohlverdienten Bächtigung französischer Einseitigkeit hat die tragische Muse der Franzosen, in ihrer schon gerügten slavischen Abhängigkeit von dem alten Theater, überdies auch den Boden der griechischen und römischen Geschichte nur selten verlassen. Fast scheint es, als wolle sie damit zu verstehen geben, daß ihr über die Fabel des Trauerspiels gar kein eigenes Urtheil gebühre. Hat doch selbst Voltaire, der in England lernte die Geschichte in einem weitern Sinne für die Bühne zu benutzen, dennoch seine meisten Trauerspiele in die alte Geschichte verlegt. — Unglücklich genug sind dabei die griechischen Helden, die über ihre Bühne wandeln, nichts als Hofleute, wie sie Versailles und die Tuileries vor Augen führten. — Was ist die Armada in der

Iphigenia von Racine anders als ein Heerzug des XIV. Ludwig gegen die Niederlande? — —

Aber, diese innere Leerheit der französischen Tragödie zu gegeben, so sehe man nun — von der correcten Sprache ist schon gesprochen worden — auf die Nettigkeit und Reinlichkeit, mit welcher sich ihre Helden in dem ihnen einmal angewiesenen Elemente bewegen; auf die Sicherheit, mit welcher alles Misfällige und Misgestaltete, alles Gemein-komische und Niedrige vermieden ist; auf die gefällige Leichtigkeit, mit welcher Scene in Scene sich verliert; auf die bewundernswürdige Gewandtheit, mit welcher der Dialog dahingleitet; kurz auf alles, was zur äußern Erscheinung des Trauerspiels gehört, und die durch die wirklich vollendete Construction der pariser Theater, von welchen Goldoni sagte, „für das Auge ein Paradies,“ so ausgezeichnet begünstigt wird. — Und — wollen wir nicht ungerecht seyn, hierin müssen wir die Classicität des Franzosen anerkennen; und könnten wir wirklich ungerecht genug seyn, diese Anerkennung zu verweigern, — — was wäre davon wohl anders der Grund, als jene falsche Schaam, mit welcher wir zwar auch die neuesten Moden aus Paris gern annehmen, jedoch nicht gestehen wollen, daß wir dafür dankbar zu seyn allerdings große Ursache haben, und wohl gar gelegentlich darüber vornehm spotten?

Ich bin ehrlich genug, zu gestehen, daß ich, in solcher Beschränkung, das französische Trauerspiel für classisch halte, und scheue mich nicht zu behaupten, daß es, in seiner Weise, gar wohl neben dem spanischen und englischen in der ihrigen, seine Stelle einnehmen könne. In dieser Ueberzeugung aber glaube ich nun recht getrost die Behauptung wiederholen zu können, daß wir verbunden sind, der französischen Melpomene so gut, wie der englischen und der spanischen, unsere Bühne zu öffnen.

Gewiß, das deutsche Trauerspiel darf sich auf der Höhe, zu welcher es von Göthe und Schiller geführt worden ist, seiner vielseitigen Vollendung rühmen; aber vergessen möge es nicht, wie viel es doch auch, in dieser Beziehung, dem Streben seiner drei wunderlichen, launischen und oft gar eigensinnigen Kinder in der Fremde zu danken habe; wie viel es noch für den einen oder den andern Zweig seines herrlichen Baums von ihnen gewinnen könne! Wie muß es nicht selbst für unsere Bühne und die tragischen Darstellungen auf ihr so ergöglich seyn, wenn neben den in ihrer allseitigen Vollendung so bescheiden als würdig auf dem Throne der neuern Tragödie glänzenden deutschen Productionen, zur freundlichen Abwechslung, die ausländischen Gaben, in ihrer zwar einseitigen, aber doch auch so classischen Gestalt, zur Beschauung ausgestellt werden! Ich

Könnte mir es recht erfreulich denken, einem deutschen Theater nahe zu wohnen, auf welchem um die deutsche Mutter die Kinder der Fremde zu einer gefälligen Gruppe sich vereinigten, und so, in einer in die Zeit ausgedehnten plastisch-mimischen Darstellung, deutsches, französisches, englisches und spanisches Theater vor dem Beschauenden in malerischer Abstufung vorübergeführt würden. —

Wenn indeß wenigstens unsere deutschen Dichter, die für die Tragödie sich zu bilden gedenken, es nicht übersehen wollten, daß es ihnen für ihre Bildung nicht viel weniger förderlich seyn werde, mit dem classischen Theile der Ausländer sich vertraut zu machen, als sie doch gewiß die rechte Grundlage ihres Studiums allein in unseren deutschen Mustern finden können! Wir haben mit rühmlichem Ernste das griechische Theater benutzt, und es ist nicht zu berechnen, welchen Gewinn Schiller unserer Bühne dadurch gebracht hat, daß er zu dem tragischen Dreifuß der Griechen rathfragend gewaltsam ist. Selbst die Verirrungen eines solchen Reiters, aus Vorliebe für Hellas, z. B. als er den Chor in seiner Braut von Messina wiederherstellen wollte, oder in Wallenstein eine griechische Trilogie zu liefern glaubte, haben nur dazu gedient, Pelpomenens Heiligthum unter uns schöner auszubauen. Mögen auch fernerhin unsere Tragiker in diesem reichen Goldschacht zu graben fortfahren! Der klare Sophokles und der tiefe Aeschylus sind noch lange nicht erschöpft. Aber wie viel mögen unsere bessern Tragiker nicht doch auch schon dem Studium der poetischen Erzeugnisse unserer Nachbarvölker zu danken haben! Ist wohl der Einfluß hoch genug anzuschlagen, welchen der einzige Shakspeare auf unsern Göthe gehabt hat? Und braucht man denn mehr, als bloß oberflächlich mit unsern jüngsten tragischen Erzeugnissen bekannt zu seyn, um zu fühlen, wie alles anders seyn, wie man tausend Mißgriffe und Irrwege vermieden haben würde, wenn man unsern Nachbarn mehr ernstliche Aufmerksamkeit geschenkt hätte? —

Es ist dies ein weitläufiges, aber höchst wichtiges Capitel, von dem wir viel zu sagen hätten, wozu wir hier bloß einige flüchtige Andeutungen gegeben haben wollen. Nichts ist indeß wohl, nach meiner Ansicht, ausgemachter, als daß wir jeden Beitrag mit herzlichem Danke anerkennen müssen, der uns zur Erleichterung des Studiums der ausländischen tragischen Muse geboten wird; und in diesem Sinne, meine ich, können wir die Gabe, die uns der Uebersetzer des vorliegenden classischen Theaters der Franzosen darreicht, nicht hoch genug anschlagen. Scheint er doch das, was in dieser Hinsicht gefordert werden muß, voll-

kommen richtig gefühlt und so die Bahn gebrochen zu haben, auf welcher ihm würdige Nachfolger zu wünschen sind.

Wozu hilft es, ohne Wahl alles, was die Fremden für die tragische Bühne geliefert haben, mitzutheilen? — Hat ein deutscher, kritischer Heros ein Product des Ausländers als classisch gepriesen, sogleich ist die Menge der Leser geneigt, alles, was aus der Feder desselben gestossen ist, ohne Unterschied für vollendet zu halten und nicht zu bedenken, daß unter den Schöpfungen des Einzelnen immer nur wenige Stücke des Preises würdig sind. Noch im frischen Andenken ist uns die Begeisterung unseres Volks für den spanischen Calderon, die, durch A. W. Schlegel angeregt, gutwillig genug war, aus der zahllosen Menge calderonscher Dramen sich alles, selbst solches, was offenbar bloß Entwurf des großen Spaniers, dessen Ausföhrung einem Andern angehörte, seyn mochte, für Gold bieten zu lassen. Wie lange ist unser deutsches Publicum mit unechten Shakespeare's getäuscht worden! Und — sollten wir uns nicht erinnern, daß wir sehr fehlgreifen würden, wenn wir alles, was unser unsterblicher Schiller von seinen Räubern bis zu seiner letzten tragischen Production geliefert hat, für gleich vollendet classisch halten wollten? — Man sammle uns die Blüthe der ausländischen, tragischen Muse! Man gebe uns nur das Auserwählte und sey in der Wahl lieber zu streng als zu nachsichtig! —

Dann aber dünkt es mir, um das Studium der Ausländer zu befördern, höchst zweckmäßig, wenn uns, neben der Uebersetzung, auch das Original mitgetheilt wird, unbekümmert um den kleinen Uebelstand, daß solche Leser, die nur lesen wollen, den ausländischen Text, ohne ihn benutzen zu können, mitbezahlen müssen. Der Gewinn davon für diejenigen, welchen es wirklicher Ernst ist, in das classische Heiligthum der Ausländer einzubringen, liegt auf der Hand. Sie haben alles beisammen, was sie brauchen. Es wird ihnen selbst dasjenige nicht vorenthalten, was auf dem Wege vom Auslande herüber, an deutschen Zoll- und Mauthstationen, auf der mühsamen Via Appia der Uebersetzung verloren gegangen ist. Unwillkürlich wird mancher dadurch sich reizen lassen, was außerdem vielleicht unsterblich wäre, aus der Quelle selbst zu schöpfen. — — Ich brauche kein Wort weiter zum Lobe eines so gestalteten ausländischen Theaters hinzuzusetzen. Ich höre wirklich meine Leser begeistert in den treuherzigen Wunsch der Vögel in dem gleichnamigen Spiele unsers Göthe ausbrechen:

Führ' uns hin!

Daß wir da trippeln,

Daß wir uns freuen,
Raschen und flattern —
Mühnliche Bonne!

Und ich kann sogleich den Wunsch erfüllen. Vor mir und dem Publicum liegt das classische Theater der Franzosen in seiner beidseitigen Gestalt offen da, und irre ich nicht, so befriedigt es alle billige Forderungen, die nur gemacht werden können. Möchten wir doch — meine Leser stimmen mir freudig bei — recht bald ganz in diesem Sinn und Geiste ein shakspeare'sches und calderonsches Theater erhalten! Die Hoffnung, dieses Verlangen wäre sobald zu erfüllen, da wir von unserm Schlegel schon für beide zur Zeit noch unüberwundene Vorarbeiten haben.

Der geistvolle Uebersetzer des classischen Theaters der Franzosen hat uns bisher drei Stücke von Voltaire: *Zaire*, *Semiramis* und *der Tod Cäsar's*, und ein Stück von Racine: *Iphigenia*, gegeben; aber wir haben, so hören wir, noch in diesem Jahre den *Eid des Corneille* zu erwarten. Wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, daß er uns die französischen Tragiker in der umgekehrten chronologischen Ordnung mitgetheilt hat, so wenig als darüber, daß wir von Racine nur die *Iphigenie* erhalten haben. Classisch, in der von uns oben gegebenen Einschränkung, ist alles, was uns hier von dem französischen tragischen Theater geboten wird, und außerdem erfreuen wir uns ja auch noch von unserm Schiller und Göthe der Uebersetzungen von Racine's *Phädra*, und Voltaire's *Mahomed* und *Tancred*. Würde uns etwa noch der *Britannicus* von Racine und *der Tod des Pompejus* von Corneille in der Folge gegeben, so möchten wir die Blüthe der französischen Melpomene vollständig genug besitzen. Sollte noch in der Folge, wie wir vernehmen, das *Bessere* von Crebillon, du Relloy, u. a. mitgetheilt werden, so würden wir auch das mit vielem Danke empfangen. Was wäre nun an diesem Unternehmen auszusetzen? Vielleicht möchte man den trefflichen Verleger in Anspruch nehmen, der für dies freilich mit nicht geringer typographischer Schönheit ausgeführte Werk wohl einen etwas billigern Preis hätte bestimmen sollen. Die Uebersetzung aber und was uns sonst ihr Verfasser noch bietet, ist so vortrefflich, daß hier, wo die Meisterhand sich überall kund gibt, der Recensentenberuf kein leichter ist und am Ende in ein mühsames und undankbares nodum in scirpo quaerere ausartet.

Nur zur *Zaire* haben wir eine Einleitung erhalten, die zunächst Einleitung in das ganze Unternehmen, daneben aber

auch zugleich specielle Einleitung in das vorliegende Stück ist. Warum sind uns die übrigen Stücke ohne alles vorbereitende Wort gegeben worden? Warum ist insbesondere Racine nicht durch seinen Uebersetzer auf irgend eine Weise bei uns eingeführt worden? — Wir haben mit zu vielem Interesse die Meisterworte in der Einleitung zur *Raïre* gelesen, als daß wir den Wunsch hätten zurückhalten können, ähnliche, wenn auch nur specielle, Mittheilungen bei den übrigen, besonders da, wo ein neuer Meister vorgeführt wird, zu finden.

Müssen wir es an dem Titel des classischen Theaters ansehen, daß die Beschränkung desselben auf den tragischen Theil nicht mit aufgenommen worden ist, so läßt uns doch die Einleitung keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß wir es hier nur mit dem tragischen System der Franzosen zu thun haben, und gewiß, man darf dem geistvollen Verfasser nicht Schuld geben, daß er den Werth der französischen Leistungen überschätzt habe. Leicht könnte es scheinen, als wäre ich in meinen obigen Ausführungen noch parteilicher für die Translathenen gewesen, wiewohl es dem Aufmerksamen nicht entgehen wird, daß ich im Grunde nur das, was die Einleitung so treffend auf dem historischen Wege nachweist, unter allgemeine Gesichtspuncte gebracht habe. Außerdem aber bekennen wir es, daß uns unter den neuern Kunstkritiken wenigstens vorgekommen ist, das an classischer Durchsichtigkeit und Leichtigkeit der Darstellung, an wahrer Gründlichkeit, an Unbefangtheit, an Reichthum des Inhalts dem, was uns diese Einleitung gibt, gleichgesetzt werden könnte. Wir erfahren aus einer Stelle der Einleitung, daß ihr Verf. selbst am Strande der Seine Augenzeuge des Beifalls war, welchen das liebliche Spiel der Mademoiselle Bourgoing in der Rolle der *Raïre* einerntete. So war er freilich vor vielen andern mit dem ausgerüstet, was ihn in den Stand setzte, eine Kritik zu liefern, die, sowohl durch ihre historische Begründung, als durch ihr frisches, die Bürgschaft für ihre Echtheit in sich tragendes Colorit, den strengsten Forderungen genügen mußte.

Indem wir uns enthalten, den Gang der hier geführten kritischen Untersuchung, die wir überdies im Wesentlichen in unserer einleitenden Darstellung reflectirt haben, näher zu bezeichnen; so hoffen wir, daß sich keiner, der sich für solche Angelegenheiten interessiert, den Genuß versagen wird, der ihm hier für Belehrung sowohl als für geistvolle Unterhaltung vorliegt. Wie ist hier alles aus dem Quellen geschöpft! Wie sind selbst unsere deutschen Kritiker, namentlich der gütigste Bräute, A. W. Schlegel, so aufmerksam berücksichtigt worden! Es ist

schwer, aus den reich aufgehäuften Schätzen der herrlichsten Stellen eine zu wählen, doch wollen wir die erste, beste, die uns gerade in die Hände kommt, als Probe hersehen. S. XXVIII: „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so haben Deutschland und Frankreich endlich die Periode ihres schroffen Gegensatzes durchlaufen; sie sind beide am Ziele der Bahn, und die muthigen Kämpfer reichen sich brüderlich die Hand. O daß dem wirklich so wäre! — nicht im Völkerverleben allein, sondern vor allem auch in dem innern beschaulichen Leben der Kunst, in allem, was Geist und Gemüth erfreulich anspricht. Man soll uns nicht vorwerfen, daß wir ein Volk und seine Literatur feindselig beurtheilten, welches in der neuesten Weltgeschichte eine bewundernswürdige Kraftentwicklung gezeigt und sich mittelbar um die Gestaltung des deutschen Lebens höchlich verdient gemacht hat. Sind uns doch die Franzosen gewissermaßen zuerst mit freundlicher Gesinnung entgegengekommen, indem sie angefangen haben, durch Willers, Benjamin Constant, Frau von Staël, eine bessere Meinung von uns zu äußern und unter den Ihrigen zu verbreiten. Vielleicht geschieht es auf diesem Wege, daß die Tragödie der Franzosen, die von der Hauptstadt, dem Hofe, der Gesellschaft, den Frauen, auf Jahrhunderte hin ihre entschiedene Richtung bekam, allmählig einiges von dem, selbst durch die Zerstückelung der Gebiete begünstigten, freieren poetischen Leben der Deutschen annimmt, so wie gegenseitig die Letzteren etwas mehr technische Vollenbung, eine größere Sorgfalt und Strenge in der Form ihrer Dichtungen von den Franzosen annehmen könnten, ohne dem eigenthümlichen Gange unserer geistigen Entwicklung zu schaden.“ — Nachdem wir oben so viel, ziemlich handvöllig, über das Verhältniß der deutschen Melpomene zu der ausländischen geredet haben, dürfen wir wohl dreist genug seyn, eine Stelle der Einleitung auszuzeichnen, die mit ihrer Zartheit und Gewandtheit unsere Schwerfälligkeit nothwendig gar sehr in Schatten stellen muß, die jedoch auch wieder jenes Verhältniß höchst sinnreich und mit einem echtdeutschen Gemüthe charakterisirt? — Sie siehe hier! S. XVIII: „Gerade in diesem Augenblick, wo die tapfer erkungene Nationalfreiheit der Deutschen die Arbeiten unserer Dichter begünstigt und aufregt; gerade jetzt, wo auf mehreren Puncten unsers großen Vaterlandes bedeutende Geister in Bewegung sind, um neue dramatische Gebilde zu erfinden und aufzustellen — wird es gut seyn, vor den bisherigen Verirrungen zu warnen und das deutsche Theater als eine gottgeweihte Stätte, als den würdigen Sitz der alten Melpomene, mit heiliger Scheu zu betreten. Was die Alten Edles und Einfaches, was die Spanier Romantisches,

was die Engländer Großes, Naturgemäßes, die Franzosen und Italiener (?) Kunstreiches und Zierliches aufzuweisen haben — der Deutsche möge sich mit der ihm angeborenen Vielseitigkeit die Tugenden Aller anzueignen streben, ohne an ihren Fehlern Theil zu nehmen! So wird es ihm gelingen, mit seinem Gemüth, mit seinem Fleiß ein Gesamt-Schönes hervorzubringen, das alles bisher von irgend einem Volke Geleistete hinter sich zurükläßt und den Preis des Unübertrefflichen davonträgt. So wird die Zeit kommen, wo das deutsche Theater, das noch immer hin- und herschwankt (?), endlich seinen Centralpunct findet und wie ein Feenpalast, im reichsten Schmuck und im herrlichsten Ebenmaß, zu aller Welt Bewunderung dasteht. Fürwahr, an Kraft hiezu gebricht es uns nicht; nur noch an Begrenzung und Regel.“

Die Zaire in dieser Uebersetzung ist, wie wir ebenfalls aus der Einleitung erfahren, schon im Jahre 1810 am Geburtstage der Frau Erbgräfin Herzogin-Großfürstin (16ten Febr.) zum ersten Mal auf dem weimarischen Hoftheater vorgestellt worden und seitdem auf dem Repertorium geblieben. Es ist zu vermuthen, daß auch die übrigen Stücke dieses „Theaters“ auf der genannten Bühne zur Vorstellung gekommen sind. Von dem „Tode des Cäsars“ wissen wir es zuverlässig. Gewiß eine neue Begünstigung für diese Uebersetzung! und mit vollem Rechte durfte darum der bescheidene Verfasser von seiner Zaire sagen, S. CI: „Sie wird hoffentlich bewähren, daß ihr eine mehrjährige Zurückhaltung im Schreibtiſch, ein öfteres Schauen und Hören vor der Bühne und ein wiederholtes Durchseilen und Abglätten nicht nachtheilig gewesen ist.“ — Ueberdies haben Wieland und Göthe das Manuscript der Zaire durchgesehen (S. XCIV ff.), und wenn Tasso eilte, seinem unsterblichen Werke erst durch das Urtheil des römischen Kunstgerichts die Weihe der Vollendung ertheilen zu lassen, so möchten wohl jene Meister als die würdigsten Pathe und Zeugen der Kunstweihe dieser Uebersetzung gelten können.

Unter solchen Umständen konnte es wohl nicht fehlen, die französische Melpomene mußte die deutsche Sprache ohne alle Gallicismen reden lernen, und uns wurde eine Uebersetzung zu Theil, wie sie, bei den gesteigerten Forderungen, die in Deutschland dormalen an eine Uebersetzung aus fremdem Idome gemacht werden, nur zu erwarten war. Der reichbegabte Verfasser, dem auch für eigene dichterische Productionen die Muse die Zunge herrlich gelöst hat, — mit der reinsten Kunstliebe und der großartigsten Selbstverleugnung hat er augenscheinlich die kostbaren Augenblicke seiner Muse dieser Arbeit gewidmet, und —

dürfen wir es nicht sagen, daß ihm darum wohl auch der schöne Ritterdank zu Theil geworden ist, der jedem treu aushaltenden Kämpfer im Dienste der Muse nie entsteht, ich meine, der Vorzug, nach jedem überstandenen Abenteuer einer neuen und vermehrten Gunst seiner idealen Dame sich erfreuen zu dürfen? Ist nicht wirklich jedes neue Stück dieses Theaters noch vollendet, als das vorhergehende? und steht nicht das jüngste Product, die Iphigenie des Racine, in einer Vollendung da, die um so mehr überrascht, da man schon bei dem, was für ihre vorhergehenden Schwestern geleistet war, glauben mußte, es sey das Schwarze getroffen worden?

„Es wird hier,“ sagt der Uebersetzer, „mit dem Original Vers um Vers gerungen. Jede Zeile dort trifft auf dieselbe hier, es gilt eben Auge um Auge.“ Und mit mehr als vossischer Geschmeidigkeit ist das so vorgesteckte Ziel erreicht worden. Der fünffüßige Jambé, der sich bei uns schon „im Besitz der höhern Tragödie“ — wir bitten das „höhere“ ja zu unterstreichen — befindet, ist mit vollem Rechte statt des schleppenden Alexandriners gewählt. Kann der deutsche Alexandriner nie dem fast regellosen, französischen gleich kommen, so gewährt der fünffüßige Jambé noch den Vortheil, daß er sehr bequem die französische Prolizität auf das rechte Maß reduciren läßt. Eben so ist auch der Reim verbannt, der, dem französischen Alexandriner nothwendig, gleichwohl in ihm auf dem Theater so gut Ausdruck französischer Ueberzierlichkeit ist, als unsere gereimten tragischen Jamben und Quadrillos die spielende und rein-unpoetische Migraine und Hypochondrie unserer neuesten Dramatiker handgreiflich documentiren. Gewiß, es hätte dazu der ausführlichen Rechtfertigung nicht bedurft, die uns S. LXII—LXXX der Einleitung gegeben wird, die aber dafür als ein höchst schätzbarer Beitrag zur Metrik des Alexandriners sowohl als des fünffüßigen Jamben nicht genug verdankt werden kann.

Beitrag zur Metrik — sage ich, und dies schließt doch wohl zugleich die Behauptung mit in sich, daß hier die Acten noch nicht als geschlossen zu betrachten sind. Meines Bedünkens hat jüngst erst noch der Verfasser eines Aufsatzes in No. 14 des diesjährigen Conv. Bl. „über die langen Sylben an der Stelle kurzer in fünffüßigen Jambenversen“ einen Beweis dafür geliefert. Wir wollen über diese schwierige Materie nichts entscheiden, aber zum Zeugniß, wie viel hier noch zweifelhaft ist, setzen wir, bezüglich auf die „Einleitung“ und den eben erwähnten metrischen Aufsatz im Conv. Blatt, folgende Fragen her. So sinnreich die peucersche Ansicht von der Construction des französischen Alexandriners ist, thut sie ihm nicht doch vielleicht

zu viel Ehre an? Hat man bei der Unterscheidung des Tacts und des Rhythmus auch schon das Wesen der Töne, mit welchen es die Musik zu thun hat, und der Worte, welche dem Verse angehören, hinlänglich unterschieden? Und wenn diese Unterscheidung, die, meines Bedünkens, zum großen Nachtheile der Sache, auch in dem Streit zwischen Apel, Böckh und Hermann übersehen worden ist, sich bewähren sollte, läßt sich auf dem Wege, auf welchem es unser Verfasser versucht hat, durch musikalische Bezeichnung die metrische Natur des französischen Alexandriners retten? Würde nicht überhaupt eine genauere Berücksichtigung der Cäsur im Alexandriner zu einem andern Resultate im Urtheile über diesen Vers führen? — Und was den fünffüßigen Jamben anlangt, sollte wohl das Schema, das C. LXXIV mitgetheilt ist:

o -	o -	o -	o -	o -
--	--	--	--	--
-o	-o	-o	-o	-o
oo	oo	oo	oo	oo

ausreichend seyn? Möchte es nicht doch Verse möglich machen, die nun niemand mehr für Jamben erkennen dürfte? z. B.

- oo - - o - oo -

wo der choriambische Rhythmus offenbar vordringen würde, oder:

- oo - - - - - o -

Warum ist sodann auf die hyperkatalektischen fünffüßigen Jamben keine Rücksicht genommen worden? warum nicht darauf aufmerksam gemacht, daß selbst der tragische Trimeter der Griechen, wenigstens beim Abschluß, in Eigennamen, sogar in beiden Füßen der ersten Dipodie, Anapästien zuläßt, und daß überhaupt Auflösungen der langen Zeit in zwei kurze nicht unstatthaft sind? Würde bei diesem Verse nicht die Beachtung der möglichen Cäsuren ganz vorzüglich ein entscheidendes Moment geben? Warum messen wir die Jamben nicht nach Dipodien, indeß die Griechen so streng sich daran hielten? — Sind die ungleichen Stellen auch nothwendig als schwebend (ancipites) anzusehen? und sollten reine Jamben in ihnen nicht doch vermögend seyn, den jambischen Rhythmus für das Ohr aufrecht zu halten, wenn auch in den gleichen Stellen andere Rhythmen klingen? Trägt der Ictus, der freilich wohl den Accent nicht widernatürlich verletzen darf, gar nichts zur Aufrechterhaltung des Rhythmus bei? — —

Daß wir eine deutsche Metrik erhalten möchten! Wir haben eine so herrliche Sprache — von Göthe, Schiller und

Schlegel so köstliche Verse in allen Versmaßen — die trefflichen Anapästten des Pöptern im Ton! — Aber — Metrik — der deutsche Gradus ad Parnassum! — Wollen wir warten, bis unsere Poesie ausgestorben ist, und dann erst unsere Aristides — Heliodore — Hephästione finden? — Ich wiederhole es: ein schöner Beitrag ist in der Einleitung zum classischen Theater der Franzosen gegeben worden!

Ueber einzelne Stellen der Uebersetzung markten und markeln zu wollen, fällt uns nicht ein, wiewohl wir sonst unseren Recensentenberuf — zu tadeln — gern in Acht nehmen. Wir müssen es offen gestehen: indem wir überschlagen, was wir uns angemerkt haben, finden wir kaum eins oder das andere der wiederholten Aufzeichnung werth. Wollte dafür die freundliche Muse dem geistreichen Verf. die Lust und Liebe zu seinem Unternehmen, die das bisher Gegebene so sprechend bethätigt, erhalten, bis die schmutze Gallerie vollendet ist, und — daß dem französischen Nachbar bald der englische und spanische in gleicher Form nachfolgen möge, damit unsere Bühne auch noch mit etwas Besseren, als französischer Decoration und englischer Gasbeleuchtung geschmückt werde!

Wir sind, dies ehrliche Geständniß sey unser Stichwort, recht sehr befriedigt aus diesem Theater zurückgekommen!

98.

X.

Die Quintessenz aus den Wunderversuchen des Bauers Michel von Wittighausen, und des Prinzen Alexander von Hohenlohe-Schillingsfürst, (Leipzig, Brodhhaus, 1822) ist eine sehr gelungene, möglichst vollständige Zusammenstellung des Bedeutendsten, was über dieses vielbesprochene Ergebnis bekannt geworden. Sie muß die Theilnahme jedes Verständigen erregen, welchem Glauben, welcher Schule er auch angehört; und selbst dessen, der sich seinen eignen Glauben, seine eigne Schule gebildet hat. Der Erzähler verbindet Wahrheitsliebe mit Einsicht, und die Gabe des Vortrags mit der Bescheidenheit, nichts zu erschleichen. Er gibt Vermuthungen, wie sehr sie sich ihm aufdrängen, welche Lücke des Zusammenhanges dadurch ausgefüllt wird, welche Gewährsmänner sie für sich haben,

doch für nicht mehr als Vermuthungen, und setzt seine Leser in den Stand, nach eignem Ermessen sich zu bestimmen. Die Gebrängtheit des Berichts, das Gewicht der ihm eingewobenen und angehängten Bemerkungen erlaubt keinen Auszug. Er muß ganz gelesen und erwogen werden, und verdient eine viel ausgebreitetere Kundwerdung, als diese flüchtigen Zeilen. Die wollen nicht belehren, sondern Belehrung suchen. *Sine ira et studio, quorum causas procul habent.*

„Wunder,“ sagt die Schule unsrer Väter, „sind Werke, welche alle Kräfte der Natur übersteigen, und also von einer höherem über die Natur gehenden göttlichen Kraft herrühren müssen.“ Wohl! Diese Begriffsbestimmung ergibt, daß die Vernunft, welche sich bescheidet, die Grenzen der menschlichen Erkenntniß nicht überschreiten zu dürfen, ihre Ohnmacht bekennen muß, irgend etwas, im strengen Wortverstande, für ein Wunder zu erklären. Welche Kräfte der Natur ihr bekannt geworden, weiß sie freilich; einige Gesetze, nach welchen diese Kräfte verfahren, blieben ihrer angestregten Wisbegier nicht verborgen: aber nie wird sie sich verleiten lassen, zu wähnen, sie kenne jegliche derselben, jede Wirkung ihrer unzähligen Verbindungen. Das Kind von regen Sinnen wundert sich über alles; der Erwachsene über das, was mit seinen Erwartungen nicht zusammenstimmt. An sich ist der Inbegriff dessen, was uns umgibt, des Größten wie des Kleinsten, ein fortbauernendes Wunder der Allmacht, gegen das uns nur die Gewohnheit abstumpft, damit wir nicht im Anstaunen erstarren; und es ist nicht unförmlich, zu glauben, daß die Quelle aller Weisheit von ihrer vorherbestimmten Ordnung niemals abweicht, wenn gleich vieles geschieht, das unsern Berechnungen widerspricht. Wir haben uns verrechnet, nicht sie. Aber der Sprachgebrauch nennt schon ein Wunder, was von dem bisher beobachteten Gange der Natur abweicht; und auch dieser Wortfönn mag gelten. Nun hat man zu allen Zeiten geglaubt, es könne der Gottheit gefallen, heilsamen Lehren durch Verweise des Geistes und der Kraft Eingang zu erwerben. Wer darf solchem Glauben vorwerfen, er gründe sich auf unwürdige Begriffe von der Gottheit? Verdanken wir ihr nicht jede Befestigung des Daseyns, wie das Daseyn selbst? Entsagt sie ihrer Weisheit, wenn sie sich herabläßt, wohlthätige Wahrheit durch äußere Zeichen zu befördern? Die Uebereinstimmung der Art, nach welcher der gebildete wie der ungebildete Mensch Vorstellungen zusammenreihet, um Erfahrungen zu gewinnen; das, woran im Leben und Handeln Niemand zweifelt, wenn schon der Ueberkünstelte zuweilen vorgibt, es für ungewiß zu halten; die Leichtigkeit, mit welcher unentbehrliche Begriffe von Jedem so schnell aufgefaßt werden, daß er sie für angeboren halten könnte, obwohl sie ihm erst durch Hörensagen, oder durch

Wiederholung gleicher Wahrnehmungen zugekommen: dies alles spricht überredend dafür, daß dem Menschen nicht alles schwer gemacht werde, was ihm frommt. Nur will die Kirche selbst die außerordentlichste Erscheinung nicht für untrügliche Verbürgung der Wahrheit gelten lassen, so lange ihr haltbare Vernunftgründe entgegen stehn. „Wenn ein Engel vom Himmel ein andres Evangelium predigen sollte, als ich verkündige,“ sagt der Apostel Paulus, „der sey verflucht!“ Die Paulus, ihrer Wahrheitsliebe und redlich erworbenen Ueberzeugung sich bewußt, haben das so in der Art, ohne Ansehen der Person, ein Anathema über diejenigen auszusprechen, welche nicht ihrer Meinung sind. Indessen verdient die milde gesinnte Gottheit unsern Dank, daß sie die schwache Menschheit einer so gefährlichen Versuchung nicht aussetzen wollen: denn die Geschichte bewährt, daß diese sich von mancher Irrlehre hinreißen lassen, deren Verkündiger nicht vom Himmel kamen und keine Engel waren. Unbegreifliche, ungewöhnliche Wirkungen werden ihres Eindrucks auf die Welt nie verfehlen, und dem, welcher sie hervorbringt, Ansehn und Vertrauen erwerben. Die Schulgelehrten sind oft die ersten, eine solche Huldigung darzubringen, und die letzten, sie zurückzunehmen. Jenes ist ein Zoll, den sie der Menschlichkeit entrichten; dieses muß ihnen noch weniger verübelt werden, weil das Geständniß des Irrthums allerdings ungleich nachtheiligere Folgen für sie herbeiführt, als für Personen, an deren Urtheil Niemand gewiesen worden. Glaube und Unglaube, als bloße Gemüthsstimmung betrachtet, sprechen weder für noch gegen die Aufklärung dessen, der sie hegt. Hatte der Glaube in der That bedeutende, ehrenwerthe Gründe hoher Wahrscheinlichkeit für sich, wiewohl solche einer vollendeten Prüfung, einer spätern Berichtigung weichen müssen, so zeugt er unwidersprechlich von helleren Begriffen, von aufgeklärterem Verstande, als der Unglaube, durch Untheilnehmen und Geistessträgheit veranlaßt, wenn er auch einmal der Wahrheit begegnet. Denn es gibt ohne Zweifel Abhlerungsglauben wie Köhlerglauben, beide gleich weniger Achtung werth; und es ist eine müßige Frage, welcher von beiden verderblicher sey. Das hängt von Umständen ab, deren Eintritt und Verkettung keine menschliche Weisheit im voraus zu bestimmen vermag. Achtungswerthe, besonnene Gottesgelehrte, vorzüglich unter den Protestanten, hielten sich berechtigt anzunehmen, die christliche Kirche sey, bei ihrer Entstehung, freilich außerordentlicher Bezeugungen des Geistes und der Kraft bedürftig gewesen, um überall Eingang zu finden; jezt aber müsse sie derselben entbehren, weil die erwiesene Heilsamkeit und Götlichkeit ihrer Lehren vollkommen hinreiche, deren Erhaltung zu sichern, deren Verbreitung zu befördern. Diese Entscheidung wird nicht Jedem einleuchten. Sie erklärt beruhigend, warum der gottergebene Mensch Wahrheiten der Reli-

gionslehre, die seine Vernunft überzeugen, verehren und annehmen müsse, ob auch der ihm bekannte Lauf der Natur nicht überschritten wird, um deren Göttlichkeit zu bestätigen: aber sie dringt ihm den Beweis nicht auf, ein solcher Uberschritt dürfe niemals mehr in den Rathschluß der Gottheit kommen. Was diese vollzieht, geschieht immer zur rechten Zeit; doch hängt auch die Erkenntniß dieser Zeit einzig von ihrer Untrüglichkeit ab. Eigene Wahrnehmungen, glaubwürdige Zeugnisse können hie und da einen wohlbedachten Mann überreden, der Arm des Herrn sey unverkürzt, und auch in neueren Tagen habe sich Außerordentliches, nicht leicht Erklärliches begeben, um großes Unglück von einem ganzen Lande, von einem einzelnen Haupte abzuwenden. Der Christ wird auf Sprüche der Bibel stoßen, die einem solchen Glauben das Wort reden und die Möglichkeit ähnlicher Erfahrungen nicht bloß auf den geschlossenen Kreis längstvergangener Jahrhunderte beschränken. Aber allerdings ermuthigt und berechtigt ihn die Ueberzeugung jener würdigen Männer, die strengste Prüfung dessen, was für Wunder ausgegeben wird, zu billigen und zu unterstützen. Diese Prüfung erschüttert und untergräbt keine Wahrheit der Religion und ist ganz eigentlich der Beruf des Naturforschers, den die strengste Handhabung desselben nicht dem Verdacht aussetzen darf, er wolle das Heilige befehlen.

Ueber die Genesung der Fürstin von Schwarzenberg ist die Untersuchung so weit gediehen, daß der Unbefangene schwerlich sich entschließen wird, in ihr eine unerhörte Beweiskraft des Gebets zu erblicken. Die leiblichen Aerzte, welche die Lähmung der Fürstin behandelten und durch innere und äußere Mittel bekämpften, hatten nach und nach bereits viel über sie gewonnen, und zweifelten an ihrem baldigen Siege nicht; nur glaubten sie der Vorsicht schuldig zu seyn, diesen Sieg nicht früher zu feiern, bis es ohne alle Gefahr geschehen könne. Die hinzugetretenen geistlichen Aerzte erhöhten durch herzergreifendes Gebet, durch Erinnerung an eine Hilfe, ohne deren Segen jede menschliche unermügend bleibt, den Muth und die Zuversicht der Genesenden. Sie erhielt es über sich, schlafende, längst verloren geglaubte Kräfte zu wecken; und es gelang. Den geistigen Aerzten scheint daher, nach höchster Billigkeit, kein größeres Verdienst beigelegt werden zu dürfen, als das, durch Anwendung geistiger Heilmittel befördert zu haben, was körperliche vorbereitet hatten; und es ist sehr zu wünschen, daß der Erfolg nicht verleiten möge, die letzten zur Ungebühr außer Acht zu lassen. Die besten leiblichen Aerzte haben von jeher der, wo möglich nie zu trennenden, Verblindung geistiger und körperlicher Heilmittel das Wort geredet; und unser trefflicher Keil, dem beider Anwendung in seltener Vollkommenheit zu Gebote stand, hat sich eben so faß-

lich als eindringend darüber erklärt. Der scharfsichtige Forscher hatte sich durch vieljährige Beobachtung überzeugt, daß jeder innern und äußern Thätigkeit des lebenden Menschen eben sowohl eine geistige als eine körperliche Handhabe beigelegt sey. Was, mit Keils Deutlichkeit und Bestimmtheit, wohl nur Wenige aufstellen können, wird schwerlich Einer siegreich widerlegen. Der Sprachgebrauch vereinzelt geistige und körperliche Eigenschaften, Tugenden und Fehler. Aber diese Eigenschaften, Tugenden und Fehler, Leib und Seele, Materie und Form, sind im wirklichen Menschen verschmolzen, bedingen und bilden sich gegenseitig, sind Ein untrennbares Wesen, bis das Leben sich ihm entzieht. Das aber erschwert die Entscheidung mancher Fälle der gerichtlichen Arzneikunde. Ob eine Krankheit durchaus unheilbar, eine Verletzung unmittelbar tödtlich gewesen, wird der unterrichtete Heilkünstler unbedenklich aussagen; inwiefern aber eine nachtheilige Gemüthserschütterung das Ende des Kranken unvermeidlich gemacht, oder wenigstens beschleunigt habe, darüber wird der eben so gewissenhafte als gern verschonende Mann nicht selten sein Urtheil zurückhalten wollen.

Der Glaube an die Kraft des Gebets ist so alt, als der erste Seufzer, den ein Mensch an die Gottheit richtete; und es ist weder zu erwarten, noch unserm Geschlecht zu wünschen, daß er vor ihm aussterben sollte.

Die Vernunft darf keinen Anstand nehmen, den Spruch zu unterschreiben: „das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ Denn die Erhebung der Gedanken zu ihrem höchsten Ideal, die möglichste Absonderung von jedem unreinen Begehren, die ungeheuchelte Ergebung in einen heiligen untrüglichen Willen, die lebendige Zuversicht, dieser vertweigere des erbetene Gute nur um Besseres zu gewähren, muß auf den Bittenden nothwendig heilsam wirken, seine Fassung stärken, jede Kraft in ihm beleben und in manchen Fällen die Erwartungen kalter Besonnenheit übertreffen. Diese unmittelbare Belohnung eines tugendhaften und weisen Bestrebens widerspricht zwar allgemein bekannten Naturgesetzen so wenig, daß sie sich sogar aus ihnen erklären läßt. Muß denn aber etwas ihnen widersprechen, damit wir den Gesetzgeber anbeten? Und wie selten mag das Gebet seyn, welches alle angeführten unerlässlichen Bedingungen erfüllt; wie unzureichend das Vermögen, selbst des festen und frommen Menschen, unter Umständen, die von allen Selten auf ihn eindringen, die er weder schaffen noch vernichten kann, jenen Vorschriften zu genügen! Schon der bloße Versuch, sich ihnen zu nähern, bleibt nicht unvergolten. Die protestantischen Geistlichen wollen, in der Regel, nicht für Wunderthäter gelten. Und doch ist es eine bekannte Erfahrung des nördlichen Deutschlands, daß arme Kranke, die von ihren gewissenhaften und unterrichteten

Arzten bereits aufgegeben worden, nach dem Genuße des Nachtmahls, über alle Erwartung, zur Gesundheit und zum Leben zurückgekehrt sind. Man hat diesen Erfolg dem Heilmittel des ihnen ungewohnten Weins beimessen wollen; da der Geistliche, zu Folge menschenliebenden Herkommens, die Flasche zurückläßt, welche er, zur Verrichtung des Amts, mit sich ins Haus gebracht. Das mag von einigen Fällen gelten, denn auch der Wein ist eine Gabe Gottes. Aber ungleich näher und eindringlicher liegt die Vermuthung, daß die tröstliche Zusprache eines verehrten Mannes, seine lebendige Theilnahme, sein Gebet, so rührend, so eingreifend, so den Umständen angemessen weder dem Leidenden noch dessen Umgebung möglich, die Schmerzen des Kranken gelindert, eine drückende Sorge von seinem Haupt genommen, einen peinigenen Zweifel aus seinem Gewissen verscheucht, ihm Beruhigung und Zuversicht eingefloßt, und der Seelenarzt dem Arzt des Leibes vorgearbeitet habe. Einer hätte ohne den andern nichts geleistet. Es gefiel der Vorsehung, ihre gemeinschaftliche Bemühung zu segnen; und nicht geziemt unsrer Klügerei, zu trennen, was jene verband.

Erörterung der Lehre vom Gebet wird der Leser hier nicht begehren. Erlassen kann man ihm jedoch die Erinnerung nicht, daß der Stifter des Christenthums, auch als Menschenkenner ausgezeichnet, lange, prunkvolle, um Schmuck bekümmerte Gebete ausdrücklich gemißbilligt hat. Das, welches er allen vorschrieb, die, deren er sich selbst bediente, waren immer sehr kurz, sehr einfach, arm an Worten, reich an Inhalt. Er hat das öffentliche Gebet nicht unter sagt; aber er empfahl das stille, das im geheimen Kämmerlein, das, dessen Inbrunst und Bewegung nie erklingelt wird, weil es sich fremden Zeugen entzieht. Die Kirche hat sich bewogen gefunden, längere Gebete, in abgemessenen Worten, in ausführlicher Darstellung, vor versammelter Gemeinde, zu verordnen. Sie sind zum Theil vielmehr Abhandlungen, Erwägungen, Rechenschaften, Belehungen, als unmittelbare Eingebung des Augenblicks. Sie beschäftigen öfter den Verstand, als das Herz. Dienen sie als Vorbereitung und Schule des eigentlichen, innern, aus den Tiefen der Ueberzeugung hervortretenden Gebets, so erfüllen sie einen wünschenswerthen Zweck. Nur dürfen sie freilich, eben weil sie öffentlich, gesetzmäßig, unerläßlich seyn wollen, die strengste Prüfung der Kritik nicht umgehen, welcher die auf sich beschränkte, nur ihrem Gewissen verantwortliche Ergießung des Herzens nicht unterworfen ist.

Daß der Fürst von Hohenlohe sich beengt, gehindert, unfähig gefühlt, vor geistlichen Beisitzern aus voller Seele zu beten und die Kraft des Gebets zu bewahren, die er sonst erfahren zu haben glaubt, darf die Aufrichtigkeit seines Vorgebens nicht verdächtig

machen. Kein Mensch ist vermögend, zu jeder beliebigen Zeit, in jeder beliebigen Umgebung, aus dem Herzen zu beten. Das wird ihm so häufig fehlschlagen, als die gerichtlichen Ehestandsproben, welche man in Frankreich erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts abstellte, deren Volleau und Voltaire so bitter spotten. Nur hätte der Fürst sich dazu gar nicht anheischig machen sollen; so wie die Oeffentlichkeit, Allgemeinheit und Allständigkeit seines Verfahrens leicht dahin führen kann, jede Wirksamkeit desselben, wenn sie jemals stattgefunden, nach und nach zu schwächen und endlich ganz verschwinden zu lassen.

Besitzt er die seltne Gabe, mit gläubiger Zuversicht aus dem Herzen zu beten, und dadurch die nämliche Zuversicht in dem Herzen empfänglicher Zuhörer zu wecken, zu stärken und zu einer Höhe zu steigern, welche den Gipfel aller menschlichen Anstrengung erreicht, so wird es auch nicht fehlen, daß diese geistige Steigerung durch überraschende Beweise ungewöhnlicher körperlicher Kraft sich offenbart. Ob diese anhalten, das Uebel in der Wurzel vertilgen, jedem Rückfall vorbeugen werde, vermag der geistliche Arzt so wenig zu bestimmen, als dem Leiblichen eine solche Verbürgung für seine Heilmittel aufgebürdet werden darf. Diese höhere Kunde steht einzig der Allwissenheit zu und dem waltenden Schicksal.

Auch darin hat der Fürst ganz Recht, daß er seine Ohnmacht eingesteht, auf irgend Jemand zu wirken, dessen lebendiger Glaube seine Worte nicht begleitet. Dieser ist die unentbehrliche, ist höchst wahrscheinlich die einzige geistige Thätigkeit, von der alle Wirkung abhängt. Nach der Lehre seiner Kirche, wird der Fürst freilich geneigt seyn, der Stimmung, der Absicht des geistlichen Arztes, der betend zu dem Kranken tritt, einen eben so bedeutenden Einfluß zuzuschreiben, als der Stimmung des Kranken selbst. Diese Ansicht ist zum Theil auch denen nicht fremd, welche von der römischen Kirche ausgeschlossen sind.

Luther glaubte festiglich, und dessen Freunde mit ihm, er habe seinen unerseßlichen Melanchthon gesund gebetet. Als dieser im Jahr 1540 zu Weimar an einer schweren Gemüthskrankheit hoffnungslos danieder lag, und der Kurfürst Luthern eiligst von Wittenberg holen ließ, trat der an das Lager des tödtlich Kranken, betete eifrig und heftig, und sprach ihm Worte, Verheißungen und Rückkehr des Lebens ein. Er erklärte sich selbst darüber, nach seiner derben, menschlich einfachen Weise: „Allda mußte mit unser Herr Gott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thür, und rief ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da mußte erhört werden; da ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müsse erhören, wenn ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Auch schrieb Melanchthon selbst an

seinen Camerarius: „Ich wäre gestorben, wenn ich nicht durch Luthers Ankunft mitten aus dem Tode wäre gerissen worden.“ Den unwiderstehlichen Eindruck des luther'schen Gebets schildert Weit Dieterich: „Es ist mir einmal geglückt, daß ich ihn beten hörte. Hilf Gott, welch ein Geist, welch ein Glaube in seinen Worten! Er betet so andächtig, als ein Mann, der mit Gott, so hoffnungsvoll und vertraulich, als ein Kind, das mit seinem Vater redet. „Ich weiß,“ sprach er, „daß du unser aller Gott und Vater bist; deshalb bin ich gewiß, du wirst der Verfolgung deiner Kinder einhalten. Thust du das nicht, so ist die Fahr dein sowohl als unser. Die ganze Sache ist dein. Was wir gethan haben, das haben wir thun müssen; darum magst du, lieber Vater, es beschützen!“ „Als ich ihn solche Worte mit heller Stimme von fern beten hörte, brannte mir das Herz im Leibe, weil ein Mensch so freundlich und andächtig mit Gott reden durfte; vornämlich aber, weil er auf die Verheißungen der heiligen Schrift so hart drang, als wäre er gewiß, daß alles geschehen müsse, was er begehrte.“ Das frommste und philosophischste Lehrgedicht, dessen irgend eine Nation sich rühmen kann, hat diese menschlich bedingte Eigenthümlichkeit eines inbrünstigen Gebets mit lebendigen Zügen aufgefaßt:

In Asch' und Staub

Hatt' ich vor Gott gelegen und geweint. —

Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,

Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht.

Da nun kam die Vernunft allmählig wieder

Und sprach mit sanfter Stimme: „Doch ist Gott!

„Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!

„Komm! übe, was du längst begriffen hast,

„Was sicherlich zu üben schwerer nicht

„Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.

„Steh auf!“ — Ich stand und rief zu Gott: Ich will;

Willst du nur, daß ich will!

Augustin's allumfassendes: da, quod jubes, et jube, quod vis! Auch der kälteste Beobachter darf einräumen, daß sich eine solche Freudigkeit und Zuversicht wahrscheinlich nur dann Ändern mittheilt und fremde Seelen hinreißt, wenn sie ungeheuchelt ist; und daß jeder Versuch, durch den bloßen Schein derselben den nämlichen Eindruck hervorzubringen, mehr oder weniger mißlingen muß. Ist aber der Hörer wirklich empfänglicher als der Sprecher, gelingt es diesem, wahre Empfindungen zu wecken, obgleich die seinige nur erlogen war, so würde vermessnen seyn, zu behaupten, die Vorsehung werde dem aufrichtigen Gläuben entgelten lassen, was er nicht verschuldet hat, was er nicht einmal zu argwohnen fähig ist. Ihr ist die

Schwachheit fremd, den Gerechten zu verstoßen, weil ein Ungerechter für ihn spricht.

Der Fürst ist unstreitig befugt, jede in dem unerforschlichen Rathschlusse der Gottheit dem Gebet zugestandene Heilskraft nur vom lebendigen Glauben zu erwarten; aber nicht befugt ist er, den zu verurtheilen, der solchen Glauben nicht aufzubringen weiß. Man hat von jeher eine unleugbare Thatsache zu wenig beachtet. Niemand glaubt etwas, weil er will oder soll, sondern weil er nicht umhin kann, es zu glauben; das heißt, mit unerschütterlicher Zuversicht anzunehmen, was er nicht siehet, was ihm nicht dargelegt (demonstrirt) werden kann, wogegen sogar Zweifel obwalten, die er nicht zu beantworten weiß. Dieser dem eigenthümlichen Bedürfnisse entquollene Glaube kann verstärkt, aufgefrischt, ermuthigt werden; aber das Bedürfniß desselben schaffen kann der Mensch eben so wenig, als Fähigkeiten ausbilden, wo keine sind. Die Anlage, welche die Gottheit einem ihrer Kinder versagte, hat sie ohne Zweifel durch andere, nicht minder schätzbare Art ihm ersetzt. Ein Mann, der nicht in dem Rufe stand, überirdische Einwirkungen wegvornünfteln zu wollen, Cazotte, bemerkt gleichwohl in seinem *Diable amoureux* (*Biondetta*) eben so kühn als treffend: „In allen Vorfällen, wo wir außerordentlicher Hülfe bedürfen, fordern wir sie mit Hefigkeit; und werden wir auch nicht erhört, so setzen wir uns wenigstens dadurch, daß wir uns recht zusammennehmen, um empfänglich zu seyn, in den Stand, bei unsrer eignen Vernunft Rath zu finden.“

Ueberhört der Fürst den vielsagenden Zuruf seines Hieronymus: *Si auctoritatem quaeris, major est orbis urbe!* erlaubt ihm seine Stimmung nicht, für und mit Menschen zu beten, die seiner Kirche nicht angehören, so thut er wohl, sich einer Handlung zu enthalten, die bei ihm Heuchelei seyn würde. Gott hört, nach seiner unendlichen Barmherzigkeit, die Seufzer nicht bloß des Menschen, sondern jedes Wesens, das er mit Empfindung begabte; auch solcher, die nicht beten gelernt haben, oder, im Drange der Noth, der Besonnenheit und des Gebets vergessen, die bedürfen bei ihm keiner menschlichen Vertreter und Mittler. Was diese von der Art übernehmen, übernehmen sie für sich, für ihr eignes Heil. Sie verlieren dabei, nicht andre, wenn sie es unterlassen.

Die Priesterschaft aller Zeiten und Völker hat sich durch fromme, sittliche, wohlwollende Mitglieder ausgezeichnet und mannichfache Verdienste um die Ausbildung des Menschengeschlechts erworben. Aber dem allgemeinen Loose der Menschheit ist sie nicht entgangen, weder untrüglich zu seyn, noch bloß solche Mitglieder zu vereinigen, die ihren wohlthätigen Beruf erfüllen. Was von ihr kommt, bedarf der Prüfung des Verstandes und der Zeit eben so sehr, wie jede andere Belehrung, die dem Menschen durch Menschen wiederfährt.

Diese Prüfung darf und soll von der Möglichkeit des Irrthums ausgehen, aber dem Verdacht des Betruges nicht ohne unabwiesliche Gründe Raum geben. Es fällt schwer zu glauben, der Fürst von Hohenlohe habe sich einer ungewöhnlichen Wirksamkeit auf Andere rühmen, habe sogar diese Wirksamkeit öffentlicher Prüfung aussetzen wollen, wenn gar keine Erfahrung ihn veranlaßt hätte, dergleichen an sich zu ahnen; damit scheint er sich überreilt zu haben. Den Irrthum, wenn es einer ist, wird die Zukunft, wo möglich, noch einleuchtender widerlegen. Was aber Unzähligen vor ihm begegnet ist und Unzähligen nach ihm begegnen wird, macht weder ihn noch sie zu vorselblichen Betrügnern. Sie schöpfen ihren Irrthum aus einer gemeinschaftlichen Quelle, aus der Geneigtheit der menschlichen Natur, sich im dauernden Besiz dessen zu glauben, wovon ein flüchtiger Augenblick ihr den Schein des Besizes gewährte. Diese Krankheit hat vielleicht keinen Lebenden ganz verschont, obwohl der Genesene des Kranken, und ein Kranker des andern spottet. Es ist nicht nöthig, sich nach einer bleibenden Schule für einen Betrug umzusehen, mit dem Jeder sich selbst gerade um soviel leichter hintergeht, je weniger er in irgend einer Schule gelernt hat. Am ungerechtesten aber und unwahrscheinlichsten ist der Vorwurf: der römische Stuhl, die leitende Behörde des Ordens der Jesuiten veranlasse, befördere, unterstütze Auftritte solcher Art. Soll dem römischen Stuhl die Befolgung bleibender Grundsätze kirchlicher Staatsklugheit beigelegt werden, — welches nicht unbedingt geschehen darf, da die persönliche Stimmung sehr verschieden gesinnter Wahlfürsten nicht selten bedeutende Abweichungen herbeiführt, — so ist es die: alles Aufsehen zu vermeiden; keine neuen Ansprüche aufzustellen, deren Prüfung die Widerlegung alter Ansprüche nach sich ziehen könnte; und eine von erbitterten Parteien nachgesuchte Entscheidung bedenklicher Fragen, so werth ihm eine dieser Parteien auch ist, dennoch lieber auf unbestimmte Zeit hinauszusetzen, oder dem Gewissen der Streitenden zu überlassen, als Gefahr zu laufen, die unterliegenden gegen sich zu empören. Scheinbare Beispiele entgegengesetzten Verfahrens sind, wie die Kirchengeschichte ergibt, höchst seltne Fälle abgerechnet, weniger dem Willen des römischen Stuhls beizumessen, als der Nothwendigkeit, überwiegendem Einflusse weltlicher oder kirchlicher Gewalt nachzugeben, die keine Gegenvorstellungen und Bitten gelten ließ. Auch sind diese Grundsätze seiner Staatsklugheit nicht einmal neu, sondern nur durch neuere Erfahrungen bestätigt. Er hat seinen mächtigen Drängern und Gönnern, selbst Carl dem Großen, nie verhehlt, welche Uebel eine Verleugnung derselben herbeiführen müsse.

Wie entfernt der Schreiber dieser Zeilen auch ist, über den Orden der Jesuiten das Lob oder den Tadel hoher Weltklugheit auszu-

sprechen, weil dessen Geschichte, so weit er sie kennt, mancherlei Beispiele des Gegentheils aufstellt: so kann er doch nicht umhin, allen Verdacht, als könnten diese einen Betrug veranlassen, den jeder Naturforscher zu enthüllen fähig ist, für äußerst unwahrscheinlich zu halten. Unter allen geistlichen Orden hat sich keiner dem Studium der Naturlehre und ihrer verwandten Wissenschaften so eifrig gewidmet, als gerade die Gesellschaft Jesu. Eben diese Kenntniß und deren Anwendung haben ihr Eingang, Aufenthalt und Duldung in Ländern und Zeiten erworben, wo Verfolgung des Christenthums an der Tagesordnung war. Es ließe sich, wenn man dem Argwohn Raum geben wollte, allenfalls denken: eine Gesellschaft, seit Jahrhunderten mit Beobachtung und Erforschung der Naturgesetze beschäftigt, sey auf Entdeckungen, Geheimnisse, Handgriffe gestoßen, welche andern minder Begünstigten unbekannt geblieben, und lasse sich verleiten, diese Geheimnisse auszubieten, um Zwecke ihres Eigennutzes zu befördern. Eine in den Jahrbüchern der Wissenschaft unerhörte Erscheinung, die kein unbefangener Naturkundiger zu erklären vermöchte, dürfte einer solchen Voraussetzung das Wort reden. Dagegen eine so alltägliche, die Unwissenheit nur auf kurze Zeit verblendend, dem Menschenkenner beim ersten Anblick verdächtig, der Untersuchung des Arztes nothwendig erliegend, kann unmöglich das Erzeugniß einer Verbindung seyn, die, von ihrer Entstehung an, zu genau mit der Gefahr bekannt ist, scheelsüchtige Gegner aufzuregen. Diesen Schulschmeißer begeht sie gewiß nicht mehr, wenn sie ihn je bezangen hat. Sie mag ihrem Vortheil angemessen finden, ein Vorurtheil nicht zu bekämpfen, dessen Annahme, innerhalb der sehr beschränkten Grenze seiner Dauer und Verbreitung, auch ihren Nutzen befördern kann. Sie mag, da die Verhältnisse ihr nicht gestatten, sich mit den Freunden der Aufklärung zu verbinden, Bedenken tragen, es mit denen zu verderben, die, um des Mißbrauchs willen, auch gegen den Gebrauch eifern. So untreu wird sie ihrer theuer erkauften Klugheit schwerlich, sich einer gar zu leichten Beschämung auszusetzen. Sie hat von jeher getrachtet, sich in die Welt zu schicken, den Schein zu retten, dem Strome der Zeit nachzugeben, und bitter genug dafür gebüßt, wenn sie einmal gegen ihn schwimmen wollte. Verantwortet, wer es kann, sie, mit Lichtenberg und Nicolai, a set of designing men zu nennen; sie für a set of shallow blockheads zu erklären; läßt sich nicht verantworten. Die Vergehung einzelner unverständiger, unbesonnener Mitglieder darf ihrer Gesamtheit so wenig zur Last gelegt werden, wie jeder andern, ohnerachtet man sich eine solche Unbilligkeit vorzüglich gegen sie erlaubt und Gründe dafür geltend macht, welche schon die Gelehrten Geschichte entkräftet. Angesehene Ordensglieder haben sich in öffentlichen Druckchriften zu sehr widersprechenden Ansichten über

wichtige Gegenstände bekannt; und ihre obere Behörde scheint nicht sowohl den Streit selbst, als nur dessen Aufsehen und Anstößigkeit beigelegt zu haben.

Bei dem allen darf weder der Freund der Wahrheit, noch die Polizei des Staats unterlassen, was sich für außerordentlich ausgiebt, strenger Aufmerksamkeit zu unterziehen. Gelingt es dem Betrüger, der sich seines Betruges bewußt ist, freilich selten, Anhänger zu erwerben, weil ihm die Begeisterung abgeht, ohne welche es schwer hält, auf Andere zu wirken; spielt der, welcher damit angefangen hat, sich selbst zu hintergehn, ein ungleich begünstigteres Spiel: so wäre es doch thöricht, die Möglichkeit jener zu leugnen, und die Wohlfahrt der Menschheit schlecht gesichert, wenn man für hinreichend hielte, sie bloß gegen diese zu schützen. Bedachtsame Untersuchung wird beide entlarven; und es kann keine Zeit kommen, wie keine vergangen ist, die nicht gegen beide sich verwahren müßte. Andere, nicht aus dem Heiligthum hervortretende Erscheinungen kehren gleichfalls immer zurück und nehmen neue Beobachtung in Anspruch. Man hat manches für Täuschung erklärt und vielleicht ins Ziel getroffen, aber aus Gründen, die der späteren Ueberzeugung nicht hinreichen. Die Wirkungen künstlich erregten, traumbelebten Schlags, die äußeren Wahrzeichen verborgener Quellen und Metalle, die unwillkürliche Wahrnehmung fremdlicher Gegenstände, und sonst noch manches, dessen alte Sage schon erwähnt, das aber unendlich bequemer war, in Bausch und Bogen zu verwerfen, als nach den dabei angeführten Umständen zu erklären, hat, zum Theil unter veränderten Namen, Beglaubigungen und Gewährsmännern gefunden, die der Bescheidenheit nicht gestatten, alles, was darüber vorgebracht worden, ohne Ausnahme, in das Gebiet der Dichtung zu verwelsen. Die Einbildungskraft ist freilich oft eine beschwerliche Begleiterin der menschlichen Anschauung, aber ohne sie würde sich für uns gar nichts verbinden und ordnen; und da die Natur selbst sie in den Rath unsers Bewußtseyns einführt, so dürfen wir ihre Stimme eben so wenig überhören, als allein hören wollen. Ein Zufall kann dem Unwissenden offenbaren, was sich der Anstrengung des Unterrichteten entzog. Holsteinsche Viehmägde kannten die Schutzkraft der Kuhblättern lange vorher, ehe der hochverdiente Jenner sie gekend machte; aber sie selbst hielten diese Erfahrung für so wichtig nicht, als sie war, und gebildete Personen vernahmen eine solche Aussage mit Achselzucken. Der große Leibniz würde sie nicht verachtet haben. Er war sehr aufmerksam auf alle Geheimkünste, Handgriffe und Ueberlieferungen ungelehrter Kreise, und bat seine Freunde und Bekannten mündlich und schriftlich, sie aufzufassen und ihm mitzutheilen. Er wußte besser als Jemand, daß jedes Vorurtheil, jeder Irrthum die ungezogene Tochter

ter einer Wahrheit ist; und daß es zuweilen keinen andern Weg gibt, von der verschollenen Mutter Kunde zu ziehen, als indem man die entartete Tochter recht scharf ins Verhör nimmt. Sie will lügen, sie wird lügen. Aber, ihr selbst unbewußt, blieb vielleicht, in dem Gespinnst der Täuschung, ein Ariadnesfaden der Wahrheit unzerissen und leitet den verständigen Richter durch das Labyrinth.

Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque,
Quae nunc sunt in honore, si volet usus,
Quem penes arbitrium est, et jus, et norma!

8

XI.

Politische Herzensergießungen eines Laien, veranlaßt durch des Freiherrn H. C. C. von Sagersn

I. Die Resultate der Sittengeschichte. 1) Die Fürsten. Frankf. a. M. bei F. Wilmanns. 1808. 2) Die Fürnehmen oder die Aristokratie. Wien bei Anton Strauß. 1812. 3) Demokratie. Frankf. a. M. bei den Gebrüdern Wilmanns. 1816. 4) Politik oder der Staaten Verfassungen. Stuttgart bei Cotta. 1819. 5 u. 6) Freundschaft und Liebe. Dasselbst 1822.

II. Der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. 1 u. 2. Stuttgart bei Cotta. 1822.

Seines Gesetzes ist bekannt, das Solon seinen Athenern gab, nach welchem derjenige für ehrlos zu achten ist, welcher in Zeiten der Unruhe sich nicht öffentlich für eine Partei erklärt. Plutarch, der es in seiner Lebensbeschreibung Solons im 20. Cap. als ein höchst sonderbares und seltsames (*ἴδιον μάλιστα καὶ παράδοξον*) anführt, tadelt es in seinen politischen Vorschriften ganz unumwunden; dort aber stellt er, nach seiner sinn- und geistvollen Weise, Rechtfertigungsgründe für dasselbe auf, die wohl selbst der alte Gesetzgeber sich nicht so klar gedacht haben möchte; er würde sonst gewiß sein Gesetz etwas anders gefaßt haben.

„Er gibt,“ *) so glossirt Plutarch seinen Solon, „vielleicht damit zu verstehen, daß niemand gleichgültig und unempfindlich gegen

*) Plut. Solon. C. XX. βέλεται δ', ὡς εἶπκε, μὴ ἀπαθῶς, μητ' ἀναισθητῶς ἔχειν πρὸς τὸ κοινόν, ἐν ἀσφαλείᾳ θεμενόν τὰ οἰκεία, καὶ τῷ μὴ συναλγεῖν· μηδὲ συννοεῖν τῇ πατρίδι. καλλωπιζό-

das Gemeinwesen sich verhalten solle, wenn er auch seine eigenen Angelegenheiten in Sicherheit wisse und seiner Unverletztheit, seines unangefochtenen Wohlstandes bei den Leiden des Vaterlandes sogar sich rühmen könne. Vielmehr müsse ein solcher, sofort mit denjenigen, die das Bessere und Rechte suchen, sich verbindend, lieber die Gefahr theilen und zur Hülfe herbeieilen, als sorglos abwarten, wer etwa siegen möchte."

Das Gesetz Solons und die plutarchische Glosse — siehe da Irrthum und Wahrheit und das ganze Chaos der Meinungen unserer Tage in Spanien, Frankreich, Italien, England und Deutschland beisammen! Eine wahre Pandorabüchse! — Aus ihr flogen alle Uebel, und nur die Hoffnung bleibt auf dem Boden zurück, von Wenigen erkannt und geschätzt; aber freilich dem, der sie einmal kennen und schätzen gelernt hat, auch nun der einzige Trost und die letzte Zuversicht im Wogenbruche der Zeiten. Nur die Götter wissen, daß die Hoffnung noch zurückgeblieben ist, und diejenigen unter den Menschen, welchen die Himmlischen es zu offenbaren gewürdigt haben.

Hat Solon, haben Minister, Pairs, Landtagsdeputirte, emsige politische Schriftsteller, Wortführer der öffentlichen Stimme und wie die public-spirits unserer Zeit sonst heißen mögen, sich nur einmal deutlich gedacht, was Faction, was Partei ist? wie diese Erscheinungen gerade die essentiellen, die idiopathischen Symptomen des bedenklichen Zustandes, des recht ausgebildeten Fiebers, ja, (warum sollen wir es nicht sagen?) das Fieber, die Krankheit einer kranken Zeit selbst sind? und daß der verständige Arzt, der, ohne Symptomenjäger zu seyn, die Diagnose versteht, seinen Heilplan nur auf die Entfernung jener Symptome richten müsse? —

Wir wollen die furchtbaren Worte, diese politischen Harpyien, die das unschuldigste Gericht des ruhigen Staatsbürgers beschmigen, scharf ins Auge fassen. Wir wollen nicht eher weichen, bis wir ihnen alle täuschenden Hüllen und Gewande abgezogen haben, um sie schonungslos als die häßlichen Unglücksvögel, die sie sind, öffentlich auszustellen — damit der Heraklespfeil sie zum Tode treffen könne. — Wahrlich! sie täuschen nur so lange, als sie mit geraubten, fremden Federn sich geschmückt haben, und, auf sich selbst reducirt, geben sie dem blödesten Sinne bald die Ueberzeugung, daß das solon'sche Gesetz nur ein schlecht geschliffener, für den echten

μενον· ἀλλ' αὐτόθεν τοῖς τὰ βελτίω καὶ δικαιοτέρα πράττοναι
προσδόμενον, συγκινδυνεύειν καὶ βοηθεῖν μᾶλλον, ἢ περιμένειν
ἀκινδύνως τὰ τῶν κρατούντων.

Stein untergeschobener Rieseldiamant ist, die plutarchische Glosse aber tiefe, politische Weisheit enthält.

— Auch das Centrum ist Partei, Faction, so gut wie die rechte und linke Seite. Wir können nicht nachdrücklich genug vor dem Mißbrauch warnen, welcher mit dem alten tiefsinnigen: *medium tenuere beati*, jetzt so allgemein getrieben wird, und das gute Wort in Mißcredit gebracht hat. Stehst du auf der linken Seite und blickst im Kreise herum, so bildest du dir auch ein, in der Mitte zu seyn. Eben so überredet sich der Parteimann der rechten Seite. Wenn also die Mitte, wie das deutsche Sprichwort sagt, wirklich Gold wäre, so hätten wir überall und von allen Seiten nichts als Gold — und daran fehlt es ja doch bekanntlich factisch den Völkern und ihren Regierungen jetzt mehr, als jemals! — Wir aber gewinnen aus all diesem Stufenhaufen, so fein wir ihn pochen, und so künstlich wir ihn in Fluß bringen, höchstens das Goldkörnchen der Wahrheit: daß aller Factionsgeist ein dreifacher ist. —

Wir müssen uns auf einen höhern Standpunct stellen, um die nöthige Uebersicht zu gewinnen. Das rechte Element für das Staatsleben ist und bleibt: Ruhe, Friede, Ordnung. Wo Parteien, Factionen sind, da ist jenes Element gestört, getrübt. Ja, diese Factionen sind eben die Factoren, als deren Product die gestörte Ruhe offenbar anzusehen ist. Parteien aber, Factionen sind nicht da möglich, wo Uebereinstimmung, sondern wo Verschiedenheit der Meinungen, der Wünsche, der Tendenzen stattfindet; sie setzen also vorerst jedesmal wenigstens zwei Glieder voraus, die im Kampf gegen einander entzündet sind, welchen sich aber sodann, nach einem allgemeinen Naturgesetze, ein drittes beigesellt, das, von der Natur beider annehmend, unter dem Schein der Vermittelung, eben dadurch zum Heerd wird, von welchem jene immer neue Nahrung sich holen; zur Quelle, aus welcher der verheerende Strom der Zwietracht sein Bett immer wieder aufs neue füllt. Wir hoffen, unsere Leser sollen uns diese dreifache, paradoxe Meinung bald zugeben, wenn sie folgende Reflexionen mit uns anzustellen geneigt sind, für die wir nur noch die gewiß allgemein zugestandene Bemerkung vorausschicken, daß Principat, Aristokratie und Demokratie die einzigen Elemente sind, die in einem krankhaft gestörten Staatskörper in Conflict gerathen können.

Bezeichnen wir das erste Glied, die Ultras (die Royalisten, die Cervollen &c.), als die Uberschäger des Principats, als diejenigen, die das segensreiche Princip der Monarchie zum Despotismus, zur völlig willkürlichen Machtthaberel steigern möchten, die den Fürsten beständig die trostlose Maxime ins Ohr raunen, daß sie ungestraft das Böse thun können und ihre Souveräni-

netät eben dadurch am glänzendsten offenbaren, daß sie das Böse thun, die sie überreden, das ganze Volk habe nur einen Hals, damit ihn das Königsschwert abhaue — so stellen wir ihnen als Ebenbürtige zum Kampf auf Leben und Tod, als die Ultras von der andern Seite, die Liberalen, die Constitutionellen (Carbonaris, Jacobiner, Ohnehemdenundhosen u. s. w.) gegenüber, die, die Souveränität des Volks verkündigend, dem Fürsten Gefangenschaft und Tod bereiten, der Sache selbst nach, den Monarchen wirklich schon abgethan haben und nun die wie Schwerteschärfe blin- kende und blendende, aber zugleich auch tödtende Lehre von der Frei- heit und Gleichheit auf den Gassen predigen. Wo Zwiespalt, Tren- nung, Störung der Ruhe — die Krankheiten der Nationen — als flammender Blitz in den Schoos eines Volks fallen, da ruft allemal das eine Glied das andere ganz unvermeidlich hervor, und es ist gleichviel, welches von beiden den Anstoß gibt. Ist das eine da, so fehlt auch gewiß das andere nicht. Wie aus den gesäeten Drachen- zähnen des Kadmus Geharnischte hervortwachsen, die gegen einander das Schwert in wilder Kampfeserbitterung kehrten, so stehen da, wo zur verhängnißvollen Stunde die verderbliche Saat in den Schoos eines Volks gefallen ist, jene beiden Factionen zu gleicher Zeit gleich gerüstet und gewaffnet gegen einander auf. Aber wie jene Sparti des Kadmus einer den andern erwürgten, so würden diese beiden feindlichen Brüder, träfen sie wirklich frei auf einander, sich gegen- seitig sofort auch wieder vernichten, und die Flamme beider wäre in dem wechselseitig vergossenen Blute gelöscht. Wäre doch alle Reso- lution so abzu thun, daß die feindlichen Kräfte, rein isolirt, einander anfallen könnten! Das Ganze des Volks theilt sich doch nun und nimmer in die beiden Hälften! — Nachdem die Schwerter der der Drachensaat Entsprossenen im Bruderblute gesättigt waren, blieben immer noch fünf übrig, die Theben stifteten. — — So diente der Kampf nur dazu, das böse Blut abzuleiten, und der Staatskörper stünde auf einmal von der materia peccans gereinigt und gesund wieder da! —

Leider endigt der Zwiespalt, wo er einmal ausgebrochen ist, nie mit einem solchen entscheidenden Schlage, und es mag also wohl noch ein drittes Element hinzukommen, das; als Scheidewand zwi- schen die feindlichen tretend, das entscheidende Zusammentreffen bei- der hindert, zugleich aber der Flamme eines jeden neue Nahrung zuführt — ein drittes, das mit seinem dazwischen schlagendem Schwerte die gezückten Waffen der feindlichen Brüder von ihrer Bahn ablenkt, die nun, ihres Ziels verfehlend, vielleicht gar den Unschuldigen verwunden, immer aber, in der Entrüstung über den vereitelten Zweck, mit zwiefacher Erbitterung wieder erhöhen, aber- mals jedoch durch jenes dritte von der Entscheidung abgehalten wer-

den. Das, behaupte ich, sind die Gemäßigten, das Centrum, die Schaukler (*hommes de bascule*), und indem sie weder die einen noch die andern mit ihrer Vermittelung befriedigen, reizen sie dieselben nur mehr und verewigen das Blutvergießen. — Trauriger Quell, aus welchem der Hydra neuer Lebenssaft zuströmt, um die abgeschlagenen Köpfe durch neue zu ersetzen! —

Wir fragen: Wo haben in einem bewegten, zerrütteten Staate diese drei Factoren der Verwirrung gesiehet? Wo sind es nicht gerade die Gemäßigten gewesen, die in ihrer Befangenheit und Doppelseitigkeit das Band machten, wodurch die beiden feindseligen Elemente zu ewiger Zwietracht verknüpft wurden?

Jene Gemäßigten meinen wir natürlich nicht, die im großen Lebensproceß eines Volks als rein negativ, als bloße Masse erscheinen. Von Alter, Gemächlichkeit, Befangenheit und Liebe zu einer trügen, selbstischen Ruhe bestrickt, wissen sie von Vaterland und öffentlichem Leben gar nichts, und der gegenwärtigen Gefahr streben sie nur instinctartig entgegen. Sie sind keine Faction, denn dazu fehlt es ihnen an Positivität; sie sind nur Ballast im Staatsschiff, das *caput mortuum* des Volks, das nach jeder Auflösung übrig bleibt und träg zu Boden sinkt. Aber jene, die, in einem beständigen Schwanken von der einen zur andern Faction begriffen, Interesse an Interesse abwägen wollen und nicht bedenken, daß da, wo beide alles verlangen, jener Versuch nothwendig mißlingen muß — längst verrufen durch die äsopische Fabel vom Kriege zwischen den Vögeln und den Thieren und der Fledermaus — sie sind Gemäßigte: sie genügen weder dem Ultraismus der einen, noch dem der andern Faction; sie wollen in selbstgefälliger Befangenheit die Forderungen der einen und der andern gegenseitig ausgleichen und vermitteln; allein — so ins Pacisclren und Vertragen sich verlierend, stehen sie nicht, die beiden andern Factionen durch die That anerkennend, diesen als eine dritte gegenüber? und mit dem Schwert in der Hand beweisend, daß sie keiner Partei angehören, werden sie nicht nothwendig die dritte, die der Unabhängigen? — und wüthen um so schaaamloser, mit wahren Zelotengrimme, weil eine seltsame Einbildung sie mit einem falschen Schein, als hätten sie wirklich das Rechte, hintergeht? — Traurige Einheit, die sie zwischen Wasser und Flamme versuchen, mit Ernst und Leidenschaftlichkeit versuchen; für die sie den Kampf des Worts und des Schwerts nicht scheuen! Sie gebiert im Augenblick ihrer Erscheinung das Ungeheuer des Zwiespalts in einer neuen Gestalt; sie wird dadurch die ewig fruchtbare Mutter immer neuer Offenbarungen des aus seinen Wanden losgelassenen Archäus; und den Riesen Antäus wirft sie ringend auf die Erde nieder, von woher er sich doppelte Kraft holt. — So ringelt sich die Schlange der Revolution in immer neuen

Kreisen weiter fort; so schlingt sich Knoten an Knoten; so ziehen sich um den ersten kleinen Ring größere und furchtbarere, und die Flamme, angeregt und gereizt, schlägt höher und höher auf! —

Ich behaupte getrost, daß unter diese drei Rubriken sich alles ordnen läßt, was von Partei und Faction in einer bewegten Zeit vorkommen mag, und daß unsere Eintheilung erschöpfend ist. Der Versuch wird keinen betrügen, der nur den Proteus durch alle seine Metamorphosen und Verwandlungen hindurch zu verfolgen weiß. Sinnreich mag es aber seyn und zu manchen Betrachtungen veranlassen, zu bemerken, wie in einem kranken Staatsorganismus den drei Lebenselementen eines gesunden Staats, dem Principat, der Aristokratie und der Demokratie, gegenüber drei nach der Aehnlichkeit dieser zusammengesetzte Factoren sich bilden, durch welche seine Ruhe, sein frisches, freudiges Leben zerrüttet und gestört wird. Der Aristokratie entspricht hier die Partei der Gemäßigten, und wenn dort die Aristokraten die Stützen des Throns und zugleich die haltenden Säulen sind, die verhindern, daß er nicht zertrümmernd über dem Volke zusammenbreche, so ist hier die Faction der Gemäßigten das Mittelglied, durch welches der Fieberbrand der Revolution immer neu angefacht und geschürt wird. Behmüthige Trippleallianz! — Unseliges Gegenbild des frischen, gesunden Organismus im kranken, fiebernden Körper! —

Das ist Faction — Partei! — So ist sie der Quell aller Verwirrung und Zerrüttung! So trägt sie selbst in der täuschenden Gestalt der Vermittelung und Ausgleichung das trennende Schwert, und unter ihren glühenden Sohlen wird die Pflanze des Staatswohls zerstört. Und welche Bedeutung hat nun das solon'sche Gesetz? — Welch ein verzweifelter Arzt, der solchen Rath geben, solche Mittel anwenden kann! — O wie weit klüger und verständiger ist da die plutarch'sche Glosse! nur Schade, daß sie von dem solon'schen Gesetze nachgerade so viel wie gar nichts übrig läßt, wenn sie nicht selbst vor ihm zu warnen scheint! —

„Niemand sey gleichgültig und unempfindlich gegen das Gemeinwesen.“ Wie schon gesagt: jene, welche im ruhigen Besiz ihres Eigenthums, indolent von Natur, oder erst geworden, nach des Vaterlands Wohl oder Wehe nichts fragen, sind in der Wage der Zeit völlig indifferent, das caput mortuum des Volks. „Aber mit denen, welche das Bessere und Rechte suchen, sich verbindend, theile der gute Patriot die Gefahr, um dem Frieden Bahn zu machen.“ Und heißt nun das nicht eben: alle Parteilung fliehend, alle Faction vermeidend, suche er mit aller Macht dahin zu wirken, daß es keine Parteien gebe, daß jede, fühlend wie sie, als solche, uns, die das friedliche Leben des Staats stört und hindert, selbst und freiwillig die Waffen ablege und dem Kampf entsage? —

Das halten wir für die rechte Weisheit, und wir sind so bei dem Ziele angekommen, welchem wir so gern in unserer bewegten Zeit allgemeine Achtung verschaffen möchten. Partei seyn und aufrecht halten, das ist das einzige Verbrechen, die einzige Sünde, die gegen den Staat begangen werden kann. Der Partei wehren, die Faction zerstreuen, nur darauf hinarbeiten, daß alle Parteien die Waffen niederlegen und einsehen, sie haben Unrecht, durch und durch Unrecht, eben weil sie Parteien sind — dies ist die einzig wahre, ehrenwerthe Tugend des Patrioten in Zeiten der allgemeinen Bewegung.

Der römische Pöbel war auf den heiligen Berg gezogen (Liv. hist. lib. II. cap. 32.) in frevler Empörung gegen die Patricier. Menenius Agrippa geht hinaus, um sie zur Rückkehr zu bewegen, und — unterhandelt er mit ihnen? verspricht er ihnen Gewährung ihrer Forderungen? — Erleichterung ihrer Lasten? — Nichts von dem allen! — Er erzählt dem Volk jene einfache Parabel vom Wagen und den rebellischen Gliedmaßen. Was will er damit sagen? — Der Faction nur ihr Unrecht vorhalten; sie, ehe von Unterhandlung und Gewährung ihrer Forderungen die Rede ist, vermögen, die Waffen niederzulegen und Ball und Bollwerk, womit sie sich verschanzt hatte, niederzureißen. — Es gelingt ihm; friedlich kehren die Irgeleiteten zurück, und nun erhalten sie, was sie wünschen, eigene Magistratspersonen, von den Vätern freiwillig. So handelt der wahre Patriot! — Friede, Ruhe sucht ihr, und habt die Waffen in der Hand und wollt sie nicht eher niederlegen, als bis ihr Frieden habt? — Ein solcher Friede — was ist er anders, als der traurige Friede des Todes und der völligen Auflösung? —

Quo, quo, scelesti, ruitis? so ruft Horaz (Epod. VII.) den feindlichen Parteien in der erschütterten Republik, der republikanischen wie der entgegengesetzten, zu; und — wenn sie hören könnten, wenn sie das Thörichte ihres Beginns begriffen und die Waffen beschämt wegwürfen und den Groll in der eigenen Brust niederkämpfen lernten! — O ihr wild aufgeregten Parteien meiner Zeit, die ihr das Wort Frieden und Ruhe auf der Zunge führt, aber von seiner Bedeutung keine Ahnung habt, gewinnt es über euch und senkt die zum Brudermord (*scelus fraternae necis*, Horat.) erhobenen Wehren! dämpft die unreine Flamme der Leidenschaft in euren bewegten Gemüthern! — Die Feindschaft, die ihr nährt, die Erbitterung, die euch treibt, das ist das vergehrende Gift, das in dem innersten Mark der Staaten brennt und ihr herrliches Leben verwüßt! — Es muß doch am Ende so weit kommen, und wenn's über blutigere Schlachtfelder ginge, als die sind, die wir erlebt haben, daß die Parteien untergehen! — Keine

Faction, als solche, wird siegen, und der Genius der Völker verschmäht es nicht, wenn ihr es nicht anders wollt, mit eurem Blute den Frevel zu tilgen! Ihr und ihr allein seyd diejenigen, welche die Schuld am Ende büßen! —

O wenn ein Zauber die Bruderhand, die gegen den Bruder erhoben ist, erstarren machte, und ein Blüßstrahl des guten Geistes in den Partëien der rechten und linken Seite und des Centrums die Flamme der Liebe entzündete! Alle würden finden, was sie suchen, und — fürwahr! nichts könnte leichter seyn, als im Tempel des europäischen Staatensystems das Dreigestirn des Fürsten, der Aristokratie und des Volks in seiner wahren Geschiedenheit und Einheit und mit der sanftesten, beglückendsten Abgrenzung eines jeden Sterns aufzustellen. —

Aber: sic est! acerba fata Romanos agunt! — Laokoön mit seinem: O miseri, quae tanta insania, cives! (Virg, Aen. II, 42.) wird verspottet, kann kaum der Wuth des Pöbels entgehen und — das hohe Ilium sinkt in Schutt und Asche. Goldenes Wort, das der edle Eremit am deutschen Rheine (der Einsiedler II. S. 82.) sagt: „Die Alten kannten nicht die Namen von Liberalen und Servilen, nicht die rechte und linke Seite und ihre Ultra; sie hatten keine andere Parteinamen, keine, die sie so häufig brauchten, als cives furiosi und recte sentientes.“

Der gute Bürger (recte sentiens) wird lieber die Hand verlieren wollen, als daß er sie zur Fertigung einer Streitschrift, lieber die Zunge, als daß er sie zu einer bitteren, leidenschaftlichen Declamation, für welche Partei es seyn mag, mißbrauchen sollte. Tacitus, der edle, großherzige Römer, schämt sich nicht, zu gestehen, indem er in die vergangene, schwere Zeit zurückblickt (Agric. c. 11.): Dedimus profecto grande patientiae documentum, et sicut vetus aetas vidit, quid ultimum in libertate esset, ita nos, quid in servitute, adempto per inquisitiones et loquendi audiendique commercio. Memoriam quoque ipsam cum voce perdidissemus, si tam nostra postestato esset oblivisci quam tacere.“

Treibt ihn der Geist, zu sprechen, so ist seine Rede nur gegen den Factionsgeist gerichtet; so ist es nur das ernste Wort des Friedens, das er in seinem edlen, tiefen Zorn über die unselige Spaltung seines Volks mit aller ihm verliehenen Kraft ausspricht. Er gleicht dem klugen, aber echt patriotischen Odysseus, dem Liebhaber der Pallas Athene, der, von der Göttin selbst aufgefordert, jetzt mit sanften Worten, jetzt mit Drohung und Ernst die Getheilten zur Ruhe verweist und endlich zur großen Billigung des ganzen Heeres den ungeschlacht gaukelnden und geifernden, mißgestalteten Thersites mit dem goldenen Scepterstabe zum Schweigen bringt.

Möchten doch unsere Parteiwüthigen sich in dem Sittenspiegel, welchen ihnen der göttliche Homeros II. II. B. 182 — 277. vorhält, beschauen! Wir bitten recht dringend, diese lange Stelle im alten Dichter selbst nachzulesen, wenn es anders der Redaction des Hermes nicht gefällt, sie etwa in der vossischen Uebersetzung in einer Beilage abdrucken zu lassen.

Leider! dem guten Bürger wird es selten so wohl, wie es dem Odysseus wurde, die Meuterei, als solche, sofort mit seinem Worte niederzuschlagen. Vielen wird in Zeiten des herrschenden Factionsgesistes, wie dem edlen Römer in den Tagen der Tiberius und Nerone, das tacere zur wehwüthigen, aber doch heiligen Pflicht. Sie können nur noch im Stillen trauern und — stille Einsiedler, dem rettungslosen Kampfe mit Mühe entflozene Eremiten — kaum etwas anderes, als für ihr Vaterland beten. Vieler sühnende Stimme wird nicht nur überhört, überschrien, überklungen von dem Loben der Parteien; sie wird auch verunglimpft, verhöhnt, wohl gar verfolgt und mit Gewalt unterdrückt. Siehe da die natürlichste Deutung jenes herderschen Wortes, das erst kürzlich, offenbar aus der ersten Nummer des Einsiedlers (S. 9.), in einem unserer gelesensten Blätter abgedruckt worden ist, das aber immer noch einmal hier stehen mag: „Und doch, warum erfuhren eben die friedliebenden, die billigsten Gemüther, Erasmus, Grotius, Comenius, Leibnitz, so manchen übeln Dank ihrer Zeitgenossen? Die Ursache ist leicht zu finden: weil sie parteilos, und jene mit Vorurtheilen befangene, streitende Parteien waren. Diesen gaben Unwissenheit, Eigennuz, blindes Herkommen, gekränkter Stolz und zehn andre Furien das Streitgewehr oder den Dolch der Verleumdung in die Hände; jene kämpften friedlich hinter dem Schilde der Wahrheit und Güte.“ Edler, sanfter Erasmus, wie wenig bist du von deinen Zeitgenossen erkannt worden! Wie vielfältig wirst du noch immer von der Nachwelt verkannt!

Wir wollen billig seyn, aber ich fürchte fast, die billige Ansicht, die wir im Sinne haben, zeigt die Schuld der Parteien erst recht bis zum Uebermaß erfüllt. Wir erinnern an ein altes, zentnerschweres, wirklich zermalmenendes Wort: „Wehe der Welt der Aergerniß halben! Es muß ja Aergerniß kommen; aber wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!“ — Wir müssen eine allgemeine Reflexion vorausschicken.

Jeder große, im bessern Sinne weltstiftende Mensch, der von dem gewöhnlichen, unkritischen Sprachgebrauche als Urheber einer der mannichfaltigen Revolutionen nur ganz uneigentlich angesehen wird, durch welche die Menschheit hindurchgegangen ist, kann doch wahrhaftig nun und nimmermehr als ein Parteiwüthiger, als ein Factionnair (furiosus) angesehen werden. Er ist wirklich, genau genom-

men, nur das, was Odysseus im Lager der Griechen in der angeführten homerischen Stelle, und Menenius Agrippa auf dem mons sacer, beide im Kleinen waren. Die Partelen, die Factionen waren allemal schon da, oder brachen nur gelegentlich bei ihrem Erscheinen aus; und sie zu bekämpfen, dafür standen jene Heroen eigentlich auf, und der endliche Friede, in welchem die Partelen nicht sowohl vertragen, als in Wahrheit vernichtet wurden, war sowohl ihre Tendenz, als einzig ihr Werk. Wir glauben mit dieser Bemerkung, über die sich ein Buch schreiben ließe, — möchte es bald geschrieben werden! — angedeutet zu haben, wie eine Ungerechtigkeit, die man sich so lange schon gegen die großen Genien der Menschheit hat zu Schulden kommen lassen, und nach der man mit ihrem Beispiele Revolution und Parteilung entschuldigen zu können glaubte, gut zu machen ist.

Indeß mag es freilich, wie das Böse selbst, ein nothwendiges Uebel dieser Welt seyn, daß auf Zeiten ruhigen, stillen Lebens der Völker, in welchem sie fast stagnirten und versumpften, Zeiten der Parteilungen kommen, die das ersterbende Leben wieder anfrischen und wo der kräftige Organismus sich anstrengt, die materia peccans wieder auszustoßen. „Es muß ja Uergerniß kommen.“ Allein das Böse kann durch den Nutzen, den es stiftet, nicht gut werden, und das Gute, das nach solchen Krisen wieder in seiner ursprünglichen Herrlichkeit aufleuchtet, ist dadurch auch nicht mehr als gut, nicht mehr, als was zu aller Zeit gut gewesen ist, geworden. Friede, Eintracht, Ruhe, Wohlstand sind noch bis auf diesen Tag das gesunde Element der Völker, so gut und nicht mehr oder weniger, als sie es in den Tagen des Nimrod und des Sardanapalus waren. „Wehe dem Menschen, durch welchen Uergerniß kommt!“ Horat. Carm. I, 2.

Jam satis terris nivis atque dirae
Grandinis misit pater, et rubente
Dextera sacras jaculatus arces
Terruit urbem! etc.

Und wenn Uergerniß kommen muß — hat nicht der Factionengeist lange genug gespuht und gewüthet? Habt ihr, losgelassene Stürme aus Aeolia, nicht lange genug gehaust? Soll noch mehr Blut fließen, als schon geflossen ist? — O daß ihr das horazische Lied beherzigen möchtet! — daß der Augustus, Caesaris, i. e. regis, ultor, der in vielfacher Gestalt, mit dem Kranze der heiligen Allianz geschmückt, auf unsern Thronen erglänzt, erkannt und ein ernstes, redliches: *serus in coelum redeas!* aus allen Herzen gebetet würde! — Noch einmal! legt die Waffen endlich weg, die ihr jetzt mit dem Worte handhabt, aber zugleich, in unwürdiger Verborgenheit noch in viel schlimmerer Bedeutung, nämlich in der

eigentlichen, bereit haltet. Die Zeit ist wahrlich erfüllt! — Trauet einmal dem großen, edlen, unsterblichen Geiste der Menschheit, er ist genug aus seinem alten Schlummer aufgeschreckt worden. Er wird, wenn ihr nun ruhet und stille seyd, munter und kräftig wiedergeboren, seinen Kindern auf lange Jahrhunderte hin geben, was ihnen frommt — freilich von alle dem, was ihr zu sehen verlangt, nichts, wohl aber, was ihr selbst, wenn ihr es nun wirklich habt und kennt, doch über alles preisen werdet, das ganz gewiß! — Thörichte Kinder, ihr seht jeden Augenblick nach, ob die neue Bildung schon consistenz geworden ist, und wenn ihr nun findet, daß das nicht so leicht und schnell geht, so rührt ihr unwillig die Elemente wieder unter einander und bemerkt in eurem Wahnsinne nicht, daß ihr so die Rückkehr der neuen goldnen Zeit immer mehr aufhaltet, weiter hinausrückt. —

Ich will die Zeichen der Zeit, die euch wohl sagen sollten, daß nun an euch die laute Forderung ergeht, endlich allem Factionsggeist zu entsagen, nicht ausführlich darlegen. Am allerm wenigsten will ich mich über die großen, auffallenden Erscheinungen, die dem Bescheidenen, dem Genügsamen, dem Verständigen so goldene und so gewisse Hoffnungen anregen müssen, wenn ihr sie nur nicht immer wieder störtet, aussprechen. Ein herrlicher Meister ist mir hier schon zuvorgekommen, und — um echt reinelisch zu reden — ich habe keine Lust, eine Ilias post Homerum zu geben: Sagen, der treffliche Verfasser der Resultate der Sittengeschichte und des Einsiedlers — ein civis recte sentiens! — Bunte, reiche, Hoffnung athmende, versöhnende Tableaus! — Wer sie doch recht ernst und still betrachten möchte! — Wie habe ich aus ihnen gelernt, den stillen, festen Gang der edlen Sterne zu bewundern, die unsern Völkern leuchten und die gar nicht einmal den Prunkstaat der Eroberungssucht sich anzulegen brauchen, die, nicht entmuthigt durch das Geschrei der Factionairs, fest das Ziel, dies Geschrei endlich zu beschwichtigen, im Auge, ihre versöhnende Bahn sicher und unverrückt fortschreiten! — Wie hat mich die große, heilige Allianz in dieser Darstellung so oft daran erinnert, daß ihr einst unsere Parteiwüthigen eben so viel Unbilden abzubitten haben werden, als ehemals dem Gekreuzigten, dessen Siegel und Zeichen der heilige Bund führt, die Schaar der Verblendeten, die sein Blut über sich und ihre Kinder herabriefen (Einsiedler 1. Heft, Nr. III. 2. Heft, Nr. VII.) — Wahres Wort, das unser großer Göthe in seinem Faust spricht, auch in dieser Anwendung:

„Die Wenigen, die was davon erkannt,

— — — — —
 Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“

Wie habe ich das Streben der Jugend unsrer Zeit (Ref. d. S. V. S. 50. Einsiedler 1. Heft, Nr. II.) und die Würde unserer Alten und was ihr geziemt (Einsiedler 2. Heft, Nr. VI.) jetzt erst verstanden! —

— — Zeichen der Zeit in obigem Sinne bemerke ich auf einem Gebiete, wo viele sie nicht vermuthen werden. Mitten durch die unübersehbaren Schaaren parteiwüthiger Schriftsteller — diese sind mit ihren Libellen, ihren principlosen Declamationen, ihren grobtheils aus ganz unreinen Quellen hervorgegangenen Allarmschriften u. die wahren Säugammen der Factionen und Parteien — glänzt da und dort ein edler Geist, der wirklich, ein Bote des Frühlings, diesem vorausgeeilt scheint, um seine Ankunft uns zu verkündigen; da und dort ein edler Geist, der, jetzt noch übersehen und übertäubt, gleichwohl in seinen Schriften unser stürmisches Zeitalter lange noch überleben wird, wenn dagegen schon im Strom der nächsten Zukunft die Parteiwüthigen mit ihrem ganzen Thun und Treiben untergegangen sind. Solche Schriftsteller, und wenn sie das Speciellste behandeln und in die glühendste Vaterlandsliebe ihre Feder tauchen, sie gehören keiner Partei, keiner Faction an und sind die Lehrer, die die Aufgeregten hören sollten, die sie am Ende doch hören müssen, die, wenn ein Aeußerstes über unsere Zeit im Rathe der heiligen Wächter beschlossen seyn sollte, der neuen Aera bezeugen werden, daß es der untergegangenen nicht an Propheten und Warnern gefehlt habe.

Ein solcher Geist ist der edle Freiherr von Gagern, der Verfasser der vor uns liegenden Schriften, ausgezeichnet durch den glänzenden Einfluß, welchen er in einer langen Reihe von Jahren, gerade in der Periode der schwersten Kämpfe an einen hohen Platz gestellt, auf die Versöhnung der entzündeten Gemüther mit der treuesten Selbstaufopferung sich zu erwerben gewußt hat — dann aber auch ausgezeichnet durch die Friedensworte, die, so kräftig dem Inhalt, als classisch der Form nach, in seine Schriften niedergelegt sind und ihn wirklich als einen der Restauratoren unsers Geschlechts bezeichnen. Es ist tröstlich, zu denken, daß ein solcher Genius selbst noch viel mehr zu geben hat, als er in den Vorworten zum Einsiedler, 1. Heft S. 11 unter IV gehaltvollen Nummern verheißt.

Habe ich im Obigen etwas Wahres und Passendes gesprochen, — und mein Innerstes gibt mir Zeugniß, daß ich wenigstens die heiligste und begeisterndste Ueberzeugung dargelegt habe, die mich durchdringt — so muß ich bekennen, daß diese Ansichten von dem großen, bewegten Völkerleben meiner Zeit und seiner Bedeutung mir nur durch die Schriften des trefflichen von Gagern so klar und lebendig geworden sind. Ich kenne diese Schriften nicht alle;

nur die sechs Nummern der Resultate der Sittengeschichte und die zwei des Einsiedlers.

Eben darum aber, weil ich diese Schriften so hoch stelle, kann es mir nicht einfallen, ihren Inhalt zu ercerpiren, ihre glänzenden Punkte isolirt und dadurch am Ende doch nur getrübt in dieser Zeitschrift ausstellen zu wollen. Eine heilige Pflicht gegen mein Vaterland treibt mich, meine Zeitgenossen — Alte und Junge — zum Studium dieser Schriften einzuladen. — Warum sind sie bis jetzt doch noch so wenig gekannt? Warum werden sie noch immer so wenig nach ihrem rechten Karat geschätzt? — Wollen wir die so verkannten Grundsätze des rechten Friedens, des eigentlichen Mischungsverhältnisses der Kräfte und Potenzen der Gesellschaft kennen lernen; wollen wir umfassend, aus den ausgeschlagenen Büchern der Geschichte der Zeiten, aus dem innern Leben der Völker, aus den Heiligthümern der Cabinette, mit Scharfsinn und Ruhe und einem edlen, reinen, sich selbst verläugnenden Herzen den rechten Mittelpunkt, zu welchem sich die Atomen des Volkslebens alle friedlich hinbewegen müssen, wenn Schöpfung und Leben entstehen soll, verzeichnet finden — ich sage es offen, so viel ich mich in den Werken unserer Tage, deren Beruf es war, diesen Gegenstand zu behandeln, umgesehen habe, in wenigen ist mir die Befriedigung geworden, welche die vorliegenden mir geboten haben. — Geht es denn wirklich dem Trefflichen so? — eben weil er nur „friedlich hinter dem Schilde der Wahrheit und Güte kämpft,“ wird er wenigstens nicht so beachtet, wie er es verdient? — Gerade jetzt ist der Barometerstand der Zeiten so sehr bedenklich — so ganz beunruhigend — der Geist der Parteien höchst angeregt. Wenn doch die Stimmführer der Factionen sich die Zeit nehmen wollten, die gagernschen Werke mit Ruhe und Ernst zu studiren, sie ohne Vorurtheil und redlich zu prüfen! Ich denke, viele, viele würden besänftigt und gedemüthigt, aber voll herrlicher Friedensliebe im Herzen davongehen.

Schauet das goldene Zeitalter, das uns hier ohne Uebertreibung, ohne Subreption, sine ira et studio gezeichnet und angekündigt wird — ach! das ihr nur aufhaltet, daß es noch nicht zu uns gekommen ist. Das erste und Hauptwerk, die Resultate der Sittengeschichte, geben das ausgeführte, große Gemälde; der Einsiedler commentirt, erläutert, strahlt in einzelnen ausgeführten Partien den Geist des großen Ganzen trefflich zurück. Die Resultate der Sittengeschichte sind ein großes, universales und gerechtes Gericht, eine herrliche, beruhigende Endsentenz, mit unwillkürlichen, aber auch mit erschöpfenden Zweifels- und Entscheidungsgründen ausgestattet, über die großen Aufgaben der Zeit, vom Politischen ausgehend und im Fortgange alles Reinnenschlichen mit

in ihren Kreis hineinzulehend. Der Einsiedler ist der Auszug und die besondere Anwendung der das Ganze in höchster Instanz entscheidenden Sentenz für mannichfaches Specielles. Gewiß ein reiches Inventar, das an der Spitze der Resultate der Sittengeschichte steht: I. die Fürsten; II. die Fürnehmen oder Aristokratie; III. die Gemeinen; IV. die Staatsverfassungen; V. das Eigenthum; VI. die Arbeit; VII. der Aufenthalt; VIII. das Vaterland und der Abriß der vaterländischen Geschichte; IX. die Tapferkeit; X. die Jugend; XI. die Freundschaft; XII. die Liebe und die Frauen; XIII. die Wissenschaften und die Künste; XIV. die Religion; XV. die Weisheit. I bis IV und XI und XII sind uns bereits gegeben; die übrigen stehen noch zu erwarten.

Ich schließe mit kurzen, nüchternen Unterschriften unter die einzelnen Gemälde der Resultate und des Einsiedlers.

Nr. I. der Resultate. Die Fürsten. A Jove principium! Despotismus der Könige, und Beschränkung der monarchischen Gewalt durch Aristokratie und Demokratie bis zur völligen Nullität — zwischen diesen beiden Extremen, in fruchtbarer Damm-erde tief gewurzelt, geht die herrliche Königsreihe frisch und freudig und erquickenden Schatten spendend in die Höhe. Völker! lernt die Könige wieder in ihrer heiligen Würde anerkennen und sie als die Spitze der festen Menschenpyramide, als die stehenden und haltenden Sinne derselben verehren und wisset, daß die Fragen synonym sind: Haben die Götter das Scepter in ihre Hände gelegt? Hat Vertrag und Uebereinkunft und der Elemente zur Scheidung strebender Geist sie auf die glänzende Oberfläche erhoben?

Nr. II. Die Fürnehmen oder Aristokratie. Saul ragte unter allen Kindern Israels hervor als der längste und schönste Mann; aber die übrigen waren auch nicht von gleicher Länge. Zwischen dem Längsten, der nur einer ist, und dem Volke, von welchem es heißt: numeri sumus! liegt eine Elite der Edlen und Kräftigen in der Mitte. Der Gang der Menschenentwicklung geht nicht in der geraden Linie, sondern ähnlich den Bahnen der Gestirne, nach dem Gesetz der Centralbewegung. Die Planeten des Sonnensystems sind die Vornehmen, der Adel, und auch diese haben ihre Trabanten. Mannichfaltigkeit, Vervielfachung ins Unendliche, von der Spitze nach der breiten Basis zu — das ewige Gesetz der Schönheit — schwebt auch hier als heilige Regel über der Erscheinung und als der ihr eingeborne Trieb nach dem Ideal. — Die Form wechselt, doch das Wesen bleibt.

Nr. III. Demokratie. „Die Herrschaft Aller über Alle ist die einzig wahre Demokratie und ihr höchstes Maß. Jede Abweichung, jede Ausschließung ist Abschweifung zur Aristokratie. — Und seht, das ist die Verzweiflung der Politiker, was in der Theo-

rie zwar wahr und groß ist, erscheint in der Anwendung mit wenigen Ausnahmen so unmöglich und so verderblich. Der Freiheit Lieblingssohne unter unsern Zeitgenossen, die Fierden und Stützen des brittischen Unterhauses, sprechen es ohne Scheu aus: Vollkommene Demokratie ist das schaaamloseste Ding in der Welt. Sir Edmund Burke." S. 1. 2. Auch das Volk, der „*δημος*“ ist menschlich. „Das Erhabene, die Majestät in den Fürsten ist nicht ihr edleres Blut“ — wenigstens nicht vornehmlich. Dasselbe gilt von den Fürnehmen. Wenn die Kinder erwachsen sind und die Aeltern alt und wechsbetagt, so löst sich gewöhnlich das alte Band der Familie auf, doch immer nur, um das veraltete durch ein jugendlich neues zu ersetzen. Wo jenes Band noch eine Zeitlang fortbesteht, da muß aber doch der erwachsene Sohn noch immer Kind seyn wollen, und nur Barbaren schlachten ihre alten Aeltern. Auch die Völker werden mündig. Aber die Monarchie altert nicht in gleichem Verhältniß. Das Familienband soll fortbestehen. Vernünftige Volksrepräsentation ist das neue Element, das in das veränderte Verhältniß aufgenommen werden muß, wie der Vater mit seinen erwachsenen Söhnen sich auch berathet.

Nr. IV. Politik oder der Staaten Verfassungen. „Nach jenen drei Elementen, der Einheit, Mehrerer mit Auszeichnung, und Aller, gibt es keine andren mehr. Es kam nur auf Verschmelzungen und Gradationen, auf Entfernung und Annäherung an.“ Unter dem himmlischen Tage gehen der Blumen gar viele auf, verschieden nach Farbe, Gestalt und Geruch, eins aber darin, daß sie ohne Licht und Wärme nicht gedeihen können; und Licht und Wärme sind eine Duplicität, die nur als Einheit besteht. Diese Wärme- und Licht-Atmosphäre der Staaten ist nichts anders, als eine fortgehende Decomposition des monarchischen, aristokratischen und demokratischen Principis, nach Grad und Mischungsverhältniß höchst mannichfaltig. Wehe dem Volke, in welchem diese Decomposition zur negativen, d. h. zur eigentlichen Scheidung und Zerfegung wird und aufhört, productiv, schaffend zu seyn! —

Nr. V. VI. Freundschaft und Liebe und die Frauen. Der kleine Ring auf dem beweglichen Wasserspiegel der Menschenentwicklung ist concentrisch in dem größern enthalten. Sanft und freundlich geht die Familie ins Volk, dieses eben so in das Allgemeinen über. Glücklich, wenn der größere Kreis die consequente, sprunghafte Evolution des kleinern ist! — Die Regenten aber, die dem Allgemeinen vorstehen, sind: die Freundschaft und die Liebe der Frauen, herrliche Choragen, an die sich ein herrlicher Chor anderer Herrscher anschließt! — Möge

dieser uns recht bald von dem trefflichen Meister vorgeführt werden!

Der Einsiedler, 1. Heft. I. Die Vortvorte; II. Ansprache an die deutsche Jugend; III. die heilige Allianz; IV. über die letzte Rede Ludwig XVIII. zur Eröffnung der Kammern und über ihre Folgen; V. die Concordia zu Colorno. (Welch eine schöne Perle in den Juwelenkranz trefflicher Tugenden der Kaiserin Marie Louise!) 2. Heft. VI. Einige Worte an die Alten; VII. die große Allianz; VIII. das Schaukelsystem, le système de bascule. Glückliche Einsiedelei, in deren stillem Garten solche frische, fruchtverheißende Blumen blühen! Jünglinge, lernst Mäßigung und Demuth! Greise, ruft die entschlummernde Blut für das Leben und seine schönsten Güter in euch auf! Freundliche Sterne leuchten wieder am Himmel unserer Zeit. Nur schaukeln auch noch die Wolken der Factionen und Parteien im herrlichen Aether und verhüllen auf Augenblicke die tröstenden Gestirne. — Wehe, dreifaches Wehe über die, welche die Wolken vermehren, — gleichviel, ob Pulverdämpfe oder Wortdünste das Arsenal dafür sind!

Vollständiger

Bericht der J. A. Brockhaus'schen Buchhandlung, ihren Verlag für 1823 betreffend.

Die mit einem * versehenen Schriften sind bis zu Ende Juni wirklich erschienen; die nicht bezeichneten erscheinen in der zweiten Hälfte des Jahres.

I. An Journalen ist 1823 fortgesetzt worden:

- * 1. Annalen, allgemeine medicinische. Herausgegeben von D. J. S. Pierer und D. L. Choulant. gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.
- * 2. Conversationsblatt, literarisches. gr. 4. 10 Thlr.
- * 3. Hermes. Kritisches Jahrbuch der Literatur. (Vierteljahrsschrift.) gr. 8. 10 Thlr.
- * 4. Isis. Encyclopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. gr. 4. 8 Thlr. (38 Commission's. Artikel.)
- * 5. Wolfart, D. K. C., Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus. Fünften Bandes zweites Heft (oder 10. Heft der ganzen Folge) u. folg. gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.
- * 6. Zeitgenossen. Neue Reihe, * No. XI. (oder 35. Heft der ganzen Folge) u. folgende. gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr. (Inhalt von No. XI.: J. G. Jacobi. — Arteni — Mina — Rapp — Schwabe — Pozzi — Feuerbach — Sad (S. 27.) No. XII. XIII. XIV.

II. An Fortsetzungen:

- * 7. Conversations-Lexicon. Neue Folge. Dritte Lieferung, D. G. und F. enthaltend. Pränumerationspreis der ganzen neuen Folge in acht Lieferungen. Nr. 1. ord. Druck. 4 Thlr. 16 gr. Nr. 2. Schrbp. 6 Thlr. 8 gr. Nr. 3. Med. Druck. 7 Thlr. 12 gr. Nr. 4. fein Med. Druck. 9 Thlr. Nr. 5. Belinap. 12 Thlr. Nr. 6. in 4. auf Schreibp. 12 Thlr.
(Die vierte Lieferung G — E wird zu Ende des Jahres erscheinen.)
- * 8. Ebert, D. J. A., bibliographisches Lexicon. Zweiten Bandes dritte Lieferung, von Phäbus — Raca. gr. 4. Preis des zweiten Bandes 10 Thlr. und beider Bände 20 Thlr.
(Die vierte bis sechste Lieferung des zweiten Bandes erfolgt nach und nach innerhalb eines Jahres.)

*

- *9. Ergänzungen zum allgemeinen Preussischen Landrecht. Zweiter Band. gr. 8. Preis beider Bände 3 Thlr.

(Die Ergänzungen zur Preussischen Gerichtsordnung in einem Bande, welche mit den Ergänzungen zum Landrecht ein Ganzes bilden und die gesammte Preussische Civilgesetzgebung umfassen, kosten 1 Thlr. 12 gr.)

- *10. Ersch, Prof. u. Oberbibl. J. S., Handbuch der deutschen Literatur. Zweite, bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage. Vier Bände in 7 Abtheil. gr. 8. 12 Thlr.

Erschienen sind davon bereits:

- *11. Ersten Bandes erste Abtheil.: Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik. (Preis einzeln 1 Thlr. 16 gr.)

- *12. Ersten Bandes zweite Abtheil.: Literatur der Theologie. (Preis einzeln 1 Thlr. 16 gr.)

- *13. Zweiten Bandes erste Abtheil.: Literatur der Staatswissenschaften und der Jurisprudenz. (Preis einzeln 1 Thlr. 18 gr.)

- *14. Dritten Bandes dritte Abtheil.: Literatur der Medicin. (Preis einzeln 1 Thlr. 20 gr.)

Unter der Presse sind befindlich und werden zu Ende des Jahres fertig:

15. Zweiten Bandes zweite Abtheil.: Literatur der schönen Künste und der vermischten Schriften.

16. Dritten Bandes zweite Abtheil.: Literatur der Naturwissenschaften und der Mathematik.

17. Vierten Band: Literatur der Geschichte und Erdkunde.

- *18. Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von D. Wilhelm Müller. Viertes Bändchen: Weidnerlin. 8. 1 Thlr. 12 gr.

(Das erste Bändchen enthält: Opiß; das zweite Gryphius; das dritte Fleming.)

19. — — Fünftes Bändchen: Simon Dach, Robert Robertschin und Heinrich Albert. 8. 1 Thlr. 12 gr.

- *20. Calderon de la Barca Schauspiele. Uebersetzt von Otto von der Malsburg. Fünfter Band. I. Der Schultzeiß von Salamea; II. Weiße Hände tranken nicht. 8. 2 Thlr.

- *21. Aus Casanova's Memoiren. Aus dem französischen Original-Manuscript, von Wilh. von Schütz. Vierter Band. 8. 2 Thlr. 16 gr.

22. — — Fünfter Band.

(Mit diesem fünften Bande, der zur Mich. Messe erscheint, wird die erste Suite dieser Memoiren geschlossen. Es wird derselben aber noch eine zweite und dritte, ebenfalls von 4 — 5 Bänden folgen und zwar unter dem Titel, Reisen und Abenteuer

des Hrn. Casanova de Seingalt, in Polen, Rußland, Preußen, Deutschland und Spanien.)

23. Encyclopädie der gesammten Freimaurerei. Von Lenning. Zweiter Theil. gr. 8.
24. Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. (Vom R. schs. Generalleutenant von Funk, Of. der Geschichte Kaiser Friedrich II.) Dritter Theil, mit 2 Karten. gr. 8. (Es erscheint auch noch ein vierter Theil.)
- * 25. Senke, D. A., Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Zweiter Band. Zweite verbesserte Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.
(Setzt ist dieses Werk in 4 Bänden wieder vollständig zu haben. Preis 6 Thlr. 12 gr.; auch darf man die Fortsetzung erwarten.)
26. Zorn, D. Franz, Erklärungen über Shakspeare's Schauspiele. Zweiter Band. gr. 8.
- * 27. Der Lady Morgan Reisen. Zweite Abtheilung: Italien. Viertes und letzter Band. 8. 2 Thlr.
(Die erste Abtheil. in zwei Bänden: Frankreich, kostet 3 Thlr. 12 gr.; die zweite Abtheil. in vier Bänden: Italien, kostet 8 Thlr. 16 gr.)
- * 28. Kettelbeck, Joachim, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst ausgezeichnet und herausgegeben von J. Ch. L. Saken. Dritter und letzter Band. Mit einem Plane der Gegend um Colberg. 8. 1 Thlr.
(Alle drei Theile 3 Thlr.)
- * 29. Kuhlweis, J. N., das Ganze der Thierheilkunde. Zweiter Theil. Mit einem Kupfer. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.
(I. Die Anatomie des Pferdes; II. die innerlichen Krankheiten des Pferdes.)
30. ——— dritter Band. gr. 8.
(Die äußern Krankheiten des Pferdes.)
- * 31. Saalfeld, Prof. Fr., allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Vierten Bandes zweite (und letzte) Abtheilung. gr. 8. Druckp. 2 Thlr. 12 gr. Schreibp. 3 Thlr. 8 gr.
(Hiermit ist dies Werk vorläufig in sich abgeschlossen; es umfaßt in der ersten Abtheilung die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte als Einleitung; in den nachfolgenden sieben Abtheil. die Geschichte unserer Zeit von 1789 — 1818: den Xachner Congress. Preis des ganzen Werks auf Druckp. 18 Thlr. 4 gr., auf Schreibp. 24 Thlr. 12 gr.)
- * 32. Scheffner, Johann George, mein Leben, wie ich es selbst geschrieben. Zweite Hälfte. 8. 1 Thlr. 12 gr. (Das Ganze vollständig 2 Thlr. 12 gr.)
33. Schindel, A. v., die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. Zweiter Band, M — Z.
34. Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen im 16. Jahrhundert. Von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben vom Prof. Büsching. Dritter Theil. 8.

35. *Urania. Taschenbuch für das Jahr 1824. Neue Folge. Sechster Jahrgang.* 12.

*36. *Walther, D. J. A., über das Wesen der phthysischen Constitution der Phthysis. Zweiten Theils zweite (und letzte) Abtheilung.* gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. (Das Ganze in vier Abtheilungen zusammen genommen 6 Thlr.)

III. An Neuigkeiten und an neuen Auflagen.

*37. *Beer, Michael, die Bräute von Aragonien. Trauerspiel in fünf Aufzügen.* 8. 20 gr.

*38. — — *Klytemnestra. Trauerspiel in vier Abtheilungen.* 8. 16 gr.

39. *Behlen, Prof., Lehrbuch der gesammten Forst- und Jagd-Thiergeschichte.*

40. — — *der Speffart. Monographie dieser Waldgegend in ihren natürlichen Grenzen. Erster Theil mit einer Karte.* gr. 8.

41. *Bouilly, J. R., Rath an meine Tochter in Beispielen aus der wirklichen Welt, frei bearbeitet von Ludwig Gaim.* 2 Bänden. Zweite Auflage. 8. 1 Thlr. 16 gr.

42. *Bouterwek, Fr., Hofrath und Prof., Ideen zur Philosophie der Religion.* gr. 8.

43. — — *Ideen zur Philosophie des Rechts, insbesondere des Staatsrechts.* gr. 8.

*44. *Büsching, D. und Prof. J. G., Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen. Zwei Bände.* gr. 8. 3 Thlr. 12 gr.

45. *Constitution, die, Spaniens; gegeben von den Cortes im Jahr 1812, mit einer (neuen) Einleitung von W. A. Lindau.* Zweite Auflage. gr. 8.

46. *Ebert, D. S. A., Handbuch der Bibliographie. In 2 Bänden.* gr. 8.

47. — — *Sagen des christlichen Alterthums.*

48. *Gedichte von Simon Dach, Robert Roberthin und Heinrich Albert. Herausgegeben von D. Wilhelm Müller. (38 des 5te Bändchen der Bibliothek deutscher Dichter, herausgegeben von Wilhelm Müller. Siehe Nr. 19.)*

49. *Saen, J. Ch. L., Superint., Lebensgeschichte des Oribsten von Schill.*

50. *Gartleben, Reg. Rath D. Th., Geschäftslexikon für die deutschen Landstände, Staatsbeamte und Alle, welche die deutschen Staatshaushaltungen, so wie landständische Verhandlungen richtig beurtheilen wollen.* gr. 8.

51. *Gasse, Prof. J. Ch. A., Gerhard von Kugelgen's Leben. Mit seinem Bildnisse und elf Ausrissen der schönsten Gemälde desselben.* gr. 8.

- *52. Handbuch der historischen Wissenschaften, nach Heberich's Plane neu bearbeitet vom Prof. Klein. Erster Band: Chronologie und Erdkunde. gr. 8. (42 Bogen) 1 Thlr. 12 gr.
- *53. Hohenlohe, Fürst Alexander von, der im Geiste der Katholischen Kirche betende Christ. Dritte Auflage. 8.
- a. Ausgabe mit Corpus: Fraktur und einem Kupfer, gestochen von Schwerdgeburth. In drei Ausgaben. Nr. 1. Schrbp. 12 gr. Nr. 2. suprasein Schrbp. 16 gr. Nr. 3. Wellap. 16 gr.
 - b. Ausgabe mit größerer Schrift (Claro: Fraktur) und einem Kupfer, gestochen von Gottschick. Ebenfalls in drei Ausgaben: Nr. 4. Schrbp. 12 Gr. Nr. 5. suprasein Schrbp. 16 gr. Nr. 6. Wellap. 16 gr.
54. Zuber, Therese, Jugend - Muth. Ein Roman. 8.
- *55. Die kirchlichen Dinge, d. i. die Kirche mit ihren Sitten und Lehren, deren Art, Lage, Stand und Wirksamkeit. Nebst Gedanken, wie in Vielem zu helfen, und die geistig-sittliche Cultur des Volks zu heben stehe. Von Philadelphus Althes. 8. 1 Thlr. 12 gr.
- *56. Krug, Prof., Schriftstellerei, Buchhandel und Nachdruck, rechtlich, sittlich und nützlich betrachtet. Eine wissenschaftliche Prüfung des Wangerheim'schen Vortrags darüber beim Bundestage. gr. 8. 12 gr. (Ist in Sachsen verboten.)
57. Leben der letzten Herzogin von Curland, Anna Dorothea. Von Tiedge. 8.
- *58. Lowe, J., England nach seinem gegenwärtigen Zustande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen und Excursen versehen vom Staatsrath D. L. J. von Jakob. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr.
59. Des D. Martinus Kays und Wachtelbüchlein mit mancherlei ergötzlichen Begebenheiten, Historien und lehrreichen Betrachtungen. Für das junge Volk in Deutschland aus Licht gestellt von einem Nachkommen des D. Martinus. Mit farbigen Kupfern. 8.
60. Matthiä, Prof. und Direct. A., Handbuch der Philosophie. gr. 8.
61. Müller, D. Christian, Roms Campagna in Beziehung auf alte Geschichte, Dichtung und Kunst. 2 Theile mit einer Chart. gr. 8.
- *62. Müller, D. Wilhelm, neue Lieder der Griechen. Erstes und zweites Heft. 8. Jedes 4 gr.
- *63. Napoleona oder Napoleon und seine Zeit; eine Sammlung merkwürdiger Actenstücke und noch ungedruckter Memoiren. Erstes Heft. 8. 16 gr. Zweites Heft. 8. 16 gr. (wird fortgesetzt.)

64. Heigebauer, D. und Oberlandesgerichtsrath, die angewandte Cameralwissenschaft, dargestellt in der Verwaltung des Generalgouverneurs von Sack am Mittel- und Niederrhein. gr. 8.

*65. Paria, der, Trauerspiel in fünf Aufzügen mit Schören, aus d. Franz. des Hrn. Casimir Delavigne von J. S. von Mosel. 8. 18 gr.

*66. Puchelt, D. S. A. B., Beiträge zur Medicin als Wissenschaft und Kunst. Erstes Bändchen. (Auch unter dem Titel: Die individuelle Constitution und ihr Einfluss auf die Entstehung und den Charakter der Krankheit.) gr. 8. 20 gr.

*67. Quarch, M. J. W., Lehrbuch der Waarenrechnung. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

68. Raumer, Friedr. von, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Mit 12 Kupfern und Charten.

Nr. 1. Ausgabe in gr. 8. in sechs Bänden auf gutem weissen Med. Druckpapier 12 Thlr. Nr. 2. Gleiche Ausgabe auf feinem französisch. Papier. 16 Thlr. Nr. 3. Gleiche Ausgabe auf dem feinsten Belinapapier (mit Kupf. vor der Schrift) 24 Thlr. Nr. 4. Ausgabe in gr. 4. in fünf Bänden auf feinem Schreibpapier. 24 Thlr. Nr. 5. Gleiche Ausgabe auf dem feinsten Belinapapier (mit Kupf. vor der Schrift. 45 Thlr.

(Diese Pränumerationspreise dauern bis zum 1. Sept. fort, da die Quart.-Ausgaben der beiden ersten Bände nicht eher fertig werden. Später treten folgende Preise ein: Nr. 1. jeder Theil 2 Thlr. 18 gr. Nr. 2. jeder Theil 3 Thlr. 8 gr. Nr. 3. fehlt, da die Pränumeranten alle Exemplare, die davon gedruckt werden, in Anspruch nehmen. Nr. 4. jeder Theil 7 Thlr. 12 gr. Nr. 5. jeder Theil 12 Thlr.)

69. Reimlexikon, neues vollständiges. In 2 Bänden.

70. Schneller, Jul. Franz, Weltgeschichte. Erster Theil. Neue (wesentlich unveränderte) Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

(Vergleiche weiter unten Nr. 80.; Jede Ausgabe hat alle vier Theile wieder complet zu haben.)

71. Schulze, Ernst, die bezauberte Rose. Ein romantisches Gedicht in drei Gesängen. Vierte Aufl. Mit 7 neuen Kupfern. In vier verschiedenen Ausgaben.

72. Schwendt, C, Fabellehre der Griechen und Römer.

*73. Shakespeare's Borchschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Erster Band. I. Die wunderbare Sage vom Pater Baco, Schauspiel von Robert Green; II. Arden von Feversham, eine Tragödie; III. Die Hexen in Lancashire, von J. D. Penwood. gr. 8. 2 Thlr. 13 gr.

74. Selger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von L. Tieck, Fr. v. Raumer und Krause.

75. *Stael-Holstein, Mad. la Baronne, de l'Allemagne.* Précédée d'une introduction par Mr. Ch. de Villers et enrichie du texte original des morceaux traduits. Nouvelle édition. 4 Vols. 12.

76. Streckfuß, K., *erlesene Gedichte.* 8.

77. Tappe, A. W., *russische Sprachlehre. In franz. Sprache.*
(*ist Commissionsartikel.*)

* 78. Weckherlin's *Gedichte.* Herausgegeben von D. Wilhelm Müller. 8. 1 Thlr. 12 gr.

(*Ist das vierte Bändchen der Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts, herausgegeben von Wih. Müller. S. Nr. 18.*)

79. Winckell, G. J. D. *aus dem, Zeitfaden beim öffentlichen und Selbstunterricht in den gesammten Zweigen der Jagdkunde.*

IV. Aus fremdem Verlage wurde in der Jubilate-Messe 1823 von der Brockhaus'schen Buchhandlung gekauft, mit neuen Titeln versehen und wird zu den bemerzten ermäßigten Preisen erlassen:

A. Von der Gerstl'schen Buchhandlung in Prag.

80. Schneller, Jul. Franz, *Weltgeschichte.* gr. 8. Vier Theile. (Zusammen 136 Bogen.) Erster Theil. Vorwelt. Zweiter Theil. Alterthum. Dritter Theil. Mittelalter. Vierter Theil. Neue Zeit. (Vergl. Nr. 70.) Jeder Theil einzeln 1 Thlr. 12 gr. Das Ganze complet 6 Thlr.

B. Von dem Verfasser und seither in der Renger'schen Buchhandlung in Halle in Commission.

81. Joachim Kettelbeck, Bürger zu Colberg. *Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst ausgezeichnet und herausgegeben von J. Ch. L. Zaken.* Erster und zweiter Theil. 8. Jeder Theil 1 Thlr. (Vergl. Nr. 28.)

C. Aus der Concursmasse der Christian Zahn'schen Buchhandlung in Altenburg.

82. Mörlin's, Friedr. Aug. Christian, *Erbaunungsreden.* Herausgegeben von August Matthia. 8. 1 Thlr. 18 gr.

D. Von dem Herausgeber und seither bei der Buchhandlung von May u. Comp. in Breslau in Commission.

83. *Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen im sechzehnten Jahrhundert.* Von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben vom Prof. Häsling. 1ster und 2ter Theil. 8. Jeder Theil 1 Thlr. (Vergl. Nr. 34.)

E. Von Herrn Friedrich Nicolovius in Königsberg.

84. Leben und Thaten des sinnreichen Junkers Don Quixotte von la Mancha. Von Miguel de Cervantes Saavedra und übersezt von D. W. Soltau. 8. Sechs Bände. 5 Thlr. und auf geglättetem Belinapapier, größter Format, 7 Thlr. 12 gr.
85. Jester, die kleine Jagd. Zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Vier Theile. gr. 8. Jeder Theil 1 Thlr. oder complet 4 Thlr.
86. Scheffner, Johann George, mein Leben, wie ich es selbst beschrieben. Erste Hälfte. 8. 1 Thlr. (Vergl. Nr. 32.)
87. Schmalz, Geh. Justizrath D. Theodor, Encyclopädie der Cameralwissenschaften. Zweite von Hrn. Staatsrath Thaer, dem Hrn. Staatsrath Hartig, dem Hrn. Staatsrath Rosenstiel, dem Hrn. Geh. Rath Hermbstädt und vom Herausgeber verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 12 gr.
88. — — — Encyclopädie des gemeinen Rechts. Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 20 gr.
89. — — — Handbuch des römischen Privatrechts. Für Vorlesungen über die Justinianischen Institutionen. Zweite verbesserte Aufl. gr. 8. 20 gr.
90. — — — das Recht der Natur. Drei Abtheilungen. Zweite verbesserte Auflage. 8. 18 gr. Einzeln: Erste Abtheilung. Das reine Naturrecht. 6 gr. Zweite Abtheilung. Das natürliche Staatsrecht. 6 gr. Dritte Abtheilung. Das natürliche Familien- und Kirchenrecht. 6 gr.
91. — — — Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers. Ein Commentar über das reine Natur- und das natürliche Staatsrecht. 8. 12 gr.

Leipzig, den 30. Juni 1823.

J. A. Brodhau s.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N^o. I. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bei J. G. Calve in Prag und in allen andern soliden Buchhandlungen ist zu haben:

Theoretisch, und praktischer Cursus zur Erlernung der französischen Sprache

nach den besten französischen Schriftstellern zum Gebrauch für Deutsche bei dem öffentlichen und Privat-Unterricht, sowohl für Anfänger, als auch für solche, welche schon Fortschritte in der französischen Sprache gemacht haben, bearbeitet von

Ferdinand Leopold Kammstein,

öffentlichem Lehrer der französischen Sprache und Literatur, beeditem Translator bei dem k. k. Landrecht im Königreich Böhmen und bei dem Prager Magistrat und Criminal-Gericht.

Dieses Werk, in großem Octav-Format, auf schönem Papier sorgfältig gedruckt bei Anton Strauß in Wien, wird aus zwölf Abtheilungen bestehen, wovon drei einen Band bilden. Der erste Band ist um 3 Fl. 24 Kr., und der zweite Band um 3 Fl. Conv. Geld zu haben. Der dritte Band ist unter der Presse und der vierte Band wird noch in diesem Jahre erscheinen.

Der Inhalt des Werkes und die gute Auswahl der Originale, die zu dessen Bearbeitung dienten, nebst der zweckmäßigen, ob schon von der gewöhnlichen Methode etwas abweichenden Anordnung der Lehrgegenstände, wird die Sprachkenntnis überzeugen, daß dieses Lehrbuch nicht nur allein das vollständigste, sondern auch das dem Genie der französischen Sprache getreueste unter allen bisher in Deutschland erschienenen Lehrbüchern sei. Die zwölf Abtheilungen enthalten folgende Gegenstände:

Ersten Bandes erste Abtheilung

Von der Sprachlehre überhaupt. Von den Worten, als Adje für die gesprochene Sprache betrachtet. Alphabet. Reine und einfache Selbstlauter. Nasenlauter. Mitlauter. Doppellauter. Nasen-Doppellauter. Abwäblung der Hülfszeitwörter, bejahende Form. Besondere Bemerkungen über die Aussprache der Selbst- und Doppellauter. Abgebrochene Redensarten zur Uebung in der Aussprache der Selbst- und Nasenlauter. Hülfszeitwörter, verneinende Form. Aussprache der Mitlauter b bis k. Hülfszeitwörter, fragende Form. Fortsetzung der besondern Regeln über die Aussprache der Mitlauter. Abgebrochene Redensarten zur Uebung in der Aussprache der Mitlauter j bis z.

Ersten Bandes zweite Abtheilung.

Abwandlung der Hüfszeitwörter, in Verbindung mit den persönlichen und beziehenden Fürwörtern, nebst mündlichen und schriftlichen Uebungsstücken. Abwandlung der einpersönlichen Zeitwörter *avoir* und *être*, nebst mündlichen und schriftlichen Uebungsstücken. Abwandlung des einpersönlichen Zeitwortes *y avoir* mit der Beziehungspartikel *en*. Abwandlung und Anwendung der Hüfszeitwörter in verschiedenem Sinne. Verbindung der End-Witlauter mit den folgenden Selbstlautern bei der Aussprache. Abwandlung und Anwendung des Zeitwortes *parler*. Von den Zeichen der Rechtschreibung. Abwandlung und Anwendung des einpersönlichen Zeitwortes *falloir*. Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben. Abwandlung und Gebrauch der Zeitwörter *dire*, *lire* und *écrire*. Von der Interpunction oder Schrifttheilung.

Ersten Bandes dritte Abtheilung.

Abwandlung der Zeitwörter *commencer* und *prononcer*, *bâir* und *finir*, nebst mehreren andern auf *cer* und *ir* ausgehenden Zeitwörtern, und deren Anwendung. Besondere Beobachtungen über einige Selbstlauter. Abwandlung und Anwendung der Zeitwörter *faire* und *taire*, *faire-faire* und *faire taire*, *se taire*, *se faire faire*, und *laisser faire*. Beobachtungen über die Nasenlaute. Behandlung und Gebrauch der auf *oir* ausgehenden Zeitwörter. Beobachtungen über die Doppellaute. Anwendung der Zeitwörter *acheter* und *vendre*, *écouter* und *entendre*. Beobachtungen über die Witlauter. Aussprache der Zahlwörter. Erste Sammlung der nothwendigsten Bedeutungen im gesellschaftlichen Umgange. Abwandlung und Anwendung der Zeitwörter *boire* und *manger*, *porter* und *se porter*. Höflichkeitsformeln. Prosodie (*accent et quantité*, Ton und Sylbenmaß).

Zweiten Bandes erste Abtheilung.

Von den Worten als Mittel betrachtet, unsere Gedanken in der gesprochenen und geschriebenen Sprache darzustellen. Abwandlung und Anwendung der Zeitwörter *aller* et *venir* nebst ihren Abgeleiteten. Von dem Hauptworte. Von den eigenen Namen. Abwandlung und Anwendung der Zeitwörter *partir*, *arriver*, *passer*, *voyager* etc. in Verbindung mit den eigenen Namen. Abwandlung und Anwendung der Zeitwörter *savoir* und *pouvoir*. Geschlecht der Hauptwörter. Zeitwörter *servir* et *vouloir*. Französisch-männliche Wort-Endsyblen. Zeitwörter *couvrir*, *souffrir*, *ouvrir*, *offrir* etc.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung.

Französisch-weibliche Wort-Endsyblen. Abwandlung und Anwendung des Zeitwortes *mettre*. Zahl der Hauptwörter. Zeitwörter *conduire*, *traduire* etc. Bildung der Mehrzahl der Hauptwörter. Zusammengesetzte Hauptwörter. Uebungen über alle Arten von Hauptwörtern. Artikel oder Geschlechtswort. Uebereinstimmung des Geschlechtswortes mit dem Hauptworte. Wiederholung des Geschlechtswortes. Stelle und Anwendung des Geschlechtswortes. Uebungen über die Anwendung und Weglassung des Artikels. Zeitwörter *rendre* und *prendre* etc. Von der Art die Sprachen zu lehren und zu lernen.

Zweiten Bandes dritte Abtheilung.

Von dem Beiworte. Geschlecht der Beiwörter. Abwandlung und Anwendung der Zeitwörter *sentir* und *dormir* mit ihren Abgeleiteten. Zahl der Beiwörter. Zeitwörter *croire* et *connaître*. Bedeutungs- und Vergleichungs-Grade der Beiwörter. Von den Beiwörtern, betrachtet in ihren Verhältnissen mit den andern Kennwörtern, z. B. von der Uebereinstimmung der Beiwörter mit den Geschlechts- und Hauptwörtern; von der Stelle und dem Régime der Beiwörter. Zeitwörter *plaire* und *plaire*. Zahl-Beiwörter und Zahl-Hauptwörter.

Beinamen (epithetes). Gebrauch der Beinamen. Wahl und Eigenheit der Beinamen; wohlklingende Beinamen; schwankende, uneigentliche und unbedeutende Beinamen. Zweite Sammlung der nothwendigsten Bedeutungen im gesellschaftlichen Leben, von den Wissenschaften, Künsten und Gewerben; von den Ritterorden u. s. w.; Mannichfaltigkeiten.

Dritten Bandes erste Abtheilung.

Von den Fürwörtern überhaupt. Anwendung der Zeitwörter *payer* und *moyer*, nebst mehreren andern auf *ayer*, *oyer*, und *wyer* ausgehenden Zeitwörtern. Persönliche und zueignende Fürwörter. Zeitwörter *remplir*, *sortir* etc. Anzeigende Fürwörter. Zeitwörter *percevoir* und *mouvoir*. Beziehende Fürwörter. Zeitwörter *monter* und *descendre*. Unbestimmte Fürwörter nebst mündlichen und schriftlichen Uebungsstücken.

Dritten Bandes zweite Abtheilung.

(ist so eben erschienen).

Von dem französischen Brieffstyl. Von den Zeitwörtern überhaupt. Von den Zeiten und Wandelarten der Zeitwörter. Anwendung des Zeitwortes *aimer*. Von dem thätigen oder Thatzeitworte. Von dem leidenden Zeitworte. Zeitwörter der Mittelgattung. Zurückführende und zurückwirkende Zeitwörter. Unpersönliche Zeitwörter. Uebungen über die vorstehenden Zeitwörter. Ueber Gratulationsbriefe. Neujahrsbriefe von Voltaire, Rousseau, Büffi, Flechier, Caraccioli, d'Alembert. Von der Abwandlung der Zeitwörter. Von Weileids- und Trostbriefen. Zeitw. *donner* und *oublier*. Ueber Bittschreiben. Zeitw. *blanchir* und andere in ir ausgehende Zeitwörter. Von Dankfugungsbriefen.

Dritten Bandes dritte Abtheilung.

(ist unter der Presse).

Zeitwörter *decevoir*, *prévoir*, *asseoir* und *s'asseoir*. Briefe an Personen, welche man vor Kurzem verlassen hat. Zeitwörter *apprendre* und *attendre*. Ueber Empfehlungsbriefe. Behandlung und Anwendung der leidenden Zeitwörter. Von Geschäftsbriefen. Anwendung der Zeitwörter der Mittelgattung. Ernsthafte und moralische Briefe. Gebrauch der zurück wirkenden Zeitwörter. Rathungsbriefe. Abwandlung der Zeitwörter, deren Infinitiv in *uer* ausgeht. Ueber Vorwurfsbriefe. Zeitwörter *appeler* und *mener*. Von den Entschuldigungsschreiben. Zeitwörter auf *ier*. Von vertrauten und scherzhaften Briefen. Abwandlung der unregelmäßigen und mangelhaften Zeitwörter der ersten Conjugation. Neuigkeitsbriefe. Anwendung der unregelmäßigen Zeitwörter *acquérir*, *assaillir*, *bouillir* etc. Erzählende und beschreibende Briefe. Zeitw. *courir*, *accourir*, etc. Handlungscorrespondenz.

Vierten Bandes erste Abtheilung.

Von der Wiederherstellung der Wissenschaften, nach den Einfällen der Barbaren. Die Troubadours als die ersten französischen Poeten. Sechzehntes Jahrhundert oder Jahrhundert der Medicis und Franz I., König von Frankreich. Unregelmäßige Zeitw. *cueillir*, *fleurir* etc. Siebenzehntes Jahrhundert, oder Jahrhundert Ludwigs XIV. Von der lyrischen, epischen, dramatischen und Pastoral-Poesie. Von der Satyre, der Fabel, dem Epigramm. Historiker. Kanzelredner. Zeitw. *mourir*, *sailir*, *sentir*. Achtzehntes Jahrhundert oder drittes Jahrhundert der französischen Literatur. Epische, didactische, dramatische, lyrische und Pastoral-Poesie. Von der Idylle, der Fabel, der Geschichte und Beriesamkeit.

Vierten Bandes zweite Abtheilung.

Historisches Gemälde von den Fortschritten der französischen Literatur seit dreißig Jahren. Zeitw. *déchoir*, *échoir*, *prévaloir*. Grammatik und Logik. Unregelmäßige Zeitw. der vierten Conjugation. Moralische, politische und Gesetzgebungs-Literatur. Von der Uebereinstimmung des

Zeitwortes mit seinem Subject. Metrische und kritische Literatur. Von dem Regime der Zeitwörter. Redekunst, und geschichtliche Literatur. Correspondenz der Zeiten und Wandelarten. Romanlectüre. Vom Participle. Von dem Heldengebicht. Heroisch-komische Gedichte. Nachahmungen und Uebersetzungen in Versen.

Vierten Bandes dritte Abtheilung.

Didactische Poesie. Vorwörter. Lyrische Poesie. Redewörter. Von dem Trauerspiel. Gebrauch der Negationen. Schauspiel. Von Binde- und Empfindungswörtern. Von dem Drama. Von der grammatischen und figürlichen Wortfügung. Von dem Pleonasmus, der Synthese oder Synthese, der Inversion, dem Gallicismus, Barbarismus und Solbismus. Literarische Preisschriften. Von der Phrase, der Periode und Analyse. Von der Universalität der französischen Sprache. Von der Art die Sprachen zu lehren und zu lernen (Beschluß).

Durch diesen Cours de langue wird die Unrichtigkeit aller Theorien, welche der französischen Sprache Casus und Declinationen aufbringen wollen, gründlich und fiegend bewiesen. Auch werden die unparteiischen und vorurtheilfreien Sprachkennner bei dem jedesmaligen Erscheinen einer neuen Section dieses Lehrbuches sich von der Benützung des besten Autoren zu ihrer Zufriedenheit überzeugen.

Neues Handbuch des französischen Briefstils

oder

NOUVEAU MANUEL EPISTOLAIRE FRANÇAIS,

renfermant les principales règles de l'Art épistolaire, des instructions générales et particulières sur les divers genres de Correspondance, des modèles de lettres sur différents sujets, des lettres choisies de Mmes. de Sévigné, de Maintenon, d'Epinaï, de Pompadour etc. de Mrs. de Voltaire, J. J. Rousseau, la Motte, Bussi-Rabutin, et d'autres écrivains célèbres suivis d'un nouveau Bouquet de famille, ou Recueil de compliments à offrir dans différentes circonstances par L. Philipon-de-la-Madelaine,

FAISANT SUITE AU

COURS THÉORIQUE ET PRATIQUE DE LANGUE FRANÇAISE A L'USAGE DES ALLEMANDS

par F. L. RAMMSTEIN.

Zwei Bände. Gr. 8. 3 Fl. 15 Kr. Conv. Geld.

Der erste Theil enthält:

Ursprung und Wichtigkeit der Briefschreibekunst. Vorschriften über den Briefstyl. Unterscheidung der Personen. Schicklichkeit, welche man beim Briefschreiben zu beobachten hat. Brief-Ceremoniel. Briefwechsel über Erziehung und Unterricht. Neujahrs- und andere Glückwünschungs-Briefe. Einladungs-, Nachricht- und Vorwürfe-Billete. Geschäfts-, Höflichkeits-, Beileids- und Trostbriefe. Bitt-, Berathungs- und Rechtfertigungsschreiben. Briefe über Liebe und Ehe. Scherzhafte Briefe. Entschuldigungs-, Empfehlungs- und Verweigerungsschreiben. Beschreibende und erzählende Briefe. Avisobriefe, Wechselbriefe, Anweisungen, Quittungen, Obligationen, u. s. w. Briefe über verschiedene Gegenstände. Auserlesene Briefe des Cicero und Plinius des Jüngern. Auserlesene Briefe der Frau von Sévigné.

Der zweite Theil enthält:

Auserlesene Briefe der Frauen von Maintenon, von Epinaï, von Grignan und von Simiane. Vermischte Briefe von verschiedenen Verfassern. Neuer Familienfrauz oder Sammlung von Gratulationen in Versen zu verschiedenen Gelegenheiten.

Dieses Handbuch des Briefstils ist besonders denen Personen zu empfehlen, welche bereits französisch verstehen, und sich durch ein solches Werk eine nützliche Übung in einer Sprache, die heut zu Tage einen Theil jeder sorgfältigen Erziehung ausmacht, verschaffen wollen.

Cursus der französischen klassischen Literatur

oder

COURS DE LITTÉRATURE FRANÇAISE

ou Recueil, en prose et en vers, des plus beaux morceaux de la littérature française des deux derniers siècles, ouvrage classique à l'usage de tous les établissements d'instruction, publics et particuliers, de l'un et de l'autre sexe, par MM. Noel et de la Place, d'après la neuvième édition originale, deux volumes gr. 8. prix six florins argent de convention.

Lechteres Werk, als Fortsetzung des Cours théorique et pratique de langue française, bildet in Verbindung mit dem Manuel épistolaire ein Lehrgebäude der französischen Sprache, das sowohl an innerem Werth als auch an Umfang und Vollständigkeit seines Gleichen in Deutschland nicht haben dürfte, und jedem Liebhaber dieser Sprache willkommen sein wird.

Liebhavern der Naturgeschichte

diene zur Nachricht, daß von folgendem bedeutungsvollen Werke:

Meigen, J. W., systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insecten in fünf Bänden

wovon der Pränumerationspreis bis zur Vollenbung $2\frac{1}{2}$ Pistolen ist, so eben der dritte Band erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder bezogen werden kann.

Hamm, den 1sten December 1822.

Schulz und Wundermann.

A n k ü n d i g u n g.

Herr Doctor Antommarchi, der als Chirurgus dem Kaiser Napoleon von seiner Mutter nach St. Helena gesendet worden war, und bei ihm bis zu seinem Tode blieb, hatte vorher sein ganzes Leben, nebst dem berühmten Mascagni an den Präparaten und Zeichnungen gearbeitet, die mit der größtmöglichsten Treue alle Theile des menschlichen Körpers in ihrer natürlichen Größe und detaillirten Verhältnissen anatomisch vorstellten sollten. Diese Zeichnungen, von welchen schon einige Wenige in Kupfer radirt waren, hatte er mehrere Jahre in St. Helena bei sich, um eine genaue, kurze, aber zweckmäßige Beschreibung davon zu machen. Da er sich bei seiner Rückkunft mit den Sachwaltern des Herrn Mascagni über die Herausgabe des Werkes nicht verständigen konnte, so hat er den Entschluß gefaßt, diese Zeichnungen in Paris in der Anstalt des Herrn Grafen Casterrie lithographiren zu lassen, und sie nun mit seiner Beschreibung in Heften herauszugeben. Die Zeichnungen sind unübertrefflich, und die Ausführung im Steindruck über alle Erwartung gelungen. Das Werk wird 45 schattirte und 35 mit bloßen Umriffen und Nummern versehene Tafeln in Großfolio enthalten. Die 24 Ersten gaben die Abbildung des ganzen Körpers 3 Mal, jedesmal in 3 Platten und zwar so wie er erscheint, wenn jedesmal eine obere Lage nach einander abpräparirt ist, bis man ans Skelett kommt. Muskel, Nervenarterien, Venen, lymphatische Gefäße u. s. w. sind durch besondere Zeich-

ausgezeichnet charakterisirt, so daß auch die uncolorirten Blätter sie gleich bemerkbar machen.

Die 24 mit Umrissen und Nummern versehenen Blätter dienen zur detaillirten Beschreibung. Wo die Vielfältigkeit und Mannigfaltigkeit des Details Verwirrung veranlassen konnte, sind noch besondere Zeichnungen, die auf die Beschreibung hinweisen, verfertigt worden. Herr Antommarchi hat den Vortheil, bei seinem letzten Aufenthalt in England, und jetzt in Paris, gehabt, die besten Sammlungen Präparate und anatomische Werke von neuem vergleichen und benutzen zu können, und auch die größten Anatomen zu berathen, so daß das Werk alles übertrifft, was bis jetzt in dieser Art erschienen ist.

Die erste Lieferung, die 5 bis 6 Tafeln mit einem besondern Texte enthält, erscheint Ende Januars 1823. Dieser werden 15 andere, jedesmal nach 2 Monaten folgen. Jede Lieferung kostet schwarz 25 Franken, und colorirt 50 Franken, auf Pergamentpapier 70 Franken. Man subscribirt bei dem Herrn Grafen Casteyrie, Rue de Bac. No. 58 in Paris, und bei Herrn J. A. Brodhäus, Buchhändler in Leipzig. Die Subscription bleibt ein Jahr offen, nachher wird der Preis erhöht.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Gefahr

einer

Deutschen Revolution

beleuchtet von

D. H. G. Tzschirner,

Professor der Theologie und Superintendent in Leipzig.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer. 1823.

Broch. 16 Gr.

Anzeige

einer

äußerst wohlfeilen Taschen-Ausgabe

von

Sechs Supplementbänden

zur

Schiller's sämtlichen Werken

der Cottasche Taschen-Ausgabe.

Subscriptionspreis 1 Thlr. 16 Gr. Conv. M. oder 3 Fl. Reichsgeld.

Von einem Nachdrucke der bei uns erschienenen Fortsetzungen zu:

Fr. v. Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Von
Karl Ludw. v. Woltmann, und

— Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande von
der Spanischen Regierung. Von Karl Eurtzs,

bedrohet, sehen wir uns veranlaßt, dieser unbeschränkten Unternehmung
zuvor zu kommen, und von diesen beiden Werken, deren Werth längst
anerkannt ist, selbst eine wohlfeile Ausgabe, in demselben Format und
Druck, wie die Cottasche Taschen-Ausgabe von Schiller's sämtlichen
Werken, zu veranstalten — und solche bis nächste Michaelis-
Wesse in sechs Bänden erscheinen zu lassen.

Da diese sechs Bände die Fortsetzung und den Schluß obiger zwei
von Schiller unvollendet gebliebenen Werke bilden, so glauben wir den

zahlreichen Pränumeranten auf dessen sämtliche Werke einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir Ihnen durch eine ähnliche Ausgabe von obigen Fortsetzungen die Göttsche Taschen-Ausgabe ergänzen.

Unsererseits werden wir Alles dazu beitragen, den Ansprüchen zu genügen, die man an uns zu machen berechtigt ist, und werden die Anschaffung dieser Ergänzungsbände dadurch erleichtern, daß wir keine Pränumeration, sondern nur Subscription verlangen, und den Subscriptionspreis für alle sechs Theile nur auf 1 Thlr. 16 Gr. Conv. Geld oder 3 fl. Reichsgeld festsetzen, deren Betrag bei Ablieferung der Exemplare zu entrichten ist.

Wir hoffen durch diesen äußerst niedrigen Preis viele Abnehmer zu erhalten, und lassen für diesen Zweck den Subscriptions-Termin bis August 1823 offen, nach dessen Ablauf der Preis verhältnißmäßig erhöht wird.

Bestellungen hierauf nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen an, welche gebeten sind, dieselben binnen der bestimmten Zeit an den mit unterzeichneten F. Ch. W. Vogel, der die Versendung für seine alleinige Rechnung übernommen hat, einzusenden.

Leipzig, im December 1822.

Georg Joachim Göschen.

F. Ch. W. Vogel.

An alle Buchhandlungen sind versandt und besonders Lesezirkeln und Leihbibliotheken zu empfehlen:

Der letzte Minstrel, von Walter Scott. Frei bearbeitet von E. H. Weise. Weiß Druckpap. 1 Thlr. 8 Gr. Velinpapier 2 Thlr. Redmünd und Mathilde, oder der Verrath, von Walter Scott. Frei nach dem Engl. und mit Anmerkungen von F. W. Moser. 2 Theile. Weiß Druckp. 1 Thlr. 20 Gr. Velinpap. 3 Thlr. Reise durchs Leben, oder die Kunst in bone pace zu leben, von D. E. M. Rittler. In geschmackvollem Umschlage. Geheftet. 1 Thlr. 4 Gr.

Tobias Nimmersatt; komische Lebensgeschichte eines Weizhalses. 14 Gr.

Friedrich, Freiherr von der Trend. Sein Leben und denkwürdige Schicksale; für Leser jeden Standes neu bearbeitet von D. E. M. Rittler. Mit 1 Kupfer. 1 Thlr. 4 Gr.

Hermann und Dorothea. Nach Göthe. Weiß Druckpap. 18 Gr. Velinpapier 1 Thlr. 4 Gr.

Der Spaßvogel. Ein gar kurioses, allen Hypochondristen nicht genug zu empfehlendes Büchlein, von Carl Schwan. 15 Gr.

Drei Erzählungen. Von Carl Schwan. 1. Erasmus Rosenberg. 2. Rosalpo. 3. Tobst Habakuk. 1 Thlr.

Merseburg, im Decbr. 1822.

F. J. Sonntag.

A u s z u g a u s

der grossen Richterschen Therapie.

Es ist so eben der zweite Band davon fertig geworden und somit schon die Hälfte des Ganzen vollendet. Der Druck geht ununterbrochen fort und man kann sicher auf die baldigste Erscheinung der zwei andern Bände rechnen. Das Ganze wird 10 Thlr. kosten. (Das grosse Werk in IX Bänden 25 Thlr. 4 Gr.)

Der Recensent des ersten Theiles in dem geachteten *allgemeinen medicinischen Annalen* sagt: „Indem der Herausgeber der Therapie es übernommen hat, durch einen Auszug desselben, der das Ganze auf die Hälfte der Bände zurückbringen wird, den Ankauf zu erleichtern, so hat nunmehr jeder, der das Bedürfniss eines bewährten medicinischen Handbuchs für die Heilung der gewöhnlich vorkommenden innern Krankheiten fühlt, die Wahl zwischen dem grossen und dem kleinen Werke. Nach vorliegendem Bande zu schliessen, welcher die Fieberkrankheiten vollständig befasst, wird für das unmittelbare praktische Bedürfniss dem Besitzer des Auszuges wesentlich nichts vorenthalten.“

Berlin und Stettin, den 20sten October 1822.

Nicolai'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Pauls Briefe
an seine Verwandten.
Nach dem Englischen des Walter Scott
von
K. L. Methus. Müller.
Leipzig, bei Gerhard Fleischer. 1822.
2 Thlr.

A n k ü n d i g u n g.

Die seit dem 1sten October 1821 in der J. G. Albertischen Buch- und Kunsthandlung in Danzig erscheinende Zeitschrift:

Der Aehrenleser
auf dem

Felde der Geschichte, Literatur und Kunst.

wird auch im Jahr 1823 unverändert in Plan und Zweck fortgesetzt werden.

Ehrenwerthe Institute, wie: die allgemeine Zeitung, das Morgenblatt, die Hallische Literaturzeitung, Pegasus und die Hamburger Originalien, haben sich in kritischer Hinsicht vortheilhaft über diese Zeitschrift ausgesprochen; und die Lesewelt wird am besten zu beurtheilen wissen, ob es dem Streben der Redaktion gelungen ist, trotz des bescheidenen Titels eines Aehrenlesers, vielleicht manche reife schmachtende Frucht geliefert zu haben. Neue anerkannt werthvolle Mitarbeiter sind für die Zukunft gewonnen, für häufigere Correspondenznachrichten aus bedeutenden Orten, z. B. Wien, Prag, Cassel, Hamburg u. s. w., ist gesorgt worden, und so schmeichelt sich die Redaktion nichts unterlassen zu haben, was zur Vervollkommenung des Blattes beitragen und demselben immer zahlreichere Leser erwerben kann. Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen eng gedruckt auf schönem Papier, denen zuweilen Beilagen beigegeben werden. Der Preis des ganzen Jahrgangs ist 5 Rthlr. sächsisch. Bestellungen darauf nehmen alle solide Buchhandlungen und sämtliche resp. preuss. Post-Aemter in den königl. preuss. Landen an.

Zweckmäßige Beiträge, die, auf Verlangen nach Massgabe ihres Werthes anständig honorirt werden, erbittet sich unter Adresse der J. G. Albertischen Buch- und Kunsthandlung in Danzig

Die Redaktion des Aehrenlesers.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N^o. II. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 600 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Von dem so eben in Paris erschienenen, höchst-wichtigen Werke:

Les Cabinets

et

les Peuples,

depuis 1815 jusqu'à la fin de 1822.

Par *M. Bignon*,

Député du Haut-Rhin.

Ist bei mir eine deutsche Uebersetzung des Herrn B. J. F. von Salem unter der Presse und wird diese bis Ende Januars verlassen.

Leipzig, den 1ten Januar 1823.

Ernst Fleischer.

Vom Januar 1823 an erscheint bei Wegler in Stuttgart und ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen die

Konstitutionelle Zeitschrift.

Der Jahrgang, aus 24 Heften, jeder von vier Druckbogen bestehend, kostet 10 Fl. 48 Kr. rhein. oder 6 Thlr. sächs. Am 1sten und 15ten jedes Monats wird ein Heft ausgegeben. Die Redac-Zeitung vom 27ten und der deutsche Beobachter vom 28ten Decemb. d. v. J. haben sich über das so eben erschienene erste Heft so günstig ausgesprochen, daß die Hinweisung auf jene Urtheile schon genügen wird, um das Publicum auf dieses neue politische Journal aufmerksam zu machen.

Im Verlage der Unterzeichneten sind seit kurzem folgende neue Bücher erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Beiträge zur Kunst- und Literaturgeschichte. Erstes und zweites Heft. Mit 3 Abbildungen. 8. (In Commission.) Geh. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. Braun, G., Bericht über meinen zweiten Versuch mit dem Anbau des *Astragalus baeticus* oder Neu-Caffees, als besten Stell-Vertreter des indischen Caffees, nebst Anweisung zum Anbau dieser Frucht und ihrer Behandlung bis zum Genuße. 8. Geh. 2 Gr. oder 6 Kr. Familien-Morgen- und Abendgebete für die Festtage des Jahrs und bei noch einigen besondern Ereignissen des Lebens. Mit Signetten. 8. Geh. 16 Gr. oder 1 Fl. Feuerbach, R. W., Eigenschaften einiger merkwürdigen Punkte des gradlinigten Dreiecks, und mehrerer durch sie bestimmten Linien und

Figuren. Eine analytisch-geometrische Abhandlung. Mit einer Vorrede von F. Hüttengeiger und 4 Kleinabdrücken. 4. 16 Gr. oder 1 Fl. Verlag, J. P., kleine deutsche Sprachlehre für die ersten Anfänger. 8. 10 Gr. oder 40 Kr.

Hoven, C. W. v., Ideen über sittliche Cultur. 8. 21 Gr. oder 1 Fl. 24 Kr.

Pflaum, E., geistliche Lieder. 8. 12 Gr. oder 48 Kr.

— Familien-Andachten. Erster Jahrgang. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. oder 1 Fl. 36 Kr.

Schultzeiß, B. C., der Rechenlehrer in Volksschulen, oder Anweisung, Kinder in den Zahlbau und in die Rechenkunst so einzuführen, daß sie sich bei ihrem Thun Beweise von dem Warum geben können. 2 Theile. 8. (In Commiss.) 20 Gr. oder 1 Fl. 20 Kr.

Catalogue raisonné des estampes de Ferdinand Kobell. Par Étienne Baron de Stengel. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl.

Nürnberg, im Nov. 1822.

Kiegel und Bießner.

Ankündigung.

Folgende höchst interessante Schrift hat so eben die Presse verlassen:

Z w ö l f F r a g e n
an den Verfasser der Marginalien
zu der Schrift:

**Ansicht der ständischen Verfassung der
preussischen Monarchie**

von

E. F. v. B.

Breslau: Josef Max und Comp.

1823. 8. Preis: 4 Gr. Cur.

A n z e i g e

an alle resp. Subscribenten auf das unter dem

13ten Juni 1822 angekündigte Werk:

Synodus Botanica, etc.

Editore

Leopoldo Trattinnick etc.

Ein Werk von dem Umfange des hier oben genannten konnte und sollte nicht beginnen, ohne für seine Vollendung und immerwährende Fortdauer gesichert zu sein. Von Seiten des geschätzten Herrn Herausgebers war ich zwar ebensovohl durch Vorarbeiten als durch vielseitige Theilnahme an der Bearbeitung vollkommen sicher gestellt; nur von Seiten des botanischen Publicums bedurfte ich der Ueberzeugung, daß die Ausführung dieser großen Idee eben so allgemein unterstützt und günstig aufgenommen werden würde, als diese von vielen sachkundigen Männern gewürdigt und gewünscht wurde.

Um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, eröffnete ich den Weg der Subscription unter den billigsten Bedingungen, zu erfahren, ob die Zahl entschlossener Abnehmer die Fortdauer meiner Unternehmung sichern und meine Unkosten decken würde? Mit Bedauern muß ich aber, nach Ablauf des Terms, erklären, daß die Zahl der Subscribenten (welchen ich für ihre gütige Theilnahme hiermit zugleich meinen verbindlichsten Dank entrichte) so gering ausgefallen ist, daß es unmöglich wäre, die Ausfüh-

zung der ganzen Unternehmung unter den vorgeschlagenen Bedingungen und Verbindlichkeiten zu verheissen. Ich entsage daher allen diesen ebenso wohl, als ich auf die Subscription Verzicht leiste, und behalte mir vor, jedoch ohne alle Verpflichtung für und gegen die resp. Subscribenten auf die Synodus, die Monographien des obengenannten Herrn Herausgebers und seiner Mitarbeiter einzeln in derselben Verfassung herauszugeben, wie sie in der Synodus botanica hätte erscheinen sollen. Noch im Laufe dieses Jahres wird auf diese Weise die Monographie der Rosaceen in fünf Bänden erscheinen, und von der Aufnahme, welche diese im botanischen Publicum findet, wird es abhängen, ob und in welchen Zwischenräumen mehrere andere Monographien geliefert werden können.

Wien, am 3ten Januar 1823.

J. G. Heubner.

Das Januarheft der neuen Zeitschrift:

Vorzeit und Gegenwart,

soll unfehlbar den 15ten Januar die Presse verlassen. Die dazu bestimmten Artikel, so weit der Raum es gestattet, sind: 1. Einleitung. 2. Ueber das Berg- und Waldbleben der deutschen Vorzeit. 3. Neuere Etymologie. 4. Liederkranz. 5. Noch ein Versuch, die eigentliche Stätte des Abier-Nitars auszumitteln. 6. Einzelne Nachrichten über ehemalige Wohlhabenheit Polens. 7. Die Landes-Museen des Oesterreichischen Kaiserstaates. 8. Correspondenz-Nachrichten. 9. Literarischer Anzeiger.

Der Preis des ganzen Jahrganges ist 7 Thlr., der des halben 4 Thlr. Bestellungen darauf nehmen sämtliche wohlöbl. Postämter, alle solide Buchhandlungen, in Leipzig A. Wienbrack, und J. A. Munk, Buchhändler in Posen, an.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur, Erstes Stück für das Jahr 1823. No. XVII der ganzen Folge. Gr. 8. Sch. 385 S.

(Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 10 Thlr. und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.)

Inhalt dieses Heftes:

- I. Aristofanes von Joh. Heinr. Voss, mit erläuternden Anmerkungen von Heinr. Voss. Drei Bände.
Ueber die Komik des Aristophanes.
- II. System des Tellurismus oder physischen Magnetismus. Ein Handbuch für Naturforscher und Aerzte, von Dr. D. G. Kieser. Zwei Bände.
- III. Der Organismus der Behörden für die Staatsverwaltung. Mit Andeutungen von Formen für die Geschäftsbehandlung in derselben, vorzüglich in den Departements des Innern und der Finanzen. Von G. A. Freiherrn von Malchus. Zwei Bände.
- IV. Anthropologie von Henrich Steffens. Zwei Bände.
- V. Die Staatsfinanzwissenschaft, theoretisch und praktisch dargestellt und erläutert durch Beispiele aus der Finanzgeschichte europäischer Staaten, von Ludwig Heinrich von Jakob. Zwei Bände. Zweiter Artikel.

- VI. Die panharmonische Interpretation der heiligen Schrift. Ein Versuch, zu einer klaren und gründlichen Auflösung der Streitigkeiten in der christlichen Kirche beizutragen, von Fr. H. Germar.
- VII. Kritisch-historische Uebersicht des Zustandes der schwedischen Literatur seit dem Anfange dieses Jahrhunderts. Erster Artikel.
- VIII. Ueber Pestalozzi's Institut. Wie Herr Jos. Schmid die pestalozzische Anstalt leitet, von Jerem. Meyer.
- XI. *Napoleon in Exile; or a Voice from St. Helena.* The opinions and reflections of Napoleon on the most important Events of his Life and Government, in *His own Words*. By BARRY O'MEARA, Esq. his late Surgeon. 2 Vols. Fifth Edition.
- X. Rechtshistorische Untersuchungen über das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß in Deutschland, nebst einem kurzen Anhange über den Abzug von den bäuerlichen Leistungen wegen der westphälisch-preussischen Grundsteuer, von Ferdinand Friedrich Weichsel.

Von des Herrn Canzler D. Niemeyer schon längere Zeit im Buchhandel fehlenden

Populären und praktischen Theologie, oder Methodik und Materialien des christlichen Volksunterrichts, als erstem Theil des Handbuchs für christliche Religionslehrer,

ist so eben die sechste neu bearbeitete und vermehrte Auflage, mit vorangeschickten neuen Äußerungen über die Bildung und den gegenwärtigen Zustand unserer Theologie, erschienen, zu welcher Schrift die Briefe an christliche Religionslehrer erster und zweiter Theil (2 Thlr.) als ein Commentar zu betrachten sind. Der Preis ist 1 Thlr. 16 Gr. und beide Theile 2 Thlr. 20 Gr.

Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses.

Im Jahr 1823 werden folgende beide Zeitschriften in meinem Verlage fortgesetzt:

1. Allgemeine Kirchen-Zeitung. Ein Archiv für die neueste Geschichte und Statistik der christlichen Kirche, nebst einer kirchenhistorischen, und kirchenrechtlichen Urkundensammlung, herausgegeben von Ernst Zimmermann, Doctor d. Theol., großh. hess. Hofprediger. Gr. 4.

Diese mit allgemeinem und ungetheiltem Beifalle aufgenommene Zeitschrift, deren Zweck in dem Titel hinreichend bezeichnet ist, erstreckt sich der Theilnahme und thätigen Unterstützung der ausgezeichnetesten Männer, in allen deutschen und angrenzenden Ländern, und verdient nicht bloß von Geistlichen aller Confessionen, sondern auch von jedem gebildeten Christen gelesen zu werden. Es erscheinen wöchentlich zwei Nummern, wozu von Zeit zu Zeit eine Beilage kommt, welche gegen eine Vergütung von 4 Kr. oder 1 Gr. für die Zeile zu Bekanntmachungen aller Art offen steht, der Preis des ganzen Jahrganges, zu welchem am Schlusse ein sehr vollständiges Register geliefert wird, ist auf 6 Rl. oder 3 Thlr. 12 Gr. bestimmt, um welchen sie von allen, mit dem Oberpostamt Darmstadt in directem Paquetwechsel stehenden Postämtern, wöchentlich, und von allen Buchhandlungen in Monatheften geliefert wird. — Zweckgemäße Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt. — Um die Stärke

der Auflage bestimmen zu können, bittet man, die Bestellungen möglichst bald bei Postämtern oder Buchhandlungen zu machen. Ein neues Proberblatt ist in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern zu haben.

2. Monatschrift für Prediger, Wissenschaften. Herausgegeben von D. Ernst Zimmermann; Hofprediger in Darmstadt, und D. Aug. Ludw. Christian Heydenreich, Kirchenrath und Professor in Herborn. 8.

Diese beliebte Zeitschrift, welche schon in den drei ersten, bis jetzt erschienenen Bänden, viele höchst gehaltvolle Arbeiten geliefert hat, umfaßt das ganze Gebiet der theologischen Wissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf den Standpunkt des praktischen Geistlichen. Der Inhalt derselben zerfällt in folgende 5 Rubriken: I. Abhandlungen. II. Praktische Arbeiten. III. Literarische Anzeigen. IV. Historische Nachrichten. V. Miscellen. Die Theilnahme vieler höchst achtungswerther Mitarbeiter, so wie der jetzt erfolgte Beitritt des zweiten Herausgebers läßt keinen Zweifel übrig, daß sich diese Zeitschrift des bisher gefundenen Beifalls, auch für die Folge würdig machen wird. Dafür bürgen die Namen folgender Gelehrten: Böckel, Diezsch, von Gehren, Graf, Hüffell, Lampert, Lehmus, Pomler, Martyni-Laguna, Rebe, Sartorius, Schleg, Wolbeding, Weinrich, Welker, Winer, Zimmer u. A. — Monatlich erscheint regelmäßig ein Heft von 6—8 Bogen, sechs Hefte bilden einen Band, dessen Preis auf 3 Rl. 36 Kr. oder 4 Thlr. festgesetzt ist.

Darmstadt, im December 1822.

Carl Wilhelm Leske.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Kähler, D. L. A., Was haben wir zu halten von den Wunderthätern unsrer Zeit? Predigt, gehalten am 21sten Sonntage nach Trinitatis 1822. Geh. 4 Gr.

Die auffallenden Wirrungen unsrer Zeit haben den Verfasser mit Pflichtgewalt angetrieben, dagegen mit Ernst und Nachdruck öffentlich zu wirken. Er sagt in der Vorrede: „Solche Grundsätze und Thaten müssen den Gläubigen verwirren oder empören; sie reichen den Ungläubigen einen um so stattlicheren Vorwand seiner Abneigung, daß die einleuchtendsten und stärksten Gründe ihn nicht davon zurückführen können. Zur Ehre Christi also, die ihr seine wahren Freunde seid, laßt uns den Betrug, der seines Namens sich anmaßt, verabscheuen und bekämpfen.“

Neuigkeiten der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin.

Michaelis-Messe 1822.

Bobe, J. C., Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Neunte sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Mit ganz neu gestochenen Kupfern und einer Himmelskarte, nebst Transparent. Gr. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Denke, Eduard, Prof. zu Bern, Handbuth des Criminalrechts und der Criminalpolitik. Erster Theil. Gr. 8. 3 Thlr.

Freil, D. W., Ober-Forst Rath in Berlin, kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, in Verbindung mit mehreren Forstmännern und Gelehrten herausgegeben. Erstes Heft, im Umschlag. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Richter, D. A. G., die specielle Therapie. Fünfter Band, (der chronischen Krankheiten dritter). Dritte Auflage. Gr. 8. 3 Thlr.
 — die specielle Therapie. *Auszug des grossen Werkes* in IX Binden. Besorgt durch Prof. Dr. G. A. Richter, in IV mäsigen Binden. Zweiter Band. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

- 1) **Annuaire diplomatique pour 1823**, contenant les dates des naissances et mariages des Souverains de l'Europe, — les noms des Ministres à portefeuille des diverses cours, — le Personnel du Corps diplomatique, les noms et résidences des Agens consulaires, — les Promotions et Mutations qui ont eu lieu parmi les Fonctionnaires ci-dessus depuis le 1^{er} janvier 1821, — et enfin une nécrologie des Souverains, Princes et Princesses, ainsi que des premiers Fonctionnaires civils et militaires, morts depuis le 1^{er} janvier 1821; réunis et classés par le Baron Charles de Martens. VIII. u. 312 S. 12. auf Velinpap. geh. 1 Thlr. 8 Gr.
- 2) **Stimmen der Inacht.** Eine Neujahrsgebe für Christen. Von Dr. Friedrich August Rötke. II. 8. geh. XVI u. 352 S. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 15ten Januar 1823.

J. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist neu zu haben:

L. R. Bilder; Gallerie

im Belvedere zu Wien. Nach den Zeichnungen des Hofmalers Herrn S. v. Perger in Kupfer gestochen von verschiedenen Künstlern. Mit Erklärungen (deutsch und französisch) in artistischer und historischer Hinsicht von Carl Haas; Gr. Maj. Kaiser Franz dem I. gewidmet. Klein Quart. Velinpapier.

Bereits erschienen 15 Lieferungen, die übrigen folgen von sechs zu sechs Wochen. — Der Pränumerationspreis für eine Lieferung von vier Kupfern und Text ist 2 Thlr. schissisch, und ist immer eine Lieferung voraus zu bezahlen.

Ein ausführlicher Prospectus und die Inhaltsanzeige ist nächstens in allen Handlungen gratis zu haben. Die ausgegebenen Lieferungen dieses schönen und so wichtigen, in und außer Deutschland mit ausgezeichnetem Beifalle aufgenommenen Werkes enthalten Meisterstücke von Raphael, Correggio, Carracci, Da Vinci, Paul Veronese, Del Sarto, Guido Reni, Tizian, Mengs, Guercino, Giorgione, Furini, Batoni, Caffèferrate, Maratti, Spagnoletto, Rubens, Van Dyck, Rembrandt, Ostade, Ponthorst, De Heem, G. Dow, Riers, Schlöden, Bouwermans, Teniers, Kopsdaal, Bergheim, Leutcherbourg, Artois, Holbein, Van Eyck u. s. w.

Die sechzehnte Lieferung erscheint den 16ten Januar 1823.

Adams Whist; Spiel.

Gründliche Anleitung zum Whist-Spiele, oder Darstellung der Gesetze, Regeln, Feinheiten und Berechnungen dieses Spieles; auf Beispiele nach den besten Gewohnheiten der alten wie der neuen Schule, von Hoyle bis Matthews gegründet. Von G. Adams. 12. Broch. 15 Gr.

Taraf-Tappen-Spiel.

Theoretisch-praktische Anweisung zur gründlichen Erlernung des beliebtesten Taraf-Tappen-Spiels, sowohl durch genaue Bestimmung aller Regeln und Feinheiten, als auch durch die Beobachtung und Auseinanderlegung mehrerer schwieriger Beispiele. Von einem genauen Kenner. 12. Broch. 12 Gr.

Die Todtenfackel

oder die Höhle der sieben Schläfer. Ritterroman. Mit Kupfer und vignette. 8. Broch. 20 Gr.

Wendelin von Hüllenstein

oder die Todtenglocke. Ritterroman. Mit Kupfer und vignette. Broch. 20 Gr.

Mosaïsche Religion.

Handbuch der mosaïschen Religion, für die jüngere Jugend; von Prof. V. Beer. Gr. 8. Broch. 1 Thlr.

Handbuch der mosaïschen Religion für Studierende oder sonst höher gebildete Genießende; von Demselben. 2 Bände. Gr. 8. Broch. 2 Thlr.

Wien.

Carl Haas.

In Reinhard Fr. Schöner's Buchhandlung in Breslau wurde gedruckt und verlegt, und ist in allen deutschen Buchhandlungen zu erhalten:

Allgemein faßliches Elementar-Rechenbuch für Volksschulen und Volksschullehrer; nach den besten neueren Methoden in einer eigenthümlichen Bearbeitung von A. Zib. 1823. 8 Gr. Nebst Reductions-Tabellen. 20 Gr. Ctr.

An Lesegesellschaften, Clubs, Journal- und Zeitungs-Circlen und andere gesellige Vereine.

Die Zeitschrift:

C h a r i t ä t,

Rheinische Morgenzeitung für gebildete Leser;

herausgegeben von J. K. Freiherrn von Erlach,

von der mit 1823 der dritte Jahrgang beginnt, hat sich seither eines so ausgezeichneten Beifalls im In- und Auslande zu erfreuen gehabt, daß wir mit Recht behaupten dürfen: diese Zeitschrift sei eine der gehaltvollsten, welche in Deutschland erscheint. — Der Inhalt derselben ist sehr abwechselnd und enthält:

1. Ausgezeichnete Gedichte.
2. Erweiternde Erzählungen, Märchen und Novellen.
3. Kurze Biographien und Charakterdarstellungen.
4. Historische und andere wissenschaftliche Aufsätze und malerische Reisebeschreibungen.
5. Spiele des Witzes und der Laune.
6. Gleichnisse und Parabeln.
7. Anziehende Anekdoten, Miscellen, Aphorismen, Sprüche, Epigramme, Distichen, Charaden, Logogryphen und Räthsel.
8. Beurtheilungen interessanter Erscheinungen im Fache der Poesie und Kunst.

9. Theater: Kritiken über die Mannheimer Schaubühne.

10. Correspondenznachrichten aus dem Rheinlanden und aus Süddeutschland, so wie über die Theater zu Karlsruhe, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Stuttgart, München u. a.

Die ausgezeichnetsten Köpfe sind daran Mitarbeiter. Wöchentlich erscheinen zwei Nummern und mehrere Beilagen; von 1823 an aber drei Nummern mit Beilagen. Der äußerst geringe Abonnements-Preis ist jährlich 10 Fl. 48 Kr. oder 6 Thlr., halbjährlich 5 Fl. 24 Kr. oder 3 Thlr. Gewiß kann niemand eine geistreichere und zugleich wohlfeilere Familien-Unterhaltung, sich verschaffen und die unterzeichnete Verlagshandlung, so wie alle Buchhandlungen und Postämter, nehmen mit Vergnügen neue Abonnements an.

Heidelberg, im Decbr. 1822.

Karl Gross,

Neue Akademische Buchhandlung.

In der J. C. Hinrich'schen Buchhandlung in Leipzig sind erschienen: *Baudoucourts, G. de, Schilderung des heutigen Griechenlands und seiner Einwohner 18. und ein Wegweiser durchs Land. Aus dem Engl., mit vielen Zusätzen und Anmerkungen; von D. Bergk. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.*

Rezensent findet an dem ganzen Buche nichts zu tabeln, als den Titel, insofern derselbe dessen Vollständigkeit nicht genau genug angibt, und verschweigt, daß auch Pomquerville's, Clarke's, Walpole's Werke vom deutschen Bearbeiter dabei sehr zweckmäßig benützt sind. — Einen Auszug gestattete die Natur dieses Werks nicht, welches niemand ungelesen lassen darf, der nähere Bekanntschaft mit dem heutigen Griechenland wünscht. (Zen. Lit. Zeit. 1822. No. 192.)

Raffeneel, M. C. D., Geschichte der Ereignisse in Griechenland seit dem Ausbruche der ersten Unruhen bis zur Mitte dieses Jahres. Mit kritischen und topographischen Anmerkungen; nebst Schilderung von Constantinopel. Aus dem Französischen, von G. J. F. von Halem. Mit einer Charte. 1822. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Bereits haben die gelesesten Blätter die Erscheinung dieser wahren Zeitschrift verkündet; wir fordern hier nur den Leser auf, die Vorrede des Verfassers zu lesen, und gewiß wird er mit dem gespanntesten Interesse das Buch bis zum Ende verfolgen.

A n k ü n d i g u n g.

Zur Aufäumung eines, zwar nicht mehr bedeutenden, aber bei begengtem Raume doch zu beschwerlichen Vorrathes von:

Der Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter; eine Sammlung einzelner Aufsätze. Zwei Bände, mit 17 Kupfern und Steinrücken (Breslau, 1817 und 1819),

welche bisher im Ladenpreis 6 Thlr. kosteten, bleibe ich beide Bände denen, welche sich in postfreien Briefen an mich bis Ostern wenden, dieselben für 2 Thlr. 12 Gr. pr. Gr. an.

Breslau.

Vösching.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N^o. III. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

S O P H R O N I Z O N

oder unpartheiisch freimüthige Beiträge
zur neueren Geschichte, Gesetzgebung und Statistik
der Staaten und Kirchen;

herausgegeben vom Geheimen Kirchenrathe Dr. H. E. G. Paulus,

wird, wie wir bereits angezeigt, auch im Jahr 1823 fortgesetzt, und der Herausgeber sowohl als der Verleger finden sich dazu um so mehr aufgemuntert, als durch öffentliche Urtheile in den angesehensten Blättern sowohl, als durch die rege Theilnahme des lesenden Publicums der Werth und die Wichtigkeit dieser Zeitschrift anerkannt sind. Sie wird durch die Behauptung dieser Eigenschaften, und bei der Umsicht, mit welcher sie die bemerkenswerthen Zeiterscheinungen für Staat, Kirche und Volk aufbewahrt, und im reinen Lichte darzustellen strebt, mehr und mehr ein dringendes Bedürfniss für Jeden, der durch Beobachtung der Zeit und ihrer Entwicklung sich auf den Standpunkt wahrer Bildung zu heben, oder auf demselben zu erhalten sucht, und indem sie durch ihre Einkleidung in jeder Muesstunde geniessbar eine geiststärkende Unterhaltung bietet, bewahrt sie dem Forscher einen Schatz von urkundlichen Materialien, dessen Sammlung auch noch in den spätesten Zeiten dankbare Anerkennung finden wird. Das noch im Laufe des Monats Januar erscheinende erste Heft enthält zuvörderst:

„Warnung vor möglichen Justizmorden, oder die schauerliche Cause célèbre eines verkehrten Inquisitionsprocesses“ (des Fontisch-Hammacherschen) betrachtet, um die Nothwendigkeit wesentlicher Verbesserungen der geschwornen Gerichte selbst und vornehmlich ihr ihnen vorangehenden Criminaluntersuchungsweise eindringlichst darzustellen.

Von Dr. Paulus.

Die Versendung wird nach Vollendung des Druckes schleunigst besorgt, doch werden natürlich die Bestellungen nach der Zeitfolge ihres Eingangs berücksichtigt werden.

Heidelberg im Januar 1823.

August Oswald.

Bei C. F. Amelang, Buchhändler in Berlin, erschien so eben und ward an alle auswärtige Buchhandlungen versandt: Permischdt (Dr. Sigm. Friedr.), Chemische Grundsätze der Kunst, Branntwein zu brennen; nach den neuesten Entdeckungen und

Bervollkommnungen derselben theoretisch und praktisch dargestellt. Nebst einer Anweisung zur Fabrication der wichtigsten Figuren. Erster Theil. Zweite, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage mit 7 Kupfertafeln. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

(Der zweite Theil verläßt Oftern die Presse.)

Laugbein, A. F. C., Sanymeda. Fabeln, Erzählungen und Romanzen, zu Gedächtniß- und Nachbildungen der Jugend gewählt und herangegeben. Geh. 20 Gr.

Im Jahre 1822 waren in demselben Verlage neu: Gott mit dir! Andachtsbuch für gebildete Christen jüngeren Alters. Mit Bignetten und einem Titellupfer. Gr. 8. Sauber geheftet. 1 Thlr. 12 Gr.

Grundriß der königl. preuss. Haupt- und Residenzstadt Berlin. Entworfen und gezeichnet in den Jahren 1821 und 1822 von A. Röber, königl. preuss. Premier-Lieutenant. Gestochen von Ferdinand Jätnig. 19 Zoll hoch und 26 Zoll breit. Illuminirt 2 Thlr. Schwarz 1 Thlr. 12 Gr.

Hornbostädt, Sigm. Fr. (königl. preuss. geheimer Rath und Ritter etc.), Elemente der theoretischen und praktischen Chemie für Militäarpersonen, besonders für Ingenieur- und Artillerie-Officiere. Zum Gebrauche bei Vorlesungen und zur Selbstbelehrung. Drei Theile in gr. 8. Mit 2 Kupfertafeln in Quer-Folio. 1142 Seiten Text nebst Titel, Vorrede, Inhalt etc. Auf weissem Rosenpapier. Compl. 6 Rthlr. 8 Gr.

Kölle, Dr. August, (Finanzrath) System der Technif. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Petiscus, A. F., (Prof.), Allgemeine Weltgeschichte. Zur leichtern Uebersicht ihrer Begebenheiten so wie zum Selbstunterrichte faßlich dargestellt. Zwei Theile. Gr. 8. Mit 18 Kupfern, gezeichnet und gestochen von Ludwig Meyer, und mit 2 illuminirten Landschaften gestochen von Ferdinand Jätnig. Beide Bände ungetrennt 4 Thlr. 12 Gr.

Rollin, J. F. C., Neues französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch u. 2 Theile. 8. Sauber geheftet. 1 Thlr. Gr. 18.

Selchow, Dr. Felix, Europa's Länder und Völker. Ein reiches Unterhaltungsbuch für die gebildete Jugend. Drei Theile in gr. 8. Mit 30 fein illuminirten Kupfern nach Zeichnungen von Study, gestochen von Breging, Reno Haas und Ludwig Meyer. Elegant gebunden 5 Thlr.

Sollbeding's, Joh. Chr., Neue kleine theoretisch-praktisch deutsche Sprachlehre zum Selbstunterricht und für Schulen. Nebst einer kurzen Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen, Briefen und Titulaturen. 8. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 12 Gr.

Wilmsen, F. V., Hersiliens Lebensmorgen, oder Jugendgeschichte eines geprüften und frommen Mädchens. Ein Buch für Jungfrauen. 8. Mit 1 Titellupfer und Bignette. Zweite Auflage. Geh. 1 Thlr.

A n z e i g e .

So durchgreifend auch seit 30 Jahren die Veränderungen und Umbildungen im Gebiete der allgemeinen und positiven Wissenschaften gewesen sind, mächtiger haben sie doch auf keine eingewirkt, als auf den Kreis der Staatswissenschaften. Gewiß ist es daher ein Bedürfniß für

unser Zeitalter, das, was bisher in den Werken der ausgezeichnetsten Schriftsteller über die einzelnen Staatswissenschaften zerstreut lag, zu einer Gesamtübersicht zu vereinigen, welche eben so den abgeschlossenen Kreis der Staatswissenschaft nach seinem innern Zusammenhange als ein organisches Ganzes darstellen, wie jede einzelne Staatswissenschaft in sich systematisch begründet, als eine für sich bestehende Einheit behandeln soll. Aus diesem Gesichtspuncte gefaßt, in einer lebendigen und kräftigen stylistischen Form gehalten, gleichmäßig berechnet auf akademische Vorträge, wie auf die Leser aus den gebildeten Ständen, welchen der Verf. bereits seit 17 Jahren durch seine größere Weltgeschichte hinlänglich bekannt ist, werden daher erscheinen:

Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit,
dargestellt vom Professor R. H. L. Pölig.

4 Theile. Gr. 8. enthaltend:

1ster Theil: 1. Das Natur- und philosophische Völkerrecht. 2. Das Staats- und Staatenrecht. 3. Die Staatskunst. 2ter Theil: 4. Die Volkswirtschaft. 5. Die Staatswissenschaft und Finanzwissenschaft. 6. Die Polizeiwissenschaft. 3ter Theil: 7. Die Geschichte des europäischen Staatensystems. 8. Die Staatenkunde als allgemeine Uebersicht. 9. Das öffentliche Staatsrecht. 4ter Theil: 10. Das praktische-europäische Völkerrecht. 11. Die Diplomatie, und 12. Die Lehre von den Staatsgeschäften.

Der 1ste und 2te Theil werden zur Ostermesse, der 3te und 4te Theil wenige Monate später ausgegeben werden. Für guten Druck und billigen Preis werden wir sorgen, damit dies Werk sich einer gleich günstigen Aufnahme bei Staats- und Geschäftsmännern, bei Studierenden und dem großen Kreise gebildeter Leser aus den höhern und mittlern Ständen erfreue. Ausführliche Anzeigen darüber sind in jeder Buchhandlung zu bekommen.

Leipzig, im Februar 1823.

J. E. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Berlin, im Verlage von Dunder und Humblot ist erschienen:

Die geometrische Zeichenkunst;

oder vollständige Anweisung zum Linearzeichnen, zum Tuschen und zur Construction der Schatten.

Für Artilleristen, Ingenieure, Baubeflissene und überhaupt für Künstler und Technologen.

Von M. Burg

Theil I. Allgemeine geometrische Zeichnungslehre; mit 11 Kupfern. Preis 5 Thlr.

• II. Das Artillerie-Zeichnen; mit 12 Kupfern. 4 Thlr. 8 Gr.

• III. wird das architektonische Zeichnen enthalten.

1822. Der Text in gr. 8. Die Kupfer in Folio.

Nicht zu einer bloß mechanischen Fertigkeit gibt dieses Werk Anleitung, wie schon aus dem Titel hervorgeht, sondern zur bewußten und geschickten Ausübung einer auf mathematischen Grundsätzen beruhenden und durchaus den Verstand in Anspruch nehmenden Kunst, unterstützt durch Vorbilder, wie sie geeignet sind, Nachseiferung zu erwecken, und ein auf wissenschaftliche Weise gegründetes Verfahren zu entwickeln. Alle diejenigen, welche zur Erreichung der auf dem Titel angegebenen Zwecke sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen haben, werden es dem Verfasser Dank wissen, ihnen ein Werk, woran es bisher fehlte, in so vollendeter, Ausführung und durch so musterhafte Vorbilder erläutert, gegeben zu haben.

**Ankündigung einer neuen Zeitschrift.
Zunächst für Journalzirkel.**

Das Leseblatt.

Eine Zeitschrift zur Unterhaltung für gebildete Leser.

Die Redaction einer neuen Zeitschrift unter obigem Titel haben drei Männer in Halle an der Saale übernommen, die sich bemühen werden, dieselbe den besten belletristischen Zeitschriften unsers Vaterlandes an die Seite zu stellen. Wöchentlich erscheinen drei Blätter in gr. 4. und monatlich zwei literarische Anzeiger. Sollten sich bald genug Interessenten finden, so wird kurz nach Oftern dieses Jahres das erste Blatt erscheinen. Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich 2 Thlr. 6 Gr., und jährlich 4 Thlr. lösch.

Nähere Nachricht werden sämtliche resp. Postämter und Buchhandlungen durch besondere Anzeigen ertheilen.

Halle an der Saale,

Ende Januars 1823.

Die Redaction, und der Commissionair
Eduard Anton, Buchhändler in Halle.

Bei Kiegel und Bießner in Nürnberg ist eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Eine längst entschiedene Frage über die obersten Episcopatrechte der protestantischen Kirche, von neuem erörtert von Dr. Fr. Gr. 8. Broch. 10 Gr.

Von dem neuesten Roman der Frau von Souza, Verfasserin der *Idele von Senange* u. a.

La Comtesse de Fargy. 4 Vols. Paris 1823.

erscheint eine deutsche Bearbeitung vom Herrn Hofrath Methus. Müller. Dies zur Vermeidung von Collisionen.

Leipzig, den 1sten Januar 1823.

J. E. Hinrichs'sche Buchhandlung.

In Reinhard Fr. Schöner's Buchhandlung wurde gedruckt und verlegt:

**Neues und vollständiges Elementarwerk
der lateinischen Sprache.**

Mit Vorlegeblättern.

**Ein Hülfsmittel, gründliche Lateiner zu bilden,
von E. Glöckner.**

Erster Course: Vorlegeblätter. 10 Gr; das dazu gehörige Hülfsbuch für Lehrer mit einer Declinations-Tabelle 9 Gr. Zweiter Course: Vorlegeblätter 10 Gr; das dazu gehörende Übungsbuch 9 Gr. Das Ganze complet 1 Thlr. 12 Gr.

Die Course einzeln, so wie das vollständige Werk ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Breslau, 1823.

So eben ist bei J. A. Munk in Posen erschienen und durch alle Buchhandlungen (Leipzig bei A. Wienkraf) zu beziehen:

Vorzeit und Gegenwart.

Ein periodisches Werk für Geschichte, Literatur, Kunst und Dichtung, herausgegeben vom Prof. J. A. Schottky.

Von diesem Journale wird alle Monate ein Heft von 6—7 Bogen ausgegeben. Der Abonnementspreis ist 7 Thlr. für den Jahrgang; der des halben 4 Thlr.

Inhalt des ersten Stückes:

- 1) Ueber das Berg- und Waldden der deutschen Vorzeit; vom Herausgeber.
- 2) Neuere Ethymologie.
- 3) Einige Dichtungen von dem Herausgeber.
- 4) Lautentöne von Rastor.
- 5) Einzelne Nachrichten über ehemalige Wohlhabenheit Polens; von Ca.
- 6) Noch ein Versuch, die eigentliche Stätte des Ubiaraltars auszumitteln. In Briefen an einen Freund; von F. L. P. R.
- 7) Ueber einige Archive und Landesmuseen des österreichischen Kaiserthums; von dem Herausgeber.

Oesterreichische militairische Zeitschrift.

Von dieser Zeitschrift ist erschienen, und durch alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Das erste Heft des Jahrgangs 1823.

Dieses enthält: I. Die Vertheidigung und den Fall von Montmedy im Jahre 1657. Mit dem Plane dieser Festung. — II. Den Feldzug des Prinzen Karl von Lothringen im Jahre 1744 in dem Elsass. — III. Ueber die Zusammensetzung und Organisation eines Kriegsheeres. — IV. Literatur. — V. Neueste Militairveränderungen. —

Der Preis des Jahrgangs von zwölf Monatsheften ist 8 Thlr. schlesisch. Leipzig, den 20ten Januar 1823.

In unserm Verlage ist erschienen:

Minerva, 1823, Januarheft.

Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur, 1823, erstes Heft.

Ethnographisches Archiv, XX. Bandes erstes Heft, enthaltend: Johann Ludwig Burkhards Reisen in Syrien und dem gelobten Lande. Nach seinem Tode herausgegeben von der Londoner Gesellschaft zur Beförderung der Entdeckungen im innern Africa. Jena, im Januar 1823.

Bran'sche Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen die Fortsetzung des Archiv für die homöopathische Heilkunst von einem Vereine deutscher Aerzte. 2ten Bandes 1stes Stück. Enthält:

- 1) Ueber Diätetik im Geiste und nach den Bedürfnissen der homöopathischen Heilkunst von Dr. Stapf.
- 2) Homöopathische Heilungen von Dr. Gross, Dr. Hartmann, Dr. Rückert, Dr. Schubert, Dr. Stapf, Dr. Wislicenus.
- 3) Literarische Anzeige.
- 4) Zur Aufklärung einiger Missverständnisse über Homöopathie von Dr. Moritz Müller.
- 5) Anacardium.

C. H. Reclam.

Mit dem Monathe 1823 erschien Druck und Verlag von Reinhard Fr. Schöner's Buchhandlung in Breslau, sehr elegant

Breslauische Modezeitung.

Eine Unterhaltungsschrift für alle Stände.

gr. 4. Wöchentlich $\frac{1}{2}$ auch ein ganzer Bogen Unterhaltungsblatt mit Bignetten; einfachen und doppelten Theater-, Kunst-, Musik- und Zeugproben-Beilagen, und einem sauber colorirten Modenbilde.

Herausgegeben von Reinhard Schöne u. Fr. Barth.

Man abonnirt auf diese neue interessante Zeitschrift mit 6 Thlr. in allen deutschen Buchhandlungen. Insertionen werden die doppelte Spaltzeile mit Einem Groschen berechnet.

So eben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Dr. Fr. Erd. Petri: Reden aus altrömischen Geschichtschreibern. Lateinisch und deutsch. Erstes Bändchen: Reden aus dem Sallustius. Nebst einigen lateinischen Vorträgen über den Werth der Geschichte. 23 Bogen. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es wird dieses Werkchen fortgesetzt werden, und das zweite Bändchen „Reden aus dem Livius“ enthalten. Um die Anschaffung zu erleichtern, ist die Verlagshandlung erbötig, bis zur Oster-Messe einen geringern Preis als den obigen Ladenpreis für alle die zu bestimmen, welche ihre Bestellungen sofort an irgend eine Buchhandlung abgeben, und den Betrag bei der Bestellung sogleich entrichten. Das erste Bändchen, welches gegen Ende Februar dieses Jahres versandt werden kann, soll nach diesem Pränumerat. Preis 1 Rthlr. 3 Gr. kosten, und die Pränumeranten dem zweiten Bändchen, welches wohl auch noch in diesem Jahre erscheinen dürfte, vorgedruckt werden.

Th. G. Fr. Barnhagen'sche Buchhandl.

Im Verlage der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen, erscheinen in der Oster-Messe 1823:

Drumann, W., historisch-antiquarische Untersuchungen über Aegypten oder die Inschrift von Rosette. Aus dem Griechischen überseht und erläutert.

Der Stein von Rosette gehört zu den wichtigsten Entdeckungen der Franzosen in Aegypten und hat von Anfang das Interesse aller Alterthumsforscher erregt. Es ist wiederholt der Wunsch ausgesprochen, daß dieses Denkmal aus der Zeit des fünften Ptolomäers, welches für die politische und Kunst-Geschichte, für Mythologie und Sprachkunde einen gleich großen Werth hat, das einzige, worin wir die ägyptischen Priester selbst über ihren und ihres Landes Zustand vernehmen, und worin sich Aufschlüsse finden, welche man bei den alten Schriftstellern vergebens sucht, vollständig erklärt werden möge. Der Verfasser der Schrift, welche wir hiermit ankündigen, hat alles aufgeboten, diesem Wunsche zu genügen; er hat sich in einer Reihe von Jahren vorzugsweise mit Aegypten beschäftigt, und das Ergebniß seiner Forschungen, so weit das Denkmal dazu Anleitung gibt, in diesem Werke niedergelegt. Wir glauben es daher allen Freunden und Kennern des Alterthums zum voraus empfehlen zu dürfen.

In unserm Verlag erscheint:

Dr. H. B. Schubert's Reise durch Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland und Langermanland.

in den Jahren 1817, 1818 und 1820.

In 3 Bden. Gr. 8. Mit Titeltupfern und 1 Chart.

Gewiß erweckt der Scandinavische Norden durch seine bald erhöhte, bald schöne und liebliche Natur, durch seine kraft- und geistvollen Bewohner, wie durch seine weisen Verfassungen und seine gesellschaftliche Wichtigkeit ein allgemeines Interesse. Je seltener nun umfassende Schriften über diese Länder sind, je mehr halten wir uns berechtigt, das Publicum auf vorstehendes Werk aufmerksam zu machen, welches durch die Verhältnisse des Verfassers sowohl, als durch die innere Einrichtung sich eignen dürfte, ein Quellenwerk für die neueste Länder-, Völker- und Staatenkunde jener Reiche zu werden. Der erste Band wird zur nächsten Ostermesse erscheinen, der Subscriptionspreis für die Unterzeichner und Bestreuer des Unternehmens soll fürs Alphabet 1 Thlr. Conv. Geld, der Ladenpreis aber mindestens um die Hälfte höher gestellt werden. Das Ganze dürfte nicht über drei Alphabete stark werden.

Leipzig, im Januar 1823.

J. E. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei E. A. Koch in Greifswald ist so eben erschienen:
Rosenthal ichtyotomische Tafeln. 4tes Heft. Quer 4.
 Mit Kupfertafeln. 3 Thlr. 20 Gr.

Auf Unterzeichnung erscheint nächstens in endesgenannter Buchhandlung:

Allgemeines deutsches

S a t z : W ö r t e r b u c h

aller menschlichen Kenntnisse und Fertigkeiten,
 verbunden mit den Erklärungen der aus andern Sprachen entlehnten
 Ausdrücke und der weniger bekannten Kunstwörter. In Verbindung mit
 mehreren Gelehrten herausgegeben
 von Joseph Freiherrn von Nechtenstern.

Den Wunsch schneller Aufklärung über Gegenstände und Begriffszzeichnungen zu befriedigen, die man entweder noch gar nicht kennt, oder deren man sich nicht augenblicklich erinnert, von welchen man aber auch keine ausführlichen Darstellungen für den nächsten Zweck bedarf, um eine augenblickliche interessante Notiz in die Reihe gesellschaftlicher Unterhaltungsgespräche oder einer nicht zu unterbrechenden Lectüre einzuführen, ist die eigentliche Bestimmung dieses hier angekündigten Wörterbuchs, durch welches die hier zugleich ausgedruckte Aufgabe gelöst werden soll, über alles, was in der ganzen Natur, im Menschenleben und im Conversations-sprachgebrauche bemerkenswerth ist, in einer Reihe von einzelnen Gegenständen und Redensarten kurz und deutlich zu erklären. — Es soll hierdurch einem noch immer im gesellschaftlichen Leben fühlbaren Mangel abhelfen, und dasjenige ergänzen, was für ausgedehntere Unternehmungen ähnlicher Art, ungeschadet ihres mehr oder minder eigenthümlichen Werthes, und allezeit unerreichbar geblieben ist, bleiben wird.

Wenn das sowohl hier als in einer weitläufigern, bereits an alle Buchhandlungen mit den ersten drei Probebogen versendeten Anzeige Bersprochene erfüllt wird, wie man nach dem, was bereits fertig vorliegt, billig zu erwarten berechtigt ist: so dürfte dieses Werk für jeden, der an der Angelegenheit der Menschheit und an dem gesellschaftlichen Leben derselben einen näheren oder entfernteren Antheil nimmt, ein äusserst bequembares und daher willkommenes Repertorium seyn, in welchem ungeachtet seines mäßigen Umfangs, nichts von dem fehlen soll, dessen Kenntniß jedem Gebildeten, sowohl allein als in Gesellschaft, nützlich oder nothwendig ist, oder seyn kann.

Für diese Zweck-Einrichtung werden die Verfasser durch eine sorgfältige Auswahl des wesentlichen, verbunden mit Deutlichkeit und Präcision im Vortrage, und der Verleger durch die möglichste Raum-Ersparung bei dem Drucke beflissen seyn, daß dieses Wörterbuch, ungeachtet es bei 50,000 Artikel begreifen muß, doch die Zahl von 180 bis 200 Bogen an Ausdehnung nicht übersteigen wird, und in diesem Verhältnisse auch dem Publicum um den möglichst billigen Preis geliefert werden kann.

Das ganze Werk wird in vier Theile getheilt, wovon der erste um so gewisser zur Ostermesse dieses Jahres erscheinen wird, als bereits mit dem Drucke ziemlich vorgeschritten ist. Die folgenden drei Bände folgen in drei- bis viermonatlichen Fristen nach, so daß das ganze Werk spätestens zur folgenden Ostermesse 1824 geschlossen seyn wird.

Der sehr billige Subscriptionspreis für jeden Band ist 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 20 Gr.; der Betrag wird erst nach Empfang jeden Bandes bezahlt.

Alle Buchhandlungen nehmen bis zum 20. April d. J. Unterzeichnung und Bestellung an.

Privatsammler, welche sich der Sammlung von Subskribenten gefälligst unterziehen wollen, erhalten das 6te Exemplar, und auf 20 Exempl. 5 Freieremplare, bei unmittelbarer Bestellung in der Verlagshandl.

Da die Namen der Vesp. Unterzeichner dem Werke vorgebracht werden, so wird um deren gefällige Einsendung bis um 20. April ergebens gebeten.

Meissen, den 1. Januar 1823.

J. M. Goedsche's Buchhandlung.

An die gebildete Lesewelt.

Zeits

eine Zeitschrift für Freunde des Schönen.

Diese im October v. J. angekündigte Zeitschrift hat mit diesem Jahre begonnen, und erfreut sich bereits des Beifalls vieler Freunde einer guten Lectüre. Jeden Montag und Freitag erscheint eine Nummer in gr. 4. auf englisches Druckpapier, und monatlich ein Intelligenzblatt für Literatur und Kunst. Der Jahrgang kostet 6 Thlr., der halbe 3 Thlr. 12 Gr., in allen Buchhandlungen und Postämtern.

Bureau für Literatur und Kunst in Berlin.

Anzeige für das juristische Publicum.

Unterzeichneter ist mit dem gelehrten Bibliothekar Herrn A. Mat in Rom wegen der im Vatikan dort aufgefundenen „Fragmente des Justinianischen Rechts“ durch einen Vertrag dahin übereingekommen, solche für Deutschland zu drucken und in Verlag zu nehmen.

Da das Buch bogenweise, so wie einer dort erscheint, mit reitenber Post hieher gesandt wird, so kann ich dem Publicum die fast gleichzeitige Erscheinung desselben mit dem dort Gedruckten versprechen. Der Titel desselben wird ungefähr seyn:

Fragmentorum ineditorum juris Rom. Ante-Justiniani collectio c. append. additamentorum ad Cod. Theodos. ed. Aug. Maius. 8. maj.

Die Stärke des Buchs kann gegenwärtig noch nicht genau angegeben werden, jedoch wird dasselbe wahrscheinlich nicht über einen Thlr. zu stehen kommen. Wer es gleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünscht, beliebe es bei seiner Buchhandlung, oder bei mir selbst zu bestellen.

Berlin, am 2ten Februar 1823.

Ferdinand Dümmler.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Weydus in Leipzig erscheinenden Zeitchriften.)

N^o. IV. 1823.

Dieses literarische Anzeigen wird dem Literarischen Anzeiger in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und dem Gartenlaubei das Ragnettis in Octav-Format beigelegt oder beigegeben, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publikum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnung 1 Gr.

Für Landwirthe, Cavalleristen, Pferdebesitzer, Thierärzte und Pferdebesitzer.

Bei Fr. Arn. Weydus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Handbuch

Thierheilkunde

nebst allen damit verbundenen Wissenschaften, oder:

Bücher der Thierarzneiwissenschaft für

Landwirthe, Cavalleristen, Pferdebesitzer, Thierärzte und Pferdebesitzer.

Von Johann Nikolaus Koblwed.

Erster Theil.

Von der Pferdeheilkunde.

Mit zwei Kupfern.

Gr. 8. 234 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Aus folgender Uebersicht des Gesamt-Inhalts dieses Werks wird man die Wichtigkeit desselben zu würdigen, selbst in den Stand gesetzt. Der Werk ist übrigens durch viele mit Beifall ausgenommene Schriften und besonders durch sein „Wiedharzneibuch“ zu vorthailhaft bekannt, als daß es nöthig wäre, dieses sein neuestes Werk weitläufig zu empfehlen und wird hier noch bemerkt, daß es umständlich anführt, was in dem Wiedharzneibuch nur angedeutet wurde.

Inhalt:

Erster Theil:

Die Pferdeheilkunde.

I. Die Anlegung der Hauptgestüte ohne Landwirthschaft.

II. Die Anlegung der Hauptgestüte mit Landwirthschaft.

III. Die Anlegung der ganz wilden Gestüte.

IV. Die Anlegung der halb wilden Gestüte.

V. Die Anlegung der Landgestüte.

VI. Die Anlegung der Mautthiergestüte.

VII. Die Einrichtung der Privatgestüte.

VIII. Die ökonomische Pferdeheilkunde der Gutsherrn, Amtleute, Pächter und Bauern.

Zweiter Theil:

I. Die wissenschaftlichen Theile eines Pferdes, anatomisch und vorzüglich physiologisch dargestellt.

II. Die Erkenntniß und Heilung der innerlichen Krankheiten der Pferde, mit Besondere auf die äußerlichen Folgen der innerlichen Ursachen verwandt werden.

Dritter Theil:

- I. Die Erkenntniß und Heilung der äußerlichen Krankheiten der Pferde.
- II. Anleitung zum Beschlagen der Pferde.
- III. Die an den Pferden vorkommenden Operationen.
- IV. Die Beschreibung der Seuchen bei den Pferden, und die ärztliche Behandlung derselben.

Vierter Theil:

- I. Behandlung der Cavallerie-, Artillerie- und Train-Pferde, sowohl im Frieden als im Kriege.
 - II. Die Kriegs-Pferdestunde.
 - III. Die gerichtliche Polizei-Wissenschaft.
 - IV. Kurz gefaßte Arzneimittellehre.
 - V. Die Einrichtung einer Heil- und Pflanz-Apothek.
- Das zweite bis vierte Theil, die besonders für die Cavallerie-, Artillerie- und Trainofficiere bestimmt sind, werden auch unter besondern Titeln erscheinen.

Fünfter Theil:

- I. Die Zucht der bekannten Racen des Rindviehes.
- II. Die wissenschaftigsten Theile derselben, anatomisch und vorzüglich physiologisch dargestellt.
- III. Die Erkenntniß und Heilung der äußerlichen Krankheiten des Rindviehes.
- IV. Die Erkenntniß und Heilung der innerlichen Krankheiten des Rindviehes.
- V. Die Beschreibung der Seuchen und die ärztliche Behandlung derselben.
- VI. Die an dem Rindviech vorkommenden Operationen.

Sechster Theil:

- I. Die Zucht und Veredlung, nebst Fütterung und Wartung der Schafe.
- II. Die Erkenntniß und Heilung ihrer Krankheiten.
- III. Die Beschreibung der Seuchen und ärztliche Behandlung derselben.
- IV. Die Erkenntniß und Heilung der Krankheiten der Schweine.
- V. Die Erkenntniß und Heilung der Krankheiten der Hunde.

Nachrichte an das Publicum

Falk's Vater unser betreffend.

Noch immer sind Exemplare von dieser kleinen, mit Rosen und Krosen ausgestatteten Volkschrift, deren Ertrag zur Erbauung eines Hgts- und Schulhauses, durch die Hgts-gerotteten Kinder bestimmt ist, in der Brockhaus'schen Buchhandlung, gegen Einen Thaler Sächsisch das Exemplar mit schwarzen Kupfern und Einen Thaler 12 Gr. Sächs. mit bunten Kupfern zu haben. Menschenfreunde, Frauen, Männer oder Jungfrauen unsers Vaterlands, die sich fortwährend mit einer Sammlung von Theilnehmern zu diesem frommen Zwecke, in ihrem Kreise, liebevoll zu befaßen gedenken, wenden sich entweder an die Anstalt selbst, zu Weimar, an Johannes Falk, oder an die Brockhaus'sche Buchhandlung zu Leipzig (und erhalten aber nur in dem Fall, daß sie sich wirklich einer Sammlung für das Vater unser unterziehen) unentgeltlich, das zwey Bogen starke gedruckte, neueste Programm der Anstalt, das nicht nur über die Verbreitung dieser christlichen Idee in Frankreich, Preußen und andern Gegenden, sehr merkwürdige Aufschlüsse enthält, sondern auch dem Publicum zugleich die Rechnung, bis zum Schluße

des Jahres 1822 vorlegt und durch den in Kupfer geschnittenen Schnitt des Baues, dasselbe in den Stand setzt, mit eignen Augen zu beurtheilen, was bis jetzt in dieser frommen Sache mehr durch die Hände armer Knaben zu Weimar geschehen ist und noch geschehen kann, wenn christlichgesinnte Menschenfreunde, aus allen Gegenden Deutschlands, dies Werk, wie früher, thätig zu unterstützen fortfahren.

Die Inschrift des Gebäudes deutet auf den Ursprung des Ganzen. Sie heißt:

Nach den schicksalsvollen Tagen der Jahre 1806—1813—1815 erbauten die durch ganz Deutschland zerstreuten Freunde in der Noth, mit Hilfe von

Zwei Hundert geretteten Knaben
dieses Haus dem Herrn zu einem ewigen Dankaltar.

Weimar 1822.

J o u r n a l

für Literatur, Kunst, Luxus und Mode,
für das Jahr 1823. Gr. 8.

Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.

Vom Anfange d. J. 1823 an erscheint das Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode unter einer neuen Redaction in einer veränderten und mehrfach verbesserten Gestalt, zwar unter seinem bisherigen Titel, aber nicht mehr in Monatsheften, sondern es werden wöchentlich zwei Nummern von einem halben oder ganzen Bogen ausgegeben, dazu auch zwei bis drei Kupfertafeln und Umschlag, im Laufe jeden Monats, geliefert.

Die ausführliche Ankündigung und die derselben entsprechenden ersten Nummern dieses Journals sind bereits ausgegeben, und man kann solche als Probeblätter unentgeltlich durch alle Buchhandlungen und Postämter bekommen.

Walter Scott's Romane.

(Zweite Einladung zur Subscription.)

Von diesen Romanen, die durch ganz Europa so viel Sensation machen, und aus der Englischen in fast alle neuere Sprachen wiederholt übersetzt worden sind, liefern wir (laut unserer ersten Einladung vom Nov. 1821) sowohl in Englischer als in der Deutschen Sprache, eine vollständige, gleichförmig auf Schweizer-Papier gedruckte, mit Kupfern versehene, sehr wohlfeile Taschenausgabe, unter folgenden Titeln:

A. Englische Ausgabe.

*The Romances
of Walter Scott.*

In 60 Volumes in 16mo, with 60 Cuts.

Vol.

Enthaltend:

1—4. * *Waverley*. 4 Vol.

5—8. * *Guy Mannering, or the Astrologer*. 4 V.

9—12. * *The Antiquary*. 4 Vol.

13—16. * *Rob Roy*. 4 Vol.

17—18. * *The black Dwarf*. 2 Vol.

19—22. * *Old Mortality*. 4 Vol.

- 22—23. *The Heart of Mid-Lothian.* 5 Vol.
 24—30. *The Bride.* 3 Vol.
 31—32. *Montrose.* 2 Vol.
 33—36. *Ivanhoe.* 4 Vol.
 37—40. *The Monastery.* 4 Vol.
 41—44. *The Abbot.* 4 Vol. (*Sequel of the Monastery.*)
 45—48. *Kenilworth.* 4 Vol.
 49—52. *The Pirate.* 4 Vol.
 53—56. *The Fortunes of Nigel.* 4 Vol.
 57—60. *Peveril of the Peak.* 4 Vol.

B. Deutsche Ausgabe.

R o m a n e

von Walter Scott

Aus dem Englischen.

In 63 Bändchen in Sedes, mit 63 Kupfern.

Enthaltend:

Waverley; oder vor sechzig Jahren; übersetzt von M. Carl Richter. 4 Bände.

* Guy Mannering, oder der Sterndeuter; von Wilhelmine Gerhard. 5 Bde.

Der Alterthümer; v. Dr. Heinrich Döring. 4 Bde.

Rob Roy; übers. von Henriette Schubart. 4 Bde.

* Der schwarze Zwerg; übers. von Ernst Berthold. 2 Bde.

Die Presbyterianer; übers. v. Ernst Berthold. 4 Bde.

* Das Herz Mid-Lothians, oder der Kerker von Edinburg; von Sophie May. 5. Bde.

Die Braut; übers. v. der Baronin v. Montenglaut. 3 Bde.

Montrose; übersetzt von Frau von Montenglaut.

* Ivanhoe; übers. v. Frau Elise v. Hohenhausen. 4 Bde.

Das Kloster; übers. v. Dr. Friedr. Dietz, Prof. 4 Bde.

Der Abbt; Fortsetzung des Klosters; übersetzt von Heinr. Müller. 4 Bde.

Kenilworth; übers. v. Frau Elise v. Hohenhausen.

* Der Seeräuber; übers. von Dr. Heinrich Döring. 5 Bde.

Nigels Schicksale; übers. von Sophie May. 4 Bde.

Peveril vom Gipfel; übers. von Jul. Körner. 4 Bde.

Die Ausgabe des Originals erscheint, wie man sieht, in chronologischer Ordnung, die der Uebersetzungen kann aber nur nach Massgabe der Ablieferung der Manuscripte gedruckt werden. Die Namen der Uebersetzer und Uebersetzerinnen bürgen übrigens wohl dafür, dass ihre Verdeutschungen keiner der bereits vorhandenen nachstehen, wohl aber treuer und vollständiger als manche andre seyn werden.

Beide Ausgaben bilden zugleich Theile unserer bekannten Taschen-Editionen, sie sind folglich im Sedesformat, auf Velin sauber und correct gedruckt, und mit Kupfern versehen.

Jedes Bändchen ist 220 bis 225 Seiten stark und kostet nicht mehr als 8 Gr. roh und 9 Gr. im bunten Umschlage. Der Gann der Engl. Ausgabe also 20 Thlr. roh und 22 Thlr. brosch., der Deutschen 21 Thlr. roh und 23 Thlr. brosch. — Zu diesem Subscriptions-Preise sind sie durch jede Buchhandlung zu haben. Jede Ausgabe erscheint nach und nach in Lieferungen von 4 bis 8 Bändchen, deren Preis beim Empfange bezahlt wird.

Bis jetzt sind bereits 27 Bändchen vom Original, und 21 von der Verdeutschung erschienen, und im vorstehenden Verzeichnisse mit einem * (Sternchen) bezeichnet. Man sieht also, dass der Druck sehr lebhaft betrieben und binnen Jahr und Tag beendigt seyn wird. Vollständigkeit, Gleichförmigkeit, Schönheit, Correctheit und ein so niedriger Preis zeichnen diese Ausgaben so aus, dass die Käufer klassischer Autoren sie gewiss vorzüglich berücksichtigen werden.

Dass unsere erste Einleitung das Ganze jeder Ausgabe nur auf 30 Bändchen ansetzte, kam daher, dass 1) damals die Aechtheit der 12 *Volumes* der *Tales of my Landlord* noch nicht erwiesen war, und 2) seitdem noch 9 *Volumes* (*The Pirate*, *Nigel*, *Peveril*) erschienen sind, wodurch unsere Ausgabe freilich noch einmal so stark werden musste.

Zwickau, im Januar 1823.

Gebrüder Schumann.

**Auf Vier Thaler herabgesetzter Preis von
Christoph Reichart's Land-
und Gartenschatz**

in fünf Theilen. Neue Ausgabe, oder sechste, durchaus umgearbeitet, mit vielen Kupfern und einer Karte versehene Auflage. In Verbindung mehrerer Sachverständigen herausgegeben von Dr. F. L. W. Wölter, Professor der Oekonomie zu Erfurt.

Unter dem Aushängeschild einer für österreichische Landwirthe bearbeiteten Ausgabe des Reichart'schen Land- und Gartenschatzes ist in Grätz ein Nachdruck dieses, durch seine Brauchbarkeit allbekannten und gesuchten Buches veranstaltet worden. Indem wir das Publicum hierauf aufmerksam machen und es vor dem Ankauf dieses verstümmelten Abdrucks warnen, nehmen wir zu dem einzigen Hülfsmittel, was dem an seinem Eigenthum auf diese Art gekränkten Verleger übrig bleibt, unsere Zusucht und setzen hiermit dieses Buch auf den frühern Pränumerationspreis von Vier Thaler herab, wofür es durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

An dieses Werk schließt sich an:

Hauswirthschaftliches Kunstbuch
für Hauswirthe und Hauswirthinnen in der Stadt und auf dem Lande, enthaltend eine leicht fassliche Anweisung, im Hauswesen erforderliche Kunstergengnisse selbst zu bereiten. Von Professor Dr. Wölter. (Bildet auch den sechsten Theil des Reichart'schen Land- und Gartenschatzes.)
Preis für 33 eng gedruckte Bogen 1 Thlr. 20 Gr.

Kopfer'sche Buchhandlung in Erfurt.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

S p a n i e n
und die

R e v o l u t i o n.

Von Freiherrn von Hügel.

Gr. 8. 1821. Geb. 2 Thlr. 6 Gr.

Bekanntlich ist dieses Werk, dessen Verfasser lange bei der k. kerr.

Gesandtschaft in Madrid eingeleitet war; in den Grundsätzen der heiligen Allianz geschrieben, und geht das Bestreben desselben dahin, dazumachen, daß die von den Cortes eingeführte Verfassung Spaniens den wahren Bedürfnissen dieses Staats gar nicht angemessen sey. Es bedarf dabei keiner Erwähnung, wie der Pers. die Mittelm.-Revolution vom 1. Januar 1820 betrachtet. Man kann auf alle Fälle in diesem Werke die Gründe derjenigen, welche die Wiederherstellung der reinen spanischen Monarchie für die Ruhe Europas und für das Glück Spaniens für nöthig erachten, in ihrer ganzen Stärke kennen lernen.

Leipzig, den 8ten Februar 1823.

J. A. Brockhaus.

Die schon im Mai vorigen Jahres ausführlich angekündigte

Zeitschrift

für gebildete Christen

der Evangelischen Kirche,

in Verbindung mit den Herren

Consistorialrath Dr. Augusti, E. A. Dr. Bruch, E. A. Rapp, E. A. Dr. Möller, E. A. Ratort, Prof. Dr. Nitzsch,

General-Superint. Rosß und Prof. Dr. Sack

herausgegeben von

Dr. J. E. L. Gieseler und Dr. J. Lücke,

ordentlichem Prof. der Evangelischen Theologie an der Rheinuniversität.

Erstes Heft. Gr. 8. Elberfeld, Büschler'sche

Verlagsbuchhandlung. Preis 18 Gr.

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Inhalt dieses Heftes:

Seite.

I. Nachweisung, daß die Union der lutherischen und reformirten Kirche in den gemeinsamen Grundsätzen beider Kirchen begründet ist.

Von Dr. Gieseler.

1

II. Erinnerungen an Antonius Palcarius. Von Chr. G. Br. Erste Abtheilung.

20

III. Versuch einer Erklärung einiger Mythen und Symbole in der christlichen Kirche. Von Dr. Augusti.

37

IV. In welchem Sinne sagt der h. Augustin: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich das Ansehen der katholischen Kirche nicht dazu bewöge?“ Sieht dieser Ausspruch der römischen Kirche ein Recht, das Ansehen der heil. Schrift von dem Ansehen der äußern Kirche abhängig zu machen. Von Dr. Lücke.

52

V. Mittheilungen aus der neuesten katholisch-theologischen Literatur, Von Dr. Gieseler.

85

VI. Auszug aus der Literaturzeitung für katholische Religionslehrer, mit eingestreuten Bibelsprüchen. Von n—b—h.

102

VII. Ueber einen dem Dr. M. Luther untergeschobenen Sohn Andreas. Von Dr. Gieseler.

105

VIII. Kurze Anzeige der neuesten für die Geschichte der evangelischen Kirche merkwürdigen Schriften. Von demselben.

114

X. Märchen über evangelische Geistliche bei einem französischen Pädagogen des 19ten Jahrhunderts.

128

Ferner sind in dieser Buchhandlung erschienen;

Dießerweg, J. A. W., Leitfaden für den ersten Unterricht in der Formen-Größe und räumlichen Verbindungs-Lehre oder Vorübungen in der Geometrie für Schulen. Mit einer Stein Tafel. 4. 1822. 16 Gr.

7
Scheuberg, Fr., Der Charakter und die Bestimmung des Mannes.
Ein Gegenbild zu des Verfassers Neben an Gebildete aus dem weib-
lichen Geschlecht. 8. Zweite sehr verbesserte und vermehrte Auflage.
1822. 1 Thlr. 20 Gr.

Kohlrunsch, Fr., Die deutsche Geschichte. Für Schulen bearbeitet.
Drei Theile. Vierte verbesserte Auflage. 1822. 1 Thlr. 16 Gr.

— Chronologischer Abriss der Weltgeschichte. Für den Jugend-
unterricht. Fünfte vermehrte Auflage. Gr. 4. 1823. 8 Gr.

— Darstellung der deutschen Geschichte. Für Volksschulen
bearbeitet. Gr. 8. 1822. 12 Gr.

Müller, K. W., Hierographie, oder topographisch-synchronistische
Darstellungen der Geschichte der christlichen Kirche in Landkarten, sechs
Blatt mit sechs Tabellen. Erstes Heft vom Jahr 44 bis 604. 1822.
1 Thlr.

Das zweite Heft, womit das Werk vollständig wird, erscheint zur
Ostermesse 1823.

Radloff, J. G., Neue Untersuchungen des Keltenthums, zur
Aufhellung der Urgeschichte der Deutschen, so wie zur Berich-
tigung der im zweiten Bande des Adelung'schen Mithridates
gegebenen Darstellung des Keltischen Sprachstammes. 1822.
Gr. 8. 2 Thlr.

Schwend, K. und Fr. G. Weller, Etymologisch-mythologische
Andeutungen. Gr. 8. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Strauß, Fr., Glöckentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen
Geistlichen. Drei Bändchen. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

— Helons Wallfahrt nach Jerusalem. Hundert neun Jahr vor der
Geburt unsers Herrn. Vier Bändchen. 1820—1821. 3 Thlr. 16 Gr.

— Die Taufe im Jordan. Aus dem zweiten Jahrhundert der
christlichen Kirche. 8. 1822. 20 Gr.

Stein, G. W., Lehre der Hebammenkunst; aufgestellt, mit Rücksicht
auf Ärzte wie Nichtärzte, welche die Ausübung beurtheilen möchten.
Mit zwei Kupfertafeln. 1823. Gr. 8. 20 Gr.

Von dem Aufstande der christlichen Nationen in der europäischen Türkei.
Nach dem Französischen des Emil Gaudin von J. F. K. Gr. 8.

1823. 12 Gr.

Herabgesetzte Preise der ältern Jahrgänge der „Allge-
meinen Medicinischen Annalen“, der „Jsis“, des
„Hermes“, der „Zeitgenossen“, des „Rheine-
schen literarischen Wochenblatts“, des „literari-
schen Conversationsblatts“ und der „Urania.“

Um den Freunden der Literatur den Ankauf der ältern Jahr-
gänge nachstehender periodischen Schriften zu erleichtern, habe ich mich
entschlossen, solche auf die dabei bemerkten Preise herabzusetzen, zu wel-
chen sie, jedoch nur in den ganzen Folgen und nicht in den einzelnen Jahr-
gängen, bei denen dann die gewöhnlichen Preise statt finden, durch alle
solide Buchhandlungen zu beziehen sind.

Annalen (allgemeine medicinische) für die Jahren 1798 bis
1815. 18 Jahrgänge, nebst acht Heften Supplemente. 4.

Ladenpreis 96 Thlr. 16 Gr. Jetzt 30 Thlr.

— Die Folge von 1806—1815. 10 Jahrg. nebst acht Heft-
ten Supplemente. 4. Ladenpr. 62 Thlr. Jetzt 18 Thlr. 16 Gr.

— Die Folge von 1811—1815. Fünf Jahrgänge. 4.
Ladenpreis 37 Thlr. 8 Gr. Jetzt 12 Thlr.

Annalen (allgemeine medicinische) die neueste Folge von 1816 — 1820. Fünf Jahrg. 4. Ladenpr., 33 Thlr. 8 Gr. Jetzt 12 Thlr. (Einzelne Kosten: Jahrg. 1798 — 1810 à 4 Thlr. 8 Gr. Die Supplemente zu 1801 — 1810 3 Thlr. Jahrg. 1811 und 1812 à 8 Thlr. 16 Gr. 1813 — 1820 à 6 Thlr. 16 Gr.)

[Die ersten Jahrgänge für 1821, 22, 23 kosten jeder 6 Thlr. 16 Gr.]

Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur, für die Jahre 1819 — 1822 mit alphabetischen Repertorien zu jedem Jahrg. Vier Jahrg. in 16 Bd. Gr. 8. Ladenpr. 39 Thlr. Jetzt 20 Thlr. (Einzelne Kosten: 1819, 9 Thlr. 1820, 8 Thlr. 16 Gr. 1821 und 1822 à 10 Thlr. 16 Gr.)

[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 10 Thlr.]

Isis, oder encyclopädische Zeitung. Herausgegeben von Oken, für die Jahre 1817 bis 1822. Mit vielen Kupfern. Sechs Jahrgänge. 4. Ladenpr. 46 Thlr. Jetzt 24 Thlr. (Einzelne: 1817, 6 Thlr. 1818 — 1822 à 8 Thlr.)

[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 8 Thlr.]

Kranke. Taschenbuch die für Jahre 1815, 1817 bis 1822. Mit vielen Kupfern. Sieben Jahrgänge. 12. Ladenpreis 14 Thlr. 18 Gr. Jetzt zusammen genommen 7 Thlr. und einzelne Jahrgänge à 1 Thlr. 8 Gr.

[Der Jahrgang 1823 kostet 2 Thlr. 6 Gr.]

— In größerm Formate mit Kupfern vor der Schrift. Sieben Jahrgänge. 8. Ladenpr. 24 Thlr. 12 Gr. Jetzt zusammen genommen 12 Thlr. und einzelne Jahrg. à 2 Thlr.

[Der Jahrgang 1823 kostet in diesem Format 3 Thlr. 12 Gr.]

Wochenblatt (literarisches). Herausgegeben von A. von Koberbauer. 6 Bände oder Jahrgang 1818 — 1820. 4. Ladenpreis 25 Thlr. Jetzt 12 Thlr.

(Einzelne Bände à 4 Thlr.)

Conversationsblatt (literarisches) 4 Bde. oder Jahrg. 1821 u. 1822 (Fortsetzung des Vorstehenden) 20 Thlr. Jetzt 10 Thlr.

(Werden beide Folgen „Wochenblatt“ und „Conversationsblatt“ zusammen genommen, so erlasse ich sie für 20 Thlr.)

[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 10 Thlr.]

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Erste Reihe in 6 Bänden oder 24 Hesten. Gr. 8. Ladenpreis auf Druckp. 24 Thlr. Jetzt 16 Thlr. Auf Schreibp. 36 Thlr. Jetzt 24 Thlr.

(Einzelne Hefte auf Druckp. à 1 Thlr. auf Schreibp. à 1 Thlr. 12 Gr.)

[Von der neuen Reihe sind bis jetzt 10 Hefte erschienen, von welchen jedes auf Druckp. 1 Thlr. und auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr. kostet.]

Leipzig, den 1sten Januar 1823.

J. A. Brodhaut.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N^o. V. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigegeben, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 3 Gr.

In der Universitäts-Buchhandlung in Königsberg in Preußen ist erschienen:

Das Evangelium Marcions in seiner ursprünglichen Gestalt, den Freunden des Neuen Testaments und den Kritikern insbesondere vorgelegt von Dr. August Hahn, ord. Professor der Theologie zu Königsberg. 283 S. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Werk, welches einen Gegenstand von dem größten Einflusse auf die Entscheidung der Frage über die Richtigkeit des Evangeliums Lucä und die Haltbarkeit der Hypothese vom schriftlichen Ur-evangelium nicht minder gründlich behandelt, als ein früheres desselben Verfassers das System des Bardesanes, und hoffentlich den Streit beendigt, enthält zugleich die zur Zeit reichhaltigsten Mittheilungen über Marcions Behandlung der apostolischen Briefe und die Gnosis dieses berühmten Irreligiösen, so wie manche andere kritische Erörterungen.

Zugleich ist an alle Buchhandlungen versandt die Inaugural-Disputation desselben Verfassers:

Antitheses Marcionis Gnostici liber deperditus nunc quoad ejus fieri potuit restitutus, 28 S. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

In unserm Verlag ist erschienen und versandt:

Mag. W. F. Windorfs praktisches Rechenbuch für den Schulunterricht und zur Selbstbelehrung, enthaltend die Elemente oder die vier Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, und deren Anwendung auf die gewöhnlichsten Fälle des Lebens durch die Kettenregel.

Zweite Ausgabe,

nach den von dem Verfasser hinterlassenen Zusätzen und Verbesserungen berichtigt und vermehrt. 8. 18 Gr.

Wenn die Zweckmäßigkeit der in diesem Buche befolgten Methode schon bei der ersten Ausgabe von Lehrern und Lernenden anerkannt wurde, so dürfen wir hoffen, daß die jetzige, bedeutend verbesserte und vermehrte Ausgabe sich eines noch ausgedehnteren Beifalls werde zu erfreuen haben.

Von unserer Seite haben wir dazu durch sauberen und correcten Druck auf schönes Papier, so wie durch den, der vermehrten Bogenzahl ungeachtet, nicht gesteigerten Preis, beizutragen gesucht, und können also dieses

Bei halber Einsendung des Betrags wird auf sechs Exemplare ein
frei gegeben.

Chr. v. d. Hoffmann, Buchh. u. Kunsthandlung.

Neue

von Wilhelm Müller.

Zweites Heft.

Dieses zweite Heft enthält folgende Lieder:

- Freitag, d. 1sten März 1823.

J. H. Großhaus.

நான் வந்தேன்

der deutschen Sprache.

Nach Ablesung, Campe, Feinsilber u. a. bearbeitet

von Chr. Benig.

Gr. 8. Preis 3 Thlr. 16 Gr.

verdient seiner Brauchbarkeit und Vollständigkeit wegen allgemeine Empfehlung, und erfüllt, was sehr zu loben ist, auch zugleich den Zweck eines Verdeutschungswörterbuchs.

Es ist in allen Buchhandlungen zu haben.

En g l i s k e " S p r a k k e .

3114 Die unterzeichneten Verleger beileien sich alle denkbaren Lehrer so wie
 3115 welche die Grundenstücke der Grammatik bei ihrem Un-
 3116 terrichte gebrauchen, auf das nachstehende bei ihnen so eben erschienene
 3117 sehr praktische Lehrbuch aufmerksam zu machen:

J. I. G. Hecker's (Lehrer der englischen, französischen und deutschen Sprache in Petersburg) Elementarbuch der englischen Sprache. Nach Joh. H. Ph. Seidenstückers Methode bearbeitet. Nr. I., oder erste Abtheilung. 8. Ladenpreis 12 Gr. Partiepreis 8 Gr.

Der Verfasser hat: sich ganz genau im Gange nach Seidenstücker's französischem Elementarbuche gerichtet, so anfangs auch sogar dieselben Worte und dieselben Wendungen gebraucht, damit diejenigen, die schon französisch nach dieser Methode lernen und diese Wörter kennen, dieselben

auch im Englischen desto eher erhalten; wobei ihnen (auch zugleich die große Ähnlichkeit des Englischen mit dem Französischen und Deutschen recht anschaulich gemacht wird. Im Laufe des Buchs ist der Verfasser freilich immer mehr von Seidenstücker, insofern solcher durch die Eigenthümlichkeit der englischen Sprache nothwendig gemacht wurde, abgewichen. Bei der Auswahl von Übungsstücken ist derselbe besonders darauf bedacht gewesen, nicht, wie in so vielen Büchern der Art, das erste, beste Zeug zusammenzuschreiben; sondern zugleich das Nützliche, Belehrende, mit dem Unterhaltenden zu verbinden, und solche Sachen zu wählen, die in den gewöhnlichen englischen Lesebüchern nicht anzutreffen sind. Die Lehre von der Aussprache ist sehr deutlich gegeben und da der Verfasser sich lange Zeit in England aufgehalten hat, um die richtige Aussprache kennen zu lernen, so ist zu hoffen, daß nicht solche Unrichtigkeiten, die man so häufig in Grammatiken und Wörterbüchern antrifft, wo die Aussprache ganz falsch angeführt wird, sich hier eingeschlichen haben.

Diesemigen Lehrer, welche dieses Werk vorher zu prüfen wünschen, können dasselbe durch alle solide Buchhandlungen auf Verlangen zur Ansicht erhalten.

Hamm und Leipzig, im Januar 1823.

Schulz und Wundermann.

Neue Schriften.

In der Arnoldischen Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Cases Tagebuch über Napoleons Leben seit seiner Abdankung am 15ten Junius 1815.

Eine treue Uebersetzung des Memorial de St. Helene.

Zwei Theile. Broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Dresden, am 15. Februar 1823.

Vorkäufiger Bericht

über die neuen Verlags-Unternehmungen der Buchhandlung Josef May und Comp. in Breslau zur Oster-Messe 1823.

- 1) An meine evangelischen Mitbürger, in Sachen unsers gottesdienstlichen Lebens und der aufzuhebenden Kirchentrennung.
8. Auf weißes Druck- und Wellnpapier.

Eine gehaltvolle Schrift, für die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, deren Verfasser, einer der würdigsten Theologen, ungenannt bleiben will.

- 2) Bäsching, J. G., Lieben, Lust und Leben der Deutschen des 16ten Jahrhunderts, in den Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen. Dritter Band. 8.

- 3) Elsner, J. G., landwirthschaftliche Reisen durch Schlessien, nebst Ausflügen nach der Mark Brandenburg, Sachsen, Mähren und Oesterreich. Ersten Bandes erste und zweite Abtheilung. Gr. 8.

- 4) Egler, C. F., (Rektor und Prof.) Gymnasialblätter. Erster Band. 8.

- 5) Förster, A. G., de bonorum possessione contra tabulas parentum, liberis praeteritis competente.. 8.

- 6) Geschichten, Märchen und Sagen. Zwei Bände. 8. Wellndruck- und geleimtes Wellnpapier.

Inhalt: 1) *Waffes Johanns Wacht*, von C. K. K. Hoffmann. 2) *Der Feind*, von C. K. K. Hoffmann. 3) *Die Träumung*, von Heinrich Steffens. 4) *Mährchen und Sagen aus dem Riesengebirge*, von Heinrich Steffens. 5) *Taton von Bologna und die Herzogin von Kamali* von Fr. H. von der Hagen. 6) *Erinnerungen von Mährchen*, von Fr. H. von der Hagen. 7) *Der Studentenknopf*, von Karl Schall.

7) *Gottfrieds von Straßburg sämtliche Werke*, mit Einleitung und Wörterbuch herausgegeben von Fr. H. von der Hagen. Zwei Bände. Gr. 8. Druck- und Velinpapier.

Die fast im Druck vollendete erste Auflage verbrannte im vorigen Jahre in der Herzogl. Hofbuchdruckerei zu Dess gänzlich. Der Druck begann zwar sogleich vom neuem wieder, aber die Schwierigkeit desselben verzögerte die Vollendung bis jetzt, so daß dieses Werk erst zu Ostern d. J. fertig werden kann.

8) *Harnisch, Dr. W., der Himmelsgarten*. Mit vier Bildern; gemalt von Ruhl in Kassel, und zwei Notenbeilagen vom Musik-Direktor Berner in Breslau. Kl. 8. Velindruck- und geleimtes Velinpapier.

9) *Hohenlohe, Fürst Alexander*, der im Geiste der katholischen Kirche betende Christ. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Kupfer. 8. Schreib- und Velinpapier.

Von diesem Buche haben wir den Haupt-Debit für ganz Schlessen und Ost-Preußen übernommen, weshalb wir es unter unsere eignen Verlags-Artikel mit auführen.

10) *Konfirmations-Scheine*, zwei und dreißig. Für Protestanten, und mit den nöthigen Abänderungen für Katholiken herausgegeben. Gr. 8. Velinpapier.

11) *Michel Angelo's Gedichte*. In der Urschrift und der deutschen Uebersetzung zur Seite, herausgegeben von Filodemo Licio, academico invogliato (Karl Witte). 8. Velinpapier.

12) *Müller, R. D. (Dr. und Prof. in Göttingen), Geschichten hellenischer Stämme und Städte*. Zweiter Band in zwei Theilen. Die Dorier. Zwei Theile. Mit einer Karte. Gr. 8. Druck- und Velinpapier.

Die frühere Druckvollendung dieses Werkes ist durch eine wissenschaftliche Reise des Verfassers nach England und Frankreich verhindert worden.

13) *Müller, R. D. (Dr. und Prof. in Göttingen), Karte von Griechenland während des peloponnesischen Kriegs*. Erstes und zweites Blatt. Folio. In schwarzen und kolorirten Abdrücken.

Mit diesen Blättern beginnt in unserm Verlage ein neuer Atlas von Gr. Griechenland, der die bisherigen Karten berichtigen und gewiß überreffen wird. Den Stich hat der akademische Künstler Herr Kolbe in Berlin übernommen, von dessen Meisterhand nur Vorzügliches zu erwarten steht.

14) *Röffelt, Fr., Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchter Schulen und zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen*. Zwei Bände. 8.

15) *Rhode, Stadtschulrath, die Breslauischen Statuten*. 8. Druck- und Schreibpapier.

16) *Richter, Jean Paul Fr., Dr. Razenberger's Wabereise*,

nebst einer Auswahl verheffter Werken. Dritte verheffte und stark vermehrte Auflage. Drei Bändchen. 8. Wellendruck und geleimtes Wellpapier.

17) Schall, Karl, Vorlesungen über Shakspeare. Zwei Bändchen. 8. Auf weißes Druck- und Wellpapier.

18) Schelbel, J. G. (Dr. und Prof. der Theologie), Das Abendmal des Herrn. Ausführlich erlautert. Gr. 8. Auf weißes Druck- und Wellpapier.

19) Steffens, Heinrich, von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde. 8. Auf weißes Druck- und Wellpapier.

20) Tied, L., Märchen. Zwei Bände. 8. Wellendruck- und geleimtes Wellpapier.

Enthalten: 1) Herzog Friedrich von Schwaben. 2) Wittich vom Jordan. 3) Die Jugend des Malapps. 4) Der Zauberer Xpone. 5) Die einsame Burg. 6) Die Schwäne.

Theodor Körners poetischer Nachlaß.

Zwei Bände, Sechste Auflage, Taschenformat. Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr. Rheinisch.

Selecta e M. Antonii Mureti cet. cet. operibus prout in C. G. Zumptii, v. c. libro, qui inscriptus est: Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische ff. (Edit. II. Berol. 1822.) germanice versa leguntur. Fasc. I. 8. maj. 14 Gr.

Obige Schriften sind so eben bei J. F. Hartnoch in Leipzig erschienen.

In der Franz Harterschen Buchhandlung in Wien, erscheint auch in diesem Jahre die Fortsetzung des

A r c h i v

für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Was diese Zeitschrift seit einer Reihe von 14 Jahren, Preiswürdiges geleistet hat, liegt vor den Augen des Publicums, ist auch neuerlich summarisch erörtert worden. Für jetzt wollen wir nur die Rücksichten verkünden, welche das Archiv von nun an beobachtet. Sie haben zum Zweck, dieses Blatt mehr als je zu einem wissenschaftlichen Unterhaltungsblatt zu gestalten, und es sonach nicht bloß dem Gelehrten, sondern der gebildeten Lesewelt überhaupt anziehend zu machen. Diesen Plan wird man sowohl was die Stoffe als die Einkleidung betrifft, stets vor Augen behalten, und durch reiche Mannichfaltigkeit und Abwechselung sorgen, daß eine und dieselbe Nummer stets Interessantes für jede Classe von Lesern enthalte. Auch das Gewerbwesen ist durch die ununterbrochenen vielseitig gemeinnützigen polytechnischen und merkantilischen Neuigkeiten bedacht. Für die Kunst, vornehmlich für die einheimische, ist eine eigene Rubrik rastlos thätig, so wie für Literatur, der nach dem Aufhören des literarischen Anzeigers ein umfassenderer Raum gewidmet ist. Um endlich dem Publicum auch den innern Gehalt des auf diese Weise neumotivirten Archives zu verbürgen, wird die Bemerkung hinreichen, daß ihm die meisten Mitarbeiter der vaterländischen Blätter, des Conversations-Blattes

mit. Diese ersten Anzeiger: bezeugen sehr, wodurch es in den Stand gesetzt ist, jenes Versprechen vielseitiger Ausweitung und Mannichfaltigkeit zur That zu verwirklichen, wovon schon in der letzten Jahresschäfte widersprechliche Proben geliefert sind, und in den diesjährigen Blättern geliefert werden: Als Beweis führen wir den Inhalt der bis jetzt erschienenen Nr. 1 — 13 und den der nächstfolgenden an.

„Auf die Rückkehr Sr. Majestät. des Kaisers Franz I. von dem Congresse in Bergam nach Wien. — Ebenbilder aus der Vorzeit und merkwürdiger Zeitgenossen: Oswald v. Wolffenstein, Minnesänger und Tonkünstler, berühmter Reisender, und Haupt der Ritterempörung. — Beiträge zur Münzkunde, von J. G. Arneth. (Anzeige des Reiches im Gebiete der Münzkunde, so wie interessanter Gegenstände aus dem Alterthume.) — Blicke auf Oesterreichs innere Verwaltung unter Franz I. (Diese Rubrik wird nach und nach alle Administrations-Branchen umfassen. Bis jetzt verührte sie den öffentlichen Unterricht in jedem Zweige, das Straßenwesen, den Transit, die öffentlichen Bauten jeder Art; die Oesterreichische Schifffahrt, ihre neuesten Begünstigungen und ihre Haltung während der Neapolitanischen und Griechischen Unruhen) — Polytechnische und mercantile Neuigkeiten von F. Karmarsch. — Literatur und Kunst. — Wanderungen durch die Ateliers der hiesigen Künstler (Prof. G. P. Rinniger, Th. Benedetti, P. Grisefer, Jos. Armann). — Griechisches Seewesen und Griechisches Feuer. — Die Indersfärken zu London. — Die Baugedner. — Die babinische Republik in Polen. (Beitrag zur Geschichte der lustigen Gesellschaften) Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. (Nähere Beleuchtung des Planes dieses Werkes.) — Das Schönfeldsche Museum. — Monumente der Tempelher Tapfern zu Sator-Alja-Ujghelo. — Literarische und bibliographische Denkwürdigkeiten. — Miscellen und geschichtliche Anekdoten. — Zacharias Werner, biographische Skizze. — Geschichte des Faschings. — Reise auf dem Smänenssee von Baron Feuchtersleben. — Geschichte des Theaters, zunächst des lombischen und seiner Charakter-Masken bei verschiedenen Nationen. — Die Juden in Wien und ihre ältesten Denkmale. — Ueber die angebliche Magyarisirung der Slaven in Ungarn, wider Ischokke, von Baron Mednyansky. — Hofraths v. Köppen Briefe über Ungarn &c. — Monarchisch fortgesetzte Correspondenz: Nachrichten aus Italien, Prag, Pesth, Grätz, Brünn und den übrigen Provinzial-Hauptstädten &c.“

Es erscheinen von diesem Archiv wöchentlich drei Nummern in zwei Bogen, in gr. 4. Die ganzjährige Pränumeration ist wie bisher 8 Thlr. — Man pränumerirt hier in Wien in der Hartter'schen Buchhandlung, woselbst es auch Montags und Freitags ausgegeben wird; es kann aber auch durch die Buchhandlungen des Inn- und Auslandes in monatlichen Heften bezogen werden.

Wer es indessen durch die löbl. k. k. Postämter zu erhalten wünscht, pränumerirt halbjährig mit 16 Fl., ganzjährig mit 32 Fl. W. W. bei dem ihm zunächst liegenden k. k. Oberpostamte, oder unmittelbar in Wien bei der k. k. Haupt-Postamts-Zeitungs-Expedition.

An alle gute Buchhandlungen des In- und Auslandes wurden folgende in meinem Verlag erschienene Schriften versendet:

Ludw. Gall, meine Auswanderung nach den Vereinigten-Staaten in Nord-Amerika; im Frühjahr 1819 und meine Rückkehr nach der Heimath im Winter 1820. 8. Zwei Bände mit 10 lith. Karten und Abbildungen, und einer historisch-geographisch-statistischen Uebersicht von den Vereinigten-Staaten. 408 und 428 S. 1822. 15 Thlr. 8 Gr. oder 9 Fl. 36 Kr. Schreibpapier 6 Thlr. 12 Gr. oder 11 Fl. 42 Kr.

Ihre Stelle: Hohenegger- und Witten zur Erleichterung der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten nebst Reisegebuch.

2ter Th.: Wahrnehmungen, im Umgang mit den Amerikanern und Wippen zur Erleichterung der Kassebelung in den Vereinigten Staaten.

W. Sand, Moral der Morgenländer; namentlich der Perser, Chinesen, Indier, Araber und Türken. 12 Gr. oder 54 Kr.

Criminal-Proceß gegen den Kaufmann P. A. Fink aus Köln, wegen der im November 1816 geschehenen Ermordung des W. Coenen aus Grefeld. Eröffnet bei dem Assisenhofe zu Trier den 24ten April 1822. 4. Zwei Bände: 592 und 231 S. 8 Nthlr. 14 Gr. oder 15 Fl. 27 Kr.

1ster Th.: Urtheile der Anklagekammer, Anklage-Act. Zeugen: Verhör, Vernehmung der Sachverständigen über die Handlungsbücher der Angeklagten. Nelkigung und Untersuchung des Fönkischen Brankens, die Fabrikation betrügerischer Köffer: — Zeichenföndbericht: — Obductions-Protokoll. — Schriftliche und mündliche Gutachten der Aerzte und Wundärzte.

2ter Th.: Anträge der Staatsbehörde. — Vertheidigung von dem Angeklagten selbst und seinen Rechtsbeiständen. — (Das Würburger ärztliche Gutachten.) — Resümé des Präsidenten. — Ausspruch der Geschwornen und das hierauf von dem Assisenhofe gefällte Todesurtheil.

Im vorigen Jahre waren neu:

Th. v. Haupt, Ephemeriden. Eine aus Urkunden gezogene Sammlung historischer Curiositäten. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr. Schreibpapier 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl. 9 Kr.

L. C. Hegrodt, Nachrichten über die alten Trieter vor der Eroberung ihres Landes durch die Römer, und nach derselben, bis zu ihrer Unterwerfung unter die fränkische Oberherrschaft; sodann, von den römischen Straßen in dem Teiterer-Lande. Zweite Auflage. Geh. 1 Thlr.

(Diese beiden letztern Werke, so wie Sand Moral der Morgenländer, sind — obwohl mit Genehmigung Königl. Preuß. Censur erschienen, dennoch in den Oesterreichischen Staaten verboten. Dem Gesichte, als sey in unserm Lande und einem gewissen andern benachbarten Staate diesen Werken gleiche Ehre widerfahren, wird dadurch, als gänzlich ungegründet, widersprochen.)

Im Laufe dieses Jahres wird fertig:

Ludwig Gall, die Schnellgerberei in Nordamerika; oder praktische, auf eigene Erfahrung gegründete Anleitung zur Einrichtung und zum Betrieb einer Gerberei-Anstalt, worin, mit Ersparung der Hälfte der gewöhnlichen Kosten,

schwere Ochsenhäute in 40 bis 50 Tagen, Kuh- und Schweinhäute in 24 bis 30 Tagen, Kalbs- und Schaafsfelle in 12 bis 18 Tagen;

zum vollkommensten Leder gegerbt werden können, welches dem strengsten Beurtheiler nichts zu wünschen übrig läßt. Mit 24 Abbildungen in Steindruck.

Die Hauptvorthelle, Schnelligkeit und Kostenersparung, sind durchaus nicht der Anwendung neuer Gerbemittel, sondern einzig einer zweckmäßigen Einrichtung der Gerber-Anstalt, und einer rationellern Behandlung der Häute zu verdanken. Auffer den im Titel angegebenen

Vertheilen der Schnellgerberei, verdient noch Erwähnung, daß die Häute vier bis acht Procent mehr an Gewicht zunehmen, und fast 40 und mehr Gruben deren in einer Schnellgerberei nur acht nöthig sind, welche im Innern des Gebäudes angelegt werden, so daß alle Arbeiter bei jeder Bitterung ununterbrochen fortgesetzt werden können. — Um Unkundige von kostspieligen Versuchen abzuhalten, welche, wenn sie, wegen Mangel an gründlicher Kenntniß, mislingen, einer neuen Erfindung immer nachtheilig sind: werden — dem Wunsche des Verfs. gemäß. — sein Buch bloß in die Hände praktischer Gerber gelangen zu lassen — davon nur 200 Exemplare auf Subscription erscheinen, zu dem, bei Empfang des Werkes zu entrichtenden Subscriptions-Preis à 1 Friedrichsd'or.

Frier, den 6. Februar 1823.

J. L. Gell's Frier'sche Verlags- und Sortiments-Buchh.

Es eben *Erstgenanntes* und durch J. G. Heubner, Buchhändler in Wien zu alle Ausgabelungen versandt worden:

Oesterreichische militairische Zeitschrift.

Erstes und zweites Heft für das Jahr 1823.

Inhalt des ersten Heftes: Die Vertheidigung und der Fall von Montevideo, im Jahre 1057. Mit dem Plane dieser Festung. — Der Feldzug des Prinzen Karl von Lothringen, im Jahre 1744, in dem Elsaß. Erster und zweiter Abschnitt. — Ueber die Zusammenfassung und Organisation eines Heeres. — Literatur. — Neueste Militairveränderungen.

Inhalt des zweiten Heftes: Feldzug des Prinzen Karl von Lothringen im Jahre 1744 in dem Elsaß. Fortsetzung des zweiten Abschnittes. Zweiter Abschnitt. Die Franzosen rücken vor. — Prinz Karl zieht sich nach Remdesheim. — Gefechte bei Susselheim und Augenheim. — Die Oesterreicher treten auf das rechte Rheinufer; die Franzosen folgen. — Marsch der Oesterreicher nach Böhmen. — Ueber das Studium der Kriegsgeschichte. — Der Feldzug 1805 in Italien. — Erster Abschnitt. Vorbereitungen zum Kriege. — Al! Pascha zu Varga. — Literatur. 1) Recension des fünften Bandes von J. B. Schels Geschichte der Kaiser des österreichischen Kaiserstaates. 2) Ueber die Schriften des Grafen von Bismarck, und besonders über dessen letztes Werk: System der Artillerie. — Neueste Militairveränderungen.

Gerner ist daselbst erschienen:

Geist der Zeit.

Ein Journal

für Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde und Literatur.

Erstes und zweites Heft für das Jahr 1823.

Erstes Heft mit einer Uebersichtskarte.

Inhalt des ersten Heftes: Ueber die Möglichkeit einiger Schifffahrtswegle, um die Hauptstadt Wien mit dem adriatischen und anderen Meeren zu verbinden (nebst einer Uebersichtskarte). — Ueber eine omanische Prophezeiung. — Buchstücke aus dem Tagebuche einer Reise in den Inseln Isle de France und Bourbon (Schluß). — Das Treffen bei Hagelsberg den 27. August 1813. — Miscellen.

Inhalt des zweiten Heftes: Dehl, ein Mittel um die vom Sturm bewegten Wellen zu beruhigen. — Wanderung um das Montblanc-Gebirge, im Januar 1823. — Amerikanische Dampfbdte. — Die Schlacht bei Möckern am 16. October 1813. — Miscellen.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N^o. VI. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bericht zur Jubilate-Messe 1823 von F. A. Brockhaus.

I. An Journalen wird 1823 fortgesetzt:

- 1) Annalen, allgemeine medicinische. Herausgegeben von D. J. S. Pierer und D. L. Choulant. Jahrgang 1823. gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.
- 2) Conversations-Blatt, literarisches, für das Jahr 1823. gr. 4. 10 Thlr.
- 3) Hermes. Kritisches Jahrbuch der Literatur, für das Jahr 1823. gr. 8. 10 Thlr.
- 4) Isis. Encyclopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Ofen. Jahrgang 1823. gr. 4. 8 Thlr. (ist Commissionsartikel)
- 5) Wolfart (D. R. C.), Jahrbücher für den Lebensmagnetismus. Fünften Bandes zweites (oder 10tes Heft der gesammten Folge) und folgende. gr. 8. (werden einzeln berechnet)
- 6) Zeitgenossen. Neue Reihe N^o. XI. (oder 36tes Heft der gesammten Folge) und folgende. gr. 8. (werden einzeln berechnet)

II. An Resten, die nicht berechnet werden, liefere ich bis zur Messe:

- 7) Conversations-Lexicon. Neue Folge. 3te Lieferung. 8.
(Die lange Krankheit des Herausgebers hat die Erscheinung dieser Lieferung um fast 3 Monat hinausgesetzt; hierüber wird auf eine besondere Erklärung in der nächsten No. dieses Anzeigers verwiesen.)
- 8) Ebert (D. Friedrich Adolf), bibliographisches Lexicon. Zweiten Bandes dritte Lieferung. gr. 4.
(Die vierte bis sechste folgt von drei zu drei Monat.)
- 9) Ergänzungen des allgemeinen preussischen Landrechts. Zweiter (und letzter) Band. gr. 8.
- 10) Esach (Prof. Johann Samuel), Handbuch der deutschen Literatur. Zweiten Bandes erste Abtheilung: Jurisprudenz und Staatswissenschaften. gr. 8.

(Der Druck der zweiten Abtheilung dieses Bandes: Schöne Künste und vermischte Schriften, hat, so wie der des vierten Bandes: Geschichte und Erdkunde, begonnen; da jede Abtheilung bis zu dem Augenblicke wo der letzte Bogen unter die Presse kommt, fortgesetzt wird, so ist die langsame Vollendung der zweiten Ausgabe dieses Handbuchs, weniger unangenehm, als sie es wäre, wenn es nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt fortgeführt würde. Es wird jedoch von mir nichts versäumt, die Vollendung zu beschleunigen.)

III. An Fortsetzungen erscheinen bis zur Messe und im Laufe des J.:

- 11) Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts. Herausgegeben von D. Wilhelm Müller. 4tes Bändchen: Beckherlin. 8.
(Das Ganze wird aus acht Bändchen bestehen; die letzten vier werden wie die ersten schnell folgen. Jedes Bändchen hat seinen besondern Titel und ist auch einzeln zu erhalten.)

- 12) Calderon de la Barca, *Schauspiele*. Uebersetzt von Otto von der Malsburg. Fünfter Band: I. Der Schutzherr von Salencia; II. Weiße Hände tranken nicht. 8.
- 13) Aus Casanovas Memoiren. Aus dem franz. Original-Manuscript, von Wild. v. Schüz. 4ter Band. 8.
- 14) Encyclopädie der gesammten Freimaurerei. Von Lenning. Zweiter Theil. gr. 8.
- 15) Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. Zweiten Theiles zweite (und letzte) Abtheilung. gr. 8.
- 16) Senke (D. Adolf), Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin. Zweiter Band. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8.
(Jetzt ist dieses Werk in vier Bänden wieder vollständig.)
- 17) Zorn (D. Franz), Erläuterungen über Shakspeare's Schauspiele. Zweiter Band. gr. 8.
- 18) Der Lady Morgan Reisen. Zweite Abtheilung: Italien. 4ter Band. 8.
- 19) Kettelbeck (J.), Bürger zu Goldberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst ausgezeichnet. Herausgegeben von J. Ch. L. Saken. Dritter (und letzter) Band. 8.
(Ich habe auch die beiden ersten Bändchen, die bei der Kengerschen Verlags-Buchhandlung in Halle in Commission erschienen waren, vom Verf. an mich gekauft, und sind solche von jetzt an bloß bei mir zu erhalten; den Preis der beiden ersten Bändchen setze ich von 8 Thlr. auf 2 Thlr. ord. herab.)
- 20) Kohlswes (Johann Nicolaus), das Ganze der Thierheilkunde. Zweiter Theil. gr. 8.
- 21) Noallfeld (Prof. Friedrich), allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Vierten Bandes zweite Abtheilung. gr. 8.
(Hiermit ist dies Werk in sich geschlossen; es umfaßt die Geschichte unserer Zeit von 1789 bis zum Wiener Congress 1818 incl.)
- 22) Urania. Taschenbuch für das Jahr 1824. Neue Folge 6ter Jahrg. 12.
- 23) Walther (D. J. A.), über das Wesen der physischen Constitution und der Physis. Zweiten Theiles zweite (und letzte) Abtheilung. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
(Das Ganze kostet in den einzelnen Abtheilungen 7 Thlr. zusammen und auf einmal genommen jetzt zu einem ermäßigten Preise 6 Thlr.)

IV. An Neuigkeiten und neuen Auflagen erscheint:

- 24) Beer (Michael), Trauerspiele. I. Riptemnestra; II. die Bräute von Arragonien. 8.
(Sind auch beide einzeln zu erhalten.)
- 25) Behlen (Prof.), Lehrbuch der gesammten Forst- und Jagdthiergeschichte. gr. 8.
- 26) — — der Speßart. Versuch einer umfassenden Topographie dieser merkwürdigen Waldgegend in ihren natürlichen Grenzen. Erster Theil. Mit einer Karte. gr. 8.
- 27) Büsching (D. Johann Gustav), Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen. 2 Bände. gr. 8.
- 28) Constitution, die, der spanischen Cortes vom Jahr 1812 mit einer (neuen) historischen Einleitung von W. A. Lindau. Neue Auflage. gr. 8.
- 29) Esacm (Johann Samuel), Literatur der Geschichte und Erdkunde. Neue Auflage. gr. 8.
- 30) — — Literatur der Jurisprudenz und Staatswissenschaft. Neue Auflage. gr. 8.
- 31) — — Literatur der schönen Künste und der vermischten Schriften. Neue Auflage. gr. 8.
- 32) — — Literatur der Naturwissenschaften und der Mathematik. Neue Auflage. gr. 8.
- 33) Saken (J. Ch. L.), Geschichte des Orients von Schill. 8.
(Nächst nach Original-Mittheilungen, Tagebüchern und Memoiren bearbeitet)

34) Zasse (Prof. J. Ch. A.), Verharb von Rägelen's Leben. Mit seinem Bildnisse und 11 Umrisen der schönsten Gemälde desselben. gr. 8.
 35) Federich's Handbuch der historischen Wissenschaften nach einem neuen Plane bearbeitet, vom Prof. Klein. Erster Band: Chronologie und Erdkunde. gr. 8.

36) Zohensche (Karl A. von), der im Geiste der katholischen Kirche betende Christ. Dritte Auflage. 8.

a. Ausgabe mit: Corpus Fractur und einem Kupfer gestochen von Schwerdgeburth:

No. 1. auf Schreibpapier 12 Gr.

No. 2. auf fein Schreibpap. 16 —

No. 3. auf fein Velinpap. 16 —

b. Ausgabe mit Cicero Fractur und einem Kupfer, gestochen von Gottschick:

No. 4. auf Schreibpapier 12 Gr.

No. 5. auf fein Schreibpap. 16 Gr.

No. 6. auf fein Velinpap. 16 Gr.

37) Zowe, J., England nach seinem gegenwärtigen Zustande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen und Excursen versehen vom Staatsrath D. L. J. von Jakob. gr. 8.

38) Des D. Martinus Rag- und Wachtelstein mit mancherlei ergeblichen Begebenheiten, Historien und lehrreichen Betrachtungen. Für das junge Volk in Deutschland ans Licht gestellt von einem Rag- und Wachtelstein. Mit ausgem. Kupfern. 8.
 (Hat eine Tendenz wie Salzmann's nicht mehr ganz zeitgemäßes Krebsbäckerlein.)

39) Marbid (Prof. A.), Handbuch der Philosophie. gr. 8.

40) Müller's (D. Wilhelm), neue Lieder der Griechen. Zweites Heft. 8.

41) Neigebauer, die angewandte Cameralwissenschaft, dargestellt in der Verwaltung des General-Gouverneurs v. Sack, am Mittel- und Rheintrhein. gr. 8.

42) Der Paria, Trauerspiel in fünf Aufzügen mit Chören, aus dem Französischen des Hrn. Casimir Delavigne, bearbeitet von J. F. von Mosel. 8.

43) Pnchelt (D. Friedr. Aug. Dens.), Beiträge zur Medizin als Wissenschaft und Kunst. Erstes Bändchen. (Auch unter dem Titel: Die individuelle Constitution und ihr Einfluß auf die Entstehung und den Charakter der Krankheit.) gr. 8.

44) Quarch (M. J. W.), Lehrbuch der Waaren-Rechnung. gr. 8.

45) Raumer (Friedrich von), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Mit 12 Kupfern und Charten.

No. 1. Ausgabe in gr. 8. in 6 Bänden auf gutem weißen Med. Druckpapier . . . 12 Thlr.

2. Gleiche Ausgabe auf feinem französ. Papier. . . 16 —

3. Gleiche Ausgabe auf dem feinsten Velinpap. (mit Kupf. vor d. Schrift.) . . 24 —

4. Ausgabe in gr. 4. in 4 Bänden auf feinem Schreibpapier . . . 24 —

5. Gleiche Ausg. auf dem feinst. Velin. (mit Kupf. vor d. Schrift) . . 45 —

(Pränumerationspreis; nach Ausgabe der ersten Lieferung tritt ein erhöhter Preis ein).

46) Die Religion, das ist: Gott, Jesus Christus, die Bibel und Glauben und Hoffnungen des Menschen. Ein Andachtsbuch. 8.

47) Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Erster Band: I. Die wunderbare Sage vom Pater Baco, Schauspiel von Robert Green. II. Arden von Heversham, eine Tragödie. III. Die Hexen in Lancashire von J. F. Heywood. gr. 8.

- 49) **Streiffing (A.),** *ersterer Bericht.* 8.
 49) **STAHL-HOLOSTEIN (Mad. la Barre),** de l'Allemagne. Précédée d'une introduction par Mr. Charles de Villers et enrichie du texte original des morceaux traduits. Seconde édition. 4 Vols. 12.
 50) **Becherlin's Gedichte.** Herausgegeben v. D. Wilhelm Müller. 8.
 (Auch unter dem Titel: *Bibliothek deutscher Dichter.* Herausgegeben von D. B. Müller. vier Bänden.)

Zübingen, beim Buchhändler **H. Laupp** ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften von Jacob Berzelius. Aus dem Schwedischen übersetzt von C. G. Gmelin. 1ster Jahrgang. Gr. 8. 1 Fl. 12 Kr. 16 Gr.

Der zweite Jahrgang erscheint bis Oftern 1823.

In unserm Verlag ist so eben erschienen:

Zeitschrift für Freimaurerei, als Manuscript gedruckt für Brüder. Erster Band. Erstes Heft. 1823. 8. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Jedes Vierteljahr erscheint bestimmt ein Heft dieser Zeitschrift, die jedoch nur Freimaurer besitzen können. Um sie zu erhalten, wendet man sich direct an uns oder an alle Buchhandlungen; doch muß im letztern Falle von diesen der Name des Bestellers angegeben werden.

Altenburg, den 15ten Januar 1823.

Literatur-Comptoir daselbst.

Bei **J. D. Sauerländer** in Frankfurt am Main ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Populäre Experimentat.-Physik für angehende Mathematiker, Dilettanten und die Jugend, von Dr. Th. Friedleben. Erster Theil: Die allgemeine Physik. Mit acht Stein tafeln. 8. Geb. 1 Thlr. Zweiter Theil: Der speciellen Physik erste Abtheilung. Mit vier Stein tafeln. 8. Geb. 1 Thlr. 10 Gr. Dritter und letzter Theil: Der speciellen Physik zweite Abtheilung. Mit vier Stein tafeln. 8. Geb. 1 Thlr. 2 Gr.

Die drei Theile komplett 4 Thlr. 6 Gr.

Dieses Werk zeichnet sich nach dem Urtheile sachkundiger Männer und mehrerer kritischen Blätter, namentlich der Heidelberger Jahrbücher und der Zeitung für Volksschullehrer durch Reichhaltigkeit, Deutlichkeit, Gründlichkeit und leichtfaßlichen und angenehmen Vortrag höchst vortheilhaft aus, und eignet sich daher sehr gut zu einem Lehrbuche an öffentlichen Anstalten, so wie auch ganz besonders zum Selbstunterricht in der Naturlehre, als ein sehr angenehmes Lesebuch über höchstanziehende Gegenstände. — Einfach und doch wissenschaftlich, kurz, jedoch reichhaltig und deutlich, hat der, zugleich als geübter Jugendlehrer rühmlichst bekannte Dr. Verf. das Ganze, wie jeden einzelnen Lehrgegenstand zu behandeln verstanden, und dabei die wissenschaftliche Ausführung mit der Anregung achtregligster Gefühle, wozu das Studium der Natur jedes unverdorrene Gemüth hinreißt, so innig und ungezwungen in einen harmonischen Zusammenhang gebracht, daß Jeder, der dasselbe liest, sich überzeugen wird, wie dadurch ein längst gefühltes Bedürfnis auch von dieser Seite befriedigt worden ist. Außer einer deutlichen Inhaltsanzeige, die jedem Theile beigelegt ist, hat auch noch der dritte Theil ein ausführliches alphabetisches Sachregister über alle drei Theile erhalten, wodurch auch das Werk in dieser Hinsicht

möglichst vollständig und bequem geworden ist. Wenn Aeltern, Vorsteher von Erziehungsanstalten und Erzieher dasselbe der erwachsenen Jugend zur ernstern Lectüre übergeben, so werden sie sich gewiß den Dank der Empfänger damit erwerben. Der Druck und die Steintafeln auf gutem Papier entsprechen jeder billigen Forderung, indem sich beides durch Reinheit und Genauigkeit empfiehlt.

Paradies und Welt. Ein Roman von J. Hillebrand.
Zweite Ausgabe. Zwei Theile. 8. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl.

Obiger Roman eines außer seinen wissenschaftlichen Werken auch in diesem Fache bekannten Schriftstellers hat sich einer beifälligen Aufnahme sowohl von Seiten des Publicums als auch der meisten literarischen Blätter zu erfreuen gehabt. Dieses setzte die Verlags-handlung in den Stand, schon jetzt eine zweite, bedeutend wohlfeilere Ausgabe zu veranstellen, welche bereits an alle Buchhandlungen versandt ist.

Wien; den 20. Februar 1823.

F. Kupferberg.

In der Flederschen Buchhandlung in Helmstädt erschien und ist in allen Buchhandlungen zu finden:

Joach. Henr. Campii, Robinsonius Minor e germanica edit. XIII. denuo latine vertit perpetuaque vocabulorum et phrasium observationumque grammaticarum et lexicographicarum serie Broedero atque Grotefendio ductoribus in usum tironum illustravit Joh. Fr. Theoph. Nagel. Pars prior. 8. 1822. 20 Gr.

Ein gütiges Urtheil über diese Uebersetzung erschien vor kurzem in dem Repertorium der Literatur. Dem Lehrer und Schüler wird daher das so lange gefehlte interessante Buch zum Uebertragen aus dem Lateinischen ins Deutsche gewiß willkommen seyn.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

G o t t u n d W e l t
o b e r w i e G o t t s t e t s w ä l t e t , u n d d i e
W e l t o f t s c h a l t e t ;
i n G l e i c h n i s s e n , D e u t u n g e n , S a g e n u n d E r z ä h l u n g e n ;
d a r g e s t e l l t
v o m G r a f e n S c h l a g v o n R u g e n r o t h .

Erstes Bändchen.

8. Leipzig, bei Gerhard Fleischer 1822.

Preis 20 Gr.

In den Tagen, wo Völker und Fürsten sich streiten um Rechte und Pflichten, wo Religion und Politik wechselseitig Ansprüche an einander machen, Kirche und Staat sich fragen, wer bist du? —, wo ein gewisser Fabritius predigt, Gottes alte Revolutionen konstruirt, des Ex-Protestanten Hallers Lehre sich immer weiter verbreitet, während Krug und Tzschirner dem Lichte das Wort reden, — in solchen Tagen kann es keinen Wunder nehmen, wenn ein einfacher Landmann zwischen diesen Mistböden seine Harfe ergreift und, auf den Himmel blickend, für sich wenigstens die Mistböden in Harmonie aufzulösen sucht. Ob andere meine Noten gebrauchen können, weiß ich nicht; ich biete sie hiermit der Welt an.

Der Graf Schlag von Rugenroth.

Im Verlage des Antiquars ist so eben erschienen:
Werden die deutschen Fürsten überhaupt, insbeson-
dere die constitutionellen, an einem feindlichen
Einfalle, am Kriege wider Spanien Theil nehmen?
Beantwortet vom Doctor von Hornthal, Königl.
Valerischem obersten Justiz-Rathe. Gr. 8. 12 Gr.
Münch. im März 1823.

Friedrich Campe.

Zur Vermeidung von Collisionen zeige ich hiermit an, daß
nächstens in meinem Verlage erscheinen wird:

Die Gebirgsbildungen im Allgemeinen, und im Besondern nach
ihrem Vorkommen in Deutschland, geognostisch betrachtet von
Boué, deutsch bearbeitet von Dr. J. Nöggerath.

J. Weber, Buchhändler in Bonn.

Das zweite Heft der

Vorzeit und Gegenwart

ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Inhalt: VIII. Das Wiener Kreuz; einige Briefe an A. Deh-
schläger, von dem Herausgeber. IX. Gehankensprünge, von G.
A. Aus des Grafen Eduard Raczyński Reise von War-
schau nach Konstantinopel, mitgetheilt von dem Professor v. d.
Hagen. XI. Ueber einige Archive und Landes-Museen des
österreichischen Kaiserstaates, (Fortsetzung). XII Ueber die
Alterthümer von Gnesen und dessen Umgebungen (aus
einem Briefe an den Herausgeber) von Dr. Povondra; nebst einer Nach-
schrift von dem Herausgeber. XIII. Das Sulmer Stadtrecht, aus
dem lateinischen Originale und einer gleichzeitigen Uebersetzung bekannt
gemacht von dem Herausgeber.

Posen, den 16. Februar 1823.

J. A. Munk.

Leipzig bei A. Wienbrack.

Bailey-Fahrenkrüger's Wörterbuch der eng-
lischen Sprache. In zwei Theilen. Zwölfte
Auflage gänzlich umgearbeitet v. A. Wagner.

Zweiter Theil: Deutsch-Englisch.

ist am 21. December von hier an alle Pränumерanten und Buchhand-
lungen versandt worden.

So ist dies Werk nun vollständig zu haben und enthält in beiden
Theilen 1394 Bogen größtes Per. Octav, wogegen die vorhergehende
Auflage nur 113 Bogen hatte.

Der Ladenpreis ist:

Auf gutes Druckpapier 6 Thlr. 8 Gr.

Auf Schreibpapier 7 Thlr. 16 Gr.

Herausgeber und Verleger haben dabei nach besten Kräften erfüllt,
was sie versprochen und erfreuen sich auch der thätigen Anerkennung,
daß diese ganz neue Bearbeitung das beste jetzt vorhandene Hülfsmittel
ist, mit Ernst in den Grund des englischen Wortreichthums einzu-
bringen, für den Gelehrten wie für den Geschäftsmann und Liebhaber.

Jena im Februar 1823.

Friedrich Frommann.

Pränumerations-Anzeige.

Kupfer-Sammlung

zu Klopstock's sämtlichen Werken,

wohlfeile Taschen-Ausgabe in 12 Bänden.

12 Blätter auf Stein gedruckt.

Pränumerations-Preis:

1 Thlr. Schöffisch oder 1 Gl. 48 Kr. Rheinisch.

Leipzig und Gerau, bei Friedrich Fleischer.

So erwünscht wie dem deutschen Publicum das Anerbieten einer schönen und so wohlfeilen Ausgabe der Werke seines großen Dichters seyn muß, eben so erwünscht wird einem großen Theil der Theilnehmer die Gelegenheit seyn, durch obige Kupfersammlung dem ihnen werthen Eigenthum eine sinnreiche und würdige Stierde zuzueignen. Diese Kupfer werden nach sehr schönen Zeichnungen von Meisterhänden gestochen, das Portrait Klopstock's und seiner Weta und auf den Inhalt der Bände Bezug habende Scenen enthalten, und sollen in zwei Lieferungen, jebe zu sechs Blättern, geliefert werden.

Die erste davon erscheint zu Michaelis 1823 und die zweite gegen Ostern 1824. Bis dahin gedenkt Herr Götschen, seiner Anzeige zufolge, die versprochenen 12 Bände zu liefern und beides kann dann ungehindert dem Buchbinder übergeben werden.

Zwar könnte ich frühere Ablieferungs-Termine setzen, allein das, was schon und gut werden soll, darf nicht übereilt werden, und es ist besser, später sicher Wort zu halten, als zufrühe Versprechungen zu machen.

Alle gute Buchhandlungen nehmen Pränumeration an, und Sammler, welche sich an mich wenden, erhalten auf fünf Exemplare das sechste frei. Da die Expedition der Exemplare nach der Reihe so wie sie bestellt worden sind, gemacht wird, so werden die, welche sich zeitig melden, den Vorzug der bessern Abdrücke genießen.

Leipzig, im März 1823.

Friedrich Fleischer.

Trampel, (J. C.) wie erhält man sein Gehör gut, und was fängt man damit an, wenn es fehlerhaft geworden ist? Zweite mit Kupfertafeln versehene Auflage, vermehrt durch einen Nachtrag des sel. Verfassers; mit Anmerkungen und einer Vorrede vom Dr. A. L. Wenke, Fürstl. Waldeck'schen Hofmedicus und Brunnenarzte zu Pyrmont. Gr. 8. Hannover im Verlage der Helwingschen Buchhandlung. 1 Thlr.

Diese neue Auflage des rühmlichst bereits bekannten Trampel'schen Buches über Gehörkrankheiten ist durch die fleißige Bearbeitung des Hrn. Herausgebers zu einem ganz neuen umgestaltet worden. Dieselbe enthält, außer dem wörtlichen Inhalte des Trampel'schen Textes, welcher jedoch nach einer viel zweckmäßigeren, die Uebersicht und praktische Brauchbarkeit erleichternden Anordnung aufgestellt ist, 296 zum Theil kritische, gebiegene Anmerkungen, in welchen sowohl die ältere als neuere Literatur des Inn- und Auslandes von dem Hrn. Herausgeber auf das sorgfältigste benutzt und allegirt worden ist — so daß nunmehr dieses Werk durch die neue Bearbeitung auch als Handbuch über diesen wichtigen Zweig der Heilkunde dienen kann.

A n k ü n d i g u n g

die wildwachsenden Pflanzen auf eine leichte und sichere Weise
durch eigene Untersuchung zu bestimmen.

Von P. F. C a r i e.

Ungeachtet der vielen und trefflichen Hülfsmittel, die wir bereits in Deutschland zur Erlernung der Gewächskunde besitzen, scheint doch ein Leitfaden nicht überflüssig, welcher Anfänger, besonders solche, die der lateinischen Sprache unkundig sind, und denen kein ausführlicher mündlicher Unterricht zu Hülfe kommt, in den Stand setzt, die vaterländischen Pflanzen ohne weitläufige und kostspielige Hülfsmittel durch eigene Untersuchung leicht und sicher zu bestimmen. Die Methode, welche eine solche Untersuchung am meisten erleichtert, ist unstreitig die bereits in Lamart's und de Candolle's französischer Flora befolgte, aber in Deutschland wenig bekannte analytische Methode. Die in erwähnter Flora befindlichen, zur Untersuchung der Pflanzen dienenden Tabellen sind in der gegenwärtigen Anleitung für die im mittleren Deutschland wildwachsenden Pflanzen, jedoch mit Ausschluß der Gräser und Kryptogamen, (von denen indeß die Farrenkräuter mit aufgenommen sind,) umgearbeitet; sie umfassen gegen 1400 Pflanzen, und der Anfänger wird nicht eine ihm in die Hände kommende Art darin vermissen. Der Verfasser hat, (mit sehr wenig Ausnahmen) nur solche Pflanzen aufgenommen, die er während eines dreißigjährigen Botanisirens in verschiedenen Gegenden von Deutschland und der Schweiz, selbst wildwachsend gesehen.

Die Leichtigkeit der angewendeten Methode beruht darauf, daß die zur Bestimmung der Pflanzen dienenden Merkmale logisch geordnet, einander so scharf als möglich entgegengesetzt, und von den Theilen der Pflanze hergenommen sind, welche am meisten ins Auge fallen. Die Kunstausdrücke sind so viel als möglich vereinfacht. In einer vorstehenden Einleitung werden sie durch allgemein bekannte Beispiele erläutert und dabei zugleich der Gebrauch der Tabellen erklärt.

Die Tabellen sind von jedem System unabhängig. Die Pflanzen selbst sind nach Jussieu's natürlichem System geordnet. Endlich ist dem Werk ein deutsches und lateinisches Register über die Pflanzennamen, (in denen Willdenow's Species plantarum zum Grunde gelegt sind) angehängt.

Vorstehender Prospectus von dem Herrn Verfasser wird die vorzügliche Brauchbarkeit dieses Werkes für jeden Anfänger in der Pflanzenkunde hinreichend darthun. Als Verleger habe ich nur noch hinzuzufügen: daß das Buch auf gutes weißes Schreibpapier in klein Octav gedruckt, 25 Bogen stark und für 1 Thlr. 4 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Berlin, im Februar 1823.

C. G. Zobel.

Von dem zu Paris erscheinenden

Dictionnaire classique d'histoire naturelle par M. M.
Audoin, Bourdon, Brogniart, Decandolle, Daubert,
de Ferussac, Geoffroy de St. Hilaire etc. dirigé par
Bory de St. Vincent en 12 Volumes,

wird von einem bekannten deutschen Naturforscher für meinen Verlag eine Uebersetzung besorgt, wovon nächstens ein ausführlicher Prospectus in allen Buchhandlungen zu haben seyn wird. Vorläufige Subscription nehme ich schon jetzt an.

Jümenau, den 7. März 1823.

Bernh. Fr. Voigt.

Literarischer Anzeiger.

(In den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N^o. VII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quarto-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 3 Gr.

Erklärung

Wegen der Fortsetzung der neuen Folge des Conversations-Lexicons.

Ich wiederhole, die unlängst im Lit. Conv. Bl. gegebene Versicherung, daß die dritte Lieferung dieser neuen Folge in der bevorstehenden Jubilate-Messe erscheinen und, außer den Buchstaben D. E. F. auch die Artikel über die Verfassung und Glaubenslehre der katholischen Kirche von D. bis L. enthalten werde.

Außer der in jener Anzeige bereits angegebenen Ursache der verspäteten Herausgabe dieser dritten Lieferung (eine fast daimonische schwere Krankheit des unterzeichneten Herausgebers), haben noch andere Ursachen dazu mitgewirkt, daß sie später erscheint, als ursprünglich versprochen worden. Ich glaube es dem Publicum schuldig zu seyn, diese Ursachen offen anzugeben, da sie auch auf die Zeit der Ausgabe der noch zurückbleibenden Lieferungen einwirken werden.

Ich habe mich nämlich überzeugt, daß diese neue Folge in ihrer Fortsetzung insbesondere nur der neuesten Zeit: — ihren merkwürdigsten Männern — denkwürdigsten Begebenheiten und den bedeutendsten neuen Ansichten über Kunst und Wissenschaft gewidmet seyn müsse; daß auch nur hiezu der Raum hinreiche und also weniger auf die Ergänzungen und Lücken des Hauptwerks Rücksicht genommen werden könne, als im ersten Plane lag.

Hiedurch habe ich mir allerdings die Aufgabe sehr erschwert. Was würde leichter gewesen seyn, als einige Tausend Artikel, die in dem Hauptwerke fehlen, aus andern Werken zusammenzustellen und damit die zwei hundert Bogen, die ich für die neue Folge bestimmt habe, zu füllen? Ich würde hiebei nur immer das thun, was bei so vielen Werken ähnlicher Art geschieht, wo aus zehn Büchern das erste zusammengesezt wird.

Die unendlich schwerere Aufgabe, die ich mir gemacht habe, erlaubt aber keine so schnelle Förderung als die leichtere, von der zuerst hauptsächlich die Rede war. Die größere Zahl der Artikel über die neueste Zeit müssen aus den Quellen und aus Original-Mittheilungen geschöpft werden, da es dürfte meist

noch gar keine gedruckten Hülfsmittel gibt, und ferner den wick-
 eigern Artikeln dieser Art besteht die Mehrzahl aus solchen, welche
 die Mühe ihrer Verfasser sehr in Anspruch nehmen, und deren
 übereilte Bearbeitung, bei der Absicht Bediegenes zu liefern, weder
 erwartet noch veranlaßt werden kann. — Das Publicum gewinnt
 unter diesen Umständen augenscheinlich zu sehr bei diesem Vorhar-
 ben, als daß es auch mich durch zu großes Drängen darin wird
 hindern wollen. Ich darf hier zudem wohl noch in Erinnerung
 bringen, daß ich anstatt der versprochenen 140 Bogen deren 60
 mehr, also 200 geben will.

Man wird sich, wie ich mir schmeichle, von obigen Anfä-
 hrungen selbst überzeugen, wenn man einen Blick auf die nachste-
 henden Artikel wirft, die man nebst vielen andern ähnlichen in
 der dritten Lieferung finden wird, und man wird leicht meiner
 Versicherung glauben, daß die verspätete Ankunft einzelner von die-
 sen Artikeln den Druck mehrmals zu meinem großen Nachtheile auf
 sechs Wochen lang unterbrochen hat. Bei diesen Verhältnissen
 finde ich mich zu der doppelten Erklärung veranlaßt, daß

- 1) von jetzt an nur alle 5—6 Monate eine neue Lieferung von
 den noch zurückbleibenden fünfen erscheinen wird; die nächste
 vierte, welche die Artikel G—L. enthalten soll, wird also
 erst im November d. J. fertig werden können; daß ich aber
- 2) bereit bin, Jedem die geleistete geringe Vorausbezahlung
 zurück zu zahlen, der mit dieser verspäteten Erscheinung der
 künftigen Lieferungen unzufrieden seyn möchte. Die am
 Schluß dieser Erklärung bemerkten Pränumerationspreise
 für das Ganze und die Preise der einzelnen Lieferungen zeigen
 übrigens, welche Vortheile für jene bewilligt sind.

Uebrigens garantire ich jedem Käufer, daß vor der Vollen-
 dung des Ganzen keine verbesserte neue Auflage der schon
 erschienenen Lieferungen dieser neuen Folge werde ausgegeben
 werden. Der nothwendig gewesene neue Druck der ersten dreißig
 Bogen ist deshalb auch ganz unverändert geblieben.

J. A. Gr a s s a n s.

Verzeichniß einiger Artikel (mit Ausschluß biographischer) der
 nächst erscheinenden dritten Lieferung der neuen Folge des
 Conversations-Lexikons oder des 11ten und 12ten Bandes (in
 acht Lieferungen).

Dampfboiler und Dampfmaschinen.

Dampföfen und Dampföfenthede.

Dänische Sprache und neuerer Litteratur.

Darmstädter Handels-Gesetz.

Decretes Ministerium.

Demokratie und demokratisches Prinzip.

Denderah, und Thierkreis von Denderah.

Deutscher Bund und Bundesversammlung (neueste Ansicht und Geschichte).

Deutsche dramatische Dichter der neuesten Zeit (Ausammenstellung und
 Charakteristik).

Deutsche Geschichtskunde, (Gesellschaft für ältere).
Deutscher Handel.
Deutsche Kirche, (neuester Zustand).
Deutsche Kritik, (Geschichte und Zustand derselben).
Deutsche Kunst, (neuester Zustand).
Deutsche Literatur, (neueste), im Allgemeinen.
Deutsche Medicin und Chirurgie.
Deutsche Manufactur- und Fabrik-Industrie.
Deutsche Musik, (neueste Geschichte derselben).
Deutsche Philosophie, (eben so).
Deutsche Poesie, (eben so).
Deutsche Sängere, (Zusammenstellung und Charakteristik).
Deutsche Schauspieler, (eben so).
Deutsche Sprache, (Förderung derselben in neuester Zeit).
Deutsche Theater, (Zusammenstellung und Charakteristik).
Deutsche Virtuosen, (eben so).
Dogmengeschichte.
Donau-Schiffahrt und Handel.
Einquartirungswesen, (Ansichten über die beste Theorie desselben).
Elbe-Schiffahrt.
Elemente, (neue Theorien darüber).
England.

- I. Allgemeine Ansicht und Englands Politik.
- II. Volksverfassung, Adel.
- III. Staatsverfassung.
- IV. Regierungsverfassung.
- V. Bürgerliche und peinliche Gesetzgebung; Gerichtsverfassung und Rechtswissenschaft.

Englische Literatur in der neuesten Zeit.
Englische Medicin und Chirurgie.
Erboverbräuerungen.
Font und Fontischer Proceß.
Frankreichs neueste politische und constitutionelle Geschichte.
Frankreich vor und nach der Revolution, (Parallelen).
Französische Kammern.
Französische Literatur, (neueste).
Französische Medicin und Chirurgie.
Französische Philosophie.
Fremde und ihre Rechte, (staatsrechtlich).
Friedensgerichte.

Unter den Artikeln des Anhangs über die katholischen Glaubenslehren aus dem Gesichtspunct des Katholiken sind besonders wichtig und ausführlich: Fegfeuer. — Heilige. — Häresie. — Jesuiten. — Deutsche Kirche.

Pränumerationen: Preise auf das Ganze dieser neuen Suite des Conv. Ber. in acht Lieferungen und gewöhnliche Laden-Preise bei Berechnung der einzelnen Lieferungen.

Pränumerat.-Preis auf alle acht Lieferungen:

N ^o . 1.	4	Thlr.	16	Gr.
2.	6	8		
3.	7	12		
4.	9	—		
5.	12	—		

Laden-Preis jeder der acht Lieferungen, wenn sie einzeln verlangt und berechnet werden:

N ^o . 1.	1	Thlr.	—	Gr.
---------------------	---	-------	---	-----

N^o. 2. 1 Mr. 12 Gr.

3. 1 18

4. 2 6

5. 3 —

R e c l a m a t i o n.

In Nr. 49 des *Convers. Blattes* wird bei Gelegenheit der Anzeige des *Mémoires de Napoléon*

in einer Note der Ausgabe, welche ich davon in Uebereinkunft mit den Pariser Verlegern für Deutschland veranstaltet habe, erwähnt und zwar auf eine nachtheilige Weise, wobei sich Uebersetzung und Auktorität der Bearb. hältnisse von Seiten des Ref. zu sehr kühn gibt, als daß ich dazu schwelgen könnte, wie sehr ich auch sonst Erörterungen solcher Art abgeneigt bin. In Beziehung auf den Vorwurf, welcher dem Herausg. gemacht wird, bemerke ich zuerst, daß meine Ausgabe auf gutem weissen deutschen Druckpapier erschienen ist, daß aber noch zwei andre Ausgaben existiren (eine auf englischem Druckpapier und eine auf geblättertem Belinpapier); die erstere kostet kaum halb so viel, als wofür die Pariser Ausgabe in Deutschland verkauft wird und die beste selbst hat noch einen geringern Preis als jene. Da man in Deutschland mehr auf den Inhalt, als auf das Aeußere zu sehen gewohnt ist, wie hinreichende Beispiele, besonders der neueren Zeit erweisen, so glaubte ich vermittelst dieser Einrichtung allen Interessen Genüge geleistet und solchen auffallenden Urtheilen vorbeugen zu haben, die ein Billigdenkender nicht würde vorgebracht haben, ohne sich vorher von dem ganzen Verhältnisse Kenntniß zu verschaffen. Die Uebersetzung gilt sich aber am deutlichsten daraus kund, daß der Berichtshatter über den größern Werth der Pariser Ausgabe sich anläßt, ohne diese, nach seinem eignen Zeugniß, gesehen zu haben. Es wird ihn daher nicht wenig wunder nehmen, wenn er bei der Anschaffung derselben sich überzeugen wird, welche Vorzüge hinsichtlich der Correctheit mein Abdruck vor dem Pariser behauptet, in welchem besonders viele Eigennamen sehr entstellt sind, Fehler, welche der höchst fachverständige Redacteur meiner Ausgabe zu verbessern bemüht war, worüber ich aus Briefen der Pariser Verleger das rühmende Anerkenntniß nachweisen kann. Daß dennoch Mängel der Correctheit sich finden, dürfte vielleicht einige Entschuldigung finden, wegen der Fülle, welche die Umstände im Betrieb des Drucks erforderlich machte. Doch werden solche nicht sehr erheblich seyn.

Wie endlich die Ungleichheit des Verlagsorts und des Verlegers eine Verschiedenheit der Ausgaben begründen soll, ist völlig unbegrifflich; denn wie viele Bücher gibt es in Frankreich, Holland, England und Deutschland, bei welchen die Verleger in der Fortsetzung wechselten, ohne daß es jemand einfallen dürfte, daraus eine Verschiedenheit der Ausgaben herzuleiten. In dem vorliegenden Fall werden die Befürworter des in Deutschland veranstalteten Abdruckes die getroffene Maßregel um so mehr zu billigen geneigt seyn, als dieser Ausgabe dadurch der Vorzug der Vollständigkeit vor der Pariser Ausgabe verschafft worden ist, wie die genauere Vergleichung ergeben wird.

Mit Bezug auf diesen Vorzug kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß es der Redaction des *Conv. Blattes* in Zukunft gefallen möchte, von Bekanntmachung solcher nachtheiligen Urtheile zunächst bei demjenigen Abdrucker zu nehmen, gegen welchen sie gerichtet sind, und sein Rechtfertigungswort gelten zu lassen, oder gleich mit aufzunehmen, was in dem vorliegenden Fall ein Leichtes gewesen wäre. Schließlich bemerke ich hier noch, meine früheren Anzeigen wiederholend, daß meine Ausgabe in Deutschland

allein als echt und ohne Nachahmung als verächtlich zu betrachten ist, indem die Pariser Verleger sich fest verbindlich gemacht haben, kein Exemplar ihrer Ausgabe nach Deutschland zu senden, und daß solches nicht durch andre Gesuche nach Kräften zu verhindern.

Berlin, den 7ten März 1823,

G. Reimer.

Antwort des Redacteurs des Lit. Conv. Bl.

Ohne darüber erst mit dem nicht in Leipzig lebenden Verfasser der von Hrn. Reimer angegriffenen Note Rücksprache zu nehmen, unterzieht sich der unterzeichnete Redacteur des Literarischen Conversations-Blattes um so eher der Beantwortung der vorstehenden Reclamation des Hrn. Reimer, da er nicht aus Uebereilung oder Nachlässigkeit jene Note hat passiren lassen, sondern der Inhalt derselben vor dem Abdruck von ihm als Redacteur wohl erwogen und im Ganzen gebilligt worden ist. Auch glaubt er, durch den Charakter und die typographische Ausführung seines eigenen Unternehmens, darin wohl eine Stimme zu haben.

Das Lit. Conversations-Blatt geht, was Unterzeichneter hier im Allgemeinen noch anführen will, von dem Grundsatz aus, sich in allen seinen Urtheilen möglichst unabhängig zu erhalten, und sich nirgends so wenig der Kobhudelei als leidenschaftlichen Herabsetzungen hinzugeben, wie beides jetzt in so vielen deutschen literarischen Anstalten täglich geschieht.

Das Urtheil darin soll frei, wahr und aufrichtig seyn und stets von der Sache ausgehen, nie durch Persönlichkeiten geleitet werden. Der Unterzeichnete schätzt in Herrn Reimer einen der ersten und einsichtsvollsten deutschen Buchhändler; er ist ihm persönlich befreundet und fühlt hohe Achtung für ihn als Staatsbürger.

Diese Verhältnisse verhindern aber nicht, daß sich nicht ein Ref. im Conv. Bl. auch über die äußere Ausführung von Hrn. Rs. buchhändlerischen Unternehmungen müsse mit Freiheit und Unabhängigkeit aussprechen können, ohne daß die Red. deshalb jedesmal vorher mit Hr. R. Rücksprache nehme, wie von ihm gewünscht wird. Unterzeichneter läugnet selbst nicht, daß ihm persönlich als Besizer einer eigenen kleinen Buchersammlung, die typographische Ausführung der meist trefflichen Verlagswerke des Hrn. R. schon oft ein Kerkor gewesen und er nicht selten gewünscht hat, daß eine so ausgezeichnete Verlagsanstalt dieser Partie mehr Sorgfalt widmen möchte. Er erinnert sich dabei gleich an die letzten Theile von Tieck's Phantasus, Kleist's Heinrich von Osmund u. a. m.

Der Unterzeichnete konnte dem Verf. der Note daher nur bestimmen, wenn derselbe wünschte, Herr Reimer möchte, wenn er uns Ausgaben wichtiger französischer Werke geben wollte, solche mit derselben typographischen Schönheit ausstatten, als es fast ohne Ausnahme die Originale zu seyn pflegen. Auch ist dies nicht zu schwer, da in Deutschland Satz und Druck um 30% wohlfeiler als in Paris sind und selbst französisches Papier in Deutschland nicht theurer zu stehen kommt, als dem Pariser Verleger das, was er zu seinen Ausgaben verbraucht.

In wiefern nun der ausgesprochene Tadel richtig oder falsch ist, bleibt am besten dem Publicum selbst zur Entscheidung überlassen, da gewiß in jeder etwas bedeutenden deutschen Stadt die Pariser Originalausgabe zur Vergleichung nicht zu finden seyn. Schwerlich dürfte nämlich die Ansicht des Hrn. R., der den Debit der Original-Pariser-Ausgaben der Napol. Memoiren, in Deutschland dem Debit von Nachdrucken gleich stellen will, aus dem sehr einfachen Grunde zu rechtfertigen seyn, weil diese Pariser Original-Ausgaben doch einmal die Originale und kein Nachdruck sind, und die Ansicht

des Hrn. K., auch bei den obſchweren Bedingungen, die dem Unterzeich-
neten genau bekannt ſind, nur durch ein Specialgeſetz, das in Deutſchland
noch nirgends exiſtirt, könnte feſtgeſtellt werden. Deßhalb kann Unterz.
auch die Behauptung der Cotta'schen Buchhandlung, welche ihre Ueberſetzung
von Las Caſas Memorial ebenfalls als eine privilegirte will betrachtet haben,
und jede andere als einen Nachdruck anſehen will, durchaus nicht billigen.
Je nicht der deutſche Buchhandel hier durch Nachdruck, dort durch ewiges
Verlagsrecht, ſo wie anderer Seite in mehr als einem Staate durch die
arbiträrſten Vorſchriften, willkürlichen und geſetzeswidrigen Cenſurzwang, lei-
denſchaftliche Berhote, politiſche Inquiſition, unmotivirte Conſequeutionen,
durch zu nichts führende Placereien, welche eine Geſetzgebung oder Verwaltung
repräſentiren ſollen, und Unabſehen aller andern Art leidet, ſo daß er hin und
wieder ſaſt als ein geſchloſſenes und gefährliches Gewerbe betrachtet zu werden
ſcheint, das man nicht genug niederdrücken könne; deßo mehr ſcheint es Pflicht,
ſich die Willkürlichkeiten Einzelner aus dem Buchhändlervereine ſelbſt, nicht
als Geſetz aufdrängen laſſen zu dürfen. Da Unterzeichneter weder auf Napo-
leon's Memoiren noch auf Las Caſas Memorial ſelbſt ſpeculirt, ja die deßhalb
an ihn ergangenen Anträge auf beides abgelehnt hat, ſo ſpricht er hier auf
allen Fall ohne Parteilichkeit und nicht aus Selbſt-Interreſſe, ſondern aus
einem Interreſſe für den geſammten Verkehr und für die nothige Frei-
heit des Verkehrs im Kreiſſe des Geſetzes.

Was nun noch den Preis der Parifer Ausgaben der Napoleon'siſchen
Memoires betrifft, ſo iſt deſſelbe in ganz Frankreich für das Publicum pr.
Band 7 Fr. 50 Cent.; — die Reimerſche Ausgabe wird nach den Grunds
ſätzen des deutſchen Continents-Buchhändlers zu 1 Thlr. 16 Gr. notirt
werden, wobei aber vier Rübde auf einmal zu bezahlen ſind. Auch hier
iſt die Vergleichenſung alſo leicht ſelbſt anzustellen.

Es kann übrigens bei ſolchen Urtheilen über die typographiſche
Ausſtattung der Bücher nur von den gewöhnlichen Ausgaben die Rede ſeyn,
und nicht von den Luxus-Editionen, bei welchen aber hier (bei Herrn
K.) die Schrift und Druckerſchwarzze dieſelben geblieben ſind.

Herr Reimer hat den Unterzeichneten aber davon überzeugt, daß in
ſeiner Ausgabe mehrere Eigennamen richtiger angegeben ſind als in der
franzöſiſchen Ausgabe, und es macht dem Unterzeichneten ein Vergnügen,
darin die gedachte Note zu ergänzen.

Leipzig, den 15. März 1823.

H. A. Brodhans.

Bei Friedrich Franck in Stuttgart iſt ſo eben erschienen
und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lieder der Griechen, von E. W. Maiblingen. Gr. 8.
elegant broch. Preis 9 Gr. oder 36 Kr.

Dieſe Lieder begrüßen in der Befreiung Griechenlands auch das Wie-
drausblühen des freien griechiſchen Geiſtes, des innern geiſtigen Lebens in
ſeiner jugendlichen Fülle alles Heitern und Schönen. Denen, die mit dem
Dichter dieſe Hoffnung theilen, wird es nicht unwillkommen ſeyn, ſie mit inni-
ger Liebe für jenes echt griechiſche Volksthum hier ausgesprochen zu finden.

Bei den Gebrüdern Bornträger zu Königsberg iſt
erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Argelander, Dr. F. M. A., Unterſuchungen über die Bahn des
großen Cometen vom Jahre 1811. Geh. 1 Thlr.

v. Baer, Dr. G., zwei Worte über den jetzigen Zuſtand der Naturge-
ſchichte. 10 Gr.

Portschold, Dr. G. A., Aphorismen oder Anfangsgründe der geistlichen, römischen und deutschen Verfassung. 10 Gr.

Herbart, Prof. J. F., de attentionis mensura consueque primariis. Psychologiae principia statica et mechanica exemplo illustraturus. 20 Gr.

Herbart, Prof. J. F., Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden. 10 Gr.

Boigt, Prof. Joh., Darstellung der kändischen Verhältnisse Ost-Preussens, vorzüglich der neuesten Zeit. Geh. 12 Gr.

Wagner, J. H., Nachrichten über den Zustand und das Fortschreiten der Merinos. Schaßucht im Ostpreussen, Litthauen und einem Theile von Westpreussen. Erste Liefer. Geh. 8 Gr.

Samboński, J. F. A., Krótka Nauka Jeografii stopniami prowadzona. Geh. 8 Gr.

Nachricht über des Colberger Bürgers Dittelsbeck Lebensbeschreibung.

Es gewährt dem Unterzeichneten ein nicht geringes Vergnügen dem gesammten Deutschen, und zunächst dem Preussischen Publicum die angenehme Nachricht mittheilen zu können, daß der mit so vieler Sehnsucht erwartete dritte Theil der Lebensbeschreibung dieses wackeren deutschen Mannes „ohne Furcht und Tadel“ und recht Preussischen Patrioten von ihm selbst beschrieben und von dem Herrn Superintendenten Haken in Treptow (dem Verfasser der sogenannten „grauen Mappe“ einem unserer geistreichsten Erzähler) herausgegeben, nächstens in seinem Verlage erscheinen wird.

Nach hat er die beiden ersten Bände dieser Lebensbeschreibung, welche seither die Kenger'sche Verlagshandlung in Halle in Commission debitierte, mit allen Verlagsrechten an sich gebracht, und sind diese Theile fortan allein bei ihm zu erhalten.

Der Preis dieses, Sr. Majestät dem Könige von Preußen gewidmeten Buchs, das wohl in allen Bürgers- und Volksschulen eingeführt zu werden verdiente, wie es nicht minder durch den höchsten Reiz des Inhalts und durch Anmuth der Darstellung die Leser aller Stände und jedes Alters fesseln muß, ist für die beiden ersten Theile von dem Unterzeichneten, um es für je dermann zugänglich zu machen, von dem Preise von 3 Thlr. zu welchem es die seitherige Commissionshandlung debitierte, gleich auf 2 Thlr. ermäßigt worden, zu welchem Preise daher die beiden ersten Bände in allen Preussischen und Deutschen Buchhandlungen zu erhalten sind.

Für öffentliche Schulen, die 25 Exempl. zusammen nehmen, und sich direct an den Unterzeichneten wenden, wird der Preis noch niedriger gestellt werden.

Mit dieser Nachricht verbindet der Unterzeichnete noch die zweite Mittheilung, die jedem Deutschen und jedem Preussen angenehm seyn wird, daß wir nemlich aus der Feder des Herrn Superintendenten Haken in Treptow auch eine Geschichte des Obristen von Schill ganz nach getreuen Original-Quellen bearbeitet, erwarten dürfen, und dieselbe ebenfalls nächstens im Verlage des Unterzeichneten erscheinen wird.

Leipzig, den 20. März 1823.

J. H. Grackhaus.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:
Vertraute Briefe über Däner und Belg
von **Friedrich Rüppen.**

Zweiter Theil.

L. Leipzig, bei Gerhard Fleischer 1823.

Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt.

Erster Brief. Ueber Revolutionen. Zweiter Brief. Jorga's Leben von F. G. Weller. — Fr. Ludwig Schröder's Lebensbeschreibung

von J. L. W. Meyer. — Herber's Leben von J. G. Müller. Dritter Brief. Schweizerreise. — Landschaftsmaleret. Viertes Brief. Philosophische Systeme. Fünfter Brief. Glauben. — Offenbarung. — Erziehung. — Charakter. Sechster Brief. Jacobi's Waldemar. Siebenter Brief. Ueber Legitimität. Achter Brief. Ueber den Zustand deutscher Staaten, über Magnetismus und seine Weissagungen, über Sag und Gegenlag. Neunter Brief. Ueber Jatz und Vorkfreiheit. Anhang. Aus den Papieren eines Geistlichen.

Stimmen der Andacht. Eine Neujahrsgebe für Christen. Von Dr. J. A. Röhre. Leipzig, 1823. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Man mag dieses Buch als einen Beitrag zur häuslichen Erbauung oder zu dem Schatze evangelischer Kirchenlieder betrachten, in jedem Falle wird es sich Freunde gewinnen. Es ist eine Sammlung ungekünstelter Lieder, die wohl mit Recht christlich genannt werden dürfen, alle aus Einem Herzen und aus Einem Glauben, Einer Liebe entsprossen, getheilt nach bekannten Kirchenmelodien singbar. Allen gebornen undheimern Festen, wie sie in der evangelischen Kirche gefeiert werden, sind mehrere, der Bedeutung derselben innig sich anschließende Lieder gewidmet; das Thema der übrigen ist so mannichfaltig, und so treu auf Ein Ziel hinarbeitend, daß das vielseitige Bedürfnis frommer Seelen nicht ganz unbefriedigt bleiben wird. Darum darf sowohl der Familienandacht, als den Freunden der heiligen Dichtkunst, und den Hymnologen dieser Liedertranz empfohlen werden.

So eben erschienen beiden Gebr. Bornträger in Königsberg: **Gedichte von Dr. August Hagen in 8. Auf Velinpapier, Geh. Preis 20 Gr.**

Statt aller Empfehlung verweisen wir auf die von Göthe, in Kunst und Alterthum und in der Vorrede zum deutschen Silbas so vorthellhaft ausgesprochene Meinung über des Verfassers Verus zum Dichter.

Von dem im vorigen Jahre angekündigten **Diccionario de las Lenguas Espanola y Alemana, oder spanisch-deutschem und deutsch-spanischem Wörterbuch, verfasst vom Freih. Th. von Seckendorf, erscheint bis zur Jubiläummesse d. J. der erste Theil der spanisch-deutschen Abtheilung, die Buchstaben A — E enthaltend. Alle Buchhandlungen und Sammler von Subscribenten werden ersucht, nunmehr schleunigst an die Unterzeichneten ihre Bestellungen einzusenden; wer noch zu subscribiren gedenkt (um den Preis von 8 Thlr. sächs. oder 14 Fl. 24 Kr. rhein. für das ganze Werk) beliebe sich ebenfalls unverzüglich zu melden. Hamburg und Nürnberg im März 1823.**

Perthes u. Besser und Kiegel u. Wiesner.

Anzeige für Aerzte.

Nach Oken's J. erscheint bei uns:

Handbuch der Diagnostik von Marshall Hall. Aus dem Englischen übersezt und mit Anmerkungen herausgegeben von A. G. Bloch. Zwei Bände. 8.

Um Collisionen zu vermeiden, zeigen wir dies an und machen auf dieses höchst wichtige Werk aufmerksam.

C. G. Flecksensche Buchhandlung in Heimsädt.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brackhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N^o. VIII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigegeben, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. Scarpa's Abhandlungen über die Brüche; zweite Ausgabe, aus dem Italienischen übers. und durch einen Nachtrag vermehrt, von Dr. V. W. Seiler, königl. sächsischem Hofrath und Director der chirurgisch-medizinischen Academie. Mit 21 Kupfertafeln in gr. Fol. 7 Rthlr. Conv. Mje.

Der Nachtrag auch allein unter dem Titel:

A. Scarpa's neue Abhandlungen über die Schenkel- und Mittelschenkelbrüche, nebst Zusätzen zu den Abhandlungen über die Leisten- und Nabelbrüche; nach der zweiten Auflage des Originals bearbeitet, mit einer Anleitung zu der Zergliederung der Leisten- und einer Erläuterung der Entwicklungsgeschichte der Hoden vermehrt, von Dr. V. W. Seiler. Mit sieben Kupfertafeln. 3 Rthlr. Conv. Mje.

Außer vielen, in der ersten Abtheilung dieses Nachtrages zerstreuten Aufträgen des Dr. Seiler's, enthält diese Schrift von S. 255 bis 444 auch noch folgende Original-Abhandlungen desselben: anatomische Beschreibung der Leisten- und Nabelbrüche, in Beziehung auf die Lehre von den Brüchen; Synonymie der Nomenclatur mehrerer Theile, welche die Leisten- und Nabelbrüche bilden; Zergliederungsweise der Leisten- und Nabelbrüche, in Beziehung auf die Lehre von den Brüchen; Erläuterung der Entwicklungsgeschichte der Hoden und ihrer Häute; Synonymie der Nomenclatur, in Beziehung auf die Lehre von dem Hinabsinken der Hoden; über die Einklemmung der Brüche und die Heilmethode derselben, über die Nabelbrüche, ihre Entstehung und Behandlung, Beschreibung einiger neuen Instrumente.

Drei Kupfertafeln liefern Darstellungen mehrerer neuen, von dem Dr. Seiler ausgearbeiteten Präparate, die Zeichnungen sind theils von dem Herausgeber selbst, theils von Carus und Kloss gefertigt, sämtliche Kupferstiche sind von F. Schröder in Leipzig.

Die einundzwanzig Kupfertafeln, welche zu dem ganzen Werke gehören, liefern Darstellungen von den Theilen der Leisten- und Nabelbrüche, die für die Lehre von den Brüchen wichtig sind, von der Entwicklungsgeschichte der Hoden, in Beziehung auf die angeborenen Leistenbrüche, von den zergliederbaren äußeren und inneren Leisten-, Schenkel- und Nabelbrüchen, von den Brüchen in der weißen Linie, von den angeborenen Leistenbrüchen, von Brüchen, welche einen Theil des Dickdarms enthalten, von den Mittelschenkelbrüchen, von verschiedenen Arten der Einklemmung der Brüche.

und der Bewaffnungen der Theile, welche dieselben enthalten; von eben
gen neuen Instrumenten zur Operation der eingeklemmten Nadeln, von
Präparaten zur Erläuterung der Bildung des künftigen Icters und von
Bläspusteln's verbesserter Darstellung.

So eben ist erschienen:

**Replik des alten Landstandes zur Beantwortung
der sieben Fragen der Antwort auf die zwölf Fra-
gen von Friedrich Buchholz. K. Breslau, Jos.
Wag und Comp. 1823. Geh. 4 Gr.**

In der neuen Gütterschen Buchhandlung in Glogau sind er-
schienen, und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

**Görlitz, J. E., neueste geographisch, statistisch, technisch, topo-
graphische Beschreibung des Preussischen Schlesiens. Zwei
Theile. 8. 1 Thlr. 16 Gr.**

**Noth- und Freundschafts eines Theologen, den Theologen des
19ten Jahrhunderts gewidmet von P. M. Erste Folge. 8.
Geh. 12 Gr.**

**Schäpfläckerlein für den Bürger und Landmann, oder anderleiene
Sammlung vorzüglicher und erprobter Rathschläge, Mittel
und Recepte. Erstes und zweites Heft. 8. Jedes 8 Gr.**

**Tabellen zur Erleichterung der Stempel-Berechnung nach dem
neuen Preussischen Stempelgesetz vom 7ten März 1822, für
Staatsbeamte und Privat-Geschäftsmänner. 8. Geh. 12 Gr.**

Bei G. G. Jöbel in Görlitz ist so eben in Commission erschienen
und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Schilderung einer enthusiastischen Reise nach Grie-
chenland im Jahre 1822 von F. Lessen, königl. preuss.
Pr.-Lieuten. a. D., Ritter des eisernen Kreuzes, Inhaber
der mecklenb. Militär-Verdienst-, Medaille- und königl. schwed.
Schwert-Ordens-Mann. 8. 12 $\frac{1}{2}$ Bogen. Geh. 18 Gr.**

**Schudersoffs, Dr. Jonath., Jahrbücher für Religions-,
Kirchen- und Schulwesen, der Jahrgang von zwei Bänden
oder sechs Heften, gr. 8. Geh. 3 Thlr.**

Ohne in der Druckeinrichtung, der Zahl der Hefte und dem Preise
dieser schon seit einundzwanzig Jahren bestehenden, vielgelesenen, durch
ihre Freimüthigkeit und Parteilosigkeit sich stets auszeichnenden Zeit-
schrift, etwas zu ändern, hat mit dem Jahrgang 1822 eine neue Bän-
desfolge begonnen, neu eintretenden Abonnenten ein Ganzes zu liefern
und in ihre Willkür zu stellen, ob sie die früher erschienenen 40 Bände,
deren bedeutend verminderte Preisbestimmung weiter unten bemerkt ist,
sich anschaffen wollen oder nicht.

Daß am Schlusse jedes Bandes ein vollständiges Verzeich-
niß der in dem verfloßnen Halbjahre herausgekommenen
theologischen Literatur beigefügt wird, dessen wichtigere Artikel
durch kurze Anzeigen ausgezeichnet werden sollen, ist gewiß jedem, der
mit der Literatur in fortwährender Bekanntschaft sich zu erhalten
wünscht, sehr willkommen.

Für die bisherigen Abonnenten bleibt der zweite Theil die Bän-
deszahl vom 4rten an. Regelmäßige Versendung, von zwei zu zwei Mo-

man; wird, wie bisher, nicht fehlen, so wie überhaupt Anzeigen und Verleger nicht versäumen werden, unausgesetzt ihr ganzes Interesse dieser Zeitschrift zu widmen. Sie bitten daher jeden, den das protestantische Kirchen- und Schulwesen interessiert, um Correspondenzschriften für die zweite Abtheilung jedes Heftes, und werden Aufsätze, die die Tendenz der Jahrbücher zu fördern geeignet sind, willkommen heißen und angemessen honoriren.

Die Angelegenheiten der protestantischen Kirche werden immer wichtiger und entwickeln sich immer folgenreicher. Sollte daher diese Zeitschrift nicht schon als Niederlage der, auf Kirchen und Schulen Bezug habenden, Verfügungen, Anstalten und Vorschläge die besondere Theilnahme der protestantischen Geistlichkeit verdienen und wäre nicht zu wünschen, daß sie von allen, nur einigermaßen veranlagten, Kirchen für die Pfarrbibliotheken angeschafft würde?

Denen, die diese Zeitschrift ganz vollständig zu besitzen wünschen, den Ankauf zu erleichtern, bestimme ich die Preise der früheren Jahrgänge, wenn sie sich anheischig zur Fortsetzung machen,

1ster bis 14ter Jahrgang à 1 Thlr. — 14 Thlr.

15ter bis 20ster Jahrgang à 1 Thlr. 12 Gr. — 9 Thlr.

21ster Jahrgang à 3 Thlr. — 3 Thlr.

Jedem Heft wird endlich ein literarischer Anzeiger beigelegt; die Verlagehandlungen theologischer Schriften werden daher gesucht, die Ankündigungen derselben an mich einzusenden. Für die mit Petitschrift gedruckte Zeile ist der Preis ein Groschen. Die Artikel, welche man beurtheilt wünscht, und unter die bedeutenden Erscheinungen in der Theologie rechnen kann, wolle man durch Buchhändlergelegenheit an die Redaction gelangen lassen.

Das erste Heft dieses Jahrganges ist bereits versandt.

Joh. Ambr. Barth.

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbleißes in Preußen.

Jahrg. 1823, in gr. Quart, mit Kupfern.

Mit der jetzt erschienenen ersten Lieferung (Januar und Februar) beginnt der zweite Jahrgang dieser der Verbesserung der Gewerbe gewidmeten Zeitschrift, durch welche auch das größere Publicum von den gemeinnützigen Bemühungen des preussischen Vereins Kenntniß erhält. Nach der bisherigen Einrichtung erscheint alle zwei Monate ein Heft mit den nöthigen Kupfertafeln, und der Preis für den ganzen Jahrgang von sechs Heften, bleibt 3 Thlr.

Das gegenwärtige Heft enthält unter andern, außer 14 wiederholten Preisaufgaben von 1822 (für welche der Termin bis Ende 1823 verlängert ist, 11 neue Preisaufgaben für 1823 und 1824 und den Bericht über den Ausdruck der Commission zur Vertheilung der Preise für die öffentliche Nationalausstellung vaterländischer Fabrikate vom Jahre 1822, erstattet von dem vorstehenden Geh. D. Finanzrath Reuth.

Man wendet sich, außerhalb, an die Buchhandlungen und Postämter; in Berlin an die Verleger

Duncker und Humblot.

So eben ist bei E. Dehmigke in Berlin erschienen:

Ehernes Grabmal des Erzbischofs Ernst von Magdeburg in der Domkirche von Magdeburg, verfertigt von Peter Fischer aus Nürnberg, herausgegeben und beschrieben von J. G. E. Cantian. Gr. Fol. Geh. 1 Thlr.

Dies für jeden Freund der Kunst und Geschichte so interessante

Denkmal, welches vom Herrn Herausgeber an Ort und Stelle gesetzt worden, liefern wir hienit, in drei großen schon gestochenen und auf feinem Schweizer-Blau-Papier abgedruckten Umrisen. Der beigefügte Text gibt eine kurze, doch für diesen Zweck genügende, erklärende Beschreibung.

Wir glauben noch insbesondere dieses Werk als einen Beitrag zu Floriss's Geschichte des Kunst empfehlen zu können.

Herabgesetzte Preise der ältern Jahrgänge der „Allgemeinen Medicinischen Annalen,“ der „Jsis,“ des „Hermes,“ der „Zeitgenossen,“ des „Roxebuefchen literarischen Wochenblatts,“ des „literarischen Conversationsblatts“, von „Wolfarts Jahrbüchern“ und der „Urania.“

Um den Freunden der Literatur den Ankauf der ältern Jahrgänge nachstehender periodischen Schriften zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, solche auf die dabei bemerkten Preise herabzusetzen, zu welchen sie, jedoch nur in den ganzen Folgen und nicht in den einzelnen Jahrgängen, bei denen dann die gewöhnlichen Preise Statt finden, durch alle solche Buchhandlungen zu beziehen sind.

Annalen (allgemeine medicinische) für die Jahre 1798 bis 1815. 18 Jahrgänge, nebst acht Hefen Supplemente. 4. Ladenpreis 96 Thlr. 16 Gr. Jetzt 30 Thlr.

— Die Folge von 1806—1815. 10 Jahrgänge nebst acht Hefen Supplemente. 4. Ladenpreis 62 Thlr. Jetzt 18 Thlr. 16 Gr.

— Die Folge von 1811—1815. Fünf Jahrgänge. 4. Ladenpreis 37 Thlr. 8 Gr. Jetzt 12 Thlr.

— Die neueste Folge von 1816—1820. Fünf Jahrgänge. 4. Ladenpreis 33 Thlr. 8 Gr. Jetzt 12 Thlr.

(Einzeln kosten: Jahrg. 1798—1810 à 4 Thlr. 8 Gr. Die Supplemente zu 1801—1810 3 Thlr. Jahrg. 1811 und 1812, à 8 Thlr. 16 Gr. 1813—1820 à 6 Thlr. 16 Gr.)
[Die neuen Jahrgänge für 1821, 22, 23 kosten jeder 6 Thlr. 16 Gr.]

Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur, für die Jahre 1819—1822 mit alphabetischen Repertorien zu jedem Jahrgange. Vier Jahrgänge in 16 Bänden. Gr. 8. Ladenpreis 39 Thlr. Jetzt 20 Thlr.

(Einzeln kosten: 1819, 9 Thlr. 1820, 8 Thlr. 16 Gr. 1821 und 1822 à 10 Thlr. 16 Gr.)
[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 10 Thlr.]

Jsis, oder encyclopädische Zeitung. Herausgegeben von Oken, für die Jahre 1817 bis 1822. Mit vielen Kupfern. Sechs Jahrgänge. 4. Ladenpr. 46 Thlr. Jetzt 24 Thlr.

(Einzeln: 1817, 6 Thlr. 1818—1822 à 8 Thlr.)

[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 8 Thlr.]

Urania. Taschenbuch für die Jahre 1815, 1817 bis 1822. Mit vielen Kupfern. Sieben Jahrgänge. 12. Ladenpreis

12 Thlr. **12 Gr.** Jetzt zusammen genommen 12 Thlr.
und einzelne Hefen à 1 Thlr. 8 Gr.

[Der Jahrgang 1823 kostet 2 Thlr. 6 Gr.]

Urania. In größtem Formate mit Kupfern vor der Schrift.
Sieben Jahrgänge. 8. Ladenpr. 24 Thlr. 12 Gr. Jetzt zu-
sammen genommen 12 Thlr. und einzelne Jahrg. à 2 Thlr.

[Der Jahrgang 1823 kostet in diesem Format 3 Thlr. 12 Gr.]

Wochenblatt (literarisches). Herausgegeben von A. von
Köcher. Sechs Bände oder Jahrgang 1818—1820. 4.
Ladenpreis 25 Thlr. Jetzt 12 Thlr.

(Einzelne Bände à 4 Thlr.)

Conversationsblatt (literarisches) 4 Bde. oder Jahrg. 1821
u. 1822 (Fortf. des Vorstehenden). 20 Thlr. Jetzt 10 Thlr.

(Werden beide Folgen „Wochenblatt“ und „Conversations-
blatt“ zusammen genommen, so erlasse ich sie für 20 Thlr.)

[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 10 Thlr.]

**Wolfart's (Dr. und Prof. K. Chr.), Jahrbücher für den
Lebens-Magnetismus, oder neues Asklapion.** Vier Bände
oder acht Hefte. 8. 1818 bis 1822. Ladenpreis 8 Thlr.
Jetzt 4 Thlr.

(Einzelne das Heft 1 Thlr.)

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Erste
Reihe in 6 Bänden oder 24 Heften. Gr. 8. Ladenpreis auf
Druckp. 24 Thlr. Jetzt 16 Thlr. Auf Schreibp. 36 Thlr.
Jetzt 24 Thlr.

(Einzelne Hefte auf Druckp. à 1 Thlr., auf Schreibp. à 1 Thlr.
12 Gr.)

[Von der neuen Reihe sind bis jetzt 10 Hefte erschienen, von welchen jedes auf
Druckp. 1 Thlr. und auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr. kostet.]

Leipzig, den 1sten Januar 1823.

J. A. Brockhaus.

Neue interessante Schrift.

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen
zu haben:

**Was wollen die Völker? Oder Versuch über die individuellen
Würgschaften, wie der gegenwärtige Zustand der Gesells-
schaft sie fordert.** Von P. E. F. Daunou. Aus dem Franz-
ösischen übersezt und allen Freunden der öffentlichen Ordnung
dargeboten von J. Th. . . . Gr. 8. Broch.

Stuttgart, bei Friedr. Franckh. Preis 21 Gr.

Diese interessante Schrift empfiehlt sich durch gründliche Untersuchung
über die wichtigsten Angelegenheiten der Völker, und durch lichtvolle
Darstellung der allgemeinen Staatsbedürfnisse jedem denkenden Leser, der
an dem bedeutungsvollen Streit der Geister in unsern Tagen Antheil
nimmt. Die Sache, worum sich handelt, ist hier auf den einfachsten
Ausdruck zurückgeführt, wodurch der Verwirrung der Begriffe am sicher-

ist begehrt wird. Die Schrift ist als ein Beitrag zu dem constitutionellen Systeme allen Staatsmitgliedern, wie allen Verfassungsfreunden angempfehlen.

Die Leipziger naturforschende Gesellschaft sagt durch ihre Mitglieder und allen Freunden der Naturkunde an, daß der St. Majestät dem Könige von Sachsen zugeeignete erste Band ihrer Schriften unter dem Titel:

Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig. Erster Band mit sechs illum. und einer schwarzen Kupfertafel bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig, 1822. Gr. 4. erschienen ist und folgendes enthält: 1) Königl. Bestätigung der Gesellschaft und ihrer Statuten. 2) Verzeichniß der Mitglieder. 3) Rede bei der Todtenfeier des ersten Präsidenten, des Hrn. Hofrath Rosenmüller, gesprochen. Inhang hierzu: die Schriften Rosenmüller's. 4) Synopsis fungorum Carolinae superioris secundum observat. L. D. de Schweinitz, ed. D. F. Schwägrichen mit zwei illum. Tafeln. 5) Ueber die Verbindung des Natrons mit der schwefelsauren Thonerde von A. C. Wellner. 6) Ueber die scheinbare Gruppierung der Wollen vom Hofrath Dr. Clarus. 7) Skizze einer Geschichte des Tellurismus von Prof. Dr. Gerutti. 8) Beschreibung neuer Pflanzen von Dr. Rabins mit zwei illum. Tafeln. 9) Meteorologische Beobachtungen von C. L. Schmiedel. 10) Monographie der Ameisenkäfer (Seydmanus Latr.), bearbeitet von C. B. L. Müller und C. Kunze und herausgegeben von letzterem mit einer schwarzen Tafel. 11) Leipziger Gartenpflanzen von Dr. Schwägrichen beschrieben mit zwei illum. Tafeln. 12) Auszüge aus den Protokollen der Gesellschaft. 13) Bitterungsbetrachtungen über 1821 von Hofrath Dr. Clarus.

Der Preis ist auf 4 Thlr. 12 Gr. bestimmt, doch wird den auswärtigen Mitgliedern der Gesellschaft das Exemplar zu 3 Thlr. erlassen, wenn sie sich unmittelbar an die Verlagshandlung bis spätestens Michaelis dieses Jahres adressiren.

FRIDERICI TIEDEMANN TABULAE NERVORUM UTERI

Folio Maximo

mit zwei Kupfertafeln und zwei Lineartafeln in Steindruck.

Ausgabe Nro. 1. auf extra fein Basler Velin 27 Fl. rhein. oder 16 Thlr. sächs.

„ „ Nro. 2. auf fein Post Royal der Text; und die Kupfer auf Velin von Nro. 1. 22 Fl. rhein. oder 12 Thlr. 12 Gr. sächs.

ist nun erschienen und wir freuen uns, der darauf seit geraumer Zeit gespannten Begierde durch diese Anzeige befriedigend entgegen kommen zu können.

Es ist bekannt, dass die Nerven des Uterus sich bisher den anatomischen Forschungen entzogen haben. Es ist also eine höchst wichtige Erscheinung, dass es dem berühmten Herrn Verfasser geglückt ist, dieselben in ihrem Ursprung und Verlauf zu entwickeln, und er hat sich unfehlbar den höchsten Dank seiner Zeitgenossen und der Nachwelt erworben, indem er sich entschlossen hat, seine Entdeckung durch dieses Werk bekannt zu machen.

Die dazu gehörigen Abbildungen, zwei vollkommen ausgeführte Tafeln und zwei Tafeln Linear-Umriss sind von Herrn Professor Roux nach der Natur gezeichnet, und es hat besonders die erste und wichtigste Tafel durch den an den grössten Werthen

des Kupferstechers bewährten Stichel von Hrn. Duttenhofer eine Vollendung erhalten, die, nach dem Urtheil kompetenter Richter, bei anatomischen Gegenständen in Deutschland bisher noch nicht erreicht ist. In dieser Rücksicht sowohl, als in Betreff von Druck und Papier ist von der Verlagshandlung keine Aufopferung gescheut worden, um ein Werk, auf das die Nation stolz seyn darf, auch in einem dieses Charakters würdigen Aeussern erscheinen zu lassen, und wir dürfen uns daher um so mehr der regsten Theilnahme versichert halten; welche, je früher sie eintritt, um desto sicherer den Vortheil der ersten Abdrücke gewährt.

Hauptsächlich ist es nöthig, dass Aufträge auf die Ausgabe No. 1 bald möglichst gegeben werden, weil von dieser nur eine kleine Anzahl von Abdrücken gefertigt wurde, die natürlich später nicht wieder zu ersetzen ist.

Heidelberg, den 1sten November 1822.

August Oswald's
Universitätsbuchhandlung.

In der Gleitschenschen Buchhandlung in Helmstädt erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Karl Venturini

U m r i ß

der Hannoversch-Braunschweigischen
Felds- und Fürsten-Geschichte für
Lehrvorträge in Bürger- und Landschulen.

8. 13 $\frac{1}{2}$ Bogen. Preis geb. 10 Gr.

Der Name des Herrn Verfassers spricht hier selbst für die Nützlichkeit und Gebiegenheit des Buchs das aus, was sonst der Verleger eines solchen Werkes zur Empfehlung hinzusetzen würde. Ein jeder wird hier unsern vaterländischen Geschichtschreiber wieder erkennen!

An das botanische Publicum.

Durch den Ankauf des Vorraths und der Kupferplatten der sämmtlichen Werke des Herrn WENDLAND, Königl. Garten-Inspector in Herrenhausen, sehen wir uns in den Stand gesetzt, folgende sehr ermässigte Preise dabei eintreten zu lassen:

Abbildung und Beschreibung der Heiden, 1stes bis 25stes Heft mit 150 ausgemalten Kupfern in gr. 4. Statt 56 Thlr. 6 Gr. jetzt zu 33 Thlr. 8 Gr.

Sammlung ausländischer und einheimischer Pflanzen mit ihrer Abbildung, Beschreibung und Cultur. 1ten bis 11ten Bandes zweites Heft; zusammen 14 Hefte mit 84 ausgemalten Kupfern in 4. Statt 28 Thlr. jetzt zu 18 Thlr.

(Die beiden obigen Werke werden in unserm Verlage fortgesetzt.)
Sertum Hannoveranum seu Plantae rariores quae in hortis Regis Hannover. vicinis coluntur. 4 Hefte mit 24 ausgemalten Kupfern in Folio. Statt 9 $\frac{1}{2}$ Thlr. jetzt zu 5 Thlr.

Hortus Herrenhusanus seu Plantae rariores quae in horto Regio Herrenhusano prope Hannoveram coluntur. 4 Hefte mit 24 ausgemalten Kupfern in Folio. Statt 10 Thlr. jetzt zu 5 Thlr.

*Potantische Beobachtungen nebst einigen neuen Entdeckungen und
Arten. Mit illum. Kupfern. Fol. 8 Bde. 12 Thlr. zu 12 Gr.*

*Hahnsche Hof-Buchhandlung
in Hannover.*

**Gilbert, Dr. Ludwig Wilh., Annalen der Physik
und der physikalischen Chemie, der Jahrgang von 12
Heften zu 90 bis 100 Bogen und 20 Kupfertafeln im farb-
gen Umschlage Gr. 8. Sch. 8 Thlr.**

werden auch in diesem Jahre eben so pünktlich, wie bisher, (jedes Mo-
natsstuck gegen Ende des Monats) erscheinen. Zur Verbreitung und Er-
weiterung der Naturwissenschaft durch vereintes Bemühen und für Freunde
dieser Wissenschaft eben so sehr, als für Männer vom Fache bestimmt,
stellen sie das Neue planmäßig und gemein verständlich dar, das Auslän-
dische fast Alles in freien Bearbeitungen des Prof. Gilbert selbst. Der
neue Jahrgang, der fünfte der neuesten Folge, beginnt mit dem 13.
Bande derselben, oder mit dem 73. der ganze Reihe. Der Preis dessel-
ben ist der bei ähnlichen Zeitschriften gewöhnliche von 8 Thlr. Zur Er-
leichterung der neu eintretenden Abonnenten bestimme ich die Preise der
früher erschienenen Bände:

1ster bis 30ster Band 30 Thlr. netto.

31ster bis 57ster Band 40 Thlr. 12 Gr. netto.

und der neuesten Folge unter dem Titel: Annalen der Physik und der
physikalischen Chemie,

1ster bis 9ter Bd. (oder 61ster bis 69ster Bd.) 16 Thlr. 12 Gr. netto.

10ten, 11ten, 12ten Bd. (oder 70ster, 71ster, 72ster Bd.) 6 Thlr. netto.

Joh. Ambr. Barth.

Das dritte Bändchen von

Das Cafés Tagebuch über Napoleons Leben,

seit dessen Abdankung am 15ten Juni 1815.

ist so eben erschienen und für 12 Gr. broch. in den Buchhandl. zu bekommen.

Alle drei Bändchen kosten nicht mehr als 2 Thlr. 6 Gr. und enthal-
ten alles, was die bis jetzt erschienenen zwei Bände des französischen
Originals, welche nicht weniger als 6 Thlr. kosten, in sich fassen.

Dresden, am 15ten März 1823.

Arnoldische Buchhandlung.

Walter Scott's sämtliche Werke

vollständig neu überseht mit erläuternden Anmer-
kungen erster und zweiter Theil, enthaltend *Waverley* oder
so war's vor sechzig Jahren, übertragen nach der ach-
ten Original-Ausgabe von W. G. F. von Halem. 12.
Leipzig. Cleditsch. Preis für fein Papier 2 Thlr.

Von dieser saubern Hand-Ausgabe, welche vorläufig die profaischen
Schriften enthalten wird, erscheinen hinter einander 12 Theile. Wer auf
solche bei Empfang der fertigen Theile mit 9 Thlr. zu pränumeriren ge-
neigt ist, erhält demnach den Theil für 12 Gr., welcher außerdem einzeln
1 Thlr. bis 1 Thlr. 4 Gr. kostet.

Sämmtliche Buchhandlungen können den Pränumerations-Preis ge-
währen. Das Ganze wird 24 bis 30 Theile umfassen.

Der dritte und vierte Theil enthält: *Rigels Schicksale* (welche
in drei Bogen versandt werden); der fünfte bis siebente *Peperis*;
der achte und neunte *Kenilworth* u. s. w.

Leipzig, im Februar 1823.

Literarischer Anzeiger.

(An dem in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N^o. IX. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quarto-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magneismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Oesterreichische militairische Zeitschrift. Jahrgang 1823.

Von dieser Zeitschrift ist erschienen das zweite Heft. Dieses enthält:

I. Der Feldzug des Prinzen Karl von Rothringen im Jahre 1744 in dem Elsaß. Fortsetzung des zweiten Abschnittes; dann dritter und letzter Abschnitt. — II. Ueber das Studium der Kriegsgeschichte. — III. Der Feldzug 1805 in Italien. Erster Abschnitt. — IV. Ali Pascha zu Varna. — V. Literatur. 1) Recension von J. B. Schels Geschichte der Länder des oesterreichischen Kaiserstaates, fünfter Bd.; 2) Recension von Bismarcks System der Reiterei. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Dann das dritte Heft, welches folgende Aufsätze enthält: I. Der Feldzug in Italien. Schluß des ersten Abschnittes. — II. Antwort auf die in der Leipziger Literatur-Zeitung 1822, Nr. 303 enthaltene Recension über das Werk: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des F. W. Fürsten Karl zu Schwarzenberg.“ — III. Gedanken über die Erhöhung der Moralität im Kriegszustande. — IV. Literatur. Schluß der Recension über Bismarcks System der Reiterei. — V. Neueste Militairveränderungen. —

Der Jahrgang von zwölf Monats-Heften dieser Zeitschrift kostet acht Thaler sächsisch. Alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands nehmen darauf Bestellungen an. — Auch sind alle früheren Jahrgänge dieser Zeitschrift seit ihrem Beginn im Jahre 1811, auf eben diesen Wegen zu erhalten. —

J o u r n a l
für Literatur, Kunst, Luxus und Mode,
für das Jahr 1823.

Redigirt von
Edmund Ost und Stephan Schüze.

Mit ausgemalten und schwarzen Kupfern, gr. 8.
Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.
Der Jahrgang 8 Thlr. 5. oder 14 Fl. 24 Kr.

Vom Anfang dieses Jahres an erscheint dies Journal unter einer neuen Redaction, in einer veränderten und mehrfach verbesserten Gestalt. Es werden wöchentlich zwei Stücke, von einem halben oder ganzen Bogen, ausgegeben und an die Postämter und Buchhandlungen versendet. Bis jetzt (den 1. April) sind bereits 32 Nummern erschienen; nebst 10 Kupfertafeln, wovon acht ausgemalte Holztafeln, mit kurzen Reimen

begleitet; die zwei schwarzen geben getreue Abbildungen von Schiller's und Goethe's Wohnungen.

Die Erscheinung und Versendung erfolgt wöchentlich sehr regelmäßig, und die Bestellungen können bei allen Postämtern und Buchhandlungen gemacht werden, wo auch die ausführliche Ankündigung und die vier ersten Nummern als Probeblätter *gratis* zu haben sind.

In der Schönmacher'schen Buchhandl. in Elberfeld ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

**Rheinische
Jahrbücher
für Medicin und Chirurgie.**

Herausgegeben von
Dr. Chr. Fr. Harless.

VI. Bandes III. Stück.
Mit 4 Abbildungen.
Preis 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Bei mir ist so eben erschienen:

Beiträge zur Wissenschaft und Literatur des deutschen Bundesrechts. I. Von der Unterscheidung zwischen Interessen und Rechten bei Streitigkeiten unter Bundesgliedern. Als erläuternde Zugabe die Behandlung eines gemischten streitigen Stoffes in der Anhalt; Goethen'schen Beschwerde-Sache, wie überhaupt, enthaltend. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Eine sehr wichtige Schrift, deren Bedeutung dem Leser nicht entgehen wird!

Ferner:

De perditis Aristotelis libris de ideis et de bono. Auctore **Dr. Chr. Aug. Brandis**, Prof. P. O. in univers. lit. rhein. 8. maj. 10 Gr.

Eine das philologische und philosophische Publicum gleich sehr interessirende Schrift.

E. Weber, Buchhändler
in Bonn.

**An deutsche Väter, Mütter, Lehrer, Erzieher
und Freunde der Jugend.**

Der deutsche Jugendfreund.

Von dieser, der vaterländischen Jugend gewidmeten und von Heinrich Reban, dem Verfasser mehrerer mit Beifall aufgenommenen Schulbücher, herausgegebenen Zeitschrift, die einem längst gefühlten Bedürfnisse durch ihre Mittheilungen abzuheffen sucht, erscheint wöchentlich ein Bogen in Octav. Monatlich wird ein Umschlag, eine Abbildung aus der Naturgeschichte und dergleichen dazu gegeben. Das Januarnummer ist bereits in allen Buchhandlungen zu haben. Wöchentlich kann der Jugendfreund durch die Post von Karlsruhe aus bezogen werden. Der Preis dieser Zeitschrift — der ganze Jahrgang 4 Fl. oder 2 Thlr. 8 Gr. — ist so billig gestellt, daß man sie in der Stadt und auf dem Lande leicht anschaffen kann, zumal wenn einige Familien zusammenste-

ten. Hält sie eine Schule, die nur 20 Schüler zählt, so kostet sie einen jährlich noch nicht 3 Gr. — Von der Mannichfaltigkeit, Gebiegenheit und Zweckmäßigkeit des Inhalts wird das erste Heft schon einiges Zeugniß ablegen können. Insertionen von für die Jugend brauchbaren Schriften werden die durchlaufende Zeile mit 6 Kr. oder 1 Gr. 6 Pf. berechnet. — So ersuchen wir denn die Freunde und Freundinnen der naterländischen Jugend, besonders die Herren Geistlichen und Schullehrer dem deutschen Jugendfreunde Eingang in Schulen und bei Familien, für die er so recht eigentlich bestimmt ist, verschaffen zu helfen, denn nur so läßt sich ein erfreuliches Resultat erwarten.

Die Versendung des Jugendfreundes für 1823 hat die Buchhandlung von Baun in Karlsruhe übernommen.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

W o m a k t e n u n d n e u e n H e l f a s s.

Worte an die griechische Nation gesprochen

von Adamantios Korai.

Zugleich als Einleitungsschrift zur Politik des Aristoteles. Aus dem Alt- und Neugriechischen übtzt von

Dr. Carl Jken.

Nebst einem Anhang, einen Auszug aus der Politik des Aristoteles enthaltend. 8. Broch. Preis 1 Thlr.

Diese vom klassischen Pausa der Vorzeit, und dem lebendigen Geiste dieser thatenreichen Gegenwart durchdrungene Schrift, und insbesondere die feurigen Worte eines achtzigjährigen Griechengreisens an seine ihn hoch-ehrenden Landsleute gerichtet, werden schon allein hindeuten, warum diese einen Ehrenplatz unter den zahlreichen Neuigkeiten der griechischen Tagesgeschichte zu verschaffen.

D e r S t e i n

der Nieren, Harnblase und Gallenblase in genetischer, chemischer, diagnostischer und therapeutischer Hinsicht nach den verschiedenen Theorien älterer und neuerer Aerzte betrachtet, nebst einer vollständigen Beschreibung aller alten und neuen dahin gehörenden Operationsmethoden.

Von Dr. Carl Caspari.

8. Brochirt. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Ueber diese, dem denkenden Arzte so wichtige Krankheit, liefert der Herr Verfasser eine höchst verdienstliche Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten Kur- und Operationsmethoden, und es wird durch dieses Werk eine fühlbare Lücke in der medicinisch-chirurgischen Literatur ausgefüllt.

D e r F r e i s s ä s s.

Eine Volksage

von A. Apel.

Aus dem ersten Bande von Apel's und Baun's Gespensterbuch (Leipzig, bei G. J. Göschen) besonders abgedruckt. 8. Broch. 8 Gr.

Den zahlreichen Verehrern des sel. Apel, so wie jedem Fuldiger der gefeierten Oper gleichen Namens, dürfte der besondere Abdruck dieser geistreichen Novelle gewiß willkommen seyn.

Power of the Peak.
By the Author of „Waverley; Kenilworth“ etc.

In 4 Volumes.

3 Cartonirt. Preis 3 Thlr. 16 Gr.

Dieser neueste Roman von Walter Scott stellt abermals ein selbstbegabtes Gemälde des nordischen Meisters vor Augen, und wird die Freunde seiner herrlichen Muse noch enger an ihn schließen, bei denen vorliegende, äußerst correcte und zugleich elegante Ausgabe, die im vor-
terländischen Geschmacke auf schönem Belinapapier mit scharfen Lettern gedruckt ist, sicher Beifall finden wird.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Dr. M. E. A. Raumann;

Ueber die Grenzen

z. w. i. s. c. h. e. n. P. h. i. l. o. s. o. p. h. i. e

und

Naturwissenschaften.

Gr. 8. Leipzig, bei A. Wienbrau.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

(Siehe lit. Convers. Blatt 1823. Nr. 37, 43, 59 und 70.)

Eine deutsche Uebersetzung von dem spanischen Werke: **Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien**, von Dr. Don Jos. Ant. Conde, wurde schon im vorigen Jahre von uns angekündigt, und ist bereits unter der Presse. Die Probebogen davon sind in jeder Buchhandlung niedergelegt, wo man auch bis Ende Juni d. J. mit 4 Thlr. schaff. auf das ganze Werk von vier Bänden pränummern kann.

Karlsruhe, den 3. April 1823.

Braunische Buchhandlung.

Von folgenden so eben in Paris erschienenen Schriften sind deutsche Ausgaben unter der Presse:

Relation d'un voyage à Bruxelles et à Coblenz (1791).

Pradt, M. de, Parallèle de la puissance anglaise et russe relativement à l'Europe; suivi d'un aperçu sur la Grèce.

Ueber die spanischen Angelegenheiten.

Der Staatsmann.

Herausgegeben vom Dr. Pfeilschifter.

Von dieser Zeitschrift ist so eben das dritte Heft fertig geworden. — Nachdem der Herausgeber derselben eine offene und wackere Polemik gegen die in der politischen Schriftstellerei herrschend gewordene gemeine Flachheit und das frevelhafte System der Lüge und Boßheit betrügerei als einen seiner Zwecke angekündigt hat, so konnte ihm nicht unerwartet seyn, sich von dieser Flachheit bald mit der ihr eigenen Germeinheit und von den Aposteln des Betrugs mit der nur ihnen zu Gebote stehenden Waffe der Verläumdung und Lüge angegriffen zu sehen. Der Schmerzensruf, den diese Partei schon bei der Erscheinung des ersten Heftes ausstieß, beweiset, daß ihr der Herausgeber an die wunde Stelle zu fühlen gewußt hat. Wer diese Zeitschrift kennt, wird ihren Werth und den Muth des Herausgebers zu würdigen wissen;

wer sie noch nicht kennt, den sollte wenigstens das Gefühl, was man gegen sie bereits erhoben, zu einer nähern Prüfung derselben veranlassen; und wer die ehrenwerthe Gesinnung, aus welcher sie hervorgegangen, und die Absicht, durch Bekanntmachung von Denkschriften und Actenstücken, (gleichviel, ob sie für oder gegen die politischen Ansichten des Herausgebers seyn mögen), eine gründlichere Kenntniß der Zeitgeschichte nach Möglichkeit zu verbreiten, nicht billigen sollte, wird wenigstens nicht läugnen können, daß sie, obgleich erst drei Hefte erschienen sind, bereits mehrere höchst wichtige Denkschriften, zumal über die spanischen Angelegenheiten, welche für den Augenblick die wichtigsten sind, mitgetheilt hat, als da sind: 1) Uebersetzungen zur Geschichte des Aufstandes der spanischen Expeditions-Armee 1820, vom Bürger Galiano, Abg. in den Cortes und Miturheber; 2) Denkschrift über die Vorfälle bei der Versammlung der außerordentl. Cortes 1810, vom Staatsrath de Cardizabal, bmaligem Mitgliede der Regentenschaft; 3) Beiträge zur geheimen Geschichte der spanischen Revolution, von F. Julian; 4) Neben, gehalten in den Cortes 1811 und 1821, von Arguelles, Munoz, Terredo, Moreno, Guerra, Borrull und Andern, lauter Aufklärungen über die spanische Revolution, die hier zum erstenmal in Deutschland bekannt werden. — Da diese Hefte, ferner noch 1) einen Auszug aus Thebenats: Duvents „Aegypten unter der Regierung des Pascha Mohamed Ali,“ sammt einer Biographie dieses Pascha, nach Original-Quellen vom Dr. Pfeilschifter; 2) Geschichte der religiösen Verfolgungen in Nismes, von Ab. de Vonrecoulant; 3) Betrachtungen über die vorjährigen Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten in Baiern, von Dr. Pfeilschifter; endlich Recensionen politischer Schriften und höchst pikante Mannichfaltigkeiten enthalten, so werden wohl wenige Zeitschriften in so wenig Raum Interessanteres liefern. — Die Fortsetzungen werden rasch erfolgen.

Man kann diese Zeitschrift, den Band zu 4 Fl. 30 Kr. oder 2 Thlr. 12 Gr., durch alle Buchhandlungen und Postämter beziehen. Dffenbach, a. R. den 10. April 1823.

Die Expedition.

Bei J. A. Munk in Posen ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten: (Leipzig, bei A. Wienbrach.) **Grundlehre der höheren Analyse zum Gebrauch in den obern Classen der gelehrten Schulen und zum Selbststudium eingerichtet** von E. von Buchowski, Professor der Mathematik am Königl. Gymnasio zu Posen. Mit einer Kupfertafel.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Bei Biegler und Söhne in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Adamantios Korais politische Ermahnungen an die Hellenen, übersetzt von Joh. Kasper von Orelli, Professor, nebst dem neugriechischen Original in gr. 12.

Preis 1 Thlr.

Schon der beherzigungswerthe Inhalt dieser religiös-politischen Ermahnungen des ehrwürdigen hellenischen Weisen an seine tapfern Stammgenossen, muß gegenwärtig ihre Freunde anziehen, so wie sie auch sehr

geeignet sind, manches Vorurtheil ihrer Gegner zu beseitigen; besonders aber wird dadurch dem fühlbaren Mangel eines wohlfeilen Hilfsbuches zur Erlernung des Neugriechischen endlich abgeholfen, da diese schöne Sprache, von einem Meister behandelt, hier in ihrer vollen Reinheit und Bedeutsamkeit erscheint.

Zeitungsanonce.

Es eben ist im Verlag des Literar: Comptoirs, zu Altenburg das erste Heft der Quartalschrift:

Archiv für Viehzucht, Pferdekennntniß, Reitskunst, Thierarzneikunde und Thierhandel, in Verbindung mit dem R. Säch. Major G. v. Teneder, herausgegeben von Dr. Weidenkeller, Jahrg. 1823. 8. (Preis in Buchhandlungen und Postämtern 2 Thlr. 12 Gr. od. 4 St. 30 Kr. Rhein.) erschienen.

Alles Neue, Interessante und Nützliche aus den genannten Fächern, und deren Literatur soll in diesem Archiv verhandelt, vorzüglich aber die Schafzucht und der Wollhandel scharf ins Auge gefaßt werden. Landwirthe jeder Art, Stallmeister, Offiziere, Postmeister, Thierärzte und Liebhaber von Pferden werden daher gewiß dasselbe mit Nutzen lesen.

FRIDERICO - FRANCISCEUM

oder Grossherzogliche Alterthümer - Sammlung aus der altgermanischen und slavischen Zeit Mecklenburgs zu Ludwigslust; herausgegeben vom Professor Dr. H. R. Schröter.

Die Grossherzogliche Sammlung von Alterthümern aus der heidnischen Zeit Mecklenburgs, ist ein Schatz, dessen Kenntniß nur zu lange schon einem grössern Kreise vorenthalten ist. Unter unmittelbarer Pflege Sr. königl. Hoheit, des regierenden Grossherzogs gegründet und seit 40 Jahren fortwährend bereichert, zählte sie bereits im August 1822, nicht weniger als 63 Hauptclassen alterthümlicher Denkmäler, welche in 142 ungesuchten Unterabtheilungen, mehr als 1800 Individuen enthalten. Vom Götterbilde bis zum Gegenstande des gemeinsten Gebrauchs zeigt sie graue Zeiten in deren eigenem Erzeugnisse, fast ohne Lücke und führt zu nicht geahneten Resultaten. Alles was sie enthält, gehört einem bestimmten Boden; Fundort und Fundart der Mehrzahl ist genau bekannt; Kennet werden diesen Umstand zu würdigen wissen. Mit Allerhöchster Genehmigung und Unterstützung wird jetzt die Herausgabe dieser eben so wichtigen als interessanten Sammlung besorgt. Auf 36—40 Tafeln in Gross-Folio werden die wichtigsten Denkmale abgebildet werden; auf Zeichnung, Steindruck und Papier wird die grösste Sorgfalt verwendet. Das Ganze erscheint in 6 Lieferungen, jede mit einem Umschlage, welcher kurz den Inhalt erläutert; der Text in demselben Formate, wird mit der letzten Lieferung ausgegeben, und zuerst das Allgemeine, sodann das Besondere für Geschichte, Erklärung und Beschreibung der Denkmäler enthalten.

Man pränumerirt auf dieses Werk mit 1 Friedrich'd'or für Heft 1 und 2, bei Empfang des 2ten Hestes gleichfalls mit 1 Friedrich'd'or für Heft 3 und 4, endlich bei Empfang des 4ten Hestes für Heft 5 und 6, mit Einschluss des Textes abermals mit 1 Friedrich'd'or. Dieser mässige Preis von 3 Friedrich'd'or kommt aber

nur denen zu Gute, die bis zur Michaelis-Messe d. J. ihre Bestellungen auf das Ganze gemacht haben; ihre Namen werden dem Texte vorgedruckt. Jede solide Buchhandlung nimmt Pränumeration an; die Stillersche Hofbuchhandlung hat die Commission des Werkes übernommen.

Rostock, im April 1825.

Dr. H. R. Schröter.

Für Aerzte und Apotheker.

Bei Leopold Wos in Leipzig ist so eben erschienen:

Vorschriften für die Veretzung und Anwendung einiger neuen Arzneimittels, als der Krähenaugen, des Morphins, der Blausäure, des Strychnins, des Veratrins, der China Alkalien, der Jodine u. m. a. Aus dem Französischen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 12 Gr.

Für Katholiken und Protestanten.

So eben ist bei Leopold Wos in Leipzig erschienen:

Die Päpste

als Fürsten eines Staats und Oberhäupter einer Kirche. Von der Begründung des heiligen Stuhles an bis 1822.

Aus dem Französischen

des Juan Antonio Florente.

Mit einigen Anmerkungen von r.

Zwei Theile in 8. Preis 3 Thlr.

Die Wahrheit ist so ein achtungswerthes und göttliches Ding, daß Christus selbst sagte: ich bin die Wahrheit und der Weg des Lebens. Wer nicht der Wahrheit folgt, kann nicht dem Heiland folgen. Wer eine der Wahrheit widersprechende Geschichte schreibt, handelt Christus entgegen. Er will es nicht haben, daß man ihm mit Fälsche von Lüge dient, und die christliche Religion würde weber gut noch wahr seyn, wenn sie, um sich zu erhalten, den Betrug zur Stütze haben müßte. Mit diesem Grundsatz bearbeitete der ehrwürdige Göttinger, besonders durch seine Geschichte der spanischen Inquisition als kritischer historischer Schriftsteller aufs rühmlichste bekannte Katholik Florente obige Geschichte der Päpste, und ward ein Märtyrer der Wahrheit, denn auf Antrag des päpstlichen Nuntius, wie man sagt, wurde ihm befohlen, nach 24 Stunden, in den harten Tagen des vergangenen Winters, Paris zu verlassen.

Geschenk für erwachsene Töchter.

So eben ist bei Leopold Wos in Leipzig erschienen: die dritte rechtmäßige, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage von

Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände.

Herausgegeben von Dr. C. W. Spieker.

Auf Belinpapier in elegantem Umschlage mit einem Titellupfer von F. W. Meyer nach Schnorr. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Die freundliche Aufnahme, welche die beiden ersten Auflagen überall gefunden, läßt auch für diese dritte ein günstiges Urtheil und einen segensreichen Gebrauch hoffen.

Für Aerzte und Chirurgen.

Bei Leopold Voss in Leipzig ist so eben erschienen:

Ueber Harnverhaltungen, welche durch Verengerung der Harnröhre verursacht werden, und von den Mitteln, durch welche man die Obstruktionen dieses Kanals vollkommen zerbrechen kann. Von Dr. Theodor Düramp. Aus dem Französischen. Mit fünf Kupferstichen. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser hat in diesem Werke einen Zweig der Wundarzneikunst auf eine Stufe der Vollkommenheit erhoben, die bis jetzt den angesehensten Wundärzten, alles rühmlichen Strebens ungeachtet, nicht geglückt hat zu erreichen. Die vom königl. französischen Institut zur Beurtheilung des Werkes ernannte Commission hat dasselbe für klassisch erklärt, und mehrere deutsche kritische Blätter haben bei der Beurtheilung des Originals diesen Ausspruch bestätigt.

So eben ist erschienen und durch J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, an alle Buchhandlungen versandt worden:

Oesterreichische militairische Zeitschrift.

Das dritte und vierte Heft für das Jahr 1823.

Preis des Jahrg. von 12 Heften 3 Thlr. od. 14 fl. 24 Kr. Rhein.

Inhalt des dritten Heftes: Der Feldzug 1805 in Italien. Schluß des ersten Abschnittes: Ursachen und Vorbereitungen zum Kriege. — Antwort auf die in der Leipziger Literatur-Zeitung 1822 Nr. 303 enthaltene Rezension über das Werk: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des F. W. Fürsten zu Schwarzenberg.“ — Gedanken über die Erhöhung der Moralität im Kriegesstande. — Literatur. Ueber die Schriften des Generales Grafen von Bismark, und besonders über dessen letztes Werk: System der Reiterei. (Schluß). — Neueste Militairveränderungen. —

Inhalt des vierten Heftes: Der Feldzug 1805 in Italien. Zweiter Abschnitt. Gefecht vor Verona am 13. Octob. — Die Schlacht von Caldiero am 29. 30. und 31. Octob. Mit dem Plane der Schlacht bei Caldiero. — Versuch zur Ausrottung fremder, in die deutsche Kriegssprache eingeschlichener Wörter. — Literatur. Anmerkungen zu dem französischen Werke des Dr. E. Borie: „Versuch über die Rekrutierung und die Militairspitäler in Frankreich.“ — Neueste Militairveränderungen. —

Ferner ist daselbst erschienen:

Geist der Zeit.

Ein Journal

für Geschichte, Politik, Geographie, Statist. und
Kriegskunde und Literatur.

Das dritte und vierte Heft für das Jahr 1823.

Preis des Jahrg. von 12 Heften 6 Thlr. od. 10 fl. 48 Kr. Rhein.

Inhalt des dritten Heftes: Mahlerische Schilderungen von Neapel und dessen Umgebungen. — Die Schlacht bei Wörmern am 16. Octb. 1813. (Schluß). — Literatur. — Skizze einer Reise durch das Schweizerland in militairischer Beziehung. — Der Stakenbau in England. —

Inhalt des vierten Heftes: Mahlerische Schilderungen von Neapel und dessen Umgebungen (Fortsetzung). — Militairische Denkschrift über den Angriff und die Vertheidigung der französischen Pyrenäen-Grenze. — Beiträge zur nähern Kunde des russischen Reichs. — Landbesetzung Kataloniens. —

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N^o. X. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Schöne Literatur.

In der Stapel'schen Buchhandlung in Würzburg ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Erzählungen am Kamine, von Albert Grafen von Pappenheim, Königl. kaiserlichem Obersten u. Erstes Bändchen. Mit einem Kupfer. Gr. 8.

Ein lieblicher Blumenkranz aus dem Garten der Romantik, gewunden aus sechs Erzählungen wirklicher Ereignisse aus dem Leben, und geschmückt mit allen Reizen einer kräftig blühenden Sprache. Der edle Verfasser, bekannt durch mehrere mit vielem Beifall aufgenommene Aufsätze im Morgenblatt, versammelt eine Gesellschaft an einem stürmischen Herbsttage am wohlthätigen Kamin, so wie einst Boccaccio die Erzähler seiner herrlichen Novellen auf einem Landhause bei Florenz, und nun beginnt der Herr des Hauses die Vorlesungen einiger Scenen aus seinem erfahrungsreichen Leben. Manche derselben haben Beziehung auf die jetzige erfolgreiche Zeit, alle tragen das Gepräge der schönsten Gefühle eines reichen Gemüthes.

Das Buch ist Ihrer Königl. Hoh. der Kronprinzessin von Bayern gewidmet. Das Kupfer, von der Meisterhand des Hrn. Fleischmann in Nürnberg gestochen, stellt eine Eiche dar, deren Äste die Bildnisse der durchlauchtigsten Familie Gr. k. Hoh. des Kronprinzen nach der Folge des Alters tragen. Das bayerische Wappen, mit der Königskrone geschmückt, wird am Fuße der Eiche von einem Löwen bewacht; Papier und Druck sind ausgezeichnet; zur Bequemlichkeit der Liebhaber sind die Exemplare sämmtlich in farbigem Umschlag geheftet. Preis 3 Fl. 36 Kr. oder 2 Thlr. Das Kupfer, das für jeden Bürger Baierns großes Interesse hat, wird in allen Kunst- und Buchhandlungen auch ohne das Buch verkauft.

Anzeigen.

- 1) Die Anthropologie als Wissenschaft von Dr. J. Hillebrand, dritter Theil. Auch unter dem Titel: Pragmatische Anthropologie oder anthropologische Kulturlehre. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr. Preis aller drei Theile 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.

Mit diesem dritten Theile ist das Werk vollendet, dessen erster und zweiter Theil, oder die allgemeine und besondere Naturlehre

des Menschen, in den beiden vorgehenden Bänden erschienen. Es dürfte vielleicht diese Arbeit eines bekannten philosophischen Schriftstellers und Lehrers gerade deswegen besondere Berücksichtigung verdienen, weil sie (wie die Vorrede besagt) einmal die Anthropologie in einem Total-Umfange darstellt, in welchem dieselbe bisher nicht dargestellt worden, dann weil des Verfassers Streben dahin ging, die Erfahrung neben der Spekulation ganz besonders im Auge zu behalten, wie denn befalls schon mehrere gelehrte Beurtheilungen des ersten Theils ihren Beifall ausgesprochen haben.

2) Von demselben Verfasser wird in meinem Verlage eine deutsche Bearbeitung des vor einiger Zeit erschienenen trefflichen Werks von dem bekannten politischen Schriftsteller

Kératry, *Sur le beau dans les arts de l'imitation* mit Bemerkungen und ästhetisch-wissenschaftlichen Exkursen erscheinen; auf welche Arbeit ich das Publicum um so mehr glaube aufmerksam machen zu dürfen, als der französische Verfasser wie der deutsche Bearbeiter literarisch-bewährte Männer sind. Der Druck des ersten Bandes hat bereits begonnen, welches besonders zur Vermeidung etwaiger Kollisionen hierdurch vorläufig angezeigt wird.

Mainz, im April 1823.

F. Kupperberg.

A n k ü n d i g u n g -

dreier religiös-theologischen Schriften,
welche im Verlage der Buchhandlung Josef Max und Comp.
in Breslau erschienen und in allen Buchhandlungen zu
haben sind.

In einer so tief bewegten Zeit wie die jetzige, wo das Bedürfnis einer wahrhaft religiösen innern Bildung mehr als jemals gefühlt wird, muß es von hohem Interesse seyn, Stimmen zu hören, die berufen sind zu warnen, zu belehren, zu versöhnen. Nachgenannte drei Schriften, jede aus innerer Wahrheit und Ueberzeugung, jedoch ganz unabhängig von einander hervorgegangen, dürfen wir in solcher Beziehung, als hochwichtig für einen Jeden bezeichnen.

- 1) An meine christlichen Mitbürger, in Sachen unsres Gottesdienstlichen Lebens und der aufzuhebenden Kirchentrennung. 8. 1823. Verlag von Josef Max und Comp. in Breslau.

Weißes Druckpapier 16 Gr.

Belinpapier und Kartonnirt 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Schrift will für nichts weiter gelten, als für ein Mitglied der evangelischen Gemeinde, wie es alle sind, und sich eben so nur seiner evangelischen Freiheit bedienen, wie sie alle haben: ein offenes Wort über die kirchlichen Angelegenheiten und über die mögliche Aufhebung des bestehenden Confessionsunterschiedes an alle evangelischen Christen zu richten. Und wenn er dabei seinen Namen verschweigt; so geschieht auch das weder aus Scheu, noch aus Klugheit, sondern allein deshalb, damit Keiner den Inhalt seiner kurzen und einfachen Rede vermischen soll mit einer möglichen Zuneigung oder Abneigung gegen seine Person, vielmehr ein Jeder des Unbekannten Zutrauen und Liebe in gleichem

Weise erwiedern möge. — Denn was Gottes ist, wird bleiben; was Menschenwert, wird untergehen. —

- 2) Scheibel, J. G., (Dr. und Prof. der Theologie), das Abendmal des Herrn. Historische Einleitung, Bibel, Lehre und Geschichte derselben; ausführlichere Erläuterungen früherer Schrift. Gr. 8. 1823. Verlag von Josef May und Komp. in Breslau.

Weißes Druckpapier 2 Thlr.

Velinpapier und kartonnirt 2 Thlr. 16 Gr.

Dieses Buch, welches zunächst durch äußere Veranlassung und durch die der Breslauischen Synode vom October 1822 gegebene Erklärung des Verfassers, seinen Anspruch in einer ausführlicheren Abhandlung zu begründen, hervorgegangen ist, führt den Charakter einer allgemeinen Untersuchung über einen von jeher als höchwichtig betrachteten Gegenstand des christlichen Glaubens. — Mit der gründlichsten historischen und exegetischen Gelehrsamkeit werden hiezuerst die Analogien und Vorbilder des heiligen Sakraments im ägyptischen und israelitischen Kultus geprüft; und sodann ausführlich bewiesen, wie mit der heiligen Schrift selbst keine andere Lehre, als die reine Lutherische, in Uebereinstimmung gebracht werden könne. Darauf folgt eine Geschichte der Abendmallslehre, von den ältesten Zeiten der Kirche bis auf unsere Tage herabgeführt. Sehr merkwürdig ist auch die Vorrede, worin der Verfasser sein Glaubensbekenntniß über mehrere vielfach besprochene Gegenstände und eine Rechtfertigung desselben niederlegt.

- 3) Steffens, Heinrich, von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde. 8. 1823. Verlag von Josef May und Komp. in Breslau.

Weißes Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr.

Velinpapier und kartonnirt 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist ein Zeichen der Zeit, welches zu erstem Nachdenken auffodert, daß in unsern Tagen die Philosophen zu den Waffen greifen müssen, um die wahre Kirche des Herrn gegen die Theologen, ihre eignen Wächter, zu vertheidigen. So bemüht sich der berühmte Verfasser im ersten Theile dieser höchst wichtigen Schrift zu zeigen, wie die heilige Schrift entweder mit ganzem, ungetheilten Glauben, der kein anderes Kriterium über sich erkennt, angenommen, oder ganz verworfen werden müsse; vornehmlich im Gegensatz gegen die vielverbreiteten Meinungen eines gefeierten Berliner Theologen. Darauf folgt eine Darstellung des wahren, einfachen, christlichen Glaubens und der darauf sich gründenden Gemeinde Christi, welche dem Verfasser Anlaß gibt, mit mildem Ernste einige Verirrungen, die heut zu Tage der Gemeinde besonders Gefahr drohen, ausführlicher zu berühren; sodann ein Abschnitt über das Verhältniß der Lehrer zur Gemeinde und über eine wichtige Angelegenheit dieser Zeit, die Union der beiden protestantischen Kirchen. Da der Gegenstand dieser Schrift jedes Gebildeten nahe Theilnahme in Anspruch nimmt, weil der Unglaube und Halbglaupe, den sie bekämpft, in unser Zeit wohl Niemanden ganz unberührt gelassen haben, und da der Verfasser hier als ein Laie, als ein Mitglied der Gemeinde reden wollte, so ist alle eigentliche gelehrte Untersuchung vermieden, und der Darstellung selbst die möglichste Klarheit und Verständlichkeit gegeben worden.

Unterszeichnete haben sich zur Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel:
S y l v a n e i o n,
ein Taschenbuch für denkende Forstmänner,
verbunden. Ein Werk, das folgende unten näher bezeichnete Gegenstände
umfaßt:

I. Naturkunde.

a) **Bodenkunde.** Wie wenig noch dafür gethan ist, bedarf keiner
Erläuterung, ein vorzügliches Augenmerk wird daher auf die Bearbei-
tung dieses Gegenstandes gerichtet werden.

b) **Botanik.** Die Naturgeschichte der deutschen Waldbäume ist so un-
vollständig und mangelhaft, daß sie einer totalen Umarbeitung bedarf.
Die Redaction wird hier ganz besonders einwirken, sie wird suchen,
das Fehlende, was beispielsweise durch Folgendes angedeutet ist, zu
ergänzen: Entwicklung und Ausbruch des Laubes und der Blüthen,
mit Anführung der Temperaturstände. Juni-Erieb, Saamen-Bildung
und Reife, Einfluß der Höhe, der Gebirgsart, der Lage zc. zc. auf
die Baumform und die physisch-chemischen Eigenschaften des Holzes,
horizontale, verticale, natürliche, künstliche Verbreitung, Uebergänge
und Wanderung der Holzpflanzen. (Karten werden hierzu geliefert.)

c) **Zoologie.** Nur neue Erklärungen und Berichtigungen.

II. Forstkunde.

Alles im Gebiete des Waldbaues, des Forstschuzes, der Forst-Benußung,
Technik, der Forsteinrichtung, der Forstpolizei und Staatsforst-Wirth-
schafts-Lehre, findet eine Aufnahme; doch werden durchaus nur neue
Beobachtungen oder Berichtigungen des Fröhern aufgenommen.

Einen ganz besondern Werth legt die Redaction auf eine Forst-Statistik,
die sich mit Beschreibung und Erfolg der Wirthschafts-Systeme des
Waldes befaßt.

III. Literatur.

Deutschlands forstliche Literatur mit kurz glossirenden Anmerkungen, dann
auswärtige Literatur mit kurzer Angabe des Inhalts: als Anhang,
Anzeige erscheinender Schriften, Notizen zc. zc.

Von diesem Taschenbuch erscheint jährlich ein Band; der erste wird
zum neuen Jahre 1829 ausgegeben.

Die Redaction nimmt mit Dank, und honorirt durch ein Louis-
d'or und 60 kr. Bogen, jeden Beitrag, der für den Druck sich
eignet. Mit umgehender Post folgt die Rückstellung der nicht angenom-
menen Schriften. Verschwiegenheit des Namens bei specieller Anforde-
rung sichern wir.

Alle Uebersendungen für die Zeitschrift wolle man mit der Aufschrift:
An die Redaction des Sylvaneions zu Aschaffenburg, oder an
die Verlags-handlung, entweder mit dem Postwagen oder durch Buch-
händlergelegenheit übermachen.

J. L. Klauprecht.

Privatlehrer der Forstwissenschaft und
Mathematik, Mitglied mehrerer gelehr-
ten Gesellschaften.

E. B. Mayr.

Professor am K. B. Forst-
Institute zu Aschaffenburg.

Den Verlag dieses Taschenbuches

S y l v a n e i o n

habe ich übernommen, und es wird mein eifrigstes Bestreben seyn, für
die anständigste Ausstattung sowohl des Drucks, als auch der dazu gehö-
rigen Kupfer bestens zu sorgen. Es erscheint in großem Taschenformat
mit vier bis sechs von vorzüglichen Meistern gestochenen Kupfern, und
allegorischem Umschlag.

Bestellungen hierauf, welche ich mir frühzeitig erbitte, übernimmt
jede solide Buchhandlung.

Aischaffenburg, im April 1823.

Daniel Knobe, Buchhändler.

Anzeige neuer Schriften.

Ueber Nationalism, Gefühlsreligion und Christenthum, eine Beurtheilung der G. E. Müller'schen zwei Bücher. Vom Gewissen und Wahren, nebst psychologischen Beilagen über Erkenntniß, Gefühl, und Begehrungsvermögen von Dr. Joh. Sev. Vater, gr. 8. Brochirt 10 Gr.

Bei der großen Gährung theologischer Ansichten und bei der Kälte Gebildeter gegen öffentlich christliche Religionshandlungen, kommt eine neue, so wie man es von dem Herrn Verfasser gewohnt ist, gründliche und gemüthliche Untersuchung über die Ansprüche des Vernunft-Gebrauchs und des Gefühls über Religion und Christenthum zu rechter Zeit, um die gemäßigten aller Parteien einander zu nähern. Der Verleger macht deshalb auf diese kleine Schrift aufmerksam.

Halle, im April 1823.

E. A. Rummel.

Oesterreichische militairische Zeitschrift.

Jahrgang 1823.

Von dieser Zeitschrift ist erschienen das vierte Heft. Dieses enthält:

I. Der Feldzug 1805 in Italien. Zweiter Abschnitt. Gefecht vor Verona am 18. October. — Die Schlacht von Caldiero am 29., 30. und 31. October. Mit dem Plane der Schlacht bei Caldiero. — II. Versuch zur Ausrottung fremder, in die deutsche Kriegssprache eingeschlichener Wörter. — III. Literatur. Bemerkungen zu dem französischen Werke des Doctor L. Borie: „Versuch über die Rekrutirung und die Militairspitäler in Frankreich.“ — IV. Neueste Militairveränderungen.

Der Jahrgang von zwölf Monats-Heften dieser Zeitschrift kostet acht Thaler sächsisch. Alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands nehmen darauf Bestellungen an. Auch sind alle früheren Jahrgänge dieser Zeitschrift, seit ihrem Beginn im Jahre 1811, auf eben diesen Wegen zu erhalten. —

Literarische Anzeige.

Im Verlage der Kunz'schen Buchhandl. in Bamberg, erscheint:
Napoleana, oder Napoleon und seine Zeit; eine Sammlung merkwürdiger Actenstücke und noch ungedruckter Memoiren. Erste Lieferung.

Inhalt:

- 1) Einleitung.
- 2) Napoleon, Menou und Destaing in Aegypten. Beitrag zur Beantwortung der Frage über Buonapartes Religionswechsel. (Aus dem noch ungedruckten handschriftlichen Nachlaß eines italienischen Arztes.)
- 3) Napoleons politisches System während der hundert Tage.
- 4) Buonaparte vor St. Jean d'Acres; Kleber, Sir Sibney Smith; Dament; die Vorfälle in Jaffa.

5) Einzelne Charakteristische Sätze. (Die Herzogin von Guise; Josephine etc.)

Die zweite Lieferung wird der ersten schnell folgen.

Ankündigung.

Es sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
I. Geschichten, Märchen und Sagen. Von Fr. H. v. d. Hagen, E. T. A. Hoffmann und Heinrich Steffens. 8. Breslau, im Verlage von Josef Marx und Komp. 1823.

Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

Belin, Papier. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: 1) Anton von Bologna u. die Herzogin von Amalfi. Aus der geheimen Geschichte von Neapel. Durch F. H. v. d. Hagen.

2) Meister Johannes Nacht. Eine Erzählung von E. T. A. Hoffmann. (Diese Erzählung, so wie eine andere: Der Feind, welche später folgen wird, sandte der Verf. kurz vor seinem Tode, an den Verleger, der durch äußere Umstände verhindert, erst jetzt dieselbe den Freunden des seligen Hoffmanns übergeben konnte.)

3) Zur Sagen- und Märchen-Welt v. Heinrich Steffens. 1. Ueber Sagen und Märchen aus Dänemark. 2. Märchen und Sagen aus dem Riesengebirge. 3. Die Trauung.

II. Dr. Ragenbergers Vademecum; nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen von Jean Paul Friedrich Richter. Zweite verbesserte, und vermehrte Auflage. Drei Bändchen. 8. Breslau, im Verlage von Josef Marx und Komp. 1823.

Preis: Fein Belin, Papier 3 Thlr. 12 Gr.

Stark Post, Belin, Papier 4 Thlr. 12 Gr. *)

Der Veränderungen und Einschaltungen in dieser neuen Auflage sind so viele, daß eine Vergleichung mit den früheren höchst interessant seyn wird, und sie mehr ein ganz neues Buch, denn eine neue Auflage zu nennen ist. In der neuen und zweiten Vorrede sagt der Verfasser selber: „Diese neue Auflage bringt unter andern Zusätzen, mehrere neue Auftritte des guten Ragenbergers mit, welche ich eigentlich schon in der alten nicht hätte vergessen sollen, weil ich durch diese Vergesslichkeit „seinem Charakter manchen liebenswürdigen Zug benommen.“ — Die Druckausführung läßt nichts zu wünschen übrig und ist gelungen zu nennen; der Verfasser schreibt hierüber an die Verlags-handlung: „Ohne Frage wird Ihr Ragenberger die typographische Preisschrift unter „allen meinen Schriften, und die Schönheit des Papiers und Drucks „wird mir durch Täuschung ordentlich zu einer des Styls.“ —

Und so übergeben wir denn den verjüngten Ragenberger, in ungetrübter Geistes-Frische, allen Freunden Jean Paul'scher Art und Kunst, wünschend und hoffend, daß das flüchtige Salz des Komischen, der Laune und des Humors unseres Doctors auch jede etwaige üble Laune, Hypochondrie, Melancholie, und wie die unholben Plage-Geister alle heißen mögen, schnell zerlegen und verflüchtigen, und daneben die echte Empfindsamkeit als ein sanftes sympathetisches Mittel wirken möge! —

Buchhandlung Josef Marx und Komp. in Breslau.

*) Diese gute Ausgabe wird nur auf Verlangen in fester Rechnung versandt, und nicht zurückgenommen.

Im Verlage von Duncker und Humblot ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Palaeophron und Nestorpe. Eine Schrift in zwanglosen Heften, ästhetisch, kritischen Inhalts, bezüglich auf Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft. Herausgegeben von R. E. Schubarth. Erstes Stück. Mit einem Kupfer. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Inhalt dieser Schrift zerfällt in drei Hauptabschnitte, und zwar:

I. Antikes. Vornehmlich auf Homer bezüglich; zur Entwicklung der Maximen des Epos, mit Rücksicht auf das Gesamtephänomen griechischer Poesie und sein historisch, ästhetisches Princip.

II. Modernes. Meist neuere Poesieen und deren Maximen betreffend.

• III. Allgemeines. Ethik, Kunst, Literatur.

Singeln sey hier angeführt aus Abschnitt I. Ueber Achill — Große Wirkung Homerischer Poesie — Ueber die Eintheilung der Ilias — Epochen griechischer Poesie, zur Theorie des Epos. Aus Abschnitt II. Ueber Goethe's Tasso — Ueber die Zueignung und das Vorspiel zu Goethe's Faust — Tragischer Roman. Aus Abschnitt III. Religion, Kunst, Wissenschaft. Gegenstand und Anlage antiker und moderner Kunst — Die Restaurationen der Gruppe des Laokoon betreffend — Das Abendmahl Christi von Leonardo da Vinci — Ueber das Abendmahl Christi nach Raphael und Marc-Anton. (Mit einem Kupfer) — Marc-Anton's Verhältniß zu Albrecht Dürer und zu Raphael — Miscellen.

Jahres-Bericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften von I. Berzelius. Aus dem Schwedischen übersetzt von C. G. Gmelin. 2ter Jahrgang. Gr. 8. 1 Fl.

Tabingen.

H. Laupp.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

In genannter Buchhandlung (auch durch jede andere zu beziehen) sind folgende Werke zu haben:

- 1) **Euryanthe v. Savoyen.** Von Helmine v. Chezy (Grundstoff zu der neuen, bald zur Aufführung bereiten Oper „Euryanthe“ von Carl Maria von Weber, welche wie der „Freischütz“ aus Apels bekannten Mährchen, aus jenem interessanten alten Roman hervorgegangen ist) Umschlag und Titel-Bignette von Gubitz. 18 Gr.
- 2) **Erzählungen, die Manchem schon gefielen.** (Acht Erzählungen von geistreichen Schriftstellern, die ihren Zweck, lebendige und edle Unterhaltung, gewiß nicht verfehlen.) Umschlag und Titel-Bignette von Gubitz. 1 Thlr. 6 Gr.
- 3) **Merkwürdige Personen in der Geschichte unsrer Zeit.** Es sind 28 Bildnisse; nämlich: die Kaiser von Rußland und Oesterreich; die Könige von Preußen, Würtemberg und Schweden; Großfürst Constantin; Blücher, Wellington, Schwarzenberg, Metternich, Brebe, Kurtschoff, Gneisenau, Bülow, Kleist, Bennigsen, Bübna, Wittgenstein, Tauenzien, York, Borstell, Miloradowitsch, Wallmoden, Thielemann, Kotschschin, Hirschfeld, Aschaplitz und Moreau. Das Werk ist in groß Folio, und die Abdrücke sind von denselben, die bisher das Stück

- 16 Gr. Ioketen. Wir haben die trefflich geschnittenen Platten gekauft, und überlassen alle 28 Bildnisse zu 4 Thlr. 12 Gr., einzeln zu 6 Gr.
- 4) Ambros. Holzschnitt-Abdrücke. Von F. B. Gubig und dessen Schülern. (Biblische Gegenstände, ursprünglich zu einem illyrischen Gebetbuche bestimmt, und den Kunstfreunden zu empfehlen) 1 Thlr.
- 5) (Commissions-Artikel) Perlen der heiligen Vorzeit. (Gedruckt auf Kosten des Oefener wohlthätigen Frauen-Vereins. Die verschiedenen sehr günstigen Beurtheilungen in öffentlichen Blättern zeugen für die Trefflichkeit des Werks.) Gute Ausgabe auf Velin-Papier 2 Thlr. 8 Gr.
- 6) Lucas Cranachs Stammbuch. (Anerkannt vorzüglich) 12 Thlr.
- 7) Sammlung von Verzierungen, in Abgüssen, für die Buchdrucker-Presse zu haben, von F. B. Gubig. (Dieses Musterbuch darf keiner Buchdruckerei fehlen, auch Jeder, dem es um Ideen zu Verzierungen aller Art zu thun ist, findet bei den 474 Gegenständen gewiß, was er sucht.) 1 Thlr. 12 Gr.
- 8) Der Heiland; nach Lucas Cranach. Holzschnitt von F. B. Gubig. Folio. (Mit sechs Platten colorirt gedruckt, und eines der merkwürdigsten Blätter von des Künstlers Hand.) 2 Thlr.
- Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Ankündigung.

Es ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: **Treviranus, L. Chr. Ueber gewisse in Westpreußen und Schlesien angegeblich mit einem Gewitterregen gefallene Saamenskörner.** 8. Breslau, im Verlage von Josef Marx und Komp. 1823. 4 Gr.

Die königliche deutsche Gesellschaft zu Königsberg in Preußen macht hiermit bekannt, daß über die am 18. Januar 1821 aufgegebenen Preisfrage, betreffend:

Die historisch-grammatische Untersuchung der deutschen Beiwörter,

zu dem auf den 1. December 1822 festgesetzten Termin keine Beantwortung davon eingelaufen ist. Es ist daher ein neuer Termin bis zum 1. Decbr. 1823 anberaumt worden. Das Nähere über die Art, wie man die Preisaufgabe behandelt wünscht, ist zu seiner Zeit in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden. Der Preis ist 50 Thlr. in Gold, die concurrirenden Schriften werden eingesandt unfrankirt unter der Adresse des Secrétaires der Gesellschaft Director Dr. Struve in Königsberg.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandl. versandt:

Allgemeine medizinische Annalen des neunzehnten Jahrhunderts auf das Jahr 1823, oder: Kritische Annalen der Medizin als Wissenschaft und als Kunst vom dritten Jahrzehende des neunzehnten Jahrhunderts an. Herausgegeben von Dr. J. Fr. Pierer und Dr. L. Choulant. Drittes Heft. März. Geh. Gr. 4. (Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Monatsheften 6 Thlr. 16 Gr. Leipzig, den 15. Mai 1823.

J. A. Brodhans.

22

